Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3419. Hundertzweiunddreißigster Band. 7. Januar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Neue Klassikerausgaben.

Jetzt, in den Tagen der Neuromantik, die den Naturalismus verdrängt hat, sind die Tore in das Reich der „Blauen Blume“ wieder offen. Die Wissenschaft bemüht sich, noch tiefer in den Geist jener phantasievollen Zeit einzudringen, zu sammeln und zu suchen. Neue Ausgaben sind erschienen von Friedrich Schlegel, Novalis, Kleist, Arnim, Brentano, Görres. Ihnen gesellen sich einige weitere. Zunächst im Inselverlag zu Leipzig eine Auswahl des Besten, Volkstümlichsten, noch ganz Lebendigen aus „Des Knaben Wunderhorn“ (2 ℳ), eingeleitet von Friedrich Ranke. Die Sammlung, die Arnim und Brentano 1805 in drei Bänden herausgaben, ist eins der unvergänglichsten Dokumente der Romantik. Möchte diese Ausgabe ein rechtes Hausbuch werden.

Eine vierbändige Ausgabe von „Jean Pauls Werken“ (Leipzig, Bibliographisches Institut; 8 ℳ) in Meyers rühmlichst bekannten Klassikerausgaben, herausgegeben von Rud. Wustmann, enthält die beiden Hauptwerke Jean Pauls, den „Titan“ (Bd. 1, 2) und „Die Flegeljahre“ (Bd. 3) sowie das „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“, den Vorläufer zu den „Flegeljahren“, und die „Vorschule der Ästhetik“, die auch uns noch viel zu sagen hat. Was die Meyerschen Klassikerausgaben auszeichnet, die gediegene philologische Textkritik und ein vortrefflicher literarhistorischer Apparat, biographische Skizzen, gute Einführungen in die Werke, Erläuterungen, Anmerkungen, Bibliographie, Faksimilebeilagen, sind auch dieser Ausgabe in hohem Grade eigen. Es ist zu hoffen, daß sie recht viele Leser findet. Ist doch Jean Paul noch immer eine lebendige Kraft. In ihm liegen die tiefsten Wurzeln des romantischen deutschen Wesens, und die Fäden, die ihn mit späteren verbinden, sind so vielseitig, daß wir das Jahrhundert ohne ihn nicht ganz begreifen können.

Jetzt endlich erscheint auch, zur rechten Zeit, eine kritisch-historische „Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs“ (Regensburg, J. Habbel), unter Mitwirkung von Philipp August Becker herausgegeben von Wilh. Kosch und Aug. Sauer. Diese von literar-geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen begleitete vollständigste aller Eichendorff-Ausgaben, die auch viel Handschriftliches veröffentlicht, wird einschließlich einer ausführlichen Biographie von Kosch zwölf Bände zu je 500 Seiten umfassen. Der vorliegende erste Band enthält Eichendorffs „Tagebücher“, seine ältesten literarischen Aufzeichnungen aus den Jahren 1800 bis 1815, die wichtigste Quelle seiner Jugendzeit. Der Band kostet gebunden 3 ℳ bei Abnahme aller Bände; einzeln 4 ℳ 50 ₰. Die Volksausgabe umfaßt sechs Bände je 2 ℳ).

Ein ganz seltenes Ereignis auf dem Gebiete der Übersetzungskunst ist Richard Zoozmanns Übersetzung von „Dantes Poetischen Werken“ (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung): Band 1 bis 3 „Die Göttliche Komödie“, Band 4 „Das Neue Leben“, „Gedichte“. Mit Abdruck des Urtextes (geb. 18 ℳ). Zoozmann, der sich in seiner früher (bei Hesse) erschienenen Ausgabe Dantes und einem Auswahl-Band (bei Greiner u. Pfeiffer) als meisterlicher Verdeutscher des gigantischen Werkes von Dante sowie als tiefgründiger Kenner seiner Welt erwiesen, hat nun eine noch vollendetere Übersetzung folgen lassen, die alle bisher erschienenen zwanzig deutschen Übersetzungen antiquiert. Sie schenkt uns die Werke Dantes geradezu als deutsche Originaldichtungen mit allen Schönheiten einer unvergleichlich bilderreichen Phantasie und dem prachtvollen Fluß seiner Verse (sog. Schlegel-Terzinen). Mit ihr ist Dante für die deutsche Literatur so gewonnen wie Shakespeare durch die Schlegelsche Übersetzung. Vollendete poetische Freiheit und absolute Treue, fast bis aufs Wort, das Wunder dieser Synthese, an der bisher alle scheiterten, ist hier gelungen. Die Einwirkung auf die literarische Produktion wird nicht auf sich warten lassen. Dem Personenregister am Schluß hat Zoozmann auch ein mit größter Umsicht zusammengestelltes Dante-Brevier angefügt.

Von der empfehlenswerten, zwölf Bände umfassenden „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus“ (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung), begründet von Wilhelm Lindemann, zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Otto Hellinghaus, jeder Band 3 ℳ, sind jetzt die drei Schlußbände erschienen. Band 10: Romantik. Dichtung der Freiheitskriege. Chamisso. Platen. Band 11: Der schwäbische Dichterkreis. Österreichische Dichter. Band 12: Vom jungen Deutschland bis zur Gegenwart. Das Schönste und zugleich auch für die reife Jugend Wertvollste der deutschen Literatur von Klopstock bis Fontane ist hier für die häusliche Lektüre beisammen. In demselben Verlag erschien eine billige Volksausgabe der „Gesammelten Werke“ des katholischen, durch seine kernige, bilderreiche, im Volkstümlichen wurzelnde Sprache bekanntgewordenen Volksschriftstellers Alban Stolz in zwei Bänden: Das Vaterunser und der unendliche Gruß, und Spanisches (geb. 2 ℳ 20 ₰ und 1 ℳ 90 ₰). Dr. K.

Katholische Geschichtsliteratur.

1. Herders Jahrbücher: Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geb. 7 ℳ 50 ₰.

2. Tirols Erhebung im Jahre 1809. Von Joseph Hirn. Innsbruck, Heinrich Schwick (H. Pohlschröder). 9 ℳ.

3. Lebenserinnerungen. Von Dr. Joh. Friedrich v. Schulte. Erster Band: Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat. Dritter Band: Kirchenpolitische Aufsätze aus den Jahren 1874 bis 1886. Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravüre und Faksimile. Gießen, Emil Roth. Geh. je 10 ℳ.

Die verschiedenartigsten Ausstrahlungen des katholischen Grundgedankens an drei besonders bezeichnenden Typen kennen zu lernen, hierzu ist nichts geeigneter als ein Blick in die obengenannte Dreiheit: da haben wir die (katholikenfreundliche, aber sonst möglichst duldsame) Objektivität, den (österreichisch-nationalen, christlich-sozialen) Klerikalismus und die zwar oppositionelle, trotz allen Abfalls aber katholisch gebliebene altkatholische Schattierung. Gegensätze zum Teil recht grimmiger Art und doch in höherm Sinn eine Einheit, die unsere Zusammenfassung wohl rechtfertigt.

Gerade seit der entscheidenden Wendung der innerdeutschen Politik im Dezember 1906 haben wir Protestanten alle Ursache, uns mit dem Geistesleben der immer noch sehr mächtigen katholischen Minderheit, die ja an Österreichs Katholiken eine starke Stütze hat, eingehender zu beschäftigen, als wir meist dazu die Neigung haben. Wir brüsten uns zwar gern und oft mit der Behauptung, bei weitem viel toleranter zu sein als unsere andersgläubigen Mitbrüder; gemeinhin ist's jedoch recht schlecht damit bestellt. Darum ist das Auftauchen eines historischen, zeitgeschichtlichen Gegenstücks zu dem längst eingebürgerten „Jahrbuch der Naturwissenschaften“ von Max Wildermann mit Freuden zu begrüßen, obwohl oder, besser: weil es das kirchliche und politische Leben, die sozialen und wirtschaftlichen Fragen, die Fortschritte in Theologie, Philosophie, Geschichtschreibung, klassischer und altdeutscher Philologie, Literaturgeschichte, Volkskunde und Rechtswissenschaft, die jüngsten Erscheinungen auf den Gebieten der Literatur und Kunst in der Hauptsache vom Standpunkt eines (deutsch-österreichischen) Katholiken aus behandelt. Wer nicht klerikal gesinnt ist, nicht positiv denkt, wird beim Lesen schon ganz von selber die nötigen Abstriche machen; schaden kann's im übrigen niemand, einmal dem Grundsatze zu huldigen: Audiatur et altera pars. Zudem: Wer schenkt uns sonst mit Aussicht auf Fortsetzung derartige Jahrbücher? Alle Achtung vor dieser verlegerischen Opferwilligkeit!

Hirn hat die Forschungen über das Jahr 1809, die von Hormayr, Rapp und Egger auf Grund tirolischen Memoirenstoffs begonnen und ziemlich weit geführt worden waren, durch planvolles Ausschöpfen bayrischer und österreichischer Staats- und Privatarchive zum Abschluß gebracht; es wird so leicht kein Gelehrter das Material wesentlich zu bereichern bereit und imstande sein. Daß sich der ebenso reizvollen wie schwierigen Aufgabe, der Erhebung Tirols ein umfassendes, abschließendes Jubiläumswerk zu widmen, gerade einer der innerhalb des österreichischen Professorentums führenden Klerikalen unterzogen hat, tut bei dem bekannten Charakter des tirolischen Volksstammes der Schilderung durchaus keinen Eintrag. Dazu kommt, daß Hirn einer der besten Prosaisten ist, die in deutscher Sprache schreiben. Im Archivnachweis auf S. XVI fehlt Bertsch' reiche Sammlung von Hofer-Originalen im Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig.

Das interessanteste aber und wichtigste der drei Bücher sind entschieden Joh. Friedrich v. Schultes „Lebenserinnerungen“. Der bekannte greise Bonner Kirchenrechtshistoriker, in dem zugleich der gegenwärtig hervorragendste Altkatholik verkörpert ist, erzählt hier seine Schicksale, die in so merkwürdigem Grade mit vielen Geschehnissen aus der Geschichte Deutschlands und Roms in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aufs engste verknüpft sind, in einigermaßen schlichter, schmuckloser Form. Stark persönlich, ja eitel wird v. Schulte namentlich dann, wenn er Geschichte gemacht hat oder gemacht zu haben glaubt; sonst — dies gilt fast durchaus von dem zweiten Bande, der den preußischen Gang nach Kanossa von 1880 in seinen wichtigsten Vorstadien und Nachwirkungen trefflich persifliert — läßt er mehr die Ereignisse, Dinge, Urkunden reden. Also ein Quellenbuch zur neusten deutschen Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes. Helmolt.

Erste Hilfe bei Erkrankungen der Haustiere.

Landwirtschaftliche Tierheilkunde von Hermann Uhlich. Lexikonoktav. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 bunten Tafeln. Leipzig, J. J. Weber. In farbig illustriertem Leinenband 6 ℳ.

Die Zahl der Bücher über die landwirtschaftliche Tierheilkunde ist Legion; fast alle aber haben für den Landwirt nur geringen Wert, da dieser sich in dem Wust des gelehrten Beiwerks der Rezeptformeln nicht zurechtfinden kann. Daher wird das vorliegende Buch von allen einsichtigen Landwirten und Tierbesitzern freudig begrüßt werden, um so mehr, als es dem Verfasser gelungen ist, kurz, klar und einfach zu bleiben. Aus der Erfahrung heraus, daß bei jeder Erkrankung fast immer und überall irgend etwas, auch wenn es das Verkehrteste wäre, gegeben wird, will der Verfasser diesen Trieb in ungefährliche und doch zweckentsprechende Bahnen lenken. In dem allgemeinen Teil wird der Leser mit den elementaren Dingen der Behandlung bekannt gemacht: Deutung der Krankheitszeichen, Heilverrichtungen (Abreibung, Streichen und Kneten, Umschläge, Dunstbäder, Inhalation usw.), Reinigung und Desinfektion der Ställe, Allgemeines über Geburt und Geburtshilfe, Hausapotheke. In dem besondern Teil, der sich in sechs Abschnitte gliedert, und zwar Krankheiten des Pferdes, Krankheiten der Wiederkäuer (Rind, Schaf, Ziege), Krankheiten der Schweine, Krankheiten des Hundes, Krankheiten des Geflügels, die Seuchen unserer Haustiere, werden Art und Ursache sowie Vorbeugung und erste Behandlung der häufigsten Krankheiten leichtverständlich und anschaulich besprochen sowie die gesetzlichen Bestimmungen über Anzeigepflicht und Entschädigung kurz erwähnt. Zugleich wird der Tierbesitzer vor unzweckmäßigen Quacksalbereien gewarnt und zur rechtzeitigen Zuziehung des Tierarztes angehalten. Die für die Behandlung angeratenen Mittel, mit denen niemals geschadet, wohl aber genützt werden kann, sind fast überall erhältlich und leicht zu beschaffen. Bemerkenswert ist es, daß dem Wasser als Heilmittel ein weiter Spielraum zugewiesen worden ist. Die in dem sechsten Abschnitt enthaltene Belehrung über die Seuchen unserer Haustiere ist bei aller Kürze sehr instruktiv. In einem Anhange wird von den Gewährfehlern und dem Verhalten beim Kauf und Verkauf der Haustiere gesprochen. Die in den Text eingestreuten Abbildungen und die vier bunten Tafeln sind sehr anschaulich und gereichen dem Buche zur Zierde.

Landwirtschaftliche Buchführung.

Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von A. Güngerich. Mit acht Beilagen, Musterbeispiele einer landwirtschaftlichen Buchführung enthaltend. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 4 ℳ.

Die großen Wandlungen auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Buchführung und ihrer betriebswissenschaftlichen Grundlagen während der letzten dreißig Jahre finden in dem vorliegendem Buche, das in der zweiten Auflage eine große Anzahl Neuerungen bringt, eine solch umfassende Berücksichtigung, daß dieses wärmstens zur Lektüre empfohlen werden kann. Für die in demselben Verlage erschienene Schrift „Landwirtschaftliche Buchführung“ von Prof. Dr. Karl Birnbaum, die den jetzigen Anforderungen nicht mehr entspricht, wird das obengenannte Werk ein willkommener Ersatz sein. Die Einführung des Einkommen- und Vermögensteuergesetzes in den meisten Bundesstaaten, die beträchtliche Steigerung des landwirtschaftlichen Umsatzes und die Reform der Wirtschaftslehre des Landbaues haben so große Veränderungen im praktischen Leben hervorgerufen, daß der Landwirt nur an Hand einer übersichtlichen Buchführung und der Statistik zu einem klaren Überblick über seine Verhältnisse kommen kann. Das Buch enthält, übersichtlich geordnet, drei Teile, und zwar: 1. Ertrags-, Einkommens- und Vermögensnachweis des Landwirtes; 2. Die Führung der Wirtschaftsregister; 3. Die Aufstellung der Wirtschaftsstatistik. Dazu treten erläuternde Formulare und ein Musterbeispiel einer landwirtschaftlichen Buchführung für mittlere und größere Betriebe. Der wichtigste Teil des Buches ist der dritte Abschnitt, der von der Wirtschaftsstatistik handelt. Nur der Landwirt, der die Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebsfaktoren, die Unterhaltungskosten, den Kunstdüngeraufwand bei den verschiedenen Bodenverhältnissen sowie die Erträgnisse aus Viehzucht und Ackerbau während einer Reihe von Jahren genau studiert hat, ist in der Lage, ohne Störung des Betriebes in dessen vielgestaltiges Räderwerk einzugreifen, Mängel zu beseitigen und für die Weiterentwicklung seines Gutes zu sorgen. Wertvolle Unterstützung für seine Berechnungen findet der Landwirt ohne Zweifel in den statistischen Übersichten der öffentlichen Buchführungsinstitute; aber erst die eignen Beobachtungen und Erfahrungen sowie seine Buchführung werden ihm die eigentlichen Unterlagen für seine Voranschläge und Rentabilitätsberechnung an die Hand geben. Hierfür wird das vorliegende Buch, in dem auch die vorzüglichen Arbeiten von Prof. Dr. Aereboe und Dr. Ernst Laur teilweise benutzt sind, ein ausgezeichneter Ratgeber sein.

Eduard Pötzls gesammelte Skizzen.

Ausgabe in 18 Bändchen. Mit einem Vorwort von Peter Rosegger und dem Porträt des Verfassers. Wien, Robert Mohr. 36 ℳ.

Die gesammelten Skizzen des Wiener Feuilletonisten Eduard Pötzl bilden ein Schatzkästlein des Humors und eine reichhaltige Galerie von ergötzlichen Wiener Typen und Stimmungsbildern. Der Verfasser ist ein scharfsichtiger Beobachter und Kenner Wiens und der Wiener. Seine knappen, feinziselierten Darstellungen sind Meisterwerke intimer Kleinmalerei, die durch ihre sorgfältige und ehrliche Ausführung an altniederländische Bilder und durch ihren frischen, naturwüchsigen Humor an Charles Dickens und Mark Twain gemahnen. Pötzl ist nicht bloß ein erstklassiger Humorist, sondern auch ein feingestimmter Poet. Er schildert die alten Häuser, die stillen Gassen, das Treiben in den gemütlichen Kneipen von Wien, führt seine Leser in die entzückende Umgebung, auf den Kahlenberg, auf das Marchfeld, auf die Simmeringer Heide, in die Jagdgebiete in nächster Nähe Wiens, in die von ihm „entdeckten“, durch neueröffnete Lokalbahnen erschlossenen Gegenden und anheimelnden Städtchen in der Nähe der Kaiserstadt. Aber die eigentliche Spezialität Pötzls bilden die humorvollen Schilderungen origineller Typen aus allen Kreisen der Wiener Bevölkerung, vor allem der Klein- und Spießbürgerschaft. Die von Witz, Humor und poetischer Empfindung durchwehten Darstellungen Wiens, der Wiener und des Wiener Lebens sind eine ebenso amüsante wie geistvolle und belehrende Lektüre, die der Kaiserstadt an der Donau neue Freunde werben wird.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Nr. 3419. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8. ℳ, frei ins Haus 8. ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8. ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8. ℳ, Österreich 10 K 56 h. Ungarn 9 K 94 h. Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9. ℳ, Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28. ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1. ℳ. **7. Januar 1909.**

Julius Blüthner, Leipzig.

Königlich Sächsische Hof-Pianoforte-Fabrik.

Hoflieferant Ihrer Maj. der Deutschen Kaiserin u. Königin von Preußen, Sr. Maj. des Kaisers von Österreich u. Königs von Ungarn, Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Sr. Maj. des Königs von Bayern, Sr. Maj. des Königs von Württemberg, Sr. Maj. des Königs von Dänemark, Sr. Maj. des Königs von Griechenland, Sr. Maj. des Königs von Rumänien, Ihrer Maj. der Königin von England.

Flügel–Pianinos. (3)

Prämiiert mit nur ersten Weltausstellungs-Preisen, zuletzt Paris 1900 und St. Louis 1904 mit dem Grand Prix (höchste Auszeichnung).

Webers Illustrierte Handbücher

(Jeder Band ist in Leinwand gebunden.)

Bank- und Börsenwesen. Dritte Aufl., nach den neuesten Bestimmungen der Gesetzgebung umgearbeitet von Georg Schweitzer. 4 Mark.

Bilanz, die kaufmännische, ihr ordnungsmäßiger Aufbau sowie deren wissentlich unwahre Darstellung. Von Rob. Stern. 3 Mark.

Buchführung, kaufmännische. (Einfache und doppelte). Von Oskar Klemich. Sechste, durchgesehene Aufl. Mit 7 Abbildungen und 3 Wechselformularen. 3 Mark.

Chemikalienkunde. Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Chemikalien des Handels. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietsch. 3 Mark.

Commercial correspondence. By Dr. F. E. Sandbach. Based on the German and French Works of the same Title by C. F. Findeisen and J. Forest. 4 Mark.

Correspondance commerciale par J. Forest. 2e édition. D'après l'ouvrage de même nom en langue allemande par C. F. Findeisen. 3 Mark 50 Pfg.

Drogenkunde. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietsch und A. Fuchs. 3 Mark.

Farbwarenkunde. Von Dr. G. Heppe. 2 Mark.

Girowesen. Von Karl Berger. Mit 21 Formularen. 2 Mark.

Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Textausgabe m. Sachregister. 2 Mk.

Handelsmarine, deutsche. Von Kapitän z. S. a. D. Richard Dittmer. Mit 1 Karte und 66 Abbildungen. 3 Mark 50 Pfg.

Handelsrecht, deutsches, nach dem Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich. Von Robert Fischer. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Mark.

Handelswissenschaft auf volkswirtschaftlicher Grundlage. Siebente Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Otto Goldberg. 3 Mark.

Korrespondenz, kaufmännische. Von C. F. Findeisen. Siebente, vermehrte Aufl., bearbeitet von Robert Spalteholz. 2 Mark 50 Pfg.

Rechnen, kaufmännisches. Von Robert Stern. 5 Mark.

Warenkunde. Sechste Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietsch. 3 Mark 50 Pfg.

Wechselrecht, allgemeines deutsches. Mit besonderer Berücksichtigung der Abweichungen und Zusätze der österreichischen und ungarischen Wechselordnung und des eidgenössischen Wechsel- und Scheckgesetzes. Von Karl Arenz. Dritte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Mark.

Ausführliche Prospekte mit Inhaltsangabe jedes Bandes stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig 26.

Webers Illustrierte Handbücher.

Jeder Band ist in Leinwand gebunden.

Baukonstruktionslehre. Mit besonderer Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. Von Walter Lange. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 512 Text- und 9 Tafeln Abbildungen. 4 Mark 50 Pf.

Baustile, oder Lehre der architektonischen Stilarten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Nebst einer Erklärung der im Werke vorkommenden Kunstausdrücke. Von Dr. Ed. Freiherr von Sacken. Sechzehnte Auflage; neu bearb. u. vervollständigt von O. Gruner. Mit 143 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Baustofflehre. Von Walter Lange. Mit 162 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Brückenbau. Für den Unterricht an technischen Lehranstalten und zum praktischen Gebrauche für Bauingenieure, Bahnmeister Tiefbautechniker usw. sowie zum Selbststudium bearbeitet von Prof. Richard Krüger. Mit 612 Text- und 20 Tafeln Abbildungen. 9 Mark.

Elemente des Eisenbahnbaues. Für den Unterricht und die Übungen an technischen Lehranstalten sowie zum Gebrauch bei der Vorbereitung für den mittleren technischen Eisenbahndienst. Von Prof. M. Hartmann. Mit 300 Text- und 20 Tafeln Abbildungen nebst einer Tabelle. 6 Mark.

Erd- und Straßenbau. Für den Unterricht an technischen Lehranstalten und zum praktischen Gebrauche für Bauingenieure, Straßenmeister und Tiefbautechniker sowie zum Selbststudium bearb. von Prof. Richard Krüger. Mit 260 Abbildungen. 5 Mark 50 Pf.

Wasserbau. Zum Selbstunterricht, für den Gebrauch in der Praxis und als Lehrbuch für Fachschulen von K. Schiffmann. Mit 605 Text- und 8 Tafeln Abbildungen. 7 Mark 50 Pf.

Wasserversorgung der Gebäude. Von Professor Walter Lange. Mit 282 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Jeder Briefmarken-Sammler

lese das monatlich 2 mal erscheinende, mit wertvollen Marken-Gratisbeigaben ausgestattete illustr. Fachblatt

Senfs Briefmarken-Journal

Diese meist gelesene Briefm.-Zeitung der Welt kostet halbjährl. (12 Hefte) nur 1 M. 50 (Ausland 1.75). **Probe-Nummer** mit wertvoller Marke nur gegen Einsendung von 15 Pfg = 20 Heller in Briefmarken.

Aus unserem hervorragenden Lager von Marken aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten machen wir **Auswahlsendungen** für kleine u. vorgeschrittene Sammler in jedem Umfange auch ins Ausland. Alle Marken **verbürgt echt** und nur in bester Erhaltung.

Grosse illustr. Preisliste über billige Sätze, Brfm.-Alben gratis

Wir empfehlen daraus als Probe folgende: **Echte Briefmarken** = alle verschieden = Von 5 Mark an versenden portofrei.

52 Spanien . . —.95	39 Deutsche Kolonien nur 3 M. 10
105 Orient . . 3.10	10 China . . . 1.—
100 Uebersee 1.75	32 Japan . . . 1.10
16 Montenegro 2.—	30 Persien . . 1.25

3000—10,000 Verschiedene lt. Gratis-Preisliste.

505 Stück Marken nur M. 4.05	20 Guatemala —.95
1010 " aller " 12.10	32 Peru 2.10
1515 " Erdteile " 30.15	21 Java . . . . —.95
2020 " " 48.20	25 Mexiko . . 1.— 11 Siam 1.35

Eigener Entwurf

Gebrüder Senf Gegründet 1879. Grösstes Briefmarken-Spezial-Geschäft der Welt.

Unentbehrl. für jeden Sammler ist unser grosser Illustr. Briefmarken-Katalog mit 51,500 Preisen, geb. 3.80 fco

in Leipzig. B 2a (162)

Nachdruck verboten.

Breslau Beauvais-Lentze, Pensionat I. Ranges
Gegr. 1881. Kaiser Wilhelm-Str. 120. (374)
Vorzüglicher Kochunterricht. Haushaltung. Wissenschaft. Kunst etc. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. — Kein Externat. — Prima Referenzen. Prospekte. Eigenes Haus. — Garten.

Dr. H. Schuster's Institut,
— Gegr. 1882. — Leipzig, Sidonienstraße 59. — Pension. —
Vorber. für **Maturitäts-** und **Prima-Prüfung** (auch für Ältere u. f. Damen!). (373)
" " **Einjähr.-Freiw.-Examen** (nicht versetzte Obertert. bestanden schon nach 1/2 J.).
" " **Fähnrichs-** u. **Seekad.-Prüf.** u. **alle Klassen höherer Schulen.**
Erfolge s. Prospekt. Dr. H. Schuster.

Neuchâtel, Schweiz, Les Cyclamens, Töchterpensionat. Gründliche Erlernung der französischen Sprache. Prachtvolle Lage. Beste Referenzen in Deutschland. Mr. le professeur Perrochet et Mesdames Perrochet.

Der rechte Gefährte. (253)
Briefe voll Herzenswärme bezeugen, wie die Werke und die Analysen von P. P. L. den Mut der persönlichen Überzeugung, das rechte Selbstvertrauen und die Spannkraft in einem ungewöhnlichen Grade stärken. Mit landläufig. Deutungen hat die Praxis von P. P. L. (seit 1890) nichts zu tun. Prospekt mit Erfolgberichten über tiefgründige **Charakteroffenbarungen** nach eingesandten **Handschriften** grat. durch **P. Paul Liebe,** Schriftsteller in **Augsburg I,** S. Fach.

Rheinisches Technikum Bingen (145)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau, Brückenbau.
Chauffeurkurse.

Technikum Konstanz am Bodensee
Hochbau Tiefbau Maschinenb. Elektrotech.
Prosp. frei Reform.-Lehrpr.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
36. Schuljahr: 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos v. Sekretariat. (48)

Ein Wort an Alle:
Dr. Rosenthals weltberühmtes Meisterschafts-System ermöglicht es jedermann, durch Selbstunterricht schon in drei Monaten eine Sprache wie Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch-Norwegisch, Schwedisch, Russisch, Böhmisch, Polnisch, Ungarisch und Deutsch zu lernen. Probebrief jeder Sprache à 50 Pf. liefert jede Buchhandlung und die (255)
Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig 32.
Prospekt und Anerkennungen gratis.

Technikum Neustadt i. Meckl.
Abteilung für Ingenieure, Techniker, Werkmeister.
Höhere Lehranstalt. Msch.-Bau, Elektrot. Elektrizitätswerk. Lehrwerkstatt. — Programm frei.

Buurman's Einj.-Institut in BREMEN (370)
ist eine der erfolgreichsten derartigen Anstalten in Deutschland. — Im letzten Schuljahre haben 70 Schüler der Anstalt den Berechtigungsschein zum Dienen als Einjähriger erhalten. — Prospekt kostenlos.

Ingenieurschule Zwickau
Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieur- und Techniker-Kurse (80)

Die soziale Wirksamkeit der Hohenzollern.
Von Dr. phil. Theo Sommerlad, Professor a. d. Universität Halle. 3 Mk.

Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland.
Von Dr. phil. Theo Sommerlad, Professor an der Universität Halle.
I. Band: Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland in der naturalwirtschaftlichen Zeit bis auf Karl d. Gr. In Pergament gebunden 6 Mark.
II. Band: Die wirtschaftliche Tätigkeit der deutschen Kirche in der Zeit des erwachenden Staatsgedankens bis zum Aufkommen der Geldwirtschaft. Geheftet 6 Mk.

Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters.
Von Dr. phil. Theo Sommerlad, Professor an der Universität Halle. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie und zur Wirtschaftsgeschichte des ausgehenden Altertums. 6 Mark.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Zuverlässige, gründliche Vorbereitung auf **Examen.** Einj.-Freiw.-, Abit.-, Präparand.-, Seminarist.-, Lehrerinnen-, Mittelschullehrer-Exam. sow. sämtl. Subalternbeamtenprüf., ferner Aufnahme in die Tertia, Sekunda, Prima aller höh. Lehranstalt. Abschlussprüf. an höh. Mädchensch., Handelssch. usw. durch 30 versch. Selbstunterrichtsw. Meth. Rustin. Glänz. Erfolge. Prosp. u. Anerkennungsschr. über jed. Werk grat. u. fr. — Ansichtssend. bereitw. Rustinsches Lehrinst., Potsdam-P.

Einführung in die Theorie u. Praxis des Kindergartens
von
Eleonore Heerwart
Vorsitzende des Allgemeinen Kindergärtnerinnen-Vereins, Ehrenmitglied des Deutschen Fröbelverbandes usw.
Mit 37 Abbildungen.
In Originalleinenband 2 Mk. 50 Pf.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Zitatenlexikon

Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten u. Sentenzen
von **DANIEL SANDERS.**
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
Im Einband von Webers Illustrierten Handbüchern 6 Mark, in elegantem Geschenkeinband 7 Mark.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig 26.

WIENER PORTRÄTS

Preis 15 Mk. = von Dr. PAUL COHN. = Preis 15 Mk.
Verlag für Fachliteratur G. m. b. H., Berlin W.
Im Verlag für Fachliteratur G. m. b. H. in Berlin erschien eine sehr interessante Mappe: Wiener Porträts, eine Sammlung photographischer Amateur-Aufnahmen von Dr. Paul Cohn. Es sind Bilder aus den besten Gesellschaftskreisen, die hier geboten werden. Damen der Aristokratie, der Finanzwelt und der Kunstwelt, Herren aus dem Zivil- und dem Militärstand. Vor allem sind Damen von der Bühne mit ihren rassigen Profilen das Studienobjekt Dr. Cohns gewesen: Elsa Bland von der Wiener Hofoper, Claire Liesenberg vom Hofburg-Theater, die Heroine Gertrud Arnold, die mondäne Künstlerin Elsa v. Ruttersheim, die pikante Soubrette Gräfin Kinsky-Palmay und der Wiener Kabarettstar Mela Mars. Man kann alle diese Köpfe nur mit rückhaltloser Anerkennung betrachten; sie wirken nicht wie Photographieen, sondern wie Porträts, oder wie geistvolle Porträtstudien.

Bibliothek „Sport und Spiel“

16 Bände, dauerhaft in Leinwand gebunden. — Bei Abnahme der gesamten Bibliothek wird dieselbe für 40 Mark (Einzelpreis der 16 Bände 49 Mark 50 Pfg.) abgegeben. Ausführliche Prospekte mit Inhaltsangabe jedes Bandes der Bibliothek „Sport und Spiel“ stehen unentgeltlich zur Verfügung.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig 26.

August Förster

Flügel
Pianinos
Harmoniums

Fabrikate ersten Ranges.

Fabriken:
Löbau Sa. Georgswalde Böhm.
Vertreter an allen Plätzen.

FÜR DAS THEATER

ZEISS-„TELEATER"
Grosse Helligkeit □ □ □
Grosses Gesichtsfeld □ □
Prospekte T 8 gratis u. frko.

Zu beziehen d. optische Handlungen sowie von:

CARL ZEISS, JENA
Berlin · Frankfurt a. M. · Hamburg
London · St. Petersburg · Wien

(221)

Laxin Confect

Abführende Fruchtpasten von höchstem Wohlgeschmack und sicherer, milder Wirkung.

Original Dose (20 Stück) 1 Mark

Zu haben in allen Apotheken. Generaldepot für Oesterreich-Ungarn, Serbien, Rumänien und Bulgarien K. K. Hofapotheker Dr. L. Sedlitzky, Salzburg.

Salit

Beste Einreibung gegen

Hexenschuss, Reissen, rheumatische Schmerzen

Salit wirkt nicht wie die spirituösen Einreibungen nur schmerzablenkend durch Hautreiz, sondern direkt auf die Ursache.
In Apotheken die Flasche zu Mk. 1,20. (217)

Chemische Fabrik von Heyden, Radebeul-Dresden.

Pianos, Harmoniums.

Verlangen Sie Pracht-Katalog frei.
Jährlich. Verkauf 1300 Instr. fast nur direkt an Private.
Grösstes Harmonium-Haus Deutschlands.
Nur erstklassige Pianos, hervorrag. in Ton u. Ausführ.

Brüning & Bongardt, Barmen 8.

Katalog gratis
Musikinstrumente jeder Art zu billigsten Preisen
Wilhelm Paulus
Markneukirchen i. Sa. 60

(254)

Freimaurerei. Von Dr. Willem Smitt. Zweite, verbesserte Aufl. 2 Mark. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Gedächtniskunst.

Von Herm. Kothe. 9. Auflage von G. Pietsch, Preis 1 Mark 50 Pfg.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Webers Illustrierte Handbücher.

Jeder Band ist in Leinwand gebunden.

Flöte und Flötenspiel. Ein Lehrbuch für Flötenbläser von Maximilian Schwedler. Mit 22 Abbildungen und vielen Notenbeispielen. 2 Mark 50 Pf.

Gesangskunst. Von Prof. Ferdinand Sieber. Sechste Auflage. Mit vielen Notenbeispielen. 2 Mark 50 Pf.

Kehlkopf, der, im gesunden und erkrankten Zustande. Von Dr. med. C. L. Merkel. Zweite Auflage, bearbeitet von Sanitätsrat Dr. med. O. Heinze. Mit 33 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Klavierspiel, die Elemente des. Von Franklin Taylor. Deutsche Ausgabe von M. Stegmayer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Notenbeispielen. 2 Mark.

Klavierunterricht. Studien, Erfahrungen und Ratschläge für Klavierpädagogen. Von Louis Köhler. Sechste, neu durchgearbeitete Aufl. von Richard Hofmann. 4 Mark.

Kompositionslehre. Von Johann Christ. Lobe. Siebente, verm. Aufl. von Richard Hofmann. 3 Mark 50 Pf.

Musik. Von Johann Christ. Lobe. Achtundzwanzigste, durchgesehene Aufl. von Richard Hofmann. 1 Mark 50 Pf.

Musikgeschichte. Von Robert Musiol. Dritte, stark erweiterte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Richard Hofmann. Mit 11 Text- und 22 Tafeln Abbildungen. 4 Mark 50 Pf.

Musikinstrumente, ihre Beschreibung und Verwendung. Von Richard Hofmann. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 205 Abbildungen und zahlreichen Notenbeispielen. 4 Mark.

Orgel. Erklärung ihrer Struktur, besonders in Beziehung auf technische Behandlung beim Spiel. Von E. F. Richter. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Hans Menzel. Mit 25 Abbildungen. 3 Mark.

Stimme, Gymnastik der, gestützt auf physiologische Gesetze. Eine Anweisung zum Selbstunterricht in der Übung und dem richtigen Gebrauche der Sprach- und Gesangsorgane. Von Oskar Guttmann. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 26 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Violine und Violinspiel. Von Reinhold Jockisch. Mit 19 Abbildungen und zahlreichen Notenbeispielen. 2 Mark 50 Pf.

Die ästhetische Bildung d. menschlichen Körpers. Lehrbuch zum Selbstunterricht für alle gebildeten Stände insbesondere für Bühnenkünstler von Oskar Guttmann. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 98 Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark.

Mimik und Gebärdensprache. Von Karl Skraup. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 58 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Die Kunst der Rede und des Vortrags. Von Karl Skraup. Mit 16 Abbildungen. Preis 4 Mark 50 Pf., in Leinwand gebunden 6 Mark.

Redekunst. Anleitung zum mündlichen Vortrage von Roderich Benedix. Sechste Auflage. In Originalleinenband 1 Mark 50 Pf.

Tanzkunst. Leitfaden für Lehrer und Lernende nebst einem Anhang über Choreographie von Bernhard Klemm. Siebente Auflage. Mit 83 Abbildungen. In Originalleinenband 3 Mark.

Der gute Ton und die feine Sitte. Von E. v. Adlersfeld-Ballestrem. Vierte, verbesserte Auflage. 2 Mark.

Der mündliche Vortrag. Ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht von Roderich Benedix.
Erster Teil: Die reine und deutliche Aussprache des Hochdeutschen. Zehnte Auflage. In Originalleinenband 1 Mark 50 Pf.
Zweiter Teil: Die richtige Betonung und die Rhythmik d. deutschen Sprache. Fünfte Auflage. In Originalleinenband 3 Mark.
Dritter Teil: Die Schönheit des Vortrags. Fünfte Auflage. In Originalleinenband 3 Mark 50 Pf.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Für Liebhaberbühnen!

Das Haustheater

Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise von RODERICH BENEDIX.

Erster Band. 10. Auflage. 3 Mark, in Leinenband 4 Mark 50 Pfg.
Zweiter Band. 2. Auflage. 3 Mark, in Leinenband 4 Mark 50 Pfg.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Wünsche
„Minimal"
Nr. 615
mit Reika-Adapter.

Die Flachcamera mit den leichtesten Kassetten. Denkbar flachster Bau, grösste Stabilität, elegantestes Aussehen.

Emil Wünsche
Aktiengesellschaft für photographische Industrie
Reick bei Dresden

Hauptkatalog Nr. 70. kostenlos.

DER GROSSTE ERFOLG
LE TRÈFLE INCARNAT DE L·T·PIVER
DER MODERNEN ZEIT

Beliebte weltberühmte Marke.

Adler

Fahrräder

Erstklassiges Fabrikat!

Herren-, Damen- und Jugendräder. Geschäfts-Fahrräder. — Adler-Freilauf. — Doppel- und dreifache Uebersetzung. — Adler Kettenlos, etc.

Radler, fahr' Adler!

Marke „Adler" in allen Epochen der Geschichte des Fahrrads bis zur Gegenwart hervorragendst in Material, Konstruktion und Ausführung. — Spielend leichter Lauf. — Vornehme und gefällige Formen. — Elegante Ausstattung.

— In allen Preislagen. —

Man verlange Katalog Lp 3.

Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G.
Frankfurt a. M.

Gegründet 1880. ca. 3000 Arbeiter.
Fabrikation: Fahrräder, Automobile, Schreibmaschinen, Kleinautos.
Spezial-Kataloge auf Wunsch.
Viele höchste Auszeichnungen im In- u. Auslande.
Grand Prix (Mailand 1906).
Durch Allerhöchsten Erlass vom 17. Februar 1908 Preuss. Staatsmedaille in Gold.

BLAUGAS
FLÜSSIGES VERSANDFÄHIGES LEUCHTGAS

Einfachstes System von Kleingasanlagen
für Beleuchtung und technische Zwecke.

Vorzügliche Referenzen über ausgeführte Anlagen stehen zur Verfügung.

Deutsche Blaugas-Gesellschaft m. b. H. Augsburg.

(223)

Schachspielkunst. Von K. J. S. Portius. 12., verm. u. verb. Auflage. 2 Mk. 50 Pf. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Echte Briefmarken. Preisliste gratis sendet August Marbes, Bremen. (136)

Glas-Stereoskope u. Laternbilder neueste Aufnahmen, Spanien, Mittelmeer, Orient. **Alois Beer,** K. u. K. Hof-Photograph in **Klagenfurt.** Katalog gratis und franko. (18)

J. J. WEBER
Graphische Kunstanstalten
Fernsprecher: № 4597 · LEIPZIG · Reudnitzer-Strasse 1–7.
Anfertigung feiner Drucksachen
Jubiläumsschriften u. Kataloge
Specialität: Buntätzungen.

Die Überlegenheit der

Solodant-Phonola

ist in technischer und künstlerischer Hinsicht unumstösslich.

Die SOLODANT-PHONOLA ist das einzige Instrument, mit dem man nicht nur Klavier spielen, sondern das Klavier beherrschen kann.

„SOLODANT" hebt die Melodie auch innerhalb eines Akkordes selbsttätig hervor. — Die Künstlerrollen geben das Originalspiel von mehr als 100 weltberühmten Meistern wieder, gestatten aber dem Spieler, seiner eigenen Auffassung zu folgen. — Vorspiel und Druckschriften bereitwilligst.

Ludwig Hupfeld A.-G., Berlin W., Leipzigerstr. 123a Ecke Wilhelmstr.

WIEN VI, Mariahilferstr. 5/7 :: HAMBURG, Dammtorstr. 6 :: DRESDEN, Pragerstr. 9
FRANKFURT a. M., Zeil 48/50 :: HAAG, Kneuterdijk 20 :: AMSTERDAM, Kalverstr. 26 :: Fabrik in Leipzig.

Jul. Schrader's Likörpatronen *gesetzl. geschützt.*

Zur Selbstbereitung
hochfeinster Dessert- und Tafel-Liköre, Bitters und Schnäpse in ca. 100 Sorten erhältlich. Preis per Patrone je für 2½ Liter reichend 60 Pfg. bis Mk. 1.—.
Ausführliche Broschüre mit Attesten gratis durch
Hugo Schrader, vorm. J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart W. 4. (287)

Webers Universal-Lexikon der Kochkunst

Ein Kochbuch in alphabetischer Anordnung, ein Lehr- und Nachschlagebuch über alle in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst des In- und Auslandes vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswert und Verfälschung, nebst einem Ergänzungsband, enthaltend die moderne Geselligkeit, Tafeldekoration u. Kücheneinrichtung.

Achte Auflage. 1700 Seiten mit über 10000 Rezepten, 800 Küchenzetteln, 472 Abbildungen, 26 meist farbigen Tafeln und einem ausführlichen Küchenkalender.

3 Bände in Originaleinband . . . . 30 Mark
Regal hierzu aus Eichenholz 8 Mark, aus Nussbaum 10 Mark

Der dritte (Ergänzungs-)Band steht auch im Einbande der 6. und 7. Auflage des Universal-Lexikons der Kochkunst den Besitzern dieser Auflagen zum Preise von 5 Mark zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Natürliches **Wiesbadener Kochbrunnen: Quellsalz**

Sofortige Linderung **Lungenleiden** Husten Heiserkeit

Auswurf. Tausende verdanken diesem Naturschatze von Weltruf jährl. ihre Genesung. Unübertroff. bei Magen-, Darm- und Verdauungsstörng. Unentbehrl. b. Keuchhust., Nasen- u. Rachenkatarrhen. In Apoth. à 2.50 M., direkt 3 Fl. 7.50 M. franko. Anweisung u. begeist. ärztl. Heilberichte umsonst Brunnen-Contor, Wiesbaden S. Gewinnung unt. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden. (411)

Erste europ. u. k. k. privileg.
Kunstzither- etc. Fabrik mit Kraftbetrieb
Hans Haubner, Marienbad C.

PATENT PATENT

Patent-Haubnerzither.

Neu! **Patent!** Weltberühmt! Nach **Violinsystem** mit Wölbung, Steg, Stimmstock u. F-Löchern etc., also mit **erzwungener** Resonanz; ferner **akadem. Zither-Selbstlehrbuch.** Gewähre **Probezeit ohne Kaufzwang.** Wenn Zither nicht **absolut unerreicht** im Ton etc., wenn man aus Schule nicht **ganz ohne Lehrer** lernen **kann und wenn** beide nicht **wahre Idealwunderwerke** sind, so **zurück** und man **erhält anstandslos sein Geld.**

Hassia Hassia Stiefel

Ueberall bevorzugt

weil in Eleganz, Passform und Qualität unerreicht.

Schuhfabrik HASSIA Offenbach am Main. (4179)

Niederlagen durch Plakate kenntlich, event. von der Fabrik zu erfahren. Illustrierter Katalog No. 51 gratis.

Vervielfältigungs-Apparat

Absolut tropensicher.

= **Wenzel-Presse,** ges. gesch. = liefert leicht **die besten Abzüge** von Hand- und Maschinenschrift, Noten, Zeichnungen in **grösster Anzahl.** Probe-Vervielfältigungn. und Prospekt gratis und franko. (211)
Paul Wenzel, Dresden-A., Palmstr. 49.

Schier 30 Jahre bin ich alt!

kann heute das unter Feinschmeckern hochgeschätzte ***„Weber's Carlsbader Kaffee - Gewürz"*** *ausrufen, und ebensolang erfreut es sich auch schon der Gunst des Publikums.*

Otto E. Weber Radebeul - Dresden.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Die Wohnung der Neuzeit

von Prof. Dr. **Erich Haenel** und Baurat Prof. **Heinr. Tscharmann.**

Quart. Mit 228 Abbildungen und Grundrissen ausgeführter Arbeiten der hervorragendsten Innenraumkünstler der Neuzeit sowie 16 farbigen Tafeln. In Künstlerleinen gebunden 7 Mark 50 Pf.

C. BRANDAUER No 546 E BIRMINGHAM
BRANDAUER-STAHLFEDERN
CORRESPONDENZ-SCHUL- U. ZEICHENFEDERN.
Musterschachteln à 50 ₰ Durch jede Papierhandlung zu beziehen
HENRY A. MARCUS HAMBURG (11)

Briefmarken Preisliste gratis
100 versch. engl. Kolonien 2,00
50 " franz. " 1,50
E. Waske, Berlin, Französischestr. 17 g.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall
Germania
Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung
Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.
Versicherungsbestand Ende 1907: 780,1 Millionen Mark Kapital
Sicherheitsfonds Ende 1907: 341,2 Millionen Mark
Unverfallbarkeit - Weltpolice - Unanfechtbarkeit
Dividende nach Plan B bis zu 79 3/4 % der einzelnen Prämie.
Unfall-Versicherung Haftpflicht-Versicherung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Lehrbuch der Praktischen Photographie.
Sechste Auflage, auf Kunstdruckpapier gedruckt.
Völlig neu bearbeitet von **H. Kessler,**
Professor an der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.
Mit 141 Abbildungen und 8 teils farbigen Tafeln.
In Originalleinenband 4 Mark 50 Pfg.
„Das Werk ist ein ebenso gutes Lehrbuch für den Anfänger wie ein Nachschlagewerk für den erfahrenen Photographen. Ein Vorteil gegenüber den meisten anderen Lehrbüchern dürfte darin zu erblicken sein, daß neben der monochromen Photographie auch der Farbenphotographie und des Pressendruckes gedacht ist." Apollo (Dresden).
Ausführliche illustrierte Prospekte über vorstehendes von der Fachpresse überaus beifällig aufgenommene Werk stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Kaloderma
Seife
Glycerin & Honig-Gelée und Reispuder
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut.
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
BERLIN-WIEN. (296)
Zu haben in Apotheken, Parfümerie-, Drogen- und Friseurgeschäften.

Die Toilettenchemie.
Von Professor Dr. Heinrich Hirzel.
4., neu bearbeitete u. verm. Aufl. Oktav. Mit 89 Abb. Geh. 7 M. 50 Pf., in Hfrzb. 9 M.
Inhalt: Geschichtliches über die Parfümerie. Wirkung, Verteilbarkeit und Analogie der Gerüche. Vorkommen der Riechstoffe in den Pflanzen. Methoden zur Abscheidung der Riechstoffe. Tabelle über die Ausbeute an ätherischen Ölen. Allgemeine Eigenschaften der ätherischen Öle. Zusammensetzung und Prüfung derselben. Die wichtigsten Riechstoffe aus dem Pflanzenreiche. Die animalischen Riechstoffe. Ammoniak und Essigsäure in der Parfümerie. Parfüme, Buketts, Fleurs. Trockene Parfüme. Parfümierte Seifen, Toiletteseifen. Emulsierende Seifen, Schönheitswässer. Emulsionen. Schönheitsmittel. Cold-creams, Hautpomaden. Pomaden und Haaröle. Haarwaschwässer. Haarfärbemittel und Enthaarungsmittel. Puder, Toilettepulver, Schminken. Zahnpulver, Zahntinkturen. Über die in der Parfümerie gebräuchlichen Farben. Alphabetisches Sachregister.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Vereint 6 Badewannen.
Bade zu Hause D. R. P., unentbehrlich für Haus und Familie, bietet Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz-, Schwitz- und das nervenstärkende Wellen-Bad. Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., größte 48 Mk., Dampferzeuger 10 Mk. Katalog über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Moosdorf & Hochhäusler Sanitätswerke, Berlin SO 33, Moosdorfstraße 24. Filiale S, Kommandantenstr. 60. Goldene Staatsmedaille.
(400)

Cannstatter Misch- u. Knet-Maschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
WP
CANNSTATT-STUTTGART
Berlin, Köln, Hamburg, Frankfurt a. M., Wien, Haag, Mailand, Paris, Moskau, London, Saginaw U. S. A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel u. Chemie.
Patente überall.
159 höchste Auszeichnungen.

Körperpflege
durch Wasser, Luft und Sport. Eine Anleitung zur Lebenskunst von **Dr. Julian Marcuse.**
Mit 121 Abbildungen. In illustriertem Rohleinenband 6 Mark. Ausführliche Prospekte stehen unentgeltlich zur Verfügung.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Versenden gratis neuesten Katalog
alter Violinen,
Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienischer Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart. (235)

CYRANO
DIE KRONE ALLER HAARPFLEGMITTEL
Cyrano-Haarwasser
fördert den Haarwuchs, schützt vor Haarausfall, beseitigt die Schuppen, stärkt die Kopfnerven, reinigt und erfrischt.
Vornehmstes Parfüm. Überall zu haben. Flasche Mark 1,50
Fritz Schulz, Leipzig.

Ziehung 2. Klasse 13. u. 14. Januar 1909.
155. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
(in Oesterreich-Ungarn verboten)
günstigste aller deutschen Staatslotterien
110000 Lose, 55000 Gewinne.
Zur Ausspielung gelangen Mark:
20,801,000 Millionen
Die Haupttreffer sind Mark
800000, 500000
300000, 200000
150000, 100000
Fünf Ziehungen bis zum April 1909.
Ausführl. Spielplan portofrei. Hierzu gültige **Kauflose** zur 2. Klasse und klassenweise zu erneuern:

	1/10	1/5	1/2	1/1
Mk.	10.—	20.—	50.—	100.—

Vollose, gültig für alle fünf Klassen

	1/10	1/5	1/2	1/1
Mk.	25.—	50.—	125.—	250.—

empfiehlt und versendet nach allen Weltteilen auch unter Nachnahme die amtliche K. S. Lotterie-Kollektion
Reinhold Walther, Leipzig,
Pfaffendorferstr. 6, bestehend seit 1856.

Philipp Kosack

Hawai	1851	5 cents	3000 M.
Mauritius	1849	1 penny	12000 M.
Rumänien	1858	81 para	5000 M.
Toscana	1860	3 lire	1000 M.
Sachsen	1851	Fehldr. 1/2 gr.	2000 M.

Echte Briefmarken
Finnland 1891 Fehldr. 3 1/2 rubel 1000 M.
Reichh. Auswahl in allen Preislagen.
An- und Verkauf von Sammlungen.
Gratis Katalog u. Zeitung Album-Prospekte Gratis
Berlin C 13 Burgstr. 12

Briefmarkenkunde und Sammelwesen von Viktor Suppantschitsch. Mit 1 Porträt und 7 Abbild. In Orig.-Leinenband 3 M.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Instrumente
Violinen, Bratschen, Celli, erstklass. Instrumente nach alten Meistermodellen, Mandolinen, Gitarren, und Zithern aller Systeme in allen Preislagen. Lieferung geg. bequeme **Monatsraten**
Illustr. Katalog 231 umsonst u. portofr.
Bial & Freund, Breslau II Wien VI/2 (413)

Uhren-Fabrik Union Glashütte in Sachsen
Feinste Präzisions-Taschenuhren
auch mit Gangzeugnis der Kaiserl. Deutschen Seewarte.
Fabrik-Marke Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte des In- und Auslandes.

Regina Palast-Hotel :: München
am Maximiliansplatz, in Mitte der Parkanlagen, von allen Seiten frei gelegen 200 Meter Front.
Sehr vorteilhafte Winterarrangements.
Zimmer von 4.– Mk. an, mit Bad von 9.– Mk. an.
Neuer Monumentalbau. 240 Zimmer und Salons. Circa 120 Schlafzimmer in Verbindung mit Privat-Badezimmer und Garderobe. 12 Privat-Appartements. Staatstelefon in den Zimmern.

Dr. Warda :: Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Dr. V. Stammler's
Sanatorium **Bad Brunnthal** München
für Herz-, innere, Nerven- (u. a. sex. Neurasthenie)-, Stoffwechselkranke und Erholungsbedürftige.
Postamt 27. Telephon 219.
Dr. med. H. Cornet. Dr. med. F. Stammler.
Prospekte gratis durch die Direktion. (81)

Diabetes-Bauer Koetzschenbroda, (Sachsen.) Sommer- u. Winter-Curen.

Sanatorium Elsterberg (27)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige.
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

Thüringer Waldsanatorium
Winterkuren Sommerkuren
Schwarzeck b. Blankenburg i. Schwarzatale.
Hausarzt: Dr. Goetz. Ärzte und Besitzer: Dr. Wiedeburg u. Dr. Schulze. Neuzeitliche Wohn- und Kureinrichtungen. Auch gesunde Kurgäste zur Abhärtung, Erholung etc. stets anwesend. Ausgeschlossen: Geisteskranke, Tuberkulöse, Schwerkranke. Bildergeschm. Leitsätze u. Beding. umsonst. (406)

Arosa, Grand Hotel
Schweiz. I. Ranges.
Sonnige Lage in eigenem Waldpark; vollkommene Ruhe; absolut staubfrei; herrliches Gebirgspanorama. Wintersport: eigene Schlitten- und Schlittschuhbahn. Lift, Zentralheizung, elektr. Licht, moderne Bäder. Erstklassige Küche und Keller. Neu eröffnet. (327)
Besitzer: K. L. Jakobi. Direktor: Max Fickel.

GENUA
Eden-Palast- und Park-Hotel.
Einzige ruhige, zentrale Lage beim Römer-Bahnhof. Von grossem Park umgeben. Modernster Komfort. Zimmer und Wohnung mit Bad und Wasser-Klosett. (355)

Im Pharaonenlande.
Ein Lesebuch für Ägyptenreisende und Ägyptenfreunde.
Von **Conrad Beyer.**
Mit 25 Abbildungen und einer Karte von Ägypten. Preis 5 Mark, in Leinwand gebunden 6 Mark.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst

von **Marseille** über **Neapel** nach **Alexandrien** mittels erstklassiger Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst

von **Barcelona - Marseille - Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** und **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. über Trapezunt, Samsun u. event. Ineboli). Abfahrten alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechselnd von Marseille und Genua via Neapel mittels erstklassiger Salondampfer.

Reichspostdampfer-Dienst

(ostasiatische und australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) und weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York

von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3 mal monatlich mit erstkl. Postdampfern.

Im Anschluß an die **Dampfer** des **Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich** zwisch. Hamburg-Altona – **Bremen** — **Genua** u. umgekehrt der **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen

sowie dessen sämtliche Agenturen. (263)

Empfehlenswerte

Spediteure

Es wird dringend empfohlen, Reisegepäck und andere Sendungen nicht bahnlagernd, sondern an eine der nachstehenden Firmen zu senden.

Bremen F. W. Neukirch, Bahnspediteur, Falkenstr. 32.
Dresden-Neustadt Consortium für Güter-An- u. Abfuhr Pfütze & Co., Dresden-Neustadt Tel. 625 u. 665, Dresden-Friedr. Tel. 1086.
Dresden Dresdner Packetfahrt Philipp & Co.
Krakau H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Spediteur.
Leipzig Leipziger Packetfahrt Albert Meyer.
Oderberg H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Spediteur.
Oswięcim H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Spediteur.
Paris Jankowsky & Maas, Verzollung.
Podwoloczyska & Woloczysk N. Katzner.
Szczakowa H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Sped.
Warschau Maurycy Luxemburg, gegr. 1869.
Wiesbaden L. Rettenmayer, kgl. Hofsped.
Wiesbaden W. Ruppert & Co. m. b. H. Packetfahrt

Wegen der Beteiligung an dieser Liste erteilt auf Verlangen Auskunft die **Illustrirte Zeitung (J. J. Weber), Abteilung für Anzeigen, in Leipzig.**

Orientreise-klub Leipzig

An unseren Klubreisen 1909 nach **Bosnien, Schweden und Norwegen, Paris, England und Schottland** können sich reiselustige Damen und Herren beteiligen. Rundschreiben versendet die Schriftleitung, **Leipzig**, Brandenburgerstrasse 10.

Wernigerode a. Harz,

Sanatorium Salzbergthal

für innere und Nervenkranke, Erholungsbedürftige u. Rekonvaleszenten.

Prospekte d. **S.-R. Dr. Guttmann**, Nervenarzt. (28)

Dr. Möller's Sanatorium

Groß-Ir. Dresden-Loschwitz Prosp. fr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

(404)

Blankenburg (Harz)

Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. **Müller** u. San.-Rat Dr. **Rehm.**

Das ganze Jahr geöffnet. — **Prospekte.**

Stottern heilt unter Garantie **K. Buchholz, Hannover J,** Lavesstr. 54. 2. Anst. Kirchrode-H. (82)

Dresdner Cotillonfabrik Carl Wenzel & Co. (367)

Herz-Schuhe

mit dem Herz auf der Sohle (143)

Leonhardi's Tinten sind doch die besten!

Schutz-Marke Trade Mark

Aug. Leonhardi, Dresden

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I. (19)

MONACO Condamine

Haltestelle aller Schnellzüge u. Luxuszüge

5 Minuten vom Casino Monte Carlo entfernt.

Bevorzugter Aufenthalt der deutschen Gesellschaft.

Angenehmste Herbst-, Winter- u. Frühjahrs-Station.

Hotel Beau-Sejour	Gebrüder Gruffat
Hotel Bristol	Giacone & Davico
Hotel Condamine	H. Tairraz
Hotel des Etrangers	Franz Bruckner
Hotel Orient	P. Lajoux

Bestgelegene Häuser mit modernem Komfort: Zentralheizung, Lift, Elektrisches Licht, Bäder etc. Pension mit Zimmer in der Vor- und Nachsaison von frs. 10.— an. (366)

NIZZA

Hôtel de Suède

I. Rg. Zentralste, ruhige Südlage mit Garten. Berühmte Küche. Wasserheizg. Appts. mit Priv.-Bad. Allerneueste sanitäre Einrichtung. Sehr mässige Preise.

Besitzer: **Morlock & Schnetzer.** (329)

Nizza Palace Hotel Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. — Mässige Preise. **W. Meyer.**

St. Moritz-Dorf 1856 Meter üb. M. Oberengadin (Schweiz)

Grand Hotel St. Moritz

Winter- und Sommer-Saison

Vornehmes, im Dezember 1905 neu eröffnetes Haus, Privatappartements mit Warmwasserheizung, Bad und Toilette. (Durch Doppelgänge absolute Ruhe gesichert.) Großartige Gesellschaftsräume mit schönster Aussicht auf See und Gebirge. — Sanitärische Einrichtungen und Ventilations-Anlage nach neuestem System. Vacuum-Cleaner-Anlage.

Näheres durch **Die Direktion.**

Grand Hotel St. Moritz

Eis- und Lawn-Tennis-Platz

Reichliche Sportgelegenheiten!

Aufzüge vom Eisplatz bis in die oberste Etage. Täglich Konzerte durch das Mailänder Orchester. Für Weihnachts- und Neujahrsferien-Aufenthalt besonders empfohlen.

Näheres durch **Die Direktion.**

Territet-Montreux

Grand Hotel u. Hotel des Alpes

Schönste Lage am **Genfersee.** Neu erbaut, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet.

Direktion: **A. Ahlburg.**

Station **Territet** 2 Minuten vom Hotel.
Omnibus-Station **Montreux** 8 Minuten vom Hotel.

Hotel Imperial Cairo

(Boulevard Soliman Pacha 3)

Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und besten Betten Ägyptens, in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P. T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

THEODORE CHAMPION & Co

Western Australia Postage One Penny

13, rue Drouot Paris IXe

Briefmarken Preislisten gratis (344)

SAN REMO Grd Hôtel Méditerranée

I. R., 1906 vergrössert und vornehm eingerichtet. Zentralheizung. Parkettböden. Eigens installierte Meerwasserbäder im Hotel. Park. **Herm. Seibel.** (60)

Kufstein, Hotel Gisela

vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Bergsteigen.

Katechismus für Bergsteiger, Gebirgstouristen und Alpenreisende von J. Meurer. Mit 22 Abbildungen. 3 Mark. **Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.**

Illustrirte Zeitung

Nr. 3419. 132. Bd. Leipzig, 7. Januar 1909.

Zum Erdbeben in Sizilien und Kalabrien: Soldaten bei den Rettungsarbeiten in Messina. Originalzeichnung von Riccardo Pellegrini.

Die Erdbebenkatastrophe in Kalabrien und Sizilien am 28. Dezember 1908.

Von Dr. **Franz Etzold, Leipzig.**

Am 28. Dezember 1908 in der Frühe zeigte sich, daß das Seismometer der Erdbebenwarte zu Leipzig halb außer Tätigkeit gesetzt war. Das Instrument *) schreibt selbsttätig die ostwestlichen und nordsüdlichen Horizontalkomponenten der Bodenbewegungen mittels feinster Platinstifte auf berußtes Papier. Jene Stifte sind in den beweglichen, nur lose aufliegenden Endteilen der langen Schreibarme befestigt. Am genannten Morgen nun lag der Endteil des Schreibarmes der Ostwestkomponente am Boden, und nur die Nordsüdkomponente funktionierte noch. Die Untersuchung der Registrierpapierstreifen ergab, daß die teilweise Demontierung durch ein heftiges Erdbeben verursacht worden war. Ereignet sich ein solches irgendwo, so eilen vom Stoßherd Longitudinalwellen durch den Erdkörper und werden vom Seismometer als sog. Vorphase des Seismogramms aufgeschrieben. Von dem senkrecht über dem Stoßherd an der Erdoberfläche gelegenen Epizentrum, dem am stärksten erschütterten Punkte, breiten sich Transversalwellen aus, die das Seismometer als Hauptphase und in ihrem allmählichen Ausklingen als Endphase des Seismogramms aufzeichnet. Das Erdbeben vom 28. Dezember mußte eine gewaltige Schütterkraft besessen haben; denn gleich die ersten raschen Vorphasenwellen (s. beistehende Figur) hatten die Schreibarme um Beträge von 1 bis 2 cm zur Seite gerissen, während diese Wellen gewöhnlich nur Ausschläge von etwa 1 mm Breite verursachen. Den Vorphasen entsprachen die Hauptphasen. Die Wellen derselben hatten sich bei der Nordsüdkomponente zum Teil mit Amplitüden von mehr als 15 cm aufgezeichnet. Bei der Ostwestkomponente aber hatte die Breite des Registrierpapiers überhaupt nicht ausgereicht; der Schreibstift war hier über das Papier hinaus gegen den erhöhten Rand des dieses tragenden Zylinders gestoßen und dadurch aus seiner Fassung geschleudert worden. Die Aufzeichnung hatte 5 Uhr 23 Min. 37 Sek. begonnen, und erst 7 Uhr 25 Min. war wieder Ruhe eingetreten, so daß der Erdkörper volle zwei Stunden gebraucht hatte, um nach der heftigen Erschütterung wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Nach der Dauer der Vorphase mußte das registrierte Erdbeben in etwa 1400 km Entfernung von Leipzig stattgefunden haben, in der Entfernung also, in der sich der chronische süditalische Schütterherd befindet. Hatte aber der Stoß sich dort ereignet, so war das Eintreffen von Nachrichten über eine Katastrophe von kaum jemals dagewesener Heftigkeit zu befürchten; denn aus den Vorphasenwellen kann man auf die verheerende Kraft eines Erdbebens im Epizentralgebiet schließen, und diese sind bei dem Seismogramm vom 28. Dezember 1908 wohl zehnmal so kräftig als bei dem vom 8. September 1905, an welchem Tage Catanzaro, Monteleone und viele andere kalabrische Orte verwüstet wurden.

Leider ist die Richtigkeit der aus dem Seismogramm gelesenen Prognose durch die sich von Stunde zu Stunde häufenden Hiobsposten aus Sizilien und Kalabrien im vollsten Maße bestätigt worden. Kam am 28. Dezember nur die unbestimmte Kunde zu uns, daß Erdstöße in Messina und Palmi viele Häuser vernichtet und zahlreiche Opfer an Menschenleben gefordert hätten, so gipfeln die Nachrichten heute in der traurigen Gewißheit, daß die vor kurzem noch so lachenden Gefilde zu beiden Seiten der Straße von Messina, unser aller Sehnsucht und das Reiseziel vieler Tausende, nichts sind als ein weiter Friedhof. Es ist zur Stunde noch völlig unmöglich, ein einigermaßen klares Bild von dem Verlauf und dem Umfang der Katastrophe zu geben; nur Einzelheiten, eine schrecklicher als die andere, können aneinandergereiht werden. Zunächst die Berichte einiger Augenzeugen.

Der täglich nach Reggio fahrende Dampfer liegt im Hafen von Messina zur Abfahrt bereit; plötzlich ein Dröhnen im Erdinnern, das Meer senkt sich, das Schiff geht einige Sekunden in die Tiefe, wird dann zur Höhe von 8 m emporgeschleudert und zerschellt herunterfallend an den Felsen der zerstörten Mole. Ein von Palermo kommender Dampfer wird in der Nähe des Leuchtturms von Messina derart erschüttert, daß der Kapitän glaubt, das Schiff sei aufgelaufen; gleichzeitig verschwinden das Licht des Leuchtturms und die kalabrische Küste in plötzlich hereinbrechendem dichten Nebel. Von 5 Uhr 25 Min. bis 6 Uhr 45 Min. werden noch fünf weitere Stöße gefühlt. Ein Fährboot empfängt einen heftigen Stoß und versinkt in den Wellen. Die Offiziere des Torpedobootes „Saffo" sehen 5 Uhr 30 Min. im Hafen von Messina das Meer sich heftig bewegen, eine starke Erschütterung wird fühlbar, dann bildet sich eine ungeheure Woge, die, alles vernichtend, bis zum Corso Garibaldi in Messina vordringt. Der österreichische Dampfer „Andrássy" verliert die Anker und beschädigt mehrere andere Schiffe. Der Dampfer „Montebello" wird auf der Reede von Messina durch drei Stöße furchtbar hin und her geschleudert. Die erschreckt an Bord eilende Mannschaft sieht eine gewaltige Meeresflut sich auf die Stadt zuwälzen, welch letztere einen riesigen Trümmerhaufen bildet, aus dem hier und da schon Flammen emporzüngeln. Vor Catania gehen Barken in den wild erregten Fluten unter; drei Kinder werden fortgerissen. Bei Riposto weicht das Meer 1000 m zurück, erhebt sich dann zu einer gigantischen Woge, die dem Lande zustürzt und alles verwüstet. Die Höhe dieser vom Meere hereinbrechenden Flutwelle wird an vielen Orten auf zehn und mehr Meter geschätzt; ihr fällt die Eisenbahnlinie Lazzaro-Reggio zum Opfer, sie setzt die Häuser längs der ganzen Küste bis zum ersten Stock unter Wasser, ersäuft ganz Palmi, schwemmt die eleganten Vorstädte Messinas mit all ihren Villen und deren Bewohnern weg, verschlingt Hunderte von kleinen Barken und Küstenfahrzeugen samt ihrer Bemannung, kurz, sie haust derartig, daß die Meerenge von Messina durch Leichen und Wrackstücke geradezu verstopft wird.

Nicht minder heftig wie im Meer und an seinen Küsten äußerten sich die Erderschütterungen auf dem festen Lande, so daß die Rettungen von Augenzeugen geradezu als Wunder zu betrachten sind. Prinzessin Alcondrez wird in Messina durch furchtbares Krachen aufgeschreckt; sie stürzt dem Ausgang zu, die Marmortreppe bricht durch einen neuen Stoß zusammen. Flüchtend klettert die Dame über Trümmer, sie sieht nichts als Ruinen und wieder Ruinen, aus denen entsetzliche Schreie klingen; sie hört immer neue Häuser unter unheimlichem Krachen zusammenbrechen. An ihre Verwandten denkend, kehrt sie zum Palais zurück, findet alle unverletzt und erreicht endlich, unter unsäglichen Schwierigkeiten, den Hafen, wo sie auf dem russischen Kreuzer „Makarow" Rettung findet. Im Hotel Trinacria wird Bürgermeister Birot durch einen Erdstoß aus dem Bett geworfen; gleichzeitig bricht der Zimmerboden durch, und der Mann kommt so unter einen Balken und Schuttmassen zu liegen, daß er kaum atmen und sich rühren kann. Erst nach vielen Stunden gelingt seine Rettung, nachdem der Balken abgesägt worden ist. Eine alte Frau wird durch die heftigen Erdstöße aus dem Bett geworfen, saust mit dem obern Stockwerk des zusammenstürzenden Hauses in die Tiefe, bleibt aber unverletzt. Gleiches Glück hat ein Carabiniere, der im vierten Stockwerk des Militärhospitals liegt; er fällt durch den brechenden Fußboden mit dem Bett in das dritte Stockwerk und so weiter, bis er, unverletzt noch im Bett liegend, den Erdboden erreicht. Eine Dame wird durch das Schwanken des Hauses und das Rasseln der Fenster geweckt und im nächsten Augenblick schon aus dem Bett geworfen; sie stürzt auf die Straße und flüchtet in halber Betäubung. Der Regen prasselt dabei in Strömen hernieder, ringsum brechen Häuser zusammen, unter lautem Gebrüll stürzt das Meer, neuen Schrecken bringend, in die Stadt, mit furchtbarem Knall explodiert der Gasometer, und der Himmel glüht vom Widerschein eines brennenden Palastes. Prof. Bruschettini wird durch einen Lärm geweckt, als ob ein mit Steinen beladener Wagen über das Pflaster rolle; die Mauer, an der sein Bett steht, zerreißt von oben bis unten, Flucht ist in der dichten Staubwolke bei dem niederklatschenden Regen unmöglich, die ganze Familie verbirgt sich und bleibt im Hof gefangen, während die Trümmer sich um sie häufen und die Erde in immer neuen Zuckungen erbebt. Die Rettung gelingt endlich durch einen zufällig entdeckten unterirdischen, zum Hafen führenden Gang. Ein junger Arzt, der den Frühzug benutzen will, hört einen Knall wie von tausend Geschützen, worauf ein prasselnder Wolkenbruch folgt und markdurchbebendes Zischen ertönt; Kamine und Häuserwände stürzen zusammen, doch gelingt die Rettung mittels eines schnell zurechtgemachten Seiles. Ein deutscher Kaufmann will, nachdem ihn der erste Stoß geweckt hat, weiterschlafen; plötzlich erfolgen neue Stöße mit schrecklichem Donnern, die Flucht wird durch Herablassen an Bettzeug möglich, und krachend stürzt das Haus zusammen. In der durch die vollkommene Zerstörung der Gasleitung eingetretenen Finsternis drängen sich die Flüchtlinge durch die Gassen, indes von oben Steine, Balken, ja ganze Balkone auf sie herabhageln. Das an vielen Stellen ausbrechende Feuer bedroht die von den Trümmern festgehaltenen oder unter diesen liegenden Gesunden und Verwundeten mit einem qualvollen Tode. Den durch das Erdbeben gesprengten Mauern der Gefängnisse heraus entspringen die Verbrecher und durchwühlen plündernd, raubend und schändend die Trümmerhaufen, aus denen das verzweifelte Geschrei der Verschütteten hervortönt. So ging Messina unter. „Von den zerfallenen Häusern stehen nur noch vereinzelte Mauern, in denen große Lücken klaffen; wie Skelette sehen diese Mauern aus, die einst zum Schmuck von Palästen und schönen Häusern dienten."

Ebenso wie in Messina, hauste das Erdbeben in Reggio. Man schrieb von dort: „Die Stadt lag in ruhigem Schlummer, als plötzlich ein furchtbares Bombardement unsichtbarer Kanonen einsetzte und das Meer in wilder Brandung in die Stadt drang, alles überschwemmend; ganze Straßenzüge stürzten unter dumpfem Geräusch zusammen. Der Hafen wurde vollständig zerstört, das Waisenhaus begrub alle seine Insassen unter den Trümmern, beim Einsturz der Kaserne fanden Hunderte von Soldaten den Tod; die ganze Stadt wurde dem Erdboden gleichgemacht, nur die kleinen, auf der Höhe gelegenen Villen blieben erhalten. Alle Viertelstunden erfolgten neue, von schaurigem, unterirdischem Brüllen begleitete Erdstöße."

Haarsträubend sind die Nachrichten, die bis jetzt aus Palmi eingegangen sind; der weitaus größte Teil seiner vierzehntausend Einwohner soll umgekommen, die Hoffnung, noch Lebende unter den Trümmern hervorziehen zu können, aufgegeben worden sein. Überall starren menschliche Gliedmaßen aus den Schuttmassen hervor. Noch schlimmer aber soll es in Seminara und Sinopoli aussehen. Sant' Eufemia soll brennen und fünfzehnhundert Tote in seinem Schutte bergen. Das 1905 in Trümmer gelegte Dorf Triporni ist jetzt wieder völlig verwüstet worden. Monteleone, Mileto, Catanzaro, Bagnara haben schwer gelitten, ganz Kalabrien bis hinauf zum Kap Trionto ist verwüstet worden.

Über einen ebenso großen Raum erstrecken sich die zerstörenden Wirkungen des Erdbebens auf Sizilien. Um nur einige Orte zu nennen, wurde Ali hart betroffen, in Maletto wurden zwei Kirchen und fünfunddreißig Häuser beschädigt, und in Belpasso stürzten zwei Häuser ein, viele andere drohen zusammenzubrechen. Selbst

Der Anfangsteil der in Leipzig erhaltenen Aufzeichnung des sizilianisch-kalabrischen Erdbebens am 28. Dezember 1908.

*) S. Nr. 3251 der „Illustr. Ztg." vom 19. Oktober 1905.

Caltanisetta, ganz im Innern der Insel, wurde stark erschüttert, in Catania bebte der Boden zwanzig, in Palermo zweiunddreißig Sekunden lang, der Tunnel bei Rometta mußte gesperrt werden.

Nach alledem ist die Erdbebenkatastrophe vom 28. Dezember 1908 wohl die furchtbarste, die sich jemals zugetragen hat, und zwar nicht nur in bezug auf den angerichteten materiellen Schaden, sondern namentlich in bezug auf die Anzahl der ihr zum Opfer gefallenen Menschenleben. Hierfür nur einige Beispiele. Von achthundert Mann, die in dem Militärkolleg, der Kaserne von Messina, verschüttet wurden, konnten nur hundert gerettet werden. In der Santa-Maria-Kaserne wurden von zwei Kompagnien nur vierzehn Soldaten verschont. Von dem Karabinierikorps blieben im ganzen sieben Mann am Leben. In der Kaserne der Zollwachen waren von zweihundert Mann einundvierzig unversehrt. Im Bahnhof meldeten sich von zweihundertachtzig Angestellten nur acht zur Stelle. Von hundert Beamten des Telegraphen- und Telephondienstes retteten sich vier. Angesichts solcher Zahlen wird es begreiflich, wenn man schätzt, daß in Sizilien fünfundsiebzigtausend, in Kalabrien dreißigtausend Menschen ums Leben gekommen sein sollen, und zwar durch ein Ereignis, das sich in der Hauptsache in wenigen Minuten abspielte. Kein Wunder, daß das Übermaß der Schrecken bei den einen den Geist umnachtete, bei anderen den Selbsterhaltungstrieb zur Brutalität steigerte, daß aus der Finsternis und dem stickigen Qualm der Verzweiflungsschrei vieler Tausende zum Himmel gellte. Durch Messinas schuttbedeckte Straßen irrt ein Ingenieur und schreit: „In Messina ist nichts, gar nichts geschehen, nur meine Familie ist tot!"

Vergrößert wurde das durch die Katastrophe hervorgerufene Elend noch dadurch, daß die Kunde davon sich nur langsam verbreitete und also auch energische Rettungsaktionen nicht sofort begannen. Wer hätte auch das Unglück melden sollen? Die Beamten waren tot, die Bahnkörper vernichtet, die Eisenbahnwagen zertrümmert, die Leitungen unterbrochen. Die ganzen Verkehrswege in dem am ärgsten betroffenen Gebiet laufen längs der Küste, die nicht bloß durch das Erdbeben, sondern vor allem auch durch die Flut verwüstet worden war. Die Barken und Küstenfahrzeuge hatte das Meer verschlungen. So kam es, daß man von Reggio tagelang überhaupt nichts wußte, daß selbst in Messina zu dem Schrecken des Bebens sich noch Hunger, Durst und Kälte gesellen konnten, ehe planmäßig und in großem Stil Hilfe gebracht wurde. Wohl verrichteten die fremden Seeleute Heldentaten der Selbstaufopferung, um den Verschütteten zu helfen. Aber was wollen wenige hundert Arme leisten, wenn eine Stadt von hundertfünfzigtausend Einwohnern in Trümmern liegt, wenn Tausende und aber Tausende um Hilfe schreien? Jetzt ist das Rettungswerk in vollem Gange, und es ist etwas Erhebendes, man möchte fast sagen, mit dem Unglück Versöhnendes, zu sehen, wie alle Nationen wetteifern, auf daß dem Elend gesteuert wird. Möge die große, gemeinsame Kulturaufgabe gelöst werden, und mögen sich bei der gemeinsamen Arbeit auch die Herzen finden, damit die Empörung der Naturkräfte in eine Friedensbotschaft für die Menschheit ausklinge!

Wie bei allen heftigen Erdbeben, so ist auch jetzt in Kalabrien und Sizilien nicht sofort nach der Katastrophe vom 28. Dezember Ruhe eingetreten, vielmehr ereignen sich noch fortgesetzt da und dort Erschütterungen, durch die die aufgeregte Bevölkerung immer wieder in Schrecken gesetzt wird. So warf in der Nacht zum 30. Dezember in San Marco und Argentano ein Stoß die wenigen stehengebliebenen Häuser um und begrub deren Bewohner. Am 30. Dezember früh 5 Uhr 30 Min. wurde Syrakus fünfundzwanzig Minuten lang erschüttert, so daß die Bevölkerung in feierlicher Prozession die Gnade des Himmels erflehte. An demselben Tage mittags brachte in Messina ein Stoß erhalten gebliebene Mauern zu Falle, ein anderer zerstörte in Gerace die halb eingestürzte Kirche völlig. In Reggio hielten die Stöße am 31. Dezember spät abends noch an, und in vielen Orten sollen heiße Quellen hervordringen.

Das Epizentralgebiet des sizilianisch-kalabrischen Erdbebens vom 28. Dezember 1908.

Wenn im vorstehenden einiges von den Wirkungen des Erdbebens am 28. Dezember 1908 angeführt und namentlich auf die Schilderungen von Augenzeugen etwas ausführlicher eingegangen worden ist, so erhebt sich nun die Frage nach dem Wesen der Katastrophe und nach der Lage des Herdes, von dem sie ausgegangen ist. Zunächst ist unbedingt der Untergrund der Meerenge von Messina in der heftigsten Weise erschüttert worden; denn nur von dorther kommende und durch das Wasser fortgeleitete Stöße konnten in der beschriebenen Weise von Schiffen wahrgenommen werden, und nur Bewegungen im Meeresboden konnten das Zurückweichen des Meeres bewirken und seine Wasser zu 10 m hohen Flutwellen emporheben. Weiter aber beschränkt sich das stark erschütterte Gebiet nicht auf den Untergrund des Meeres, sondern greift weit auf das Festland Kalabrien und die Insel Sizilien über, so daß es einen Durchmesser von mindestens 300 km besitzt. Derselbe Stoß, der das Meer aufwühlte, warf auch Messina in Trümmer; denn dessen Bewohner waren bereits auf der Flucht, als die langsamer vorschreitende Flutwelle einbrach.

Nun hat das Leipziger Seismometer bloß eine gewaltige Erschütterung aufgezeichnet, und dieselbe Meldung liegt bereits von Potsdam vor; es kann sich also auch nur ein Stoß von größter Intensität ereignet haben. Wenn demgegenüber mehrorts drei Stöße gespürt wurden; wenn ein Schiff fünfmal erschüttert wurde; wenn die Flüchtlinge in Messina immer wieder durch neue Stöße erschreckt wurden; wenn in Reggio alle Viertelstunden von brüllendem Donner begleitete Stöße beobachtet wurden, und wenn in italienischen, also dem Schüttergebiet sehr nahe liegenden Erdbebenwarten weit über hundert Erbebungen zur Aufzeichnung gelangten: so kann nur eine derselben mit dem bei uns aufgezeichneten Stoße identisch sein, alle übrigen müssen sekundäre Erscheinungen gewesen sein.

Es liegt nahe, die Entstehung dieser sekundären, an Ort und Stelle schreckhaften, den Erdkörper aber offenbar nur wenig erschütternden Stöße aus dem geologischen Aufbau des Schütterareals zu erklären. Im Südende von Kalabrien erhebt sich das aus granitischen Gesteinen und kristallinischen Schiefern aufgebaute Massiv des Aspromonte, dessen Fortsetzung im gegenüberliegenden Nordostzipfel Siziliens die aus den gleichen Gesteinen bestehenden Peloritanischen Berge bilden. Jüngere Gebilde, nämlich Kreide, eozäne, miozäne und pliozäne Schichten, umfransen jene alten Massive, deren Zusammenhang nach Cortese am Ende des untern Pliozäns durch einen Grabenbruch, die jetzige Straße von Messina, gelöst wurde. An dem Verlauf der Küstenlinien schon (siehe die beigegebene Kartenskizze), deutlicher noch auf der geologischen Karte sieht man, daß Bruchlinien die Gestalt des italienischen Festlandes und Siziliens bestimmen, und zwar Bruchlinien verhältnismäßig jugendlichen Alters. Auf ihr Dasein deuten auch die beträchtlichen Meerestiefen nahe der Küste hin. Werden diese Bruchzonen kräftig erschüttert, so ist die Möglichkeit gegeben, daß sich in ihnen noch vorhandene Spannungen als Erdstöße auslösen und so eine weitere Zerstücklung und Abrutschungen erfolgen können. Damit steht im Einklang, daß die Küstenstriche am ärgsten mitgenommen worden sind, daß die Orte, in denen viele Stöße beobachtet wurden, samt und sonders an der Küste liegen, und daß hier tatsächlich Niveauveränderungen vorgekommen sind. So berichtet Ricco, der Seismolog des Observatoriums in Catania, daß sich die Docks des Hafens von Messina bis zum Meeresspiegel gesenkt haben, und es ist bereits die Befürchtung ausgesprochen worden, es könnten in den gesamten Fahrwasserverhältnissen erhebliche

Die Ankunft von Flüchtlingen aus Messina im Arsenal zu Neapel.

Der Hafen.

Panorama der Stadt.

Zum Erdbeben in Sizilien am 28. Dezember 1908: Ansichten von Messina vor seiner Zerstörung.

Nach Aufnahmen der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin.

Corso Vittorio Emanuele mit dem Neptunsbrunnen.

Der Dom.

Zum Erdbeben in Sizilien am 28. Dezember 1908: Ansichten von Messina vor seiner Zerstörung.

Nach Aufnahmen der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin.

Zum Erdbeben in Unteritalien am 28. Dezember 1908: Die zur Hilfeleistung nach Messina entsandte fliegende Division der itali

ien Kriegsmarine, die Linienschiffe Vittorio Emanuele III., Regina Elena und Napoli. Nach einer Originalzeichnung von Harry Heußer.

Änderungen eingetreten sein, die für den Handel und für die Landesverteidigung die weitesttragende Bedeutung haben würden.

Können in der eben auseinandergesetzten Weise die zahlreichen sekundären Stöße aus dem geologischen Aufbau erklärt werden, so nimmt der primäre Stoß, der sicher in allen Erdbebenwarten bei uns sowohl wie in Japan und auf Samoa aufgezeichnet worden ist und den ganzen Erdkörper stundenlang erschütterte, eine Sonderstellung ein. Jeder Zusammenhang dieses Stoßes mit den tätigen Vulkanen ist zunächst ausgeschlossen. Ein solcher zwischen dem Ätna und den ja leider nicht seltenen Erdbebenkatastrophen Kalabriens hat sich nie nachweisen lassen, und diesmal zeigen die Ereignisse in Maletto und Belpasso besonders deutlich, daß der Ätna durch den Hauptstoß genau so erschüttert worden ist, wie es seine geographische Lage im Schüttergebiet mit sich brachte. Wenn man aus der durch die seismometrischen Aufzeichnungen erwiesenen großen Schütterkraft des primären Hauptstoßes vom 28. Dezember 1908 auf die Lage seines Herdes schließt, so wird man geneigt sein, letztern in bedeutender Tiefe zu suchen, in jener Tiefe vielleicht, in der die feste Erdkruste auf dem glutigen Magma des Erdinnern lagert, und in der lokale Änderungen des Aggregatzustandes nicht abzuschätzende Energiemengen frei werden lassen können.

Heimatlose auf der Landstraße.

Phot. Charles Delius, Paris. Improvisierte Zeltwohnungen in Messina.

Nach der Erdbebenkatastrophe vom 28. Dezember 1908.

Erdbebensichere Bauart für Gebäude.

Seit Jahrhunderten ist der Menschengeist unablässig bemüht, sich die elementaren Riesenkräfte der Natur dienstbar zu machen und dort, wo er es nicht vermag, ihre zerstörende Wirkung auf das Werk von Menschenhand abzuschwächen oder ganz aufzuheben. Gefügig gehorcht uns heute die jahrtausendelang geheimnisvoll gebliebene Macht der Elektrizität; das Wunder der Telefunken und der Röntgenstrahlen haben wir erlebt; Zeppelin fährt mit seinem lenkbaren Luftschiff gegen den Sturm; ungeheure Lasten an Stahl und Eisen birgt ein modernes Kriegsschiff und bezwingt trotzdem spielend leicht die Gewalt der Meereswogen.

Und wodurch ward alles das zustande gebracht? Durch sinnreiche Konstruktion und bedeutende Verbesserung der Materialien, aus denen diese Werke des Menschengeistes geschaffen wurden.

So unbegreiflich das vorläufig auch noch klingen mag, so war doch mein erster Gedanke bei der furchtbaren Erdbebenkatastrophe von San Franzisko: Warum soll es nicht möglich sein, auch der unheimlichen Gewalt des Erdbebens entgegenzutreten und ein Fundament von Stahl zu konstruieren, das vermöge seiner Gestaltung die zerstörende Kraft des Erdstoßes auf ein Gebäude abschwächt und dessen Einsturz verhindert? Ist dem Baugrund einer Stadt nicht mehr zu trauen, schwankt der Boden, auf dem wir bauen, so müssen wir für die Zukunft danach trachten, die Stützen der Gebäude unabhängig von diesem unzuverlässigen Baugrund zu machen. Und das ist Sache einer sinnreichen Konstruktion — dies war der zweite Gedanke. Welche ungeheuren Schwierigkeiten sich der praktischen Ausführung entgegensetzen werden, das mag dahingestellt bleiben. Aber jedenfalls beweist die Erteilung des amerikanischen Patents (Patent der Vereinigten Staaten von Nordamerika, erteilt unter Nr. 896431 und dem Titel Yielding Supports for Safing Buildings against Rocking of the Ground an Prof. Eugen Boermel, Bildhauer in Grunewald bei Berlin, August 1908), daß dieser Gedanke zunächst einen technisch greifbaren Ausdruck gefunden hat, und zwar, wie beiliegende Zeichnung zeigt, folgendermaßen.

Ich denke mir ein Gebäudefundament in Stahlkonstruktion, die aus zwei Teilen besteht, und zwar zunächst aus einem fest in den Erdboden eingebauten Teil in schalenartig vertiefter Form. Das ist das Grundlager, das auf der Zeichnung mit c bezeichnet ist. Auf dieses Grundlager stelle ich eine Kugelkalotte b. Beide Teile sind an keiner Stelle fest verbunden. Nur die Kugelkalotte hat in ihrer Mitte einen halbkugelförmigen Zapfen d, der sich genau in die Mitte des Grundlagers c einfügt und so ein Zapfenkipplager bildet. Dieses gibt der Kugelkalotte einen feststehenden Mittelpunkt und gestattet zugleich dem ganzen Bau eine freie Bewegung nach allen Seiten. Damit die Kugelkalotte b, die die Grundplatte des Gebäudes a bildet, in normalem Zustand nach keiner Seite zu weit überwiegen kann, sondern oben eine genaue wagrechte Linie bildet, ist sie nahe dem äußern Rand von b—d nachgebenden Puffern e abgestützt, die gleichmäßig im Kreise in das feste Grundlager c eingefügt sind.

Jetzt ist mein Fundament geschaffen — nun baue ich auf die Kugelkalotte b, fest mit dieser zusammengefügt, terrassenartig das Gebäude a. Selbstverständlich muß auch dieses in seinen Grundpfeilern sowie in seinem ganzen Innern aus einem festverbundenen Stahlgerippe bestehen; selbst die Ziegelsteine der Wände müssen mit Stahlstangen durchbohrt sein, die wiederum fest mit dem Eisengerüst verbunden sind. Die ganze Einrichtung der Zimmer und Säle soll der eines Amerika-Passagierdampfers gleichen. Das Gebäude steht nach allen Seiten frei; um aber die zwischen beiden Fundamentteilen entstehende freie Lücke zu überschreiten, sind vier Brücken f angebracht.

Der Bau ist fertig. Tritt nun plötzlich ein starker Erdstoß ein, so hebt und senkt sich zunächst das Grundlager c an irgendeiner Stelle und teilt nur indirekt den Stoß auch der Kugelkalotte b mit. Diese gerät jetzt mit dem auf ihr befindlichen Gebäude in eine wiegende, schwankende Bewegung — etwaige zu starke an den Rand der Grundmauer anprallende Stöße und Erschütterungen des Baues werden aber durch die Kugelform abgeschwächt und von allen Seiten durch die starken Federn der Puffer abgefangen. Auf diese Weise muß nach menschlichem Ermessen das Gebäude vor dem Einsturz bewahrt bleiben.

Sollte jedoch der Erdstoß so stark sein, daß der untere Teil c des Fundaments zerbricht, daß die Kugelkalotte aus ihrem Zapfenlager herausgehoben und auch die federnden Puffer zerstört werden, so ist es in Amerika doch schon längst im Gebrauch, ein Gebäude mittels hydraulischer Kraft zu heben und in diesem Fall nach dem Erdbeben die Schäden am untern Teil des Fundaments wieder auszubessern. — Im Interesse der stets vom Unglück bedrohten Einwohner solcher Städte wie San Franzisko und Valparaiso wäre es wohl zu wünschen, daß sich recht bald kühne Unternehmer fänden, die den Mut haben, wenigstens ein Probebauwerk dieser Art hinzustellen, und die Bewunderung der Welt würde sicher auch diesem Unternehmen nicht fehlen, wenn die Probe einen neuen Triumph des schaffenden Menschengeistes herbeiführen sollte. Aber wie ist der Beweis zu führen? Selbstverständlich durch das Erdbeben selbst — auf natürlichem Wege — und künstlich? — vielleicht durch Schießpulver, das unter der Grundmauer des Fundaments zur Explosion gebracht wird.

Prof. Eugen Boermel.

Die erdbebensichere Konstruktion eines Wohnhauses.

Messina in Flammen.

Russische Ambulanz.

Flüchtlinge erwarten die Einschiffung.

Italienische Matrosen bergen Tote.

Via Cavour in Ruinen.

König Viktor Emanuel III. tritt an die Spitze der Hilfsaktion.

Messina nach der Katastrophe vom 28. Dezember 1908.

Das geistige Leben Deutschlands im Jahre 1908.

Von Prof. Dr. **Ed. Heyck, Berlin.**

Für den Überblick, der hier versucht werden soll, sind die einzelnen geistigen Ereignisse beinahe gleichgültig. Nicht darum handelt es sich, ein markiertes Gruppenbild des persönlich Herausragenden zu geben, sondern einen Blick auf das Gesamtleben, ein Momentbild des treibenden Stromes. In der Bewegung der nationalen Kultur bedeutet ein Jahr nicht mehr als eine momenthaft kurze Spanne, die nur gerade mit ihren Nachbarinnen zusammen das Woher und Wohin zu erkennen gibt.

Gegen Pessimismus wandte sich der erfahrene und feine Publizist, der in der Silvesternummer der „Illustrirten Zeitung" die Merkzeichen des Jahres 1908 der Würdigung nach der politischen Seite unterzog. Auch der Kulturhistoriker begeht keine Unaufrichtigkeit, wenn er das Bekenntnis der Zuversicht voranstellt, wenn er bei noch so verwirrenden und, für sich betrachtet, entmutigenden Erscheinungen dennoch den festen Kolonnenschritt der Weiterentwicklung heraushört und die Zeichen des logischen Geschehens zu deuten unternimmt.

Unsere Zeit ist einesteils nachholend, und diese Eigenschaft tritt auffallend hervor. Politisch hat das neunzehnte Jahrhundert das allgemeine Staatsbürgertum herbeigeführt, die Gleichberechtigung anstatt der Tradition verkündet, und als Folgerung daraus erscheint die Herstellung eines ähnlich breiten, stimmberechtigten Kulturbürgertums. Die Niveaulinie dieser Erziehungsarbeit, der geistige Höhendurchschnitt ergeben sich von selbst. Vor der notwendig damit verbundenen Banausie ziehen sich die Gebildeten auf insulare Fleckchen zurück. Anderseits werden sog. „bessere" Schichten, bei ihrem unbefestigten Geschmack und noch sehr dirigierbaren geistigen Anspruch, mit nach unten gezogen, jenem Niveaustrich entgegen, zu dem sich von unten die Masse hinanhebt. Die Erfüllung dieser Bedürfnisse trägt aber infolge des geschäftlichen Wettbewerbes gutenteils die Züge der geistigen Unterbietung, welche auch die ganz unkultivierten Instinkte zu rehabilitieren nicht verschmäht. Eine vielsagende Gegenprobe auf diese Beobachtungen brachte das Jahr 1908 in dem Erlöschen der berühmten „Allgemeinen Zeitung", der Gründung Cottas, die ein Jahrhundert lang den täglichen Spiegel des geistigen Lebens bedeutete und im gebildeten Hause als dessen Kennzeichen gehalten wurde.

Ein sonstiges Symptom des großen Nachholens ist es, daß man neuerdings mit sehr viel Eifer und Erfolg solche geistigen oder künstlerischen Werte in den Vordergrund zieht, von denen wir fälschlich angenommen hatten, die nicht ganz ungebildete Allgemeinheit kenne sie längst. Hierauf beruht die für unsere Tage charakteristische „Entdecker"-Tätigkeit, der vielgepflegte Neudruck bekannter Literaturwerke oder Kunstblätter, die dann gewissermaßen als Neuheiten und Überraschungen verbreitet werden. Zu der erfreulichen Belebung der Kunstgeschichte unter der Gunst einer hochentwickelten Reproduktionstechnik gesellt sich die Konfrontation des modernen Kunstbestrebens mit den hochachtbaren Leistungen der Künstler von vorgestern. Nur zum Teil popularisiert man in all diesen Richtungen durch Verbilligung. Nicht zum wenigsten geschieht es durch das Gegenteil, durch eine luxuriöse oder mindestens preziöse Kostspieligkeit. Denn bei dem gewaltigen Aufschwung unseres Wirtschaftslebens fehlt es an der Zahlungsfähigkeit der rasch von unten an die Fläche Aufgestiegenen am wenigsten; diese sind nur unsicher, gänzlich kritiklos und überaus ängstlich, sich Blößen zu geben. Nun wird ihnen dasjenige, was sie sich niemals bei Reclam oder in einer gut bürgerlichen Ausgabe gekauft hätten, vertrauenswürdig und zur Pflicht gemacht durch die ins Haus gesandten Prospekte eines vornehm auftretenden und ausstattenden Verlags. Dadurch werden sie das empfängliche Publikum für neue Übersetzungen längst übersetzter Franzosen usw. sowie für anspruchsvoll aussehende Neuausgaben deutscher Klassiker und Romantiker. Für diese letzteren besteht ja eine besondere Vorliebe der Tonangebenden, deshalb, weil unsere eigne Zeit so vielfach wieder die Züge der Romantik trägt, wenigstens die unruhigen, unklar begehrenden, feministischen und tuerischen. Indessen jagt die Editionstätigkeit unbegrenzte Gefilde ab, und es ist amüsant, wie es durch die erwähnten snobistischen Umstände zum guten Geschäft wird, eine Vorzugsausgabe des bewährten „Lederstrumpf" zum Preise von mehreren hundert Mark für das Exemplar unterzubringen, so daß zu erwarten steht, daß der „Robinson" und der „Struwwelpeter" in ähnlich kraß-moderner Umpflanzung noch nachfolgen werden.

Auch auf dem Theater treffen wir die Freudigkeit des Wiederbelebens mit Hilfe vorwaltender Ausstattung. Als sensationelles Bühnenereignis erreicht Shakespeare solche Kreise, die an sich auf das Libretto der „Lustigen Witwe" doch herzlicher gestimmt sind, und das Gute ist, daß der gewaltige unmittelbare Brite auch so nicht ohne Wirkung bleiben kann, trotz des lauteren Lobpreises der neuen Dekoration.

Solche Beobachtungen gehören zu dem Anblick, den die Oberfläche der Bewegung bietet. Sie schließen noch mancherlei in sich: Betrachtungen über das Verhältnis der werdenden Kultur des deutschen Nordens zu der ältern Zivilisation der sächsisch-thüringischen, schwäbischen, rheinischen Gebiete; ferner Betrachtungen über die Erscheinungen, die die gewöhnte Massendisziplinierung des Preußentums zeitigt, seit sie sich nun auf die geistig-künstlerischen Interessen stürzt, und über den Stärkegrad des Modischen und Momentanen, der dem entsprechen muß. Berlin ist nicht Deutschland, aber es wird fortfahren, Deutschland zu erobern, vorläufig also die nationale Kultur herabzudrücken. Die politische Gravitation und Zentralisation hat immer auch die geistige zur Folge, wie uns am einfachsten durch das Beispiel der schon länger zur Einheit gewordenen Nationen bewiesen wird. Dafür saugt das Zentrum aber auch die Werte des Umliegenden an sich, „entdeckt" sie, macht sie von neuem zu Hoffnungen, zu Keimen. Und was man anstatt zu schelten tun kann, ist allein das: helfen, daß sie künftig fruchtbar werden.

Ich komme nun zu Erscheinungen, die nicht so sehr das Nachholen als das Bestreben, voranzukommen, illustrieren. In der populärwissenschaftlichen Literatur zeigt sich ein Nachlassen der Tendenz. Dies ist namentlich für das Gebiet der Anthropologie und Naturwissenschaft zu begrüßen, mit deren Popularisierung noch kürzlich etwas unbehaglich Herausforderndes und Schnellfertiges verbunden war, auch für diejenigen, die keinen Beruf fühlten, sich schützend vor die Altäre wankender Dogmen zu stellen. Die letztjährigen Aufspürungen des Vormenschen oder Menschenahnen wurden mit jener schon eingetretenen Vorsicht und Sachlichkeit behandelt und weckten nicht wieder die Erbitterung aus den Zeiten der undifferenzierten Affentheorie. Auch in der Geschichtsdarstellung zeigt sich eine objektivere und ausgleichende Tonart, die nicht zuletzt den Betrachtungen beim zehnjährigen Todestag Bismarcks zugute kam. Sicherlich besteht ein Zusammenhang zwischen dem Nachlassen der Leidenschaft und der andern bemerkenswerten Zeiterscheinung, daß die besten Fachleute es dankbar finden, sich an der Fruchtbarmachung vorbehaltloser, aber zuverlässiger Erkenntnis für den größern Kreis zu beteiligen.

Im öffentlichen Leben entsprach die Ermöglichung einer „Blockpolitik" dem nicht bloß aktuellen, sondern dem viel tiefer liegenden, gewissermaßen heimlichen Bedürfnis. Denselben Grundzug glauben wir auf dem Gebiete der geistig-öffentlichen Interessen wahrzunehmen. Nach den agitierenden Kampf- und Parteizeiten das Verlangen nach Befestigung und nach Gemeinsamkeit der Arbeit, nach Ernte und sichernder Einfahrt. Wenn hieran ein zunehmendes Gefühl der natürlichen nationalen Zielverbundenheit wirklich nicht beteiligt sein sollte, so fällt doch jedenfalls der Gewinn nach dieser Seite.

An prinzipiellen Kämpfen der Wissenschaft — oder für sie — hat es darum nicht gefehlt. Sie interessierten diesmal die Öffentlichkeit am meisten durch die Frage der Lehrfreiheit und das Maß ihrer Erstreckung auf die Lehrstühle der katholischen Theologie.

Im Zeichen der Beruhigung stehen insbesondere noch die Frauenbewegung und deren Publizistik. Die Überschätzung der prinzipiellen Forderung läßt nach. Man hat weitum begriffen, daß vor der Frau nicht das Unbegrenzte liegt, daß auch ihre Möglichkeiten bedingt sind von den Zusammenhängen alles übrigen. Während die parteiliche Doktrin ins Stadium der Nachprüfung getreten ist, nötigt uns die Frauenwelt Respekt ab durch Wert und Steigerung ihrer tatsächlichen Leistungen. Es zeigt sich nun schon deutlicher, welche weiblichen Fähigkeiten und Betätigungen die entwicklungverheißenden und hoffnungsreichsten sind, für das Ganze und für das Geschlecht. Auch in der weiblichen Lyrik, die ich hier streife, weil Lyrik immer die rückhaltloseste Offenbarung ist, spiegelt sich das innere Weiterkommen. Mit der Raschheit, die an sich weiblich ist, vollzieht sich die Abkehr von den Eruptionen, der Übergang zur Vertiefung und zum Künstlerischen. Die edlen und echten Dichterinnen haben auch in der Beachtung den Vorrang vor den Magdalenen erlangt; so die feine, lange Zeit einseitig als Jugendschriftstellerin eingeschätzte Frida Schanz oder die starke, schöne Agnes Miegel, und bezeichnend ist es, daß sich unter den „ausgegrabenen" Neuheiten des Jahres die Droste-Hülshoff befindet.

Desto lebhafter wiederum tönt der Ruf der Agitation herüber von den Erörterungen über die Schule. Die Pädagogik hat vielleicht mit einer gewissen Verspätung begriffen, daß auf sämtlichen Lebensgebieten die Tradition wegbröckelt und überall aus der Verjüngung eine neue Zeit sich gestalten will. Doch nunmehr tummeln sich die Rufer im frischen Streit; sie wollen von der Schule das Odium nehmen, die Anzweiflung durch die schärfer Sehenden, die Gründe, daß der Unmut schon so weit ging, die höhere Schule als Verblödungsanstalt zu bezeichnen. Im Zeichen des multa, non multum mußte die Fähigkeit an sich (ich schreibe absichtlich den Singular) Schaden leiden. Demgegenüber ist die Forderung erstarkt, nicht länger zu dressieren oder hineinzutrichtern, sondern zu erziehen: Persönlichkeiten heranzubilden, geistesgesunde, tüchtige, nicht vorweg ermüdete, ihrer Meinung nach gesättigte Menschen, Verlangende anstatt der Überdrüssigen. Die neue Forderung will dem durch die Schule Ausgebildeten die Spannkraft und das Weiterdringen der guten Autodidakten erhalten, welche heute im geistigen Leben so bemerkenswert viel voran und führend stehen, aber ihn bewahren vor den niemals ganz zu überwindenden Unsicherheiten des Autodidaktentums. Es ist das gleiche, was den Universitäten zu wünschen ist, daß sie fortfahren, Methode zu geben, ohne die Begabung zu lähmen, das heilige Feuer zu ersticken. Radikalere Strömungen verlangen die Abtuung der Schulgattungen als solcher. Aus der Erziehung zu schlechthin fähigen Menschen leiten sie die Folgerung ab: Ein Volk, eine Schule. Damit sieht das größte weltliche Problem der Zeit, das soziologische, aus nächster Nähe in die geistig-pädagogischen Untersuchungen und Zielweisungen herein.

Wie die Sache der Jugend auch immer eine Sache der Erwachsenen ist, und umgekehrt, das zeigt mit großer Deutlichkeit die Bewegung, die sich durch das Wort Körperkultur andeuten, doch nicht erschöpfen läßt. Hieran schließen sich weit tiefer greifende volkserzieherische und sittliche Bestrebungen oder Probleme, über die die Meinungen noch gänzlich ungeklärt hin und her wogen.

Nach wie vor sind wir ferner ohne Verständigung und echte Befriedigung auf dem weiten Gebiet des Geschmacks. Selten hat ein Zeitalter so beflissene Bereitschaft für die Kunst gezeigt, so blindes Vertrauen zu dieser, als ob sie geradezu die übrige Erziehung und Kultur zu ersetzen vermöge, von der Kinderstube an. Aber der tatsächliche Anblick des Ästhetischen in unserer Zeit ist ein Tohuwabohu. Nicht nur hinsichtlich dessen, was stillos oder stilisiert geschaffen wird, sondern auch hinsichtlich des Empfindens und Denkens darüber. Im modernen Kunstgeschmack stehen wir noch ganz in der Draufgängerei und Parteibildung, die der objektiven Begriffsbildung voranzugehen pflegt. Um letztere müht sich eine Anzahl der feinsten Köpfe, ohne uns vollkommen zu überzeugen, daß sie das Einwandfreie gefunden haben oder nur für sich selber schon das vorläufig Endgültige.

In der Literatur sind, wie in der bildenden Kunst, die Konvention und die Stilformen zerbrochen, während neue sich erst zu bilden haben. Komposition und Formgebung liegen danieder, es herrscht auf weiten Strecken die Willkür. Am ernsthaftesten bestimmt das Erlebnis, das Ringen jedes um sich selbst, um seine Bereicherung und Selbstvollendung, anstatt daß der sicher gewordene Künstler mit der Vollendung seines Werkes ringt. So ist das Zeichen des Ganzen wieder einmal Sturm und Drang oder, wo die innere Wahrhaftigkeit fehlt, die Erkünstelung, die Paradoxie, die Erfolghascherei und Unterbietung. Stark und harmonisch wirken ein paar Persönlichkeiten, die, ohne in das Quodlibet rechts und links hinauszublicken, einlinig sich selber folgen. Und in diesen Fällen stellt sich auch das Kunstwerk ein, wozu sich eine reine und gehaltvolle Wahrheit von selber zu kristallisieren strebt. Individuell mögen und müssen diese Persönlichkeiten sehr unterschieden sein; sie mögen so elementar sein wie die zu unveräußerlicher Jugendlichkeit und Naturkraft dämonisierte Klara Viebig oder so umfassend und fein von sich selbst kultiviert wie H. Hesse und Karl Spitteler.

Neben dem letztgenannten geben auch andere Namen zu denken, daß ein Blick auf die literarische Schweiz noch immer, wie zu C. F. Meyers Zeiten, die Wirkung der schönen Beruhigung mit sich zurücknimmt, im Gegensatz zu dem quirlenden Vorgang in Deutschland. Innere Ruhe zeigt bei uns am ehesten die vielgeschmähte Heimatkunst, womit ich nicht die banale meine, sondern die gute, die beispielsweise von Timm Kröger oder Marthe Renate Fischer vertreten wird. In der Anlehnung an vertraute Landschaftlichkeit und gleichfühlende Menschlichkeit kommen am leichtesten das Gemüt und der feine, gütige Humor zu ihrem Recht, inmitten einer gedanklich verquälten Zeit, die von den Pubertätskämpfen ihrer Entwicklung erregt und beunruhigt ist.

Unsere Gesamtkultur kann aber nicht anders beschaffen sein, denn sie ist Umwertung, Umbildung, Übergang. Jede geschlossene Zeit, heiße sie Gotik oder Barock, hat ihr genaues Wesen, ihre Leitidee, ihren Stil; alles ist sich untereinander ähnlich, gleichartig und entsprechend, vom Ornament und von der Fassade des Hauses bis zu dem Inhalt in den Köpfen und Seelen der Menschen. Das neunzehnte Jahrhundert dagegen und das unsere arbeiten an der Fruchtbarmachung und Erfüllung der neuen Forderungen, die zuerst von der Renaissance gestellt wurden und nach deren Erdrückung wieder aufgenommen sind von jener großen Periode der Weiterdeutung, die sich flüchtig bezeichnen läßt durch die Namen Newton, Montesquieu, Rousseau bis zu Lessing, Schiller, Goethe. Wir arbeiten an der Umsetzung aus vielseitigen Gedanken in einheitlichen Zustand. Das neunzehnte Jahrhundert hat sich hauptsächlich mit dem politischen Teil abgefunden. Uns bleibt als Aufgabe die Herbeiführung der praktischen neuen Kultur, der ausgleichenden Verständigung über sie, der neuen Ordnung und Formung, woraus dann die neuen Abstraktionen sich erheben werden, bis zu den höchsten Problemen der menschlichen Sittlichkeit, der Lebens- und Weltbegreifung und der Gestaltung der ewigen oder religiösen Idee.

Wochenschau.

Die Neujahrsfeier am deutschen Kaiserhofe. — Der Neujahrsempfang im Königlichen Schlosse zu Berlin spielte sich in der gewohnten Weise ab. Das Kaiserpaar, die Mitglieder der kaiserlichen Familie und zahlreiche Gäste, so Prinz Rupprecht von Bayern und Herzog Albrecht von Württemberg, fanden sich frühzeitig im Schlosse ein, wo nach dem Gottesdienst die Gratulations- und Defiliercour im Weißen Saale stattfand. Bei der letztern reichten der Kaiser und die Kaiserin dem Reichskanzler die Hand. Nach der Cour folgte Empfang der Botschafter, der Staatsminister, der kommandierenden Generale und Admirale und sodann vor dem Zeughaus die große Paroleausgabe. Auf dem Wege dorthin wurde der Kaiser, den das Publikum mit Hurrarufen begrüßte, von seinen sechs Söhnen und den Herren des Hauptquartiers begleitet. Nach der Frühstückstafel empfing der Kaiser das Direktorium der Königlichen Porzellanmanufaktur und stattete den Botschaftern Besuche ab. Am Abend fand im Schlosse Familientafel statt, bei der drei Abgesandte der Halloren, wie seit Jahren, den Neujahrsgruß der Halleschen Salzwirkerbrüderschaft, der aus Wurst, Soleiern und Salz besteht, überbrachten. Sodann erfolgte im Königlichen Opernhause als Théâtre paré eine Aufführung von Wagners „Tannhäuser", der das Kaiserpaar beiwohnte.

Die süditalienische Erdbebenkatastrophe und die Hilfsaktionen. — Während an anderer Stelle von den Ursachen, der Ausdehnung und den entsetzlichen Begleiterscheinungen des furchtbaren, auch jetzt noch nicht ganz übersehbaren Erdbebenunglücks, das kurz vor Jahresschluß Sizilien und Kalabrien betroffen, blühende Städte in Trümmerhaufen verwandelt, etwa 200000 Opfer an Menschenleben gefordert, Not und Schmerz in unermeßlicher Fülle verbreitet hat, berichtet wird, soll hier vornehmlich der nationalen und internationalen Hilfsaktionen gedacht werden, die alsbald überall nach dem Bekanntwerden des Unglücks in tatkräftiger Weise einsetzten, um Rettung zu spenden, soweit dies in Menschenkräften lag, die sich aber leider dem grausamen Toben der Elemente gegenüber nur zu oft als unzulänglich erwiesen. Die erste Hilfe kam naturgemäß aus Italien selbst. Aus Palermo wurden sofort nach Eintreffen der Schreckensbotschaften 8000 Soldaten nach Messina entsandt. Alle verfügbaren Frachtschiffe und Dampfer wurden mit Lebensmitteln und Militär nach Messina und Reggio dirigiert, und der Ministerpräsident Giolitti ließ sofort 100000 Lire zur ersten Unterstützung anweisen. Auch die am 28. Dezember vor Augusta und Syrakus ankernden russischen und englischen Geschwader stellten sich unverzüglich in den Dienst des Unglücks. Alle Botschafter und Gesandten in Rom erschienen bereits am 29. Dezember bei dem Minister des Äußern, um die Teilnahme der von ihnen repräsentierten Staaten auszusprechen. Namentlich fanden auch in Deutschland die Schreckensnachrichten ein schnelles und hilfreiches Echo. Kaiser Wilhelm, der sofort die Absendung von sechs Baracken veranlaßt hatte, drückte dem König von Italien drahtlich sein herzlichstes Beileid aus, der Reichskanzler beauftragte den deutschen

Die Abgesandten der Halloren überbringen dem Deutschen Kaiserpaar den Neujahrsgruß der Halleschen Salzwirkerbrüderschaft.

Originalzeichnung von Otto von der Wehl.

Botschafter in Rom, der italienischen Regierung die Teilnahme der deutschen Regierung und des deutschen Volkes auszusprechen, und unverzüglich wurde unter dem Protektorat der Kaiserin sowie dem Ehrenpräsidium des Reichskanzlers ein Hilfskomitee gebildet, dem von den verschiedensten Seiten sofort beträchtliche Mittel zuflossen, um eine planmäßige Unterstützung in die Wege zu leiten. Auch an den Präfekten von Palermo richtete der Kaiser ein Beileidstelegramm und spendete 6000 ℳ. Weitere Beileidsdepeschen wurden von dem Präsidenten des deutschen Reichstags, dem Prinzregenten von Bayern und dem Großherzog von Baden nach Rom entsandt. In dankenswerter Weise erklärte sich die Hamburg-Amerika-Linie, die selbst Lebensmittel, welche für die Verpflegung von tausend Personen auf eine Woche ausreichen, stiftete, zur frachtfreien Beförderung von Liebesgaben bereit, und in einer stolzen Zahl von großen und kleinen Städten regte sich in den ersten Tagen des neuen Jahres bereits die Nächstenliebe, um Mittel zur Linderung der ärgsten Not möglichst rasch zu beschaffen. Ein glänzendes Beispiel tatkräftiger Hilfsbereitschaft gab die königliche Familie von Italien. Schon am 30. Dezember waren König Viktor Emanuel, die Königin Helene, die Königinmutter, die Herzoge von Genua und Aosta unterwegs, um Hilfe und Trost in die Stätten des Unglücks zu bringen. Der König ging in Messina an Land, besuchte die Krankenbaracken und beteiligte sich energisch an allen Rettungsarbeiten. Auch die Königin besuchte die Verletzten, die an Bord des Panzerschiffes „Regina Elena“ und des deutschen Schulschiffes „Hertha“ untergebracht waren, informierte sich über die Unterkunft der Schwerverwundeten und spendete Erfrischungen und Arzneien. Der königliche Palast in Neapel wurde auf Befehl des Königs in ein Hospital umgewandelt. Besonders gerühmt wird die energische Hilfstätigkeit des Ministerpräsidenten Giolitti, dessen umfassenden Maßregeln es zu danken ist, daß in den Notgebieten nicht durch die Raubgier verbrecherischer Elemente eine völlige Korruption eintrat, wenn auch eine schauerlich große Zahl von Greueltaten des Verbrechergesindels nicht verhindert werden konnte. Beispiellos wie das Unglück ist auch die Teilnahme; so spendete der Papst 100000, das Kollegium der Kardinäle 20000 Lire. Die Stadt Paris bewilligte 30000 Fr., die Bank von Frankreich stellte 100000 Fr. zur Verfügung. Die in London von dem Lord-Mayor veranstaltete Sammlung hatte schon am 1. Januar die Höhe von 10000 Pfd. St. erreicht. Die griechische Deputiertenkammer bewilligte 100000 Drachmen. In Washington

Phot. Franz Kühn, Berlin. **Kaiser Wilhelm bei der Paroleausgabe am Neujahrstage.**

gab die Gesellschaft vom Roten Kreuz, dessen Institutionen sich bei der Katastrophe auch in den der Vernichtung preisgegebenen Stätten glänzend bewährten, 200000 ℳ. Außerordentlich groß ist auch die Zahl der Meldungen betreffs der Entsendung von Schiffen aller Nationen nach dem heimgesuchten Gebiet. Der deutsche Kreuzer „Hertha" traf schon am 31. Dezember vor Messina ein und stellte dem kommandierenden General Mazza hundert Zelte und allen nur irgendwie entbehrlichen Proviant zur Verfügung. Angesichts der unbegrenzten Hilfsbereitschaft fast aller zivilisierten Nationen ist es verständlich, daß die italienische Presse den Gefühlen tiefster Dankbarkeit Ausdruck gab und die Unterstützungen als für Italien unvergeßliche Freundschaftsbeweise bezeichnete.

Vom türkischen Parlament. — Der 17. Dezember 1908 war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des Osmanischen Reiches: zum zweitenmal nach einunddreißig Jahren traten am Bosporus die erwählten Vertreter des Volkes zusammen, um einen maßgebenden Einfluß auf die politische Haltung und Gestaltung der türkischen Monarchie zu gewinnen, die in der Gegenwart bei den schwebenden Verwicklungen mit Bulgarien und Österreich-Ungarn von maßgebender Bedeutung für die künftigen Geschicke von ganz Europa ist. Unter Entfaltung von großem Pomp und allen nur möglichen Sicherheitsmaßregeln wohnte der Sultan nebst den Prinzen der Eröffnungssitzung bei. Die Thronrede, die von dem ersten Sekretär verlesen wurde, erinnerte an die Entwicklungsgeschichte der Verfassung und betonte, daß die kulturelle Höhe aller Klassen der Bevölkerung es jetzt ermögliche, den in der Öffentlichkeit laut gewordenen Wunsch nach einer neuen Proklamation der Verfassung zu erfüllen. Zur äußern Politik übergehend, erwähnt die Thronrede, daß durch die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und durch die Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn das Recht und die beiderseitigen Beziehungen verletzt worden seien; die Anordnungen zur Verteidigung des Staates seien dem Ministerrat überlassen worden, doch sei zur Regelung der Fragen auch die Unterstützung und der Beistand des Parlaments erwünscht. Die guten Beziehungen, die zwischen der Türkei und allen Mächten beständen, ließen hoffen, daß unter dem Beistand der befreundeten Großmächte die schwebenden politischen Fragen eine gute Lösung finden würden. Es sei Wunsch der Regierung, die Finanzen zu regeln, die Zahl der Schulen zu vermehren, das Landheer und die Flotte zu vergrößern. Die Abgeordneten möchten die darauf bezüglichen Entwürfe prüfen, damit die Gesetze der Genehmigung des Senats unterbreitet werden könnten. Der Wille der Regierung, das Reich der Verfassung gemäß regiert zu sehen, sei fest und unabänderlich. Nach Verlesung der mit Beifall aufgenommenen Thronrede und dem feierlichen Gebet des Scherifs von Mekka hielt Sultan Abd ul Hamid eine Ansprache, in der er sein Interesse an dem Wirken des Parlaments ausdrückte und der Kammer viel Erfolg zu ihren Arbeiten wünschte. Die Thronrede, die von den Konstantinopeler Blättern zumeist in zustimmendem Sinne kommentiert wurde, hat auch außerhalb der Türkei vielfach Beifall gefunden. Alle Souveräne sandten dem Sultan und alle Parlamente dem türkischen Parlament Glückwünsche. In ihrer ersten Sitzung, die am 19. Dezember stattfand, befaßte sich die Kammer mit der Bildung der Kommissionen, mit dem Entwurf einer Antwortadresse auf die Thronrede und der Beantwortung der zahlreichen Glückwunschdepeschen. Zur zweiten Sitzung (22. Dezember) wurden zum erstenmal für die Vertreter der ausländischen Presse

Ahmed Riza-Bei, Abgeordneter von Konstantinopel und Präsident der Deputiertenkammer.

Eintrittskarten ausgestellt, sodann wurden die Mandate geprüft und einige für ungültig erklärt. Die nächste Sitzung (23. Dezember) brachte die Präsidentenwahl, und zwar erhielt Ahmed Riza-Bei, der Führer der Jungtürken, 205, Azmi, der frühere Direktor des Lyzeums Galata Serai, 148 und Emrullah, Beamter im Unterrichtsministerium, 134 Stimmen. Die Wahl, die der Sultan unter diesen drei Kandidaten zu treffen hatte, fiel, wie zu erwarten war, auf Ahmed Riza, indessen Talaat-Bei, der Deputierte von Adrianopel, zum ersten Vizepräsidenten gewählt wurde. Ahmed Riza-Bei wurde in Konstantinopel geboren und widmete sich frühzeitig der jungtürkischen Agitation. Als er wegen seiner Freiheitsbestrebungen verdächtigt wurde, flüchtete er nach Paris, wo er das Blatt „Meschweret" herausgab. Erst nach zwanzig Jahren kehrte er nach Konstantinopel zurück, ging jedoch bald wieder ins Ausland, wo er mit unermüdlicher Energie und hervorragendem diplomatischen Geschick für die heimischen Reformbestrebungen tätig war. Er gilt als der hervorragendste Führer der Jungtürken. In seiner Begrüßungsansprache, mit der er in der Sitzung vom 26. Dezember die Präsidentschaft übernahm, gab er der Hoffnung Ausdruck, daß die schlechten Sitten europäischer Parlamente hier nicht Platz greifen würden: Rassen- und Religionsverschiedenheiten sollten das Urteil nicht trüben. Als die ersten Aufgaben der Kammer bezeichnete er die Ordnung der Finanzen, die Konsolidation der Souveränität der Nation und die Vermehrung der Reichskräfte zur Verteidigung der nationalen Interessen. Im weitern Verlauf der Sitzung wurden Aristidi-Pascha (Grieche), Hadschis Driga (Albanese) und Ruky el Haldi (Araber) zu Kandidaten für den Posten des zweiten Vizepräsidenten gewählt.

Totenschau.

François Auguste Gevaert, einer der hervorragendsten Musiker Belgiens, Direktor des Brüsseler Konservatoriums, erhielt seine musikalische Ausbildung an dem Konservatorium in Gent, als Laureat des Prix de Rome verließ er 1849 die Schule, bereiste Deutschland, Frankreich und Italien, nahm 1853 in Paris seinen Wohnsitz, ging 1871 als Nachfolger des Direktors Fétis an das Konservatorium in Brüssel, als Theoretiker wie Praktiker gleich fruchtbar, Verfasser zahlreicher Opern, „Georgette", „Le billet de Marguerite", „Quentin Durward", „Le capitaine Henriot", vieler Kantaten und Lieder sowie Herausgeber wertvoller musikwissenschaftlicher Werke, unter anderm „Nouveau Traité d'instrumentation" und „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité", am 31. Juli 1828 zu Huysse bei Gent geboren, † in Brüssel am 22. Dezember. (Bild untenstehend.)

Dr. Hermann Kette, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, trat 1848 in den preußischen Staatsdienst, wurde 1852 Referendar, ging zwei Jahre später zur Verwaltungslaufbahn über, wurde bei der Spezialkommission in Landsberg a. W. beschäftigt, 1867 Regierungsrat, 1873 Mitglied der Generalkommission in Breslau, 1877 Leiter der Generalkommission in Frankfurt a. O., 1891 Präsident dieser Kommission in Kassel, trat 1901 in den Ruhestand, wurde anläßlich des fünfzigjährigen Dienstjubiläums zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat und von der Universität Marburg zum Doktor honoris causa ernannt, fand auch mit seinen Bühnendichtungen „Nach zehn Jahren" und „Der Tugendpreis" Beachtung, am 13. Februar 1828 zu Einwinkel geboren, † in Steglitz am 29. Dezember.

Joseph Loritz, Kammersänger, populäre Persönlichkeit in den deutschen Konzertsälen, Schüler von Eugen Gura, mit einem fast beispiellosen Stimmumfang begabt, auch als Gesangspädagog erfolgreich, am 14. August 1869 zu München geboren, † daselbst am 27. Dezember.

Dr. Ernst G. Nowack, Professor, Stadtbezirksarzt in Dresden, seit 1892 dort tätig, auch als Lehrer der Anatomie an der Königlichen Akademie der bildenden Künste erfolgreich, am 8. März 1865 zu Leipzig geboren, † daselbst am 29. Dezember.

Dr. Richard Pischel, Professor, berühmter Sprachforscher, Geheimer Regierungsrat, Direktor des Indogermanischen Seminars in Berlin, besuchte das Maria-Magdalenen-Gymnasium und die Universität Breslau, beendete seine Studien in Berlin, promovierte in Breslau, zeichnete sich in dem Krieg 1870/71 aus, begann nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland 1874 seine akademische Dozentenlaufbahn, wurde in Kiel 1875 zum außerordentlichen, 1877 zum ordentlichen Professor für Sanskrit und Sprachvergleichung ernannt, siedelte 1885 nach Halle a. S., 1902 als Nachfolger Albrecht Webers an die Berliner Universität über, entfaltete als Dozent, als Forscher und Schriftsteller eine unermüdliche Tätigkeit, publizierte eine große Anzahl von Werken über Sanskrit und indische Philologie, unter anderm eine „Grammatik der Prâkritsprachen im Grundriß der indo-arischen Philologie" und die mit Geldner bewirkten „Vedischen Studien", 1901 Träger des Volney-Preises der Académie Française, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, am 18. Januar 1849 zu Breslau geboren, † in Madras am 27. Dezember. (Bild untenstehend.)

François Auguste Gevaert,
Direktor des Brüsseler Konservatoriums, † am 22. Dezember.

Paul Lindau,
Erster Dramaturg des Königlichen Schauspielhauses in Berlin. (Phot. Erwin Raupp, Berlin.)

Prof. Dr. Richard Pischel,
berühmter Sanskritforscher, † am 27. Dezember.

Hakki-Bei,
der neue türkische Botschafter in Rom.

Hans Licht: An der Elbe.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli.

(9. Fortsetzung.)

Es war über Walter eine so sichere Ruhe gekommen, eine von Schroffheit freie Festigkeit. Ohne zu grübeln, ohne Herzklopfen, wie zu einem notwendigen Gang, zu einer notwendigen Aussprache, begab er sich zu der letzten Zusammenkunft mit Babette Kerr.

Jetzt, da sein Entschluß unabänderlich feststand und er die Kraft in sich spürte, den Sprung ins Ungewisse zu tun, fühlte er auch, wie sehr er Babette liebte, wie tief seine Empfindungen, trotz aller gegensätzlichen Meinungen, mit ihr verwachsen waren.

„Vielleicht hast du es schon von Wangen erfahren, Babette," begann er ruhig, „daß ich mich gezwungen sah, meine Stelle aufzugeben. Ich will nach Wien, um dort meinem neuen Beruf zu leben."

Einen Augenblick sah ihn Babette voll Schmerz und Verzweiflung an. „Du willst von mir gehen und mich zurücklassen?"

Und wie von einer qualvollen Angst getrieben, bat sie flehend, schluchzend, herzzerreißend, indem sie sich fest an ihn klammerte: „Walter, nimm mich mit, nimm mich mit! Laß mich nicht allein da! Ich will dort arbeiten, mir mein Brot verdienen. Du brauchst mich nicht zu heiraten, nur in deiner Nähe will ich sein!"

Nun war plötzlich er der Vernünftige. „Das geht doch nicht, Babettchen!" sagte er milde. „Du mußt da bleiben, ich komm' ja wieder!"

„Ja, wann, wann?" jammerte sie.

„Bis ich etwas geworden bin."

„So lange kann ich nicht warten, da sterbe ich vor Sehnsucht!"

„Ist das meine tapfere Babette? Wir wollen einander fleißig schreiben! Sei vernünftig, laß mich los!"

„Nimm mich mit, nimm mich mit!" flehte sie wieder.

„Ich gehe ja selbst ins Ungewisse!"

„Und da hast du deine Stelle hier aufgegeben?"

„Ich war es mir schuldig!"

„Du liebst mich nicht mehr!" rief das Mädchen wieder. „Das ist's, was dich wegtreibt. Maler könntest du doch am besten hier in München werden."

„Ich muß aus dem Milieu, das mich bedrückte, wo ich Schreibsklave war, heraus. Ich muß in meine Heimat zurück, wo ich geboren bin, ich muß zu meiner Mutter!"

„Sie wird nichts von dir wissen wollen, Walter. Ich stehe dir doch näher und habe mich mehr gesorgt um dich als sie."

„Was weißt du von ihr! Was weiß ich von ihr! Aber ich muß sie sehen, ich muß sie sprechen, ich muß ihre Hand küssen und mir ihren Segen zum neuen Berufe holen!"

„Du bist ein Träumer, ein Phantast. Vielleicht empfängt sie dich gar nicht."

„Babette, rede nicht so. Eine Mutter ihren Sohn nicht aufnehmen! Und wäre sie schlecht gewesen wie keine und hätte mich vergessen im Laufe der Jahre . . . sie, sie hat mich doch geboren, hat mich doch als Kind geliebt und gepflegt! Laß mich, Babette, ich muß fort, ich schreibe dir auch recht oft, laß mich!"

Mit sanfter Gewalt riß er sich von ihr los und stürmte zur Türe. Hinter ihm fiel Babette jammernd auf das Sofa. Aber er sah sich nicht mehr um; er hätte die Kraft, weiter standhaft zu bleiben, nicht mehr besessen.

Er stürzte in sein Zimmer, ordnete in Windeseile seine Sachen und packte sein Köfferchen. Ein Zettelchen auf dem Tisch meldete, er sei ohne Abschied abgereist, lasse alle grüßen und schreibe gleich von Wien.

Hastig, als fliehe er vor etwas, stürzte er die Gerner Straße dahin, über die Brücke in die nächste Trambahn. Bis zum Abend mußte er noch in München bleiben. Früher fuhr kein direkter Zug. Jetzt war es erst vier Uhr nachmittags. Er stellte sein Gepäck auf dem Bahnhof ein. Scheu, als fürchte er von irgend jemand festgehalten zu werden, drückte er sich in den Straßen in der Gegend des Bahnhofs herum.

Während er so unstet durch die Straßen zog, da schien es einen Augenblick, als verließe ihn sein Mut. Alles, woran er bis jetzt gehangen, stieß er von sich und fuhr ins Ungewisse. War's ein dummer Traum von ihm, Maler zu werden? Würde es ihm gelingen?

Aber schon biß er die Zähne zusammen. Er mußte sich durchsetzen, er mußte zur Höhe kommen.

Die Zeit schlich langsam dahin. Er ging zuerst in ein kleines Restaurant, um etwas zu genießen. Dann begab er sich auf den Bahnhof. Im Wartesaal setzte er sich neben einen Trupp italienischer Arbeiter. Auch diese fuhren ins Ungewisse, in die Fremde.

Endlich wurden die Schalter geöffnet, er verlangte ein Billett nach Wien.

„Hin und zurück?" fragte der Beamte.

„Nein, nur hin", sagte Walter tonlos. Nur hin, dachte er unwillkürlich, nie mehr zurück.

Dann drängte er sich zuvorderst an die Bahnsteigsperre. Endlich wurde auch diese geöffnet. Als erster stürzte er in einen Wagen dritter Klasse und setzte sich in eine Ecke. Wenn der Zug nur ginge! Noch immer war er in München. Alle möglichen Gedanken schossen ihm durch den Kopf, an Wangen, an Babette, an Fritz. Wenn der Zug nur ginge! Er sah auf die Uhr. Noch fünf Minuten.

Dann waren auch die vorüber, der Zug begann langsam, kaum merklich sich zu bewegen.

„Nun fährst du ins Ungewisse, in die fremde Heimat, zu der fremden Mutter" . . .

Die Tränen waren ihm nahe. Aber er überwand sich tapfer. So leer, so öde kam ihm sein Inneres vor, beraubt aller schönen Erinnerungen, losgerissen von dem Mädchen seiner Wahl. „Du mußt, du mußt!" schienen ihm die Räder zu summen. Flackernd brannten in dem halbleeren Waggon die Lichter. Allmählich legte sich das Pochen seines Herzens, allmählich fiel die Vergangenheit ab von ihm, versank die Gegenwart, und süß und hold, lockend und berückend stieg seine Zukunft vor ihm auf. Lächelnd saß er da, wachend die ganze Nacht und doch in süße Träume gewiegt.

VII.

Zehnmal schon hatte Walter von Derkorn sein Notizbuch herausgezogen und die Adresse seiner Mutter, die ihm von München her bekannt war, nervös nachgelesen.

Nun stand er auf der Margaretenstraße und suchte nach der kleinen, alten Gasse, in der sie wohnen sollte.

Nachdem er in einem billigen Café gefrühstückt und dort seinen Koffer eingestellt hatte, machte er sich daran, die Mutter aufzusuchen.

Sein Herz klopfte, seine Hände waren kalt und feucht. Würde er sie finden? Und wie? War sie ein altes Weiblein geworden, oder war sie die stolze, vornehme Dame geblieben?

Endlich fand er die Seitengasse. Als er das Schild an der Straßenecke las, gab es ihm einen Stich in der Herzgegend. Nun war er ihr ganz nahe, nun würde er gleich vor ihr stehen. Sollte er fliehen, wegeilen von hier?

Klopfenden Herzens stürzte er vorwärts. Wie im Traume fand er das richtige Haus. „Zweiter Stock, Türe dreizehn", wiederholte er sich immer wieder. Endlich stand er keuchend vor der Wohnung und zog an der Glocke.

„Ich öffne schon, Resi!" Eine klangvolle, vornehme Stimme drinnen rief es dem Dienstmädchen zu.

Sachte ging die Tür auf. Eine feine, zierliche Frauengestalt stand Walter gegenüber. Er sah zwei große, fragende, traurige Augen und blonde, leise angegraute Haare. Es flimmerte ihm vor den Augen. Er brachte kein Wort über die Lippen. Nur ein Stammeln war's, ein unklares Lallen.

„Mutter . . . Mutter" . . .

Auch ihre Augen maßen, wogen ihn; auch ihre Arme hoben sich mechanisch. Sie brauchte ihn nicht zu fragen. Ehe er lallend die Mutter gerufen, wußte sie, wer es war. Alle Tage, alle Stunden hatte sie ihn erwartet.

„Er läßt sich jetzt ein Spitzbärtchen stehen", hatte Wangen jüngst geschrieben. Das war ihr erster Gedanke, als sie ihn sah. Dann schloß sie ihn schluchzend, jauchzend in ihre Arme.

„Bist da, Walterchen, bist da?" Sie zog ihn in ihre mit altem Hausrat erfüllte Stube und drückte ihn auf das Sofa. Dann setzte sie sich zu ihm, streichelte seine Hände und preßte seinen Blondkopf an sich. Während die Tränen ihr über die Wangen liefen, sagte sie immer wieder: „Bist da, Walterchen, bist endlich doch zu deiner alten, armen Mutter kommen? Bist endlich da, Walterchen?"

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, seit Walter bei der Mutter eingetreten war, und noch immer hielt die kleine Frau den großen Jungen wie schützend umschlungen. Sie dachte nicht darüber nach, in welcher Absicht er nach Wien gekommen sei, warum sie ihn so viele Jahre hatte entbehren und fremden Menschen lassen müssen. Solange sie hier wohnte, hatte sie diese Stunde erhofft und mit Geduld erwartet.

Plötzlich riß sie sich aus ihren Glücksträumen. „Ja, aber ich sitz' da, und du wirst am Ende hungrig sein. Wart', ich bring' dir einen Kaffee. Kaffee gibt's jetzt immer bei mir!"

Hastig schritt sie zur Küche, wo die Putzfrau Resi sich zu schaffen machte. Auch ihr liefen die Tränen herunter. „Weil er nur kommen ist!" sagte diese wie erlöst. Wie oft hatte ihr die Baronin Derkorn von ihrem Buben erzählt!

Rasch richtete sie eine Tasse her. „Hol' Kuchen", sagte sie zur alten Resi.

Drinnen in der guten Stube, die von altem Familienhausrat voll war, begann Walter endlich aus der tiefen Glückserregung, die ihn erfaßt hatte, zu erwachen. Seine Augen schweiften durch den Raum. Ihm gegenüber hing ein großes Bild, das seinen Vater als Reiteroffizier darstellte. Darunter stand die alte Rosenholzkommode, an deren Ecken er sich als Kind so oft gestoßen hatte. Seine Mutter, seine Vaterstadt, alles war ihm aus dem Gedächtnis geschwunden; nur an dieses alte Möbel konnte er sich noch erinnern. Streichelnd fuhren seine Finger darüber. Da gewahrte er mitten auf ihr, wie auf einem Ehrenplatz, sein erstes Paar Schuhe, breit und niedergetreten, ein Kleinod für die einsame Mutter!

Alles, was herumstand, heimelte ihn plötzlich an. Es war ihm zumute, als wäre er nach langer Irrfahrt ins Elternhaus zurückgekehrt. Seine erste Kindheit stieg in der Erinnerung in ihm auf, die einzige Zeit, wo er eine Mutter besessen hatte. Nun war sie ihm mit einem Male so nah. Was dazwischen gewesen, an Helle, an Trauer, an Freude und Leid, an Hoffnung und Liebe, erschien ihm jetzt belanglos und des Vergessens wert.

Ein warmer, wohliger Strom ging von allem aus, der sein Herz erwärmte und ihn sicher machte. Er war ja von jeher eine zarte Seele gewesen, die die Treibhauswärme, die Mutterliebe, notwendig gebraucht hätte.

Dann brachte die Mutter, lächelnd vor Glück, den Kaffee. „Komm, du wirst Hunger haben!"

Er setzte sich zum Tisch, sie nahm ihm gegenüber Platz.

Ihn hungerte es jetzt nicht; aber der guten Frau zuliebe, deren milde Augen ihn strahlend ansahen, tat er einen Schluck aus der Tasse und nahm dazu ein Stück Kuchen.

„Das ist ja eine Altwiener Schale, wie wir sie hatten, als du noch bei uns warst!"

„Ja, und dann bin ich gegangen, hab' dich allein gelassen . . . Ich hätte es nicht tun sollen! Nie hätte ich's tun sollen, Walter!"

Er wollte fragen: Warum hast du's getan? Aber er getraute sich nicht, diese Weihestunde zu stören. Er wußte, die Mutter würde es ihm schon sagen, und auch er mußte ihr alle seine Zweifel offen darlegen.

„Ja, Kind, glaub' es, es war die größte Schuld, daß ich dich fremden Leuten überließ. Denn der Vater" — das Wort kam zitternd über ihre Lippen — „konnte dich nicht allein erziehen. Aber gut siehst du aus, bist ein prächtiger Junge geworden. Bist brav und rein geblieben, gelt?"

Ihre Augen forschten in den seinen. Er errötete, er kam sich ja so schuldbeladen vor. Und doch konnte er ihren milden, fragenden Blick aushalten; denn er wußte, was er getan, hatte er tun müssen. Schlecht war er nie gewesen.

„Du bleibst ja länger! Nein, nein, nun lass' ich dich nicht mehr fort nach München. Freilich deine Stelle wird dich rufen."

„Ich hab' keine mehr." Langsam, stockend kam es aus seinem Munde.

„Warst nicht glücklich bei dem Schreibergeschäft! Hast zu der Mutter gewollt, zu der bösen Mutter, die sich nie um dich gekümmert hat!"

„Ich will Maler werden, Mutter!"

„Maler?" Ungläubig, ein wenig erschreckt klang es.

„Mich treibt's dazu . . . mich treibt's zu der Menschheit lichten, reinen Höhen. Weißt, Mutter, ich muß frei sein, muß schaffen können. Ich will nicht der verkrachte Aristokrat sein; sie sollen mich achten, den Baron Derkorn!"

Erfreut horchte die Mutter auf seinen sichern, hoheitsvollen Ton.

„Ich hab' dir ja nichts vorzuschreiben, das hab' ich verwirkt. Vielleicht sind wir, dein Vater und ich, unser unglückliches Leben, daran schuld, daß du in die Gefahr kamst, als eine verkrachte Existenz zu enden. Werde das, worin du dich frei und glücklich fühlen kannst. Nur wenn man sich selbst achtet, vermag man etwas Tüchtiges zu leisten. Ich will mir auch Mühe geben und die nötigen Mittel aufbringen, um dich dabei zu unterstützen. Oh, ich hab' das Arbeiten gelernt, als ich von deinem Vater wegging und mir von meinem großen Erbteil nur ein kleiner Rest geblieben war. Dein Vater war ein geborner Kavalier, für den meine Mitgift noch lange nicht groß genug war; da hab' ich halt, um die Gedanken und die Zeit totzuschlagen, gestickt und genäht. Und bald hab' ich das Geld gut brauchen können."

Aufhorchend lauschte Walter auf ihre Worte; er hoffte, nun würde sie ihm sagen, warum sie von ihrem Mann, seinem Vater, weggegangen war. Sie mochte glauben, er wisse es längst; denn sie sprach noch immer nicht davon.

„Du sollst bei mir wohnen. Hinten das Kabinett will ich dir herrichten."

„Nein, Mutter, ich will dir nicht lästig fallen." In Wahrheit fühlte er, daß er, um etwas zu erreichen, frei sein mußte. „Ich nehme mir in der Nähe ein Zimmerchen, wenn du erlaubst."

„Wie du willst, meine Kind! Ich bin ja eine fremde Frau für dich geworden und hab' dir nichts zu befehlen. Aber eins bitte ich dich: Geh nicht ganz wieder und bleib bei mir; ich brauch' dich ja so, lange genug hab' ich gewartet."

Plötzlich trieb ihn das Verlangen, all diese gewaltigen Eindrücke der letzten Stunden zu ordnen und ungestört über seine Zukunft nachzudenken, hinaus.

„Mutter, ich muß jetzt gehen. Ich werde meinen Koffer besorgen und mir ein Zimmerchen mieten. Dann komme ich wieder und bleibe bei dir."

„Willst du nicht zum Mittagessen da sein?" fragte sie.

„Nein, nein, Mutter, mach' dir keine Mühe! Nachmittag komm' ich."

„So lange soll ich dich entbehren . . . Na, ich will tapfer sein! Aber komm ja nicht zu spät. Soll ich dir nicht helfen, ein Zimmer suchen?"

„Nein, Mutter, bemüh' dich nicht."

„Wenigstens zum Auspacken komm' ich."

„Für das bißchen Tand" . . .

„Werden doch liebe Erinnerungen dabei sein!"

Er lächelte verlegen.

„Von Babette?" sagte sie mit gütiger Miene. „Warum hast du ihr nicht folgen wollen?"

„Später, Mutter!" erwiderte er.

Er drängte zur Tür. Wie einst dem Kinde, machte sie ihm beim Abschied ein Kreuzzeichen auf die Stirn, dann eilte er hinaus.

Erst an der nächsten Straßenecke blieb er stehen. Hoch atmete er auf. Nun hatte er eine Mutter, die beste, die fürsorglichste! Und doch fragte er sich: Warum blieb sie nicht bei meinem Vater? Sie wird es mir sagen, heute noch sagen, und wenn sie es nicht sagt, dann will ich sie daran erinnern.

Aber trotz aller Zweifel hatte diese Stunde ihn ruhig und glücklich gemacht. Mochte es sein, wie es wollte: er hatte eine Mutter wieder, die sein Streben verstehen würde, eine treue, erfahrene Beraterin, die im Sturmwind des Lebens gereift war, und die nicht nach anerzogenen Normen sprach, eine freie, eine stolze, eine liebe Frau!

Bald hatten die tatsächlichen Eindrücke, die er von Wien empfing, die Zweifel und Fragen in seiner Brust ertötet. Er mußte handeln und durfte nicht träumen. Nachdem er mehrere Wohnungen besichtigt hatte, kam er in der Mittagszeit zu einem alten, bescheidenen Hause des sechsten Bezirkes, wo ein Zimmerchen zu vermieten war. Langsam stieg er die Treppe zum zweiten Stock hinauf. „Franz X. Schairer, k. k. Rechnungsrevident", stand an der Tür. Er klingelte. Ein unscheinbares Mädchen, nicht hübsch, nicht häßlich, dem trotz seiner zwanzig Jahre Sorge und Ernst aus den Zügen sprachen, öffnete ihm.

„Ich möchte das Zimmer sehen", bat Walter.

Das Mädchen ließ ihn eintreten. „Es ist nur ein bescheidenes Zimmerchen, Herr, aber es geht auf die Straße."

Durch die Küche gelangte er in ein reinlich gehaltenes Wohnzimmer. Links davon lag der zu vermietende Raum. Er war nicht groß und nicht luxuriös möbliert; aber der Preis war niedrig, und da das Fenster gegen Norden ging, überlegte Walter nicht lange und erklärte, das Zimmer nehmen zu wollen.

„Wenn der Herr noch einen Augenblick warten wollen, dann kommt der Vater zum Essen heim, und Sie können mit ihm alles Nähere besprechen!" sagte das Mädchen, und wie erklärend fügte sie bei: „Die Mutter ist erst vor kurzem gestorben, und so muß ich den ganzen Haushalt besorgen. Wir wohnen schon sechzehn Jahre hier im Haus, da wollen wir nicht ausziehen, um eine kleinere Wohnung zu nehmen, und darum entschließen wir uns, das eine Zimmer zu vermieten."

Walter blieb gleich in dem Raume sitzen und sah sich inzwischen um. Das Mädchen hatte etwas Bekümmertes, Trauriges in ihrem Wesen.

Sie entschuldigte sich, daß sie in die Küche müsse, um nach dem Rechten zu sehen, und ließ ihn allein zurück.

Doch er brauchte nicht lange zu warten. Nach wenigen Minuten hörte er, wie draußen ein Schlüssel in der Wohnungstür gedreht wurde und eine tiefe Stimme sprach: „Grüß' Gott, Anna!" worauf das Mädchen erwiderte: „Vater, es sitzt ein Herr drinnen, der das Zimmer mieten möchte."

Dann näherten sich Schritte. Die Tür zum Gemache ging auf. Ein kleines, vertrocknetes Männchen stand dazwischen, grau, mit einer Stahlbrille und einem kurzen Vollbart, der wie abgenagt aussah.

„Meine Tochter sagt mir, daß Sie das Zimmer mieten wollen. Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„Walter Derkorn, Kunstmaler", sagte er, seinen Adelstitel zum erstenmal geflissentlich verschweigend.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen der Raum passen wird. Wir verlangen ja nicht viel dafür, nur das, was er uns selbst kostet. Sonst müßt' ich eine kleinere Wohnung nehmen, denn die Krankheit meiner Frau hat viel Geld gekostet. Zwei Professoren! Ja, und doch hat's nichts genützt, ja, und doch hat sie sterben müssen!"

Es kam gedehnt, resigniert, apathisch heraus.

„Könnte ich gleich einziehen? Ich komme nämlich von München, und mein Koffer steht noch auf der Bahn."

„So, von München! Ja, da bin ich vor zwanzig Jahren auf einer Urlaubsreise gewesen, ja schön, sehr schön und g'mütlich! Meine Tochter kann Ihnen dann beim Auspacken und Ordnen der Sachen an die Hand gehen. Ein braves, gutes, fleißiges Ding, aber halt nicht schön, drum heirat's nicht. Eine Staatsbeamtentochter . . . na, wer will die! Ja, ja! Eigentlich hätte ich für das Zimmer lieber ein Fräulein genommen, damit meine Anna ein bißchen Umgang hat. Aber, na ja, ja, die Fräulein, die Zimmer brauchen, das sind meistens keine."

„Herr Revident," begann jetzt Walter, „könnte ich nicht wenigstens früh den Kaffee bei Ihnen haben?"

„O ja! Das müssen Sie mit Anna besprechen, die hat die Küche unter sich. Ein Mokka ist ja unser Frühstückskaffee nicht. Man muß auch da sparen ... die Krankheit meiner Frau hat viel Geld gekostet."

Darauf verabschiedete sich Walter. Er drückte auch Fräulein Anna, die in der Küche am Herde beschäftigt war, die Hand. Sie errötete leise; das war sie nicht gewohnt. Dann fuhr er auf die Bahn, um den Koffer zu holen.

Es war sehr schwül draußen. Die drückende Hitze, die über dem Häusermeer der Stadt lag, lähmte Walter fast und schläferte ihn ein; denn er hatte während der ganzen Nachtfahrt kein Auge zugetan.

Er aß irgendwo zu Mittag und ließ dann seinen Koffer durch einen Dienstmann besorgen.

Kaum war dieser mit der Last in der neuen Wohnung angekommen, als ein heftiges Gewitter losbrach. Während es in Strömen regnete, machte sich Walter daran, seine Sachen auszupacken.

Fräulein Anna kam und fragte, ob er etwas wünsche, und ob sie ihm irgendwie behilflich sein könnte.

„Ich danke, Fräulein."

Und da sie noch stehenblieb, meinte er: „Gelt, das ist ein Wetter!"

„Ja, wir haben in diesem Sommer fast alle Tage ein Gewitter."

„Fürchten Sie sich dabei?"

Sie lächelte nur scheu und verlegen.

„Dann bleiben Sie doch da sitzen. Wir wollen ein wenig plaudern. Als neue Hausgenossen müssen wir uns doch kennen lernen."

„An mir ist nichts, was Sie interessieren könnte", sprach sie. „Ich bin nur ein Arbeitstier und bin froh dabei."

„Ja, eine Arbeit, die einen freut, ist auch etwas Schönes. Sehen Sie, Fräulein Anna, ich freue mich, wenn ich hier eingerichtet bin, dann fang' ich auch gleich an zu malen."

„Sie malen?" Sie sagte es fast erschreckt.

„Ja, deswegen bin ich nach Wien gekommen. Aber da es jetzt nicht mehr so stark regnet, will ich zu meiner Mutter. Sie wohnt gleich in der Nähe."

„Sie Glücklicher, Sie haben noch eine Mutter! Aber warum bleiben Sie nicht bei ihr?" fragte sie dann erstaunt.

„Sie hat nicht genug Platz. Da ich so lange in der Fremde war, ist sie es gewohnt, allein zu sein", sagte er errötend.

Als er das Haus verließ, klangen ihm Annas Worte noch in den Ohren: „Warum bleiben Sie nicht bei ihr?" Er selbst richtete diese Frage immer wieder an sich. Aber er hatte ein Gefühl, als sei die Frau, die doch seine Mutter war, ihm fremd geworden, als wisse er nichts mehr von ihren Lebensgewohnheiten, als dürfe er ihr nicht zur Last fallen.

Die Mutter hatte ihn schon mit Ungeduld erwartet, und nun mußte er erzählen, ob er ein Zimmer gefunden, ob er nicht naß geworden.

Sie schien beruhigt, als sie erfuhr, daß er bei einem braven Staatsbeamten, nicht weit von ihr, wohne.

Frau von Derkorn hatte ihre Toilette gewechselt und erschien jetzt, trotz ihrer grauen Haare, wegen der zierlichen Gestalt und des schönen, vollen Gesichtes noch jugendlicher als früher.

Ein tiefes, ruhiges Glücksgefühl lag in ihren Zügen. Sie sah aus wie jemand, dem endlich der einzige, jahrelang gehegte Wunsch in Erfüllung gegangen ist.

Nun wird sie dir sagen, warum sie vom Vater gegangen ist! dachte Walter, und doch fürchtete er wieder, daß er, wenn er dadurch seine Mutter vollends gewinnen und besitzen würde, die liebe, reine Erinnerung an den Vater getrübt, verdüstert hätte.

Aber Frau von Derkorn sprach nur von der leuchtenden, schönen Gegenwart und Zukunft; von den traurigen, entschwindenden Jahren sprach sie in dieser Glücksstunde nicht.

„Du mußt dann auch beim Hofrat Prechtl Besuch machen; er ist im Unterrichtsministerium und kann dir sicher mit Rat und Tat beistehen."

„Wer ist Hofrat Prechtl? Ich habe nie seinen Namen gehört!"

„Er ist mein einziger, uneigennütziger Freund, Walter! Der einzige, der mir über die schweren Jahre durch Rat und Tat hinweggeholfen hat."

Ruhig, gelassen, voll edler Würde sagte sie es. Sie merkte nicht, daß Walters Blick lauernd auf ihr lag und ein böser Gedanke blitzartig durch sein Hirn schoß.

Er selbst schämte sich dieses garstigen Verdachtes, und doch konnte er ihn in der Folge nicht recht los werden.

Walter, der nach Wien gekommen war, um für seine Zweifel Ruhe zu finden, trug noch immer das Herz voller Qualen. Niemals aber hätte er die erlösende Frage an seine Mutter gerichtet, denn bei aller Liebe und Anhänglichkeit blieb sie nach den ersten starken Gefühlswallungen für ihn kaum mehr als seine Gebärerin.

All das trieb ihn immer wieder von ihr weg, und wenn er dann fort war, zog es ihn wieder zu ihr. Er gab sich selbst die Schuld, weil ihm das Vertrauen zu ihr fehlte, weil er sich ihr nicht offen und kindlich nahte.

In seinen Gedanken tauchte darob immer hehrer und lichter das Bild der Babette Kerr auf, die er so schnöde verlassen hatte. In solchen Stunden griff er voll Sehnsucht zur Feder. Was er ihr früher nie gesagt hatte, das schrieb er ihr jetzt ohne Scheu. Ihre stolze Gestalt war für ihn von einem poetischen Zauber umgeben.

Auch von den Zweifeln um seine Mutter und von seinen kleinen täglichen Sorgen schrieb er ihr.

Das richtete Babette Kerr, die durch seine Flucht nach Wien ganz gebrochen war, wieder auf. Schon beim ersten Briefe verzieh sie ihm alles. Mit süßem Schaudern las sie, wie hier ein junges Menschenkind nach Klarheit und Wahrheit rang. Zum erstenmal merkte sie, was in Walters Seele all die Jahre her verborgen geruht hatte. Und dabei schäumten diese Briefe über von Sehnsucht und Liebe nach ihr, von Gewissensbissen, daß er sie verlassen.

Seine ganze gärende Jugend, seine ganze werbende Anmut legte er in diese Briefe.

Am liebsten wäre Babette zu ihm geeilt. Aber sie fürchtete, dann statt des schmachtenden Liebhabers den herben, kurz angebundenen Jungen vor sich zu haben.

Ihre Briefe waren nicht so lang, auch nicht so voller Gefühle und Tränen wie die seinen. Sie waren ruhig, sachlich, knapp und doch von wohltätigem Einfluß auf sein Gemüt.

In der kommenden Zeit war er bei seiner Mutter nur immer Gast; er fühlte sich nie als Sohn dort. Beiden fehlten eben die gemeinsam durchsorgten, durchrungenen Jahre der zweiten Kindheit, des Knabenalters, der Jünglingszeit. Als kleines, dreijähriges Kind hatte ihn seine Mutter verlassen. Nun stand ein werdender Mann vor ihr.

So sehr es ihn zu der Mutter zog, so unbehaglich fühlte er sich bei ihr, bei ihren Fragen und Blicken. Oft war er froh, wenn er wieder daheim in seinem bescheidenen Zimmer saß.

Dann holte er sein Skizzenbuch heraus und begann mit fieberhaftem Eifer zu zeichnen und zu malen. Verbrachte Anna im Nebenzimmer, mit einer Handarbeit beschäftigt, den Nachmittag, so öffnete er die Tür und bat sie, zu ihm einzutreten. Beim Plaudern vergaß er seine dummen Gedanken, und die Arbeit ging ihm schneller von der Hand.

Was sich ihm gerade darbot, Gerät, Mensch, Blumenstock oder Tier, das malte er. Es war fast ein ungesunder Heißhunger, der ihn beherrschte.

Mit Bewunderung sah Anna zu dem fleißigen, einsamen Manne auf, der so ganz anders war als die übrigen jungen Künstler.

Oft und oft unterhielten sie sich, und dann schwärmte ihr Walter von seiner Zukunft vor. Sie horchte erstaunt zu, denn sie kannte keine Träume, keine Hoffnungen, keine Zukunft.

Allmählich wurden ihnen diese Plauderstunden zu einem Bedürfnis, zum Köstlichsten am ganzen Tage. Was ihr hier Walter vom Überfluß seiner Träume gab, das begann in ihr zu einer neuen, schönen Welt zu reifen, von der sie immer reden hören wollte. Anna, die nie darüber gegrübelt, warum sie so anspruchslos den kleinen Haushalt ihres Vaters führte, begann nun auch über ihr Leben nachzudenken, wobei sie unzufrieden wurde.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

KONSTANTIN SOMOFF.

Konstantin Somoff ist unter den lebenden russischen Malern einer der wenigen, die europäischen Ruf besitzen. Er hat seine Verehrer nicht bloß in seiner Heimat St. Petersburg, sondern ebenso in Paris und in Berlin; er hat eine Gemeinde, die sich für jedes seiner Werke leidenschaftlich interessiert und für den Erfolg seiner Kunst eifrig bestrebt ist. Aber er ist trotzdem kein ästhetischer Leckerbissen nur für die einzelnen, sondern seine Art hat die Eigenschaften, auch das weitschichtige Publikum zu interessieren und für gewisse Vorgänge im modernen künstlerischen Leben aufklärend zu wirken.

Ich will diese Seite seiner Kunst zunächst charakterisieren. Unser modernes künstlerisches Empfinden schwankt — mitunter leider wie ein Spielball — zwischen den beiden Extremen des Realismus und der Stilisierung. Der Realismus bekennt sich offenherzig zur Stofflichkeit: er ahmt die wirklich existierenden Dinge auf Illusion nach und scheut vor keinem Stoff, auch dem sog. häßlichen, zurück; er gibt (oder tut wenigstens so) dem Formgefühl kein Recht über den Inhalt und findet in der Stärke der lebendigen Anschauung, in der künstlerischen Impression sein Ziel. Die stilisierende Richtung dagegen entspringt dem uralten Bedürfnis, formelle Einheiten, wie sie unser menschlicher Intellekt dauernd zu bilden pflegt, auch auf die große, bunte Welt der Wirklichkeit zu übertragen und, sei es in historischem Stile, sei es in ornamentaler Umwandlung, den Dingen den Stempel eigner Prägung aufzudrücken.

Konstantin Somoff. Selbstporträt.

Somoff gehört zweifellos zu diesen Stilisierenden, aber er hat die Schule des Impressionismus durchgemacht. Ähnlich wie Thomas Theodor Heine aus einer genauen Beobachtung der Wirklichkeit und realistischer Kunst zu seinem formalen Stilausdruck gelangte, hat Somoff als frischer Naturmaler, als realistischer Porträtist, als Impressionist mit all der Verve ursprünglicher Instinkte Auge und Hand gebildet, bis ihm in dem Moment, da er die Wirklichkeit gezeichnet hatte, der innere Stil mächtig emporzuwachsen begann und er aus einem verschwiegenen Winkel seines Wesens, wo feine, alte Rokokoerinnerung Erlebnisse stilvoll in ihre Sphäre zog, Figuren, Szenen und Symbole schuf als letzte Arabeske alles Seienden. Nicht aus Armut und Defekt, sondern aus Überwindung und aus einem eignen Triumphgefühl stilisierte er. Er hat dabei niemals die reale Wirklichkeit aus seinen Sinnen gelassen; aber er duldet sie kaum noch als letzten Ausdruck künstlerischer Wünsche, sondern erhöht und idealisiert sie durch einen seltenen poetischen Stilreiz, er verzaubert sie bis in das Ornament hinein, bis in die Vignette. Das ist seine Formel: er verzaubert die Dinge, die

Nach dem Regen.

Realität dieser Szene zu sagen, und man kann nicht einmal behaupten, daß sie amoureusen Inhalt habe; aber ich wette, sie hat ihn doch. Diese zierlichen Bänkchen, diese Statuen vor dem Busch, diese Stimmung nach dem Regen, diese Blumen und diese Zärtlichkeit duften nach ancien régime, und dieses Parfüm ist nicht auszudrücken. Die Szene flirtet geheim. Ein latenter Stil bindet sie auf glückliche Heiterkeit.

Ein andermal reitet ein Herr mit einer Dame. Sie sind in historische Kostüme gekleidet, friderizianisch. Sie reiten in ausgeprägtem Rhythmus, alles fliegt und schwingt und freut sich, die Pferdchen und die Kleidchen und die Worte, die zwischen den beiden schweben. Da am Waldrand steht ein kleiner Amor. Der Herr zeigt dorthin, vielleicht gar auf ihn. Die Sache ist klar, und der Stil tut das seine. In seinem Kostüm werden Geheimnisse diskret.

Dann ist es einmal August. Auf einer heißen Wiese sitzt ein Männchen mit einem Weibchen, der See ist rund, die Bäume stehen Wache, ein mystisches Blei liegt in der Luft, und die Szene wird zum schweren Gedicht. Dann wieder blicken wir in ein Landhaus, zierlich hinter regelmäßigen Beeten, weiße Geländer und Pfeiler und Treppen. Unten sitzen die Damen und trinken Tee, oben lehnt das Paar über die Balkonbrüstung in die helle Landschaft hinaus — der Stil besänftigt die Leidenschaft, Menschen werden wie zu einem Puppenspiel gestellt, die Natur wird zur Kulisse, und die Liebesworte tönen in ihrer ewigen gleichen Sprache, die sich in der irdischen Komödie unverändert wiederholt. Phantasie zaubert die Liebesinsel: sie liegt, ein weißer Pavillon, im anmutigen Park, und die Brücke, von Amoretten bewacht, führt hinüber, Frauen warten, und durch die Luft ziehen Lieder mit uralten Refrains. Die historische Phantasie der Liebe bleibt gern in dieser Gegend um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, wo romantische Erregungen noch nicht ganz das galante Kostüm der Kavalierepoche abgeworfen haben: der Jüngling, in selbstbewußtem Glück, braunröckig, sitzt unter Frühlingsbäumen neben der weißen Dame im breiten Kleid und porzellanzarten Bindehut, sie blickt verschämt, er stammelt die Erklärung — bürgerliches Empire! Und wieder ziehen sich reiche Weingehänge zu Lauben zusammen, arkadenartig auf und ab sich wölbend, der Portikus der Liebe mit verschwiegenen Statuen und weniger verschwiegenen Kavalieren und Reifrockdamen, die auf den abendlichen Brücken die

Vor dem Gewitter.

wirklichen und alltäglichen Dinge, er spricht einen historischen Spruch über sie, oder er läßt ihre Seele in das Ornament eingeschlossen werden, aus dem sie wie in einer märchenhaften Versteinerung zu uns reden will. Wir selbst sind die Erlöser im Märchen. Wir erlösen die Dinge, fühlend und wahrnehmend, in ihre Wirklichkeit zurück, und nun haben sie uns alle reizende Geschichten zu erzählen.

Nehmen wir einige Beispiele. Sehen wir uns einmal die Bilder an, in denen Somoff einen im Leben wie in der Kunst höchst beliebten und dankbaren Stoff behandelt, die Liebe, den Kuß und ähnliche schöne Dinge. Da sitzen auf einer weißen Bank ein paar Damen, und einige noble Herren sprechen mit ihnen; das Kind spielt auf der Wiese, ein Regenbogen steht am Himmel. Es ist gewiß nichts gegen die

Conversation galante vollführen, nach dem reizenden Programm alter Rokokolust. Und die Liebe wird zu einem Kuß und der Kuß zu einer Silhouette zwischen Heckenwerk auf einer Bank, der Kavalier und seine Dame eine einzige vielsagende schwarze Silhouette. Und derselbe Kuß wird wieder zu einem kleinen, rosafarbenen Aquarell, das Paar, wie auf einer Causeuse halb einander zugewendet, mit den Lippen sich findend, und ringsherum ein ornamentaler Blatt- und Weinkranz, der Rahmen des Glücks, die Vignette der Liebe. Und schließlich erstarrt der Liebestraum in dem süßesten Stoffe, den er kennt, im Porzellan, eine Porzellangruppe, in der der Liebhaber seine Dame kniefällig und händeflehend um Gehör bittet, ganz Stil der amoureusen Epoche, ganz Nippes und Symbol der Leidenschaft: eine Figur, zur Erinnerung an lebendige Stunden auf den Kamin zu stellen.

Das alles, was da vorbeizog, waren Werke Somoffs, kleine und große Bilder, Buchschmuck und Statuette. Sie behandelten bald lauter, bald geheimnisvoller, offener oder versteckter das große Motiv. Es sind Gedichte. Das Leben ist zum Sonett geworden, und die Kunst schleift die banale Wahrheit zur blinkenden Facette. Kohlenstoff und Diamant! Der Geist erfreut sich an den Reizen alter Stile, die die Vordringlichkeit der Erlebnisse hinter einer Patina beruhigen. Der Stil findet die Reime und die Refrains, durch die eine alltägliche Geschichte zum Volkslied wird, je alltäglicher, desto stärker.

Der Kuß.

Nachdem wir so einen charakteristischen Zusammenhang zwischen einigen Somoffschen Bildern und Statuetten hergestellt haben, lassen wir Einzelbilder passieren, die uns allerlei interessante Ausschnitte auf diesem Theater liebenswürdigster Kunst zeigen.

„Winterpromenade“: Zwei Damen im Biedermeierkostüm wandeln eine Straße entlang. Hinter ihnen, nach unten, ist Winterlandschaft. Ein schwarzer Diener folgt ihnen ehrerbietig. Eine steife Gemütlichkeit geht durch das Bild. Man hört die Damen reden. Sie sind ja nur aus einem Wagen gestiegen, um sich etwas zu ergehen. Sie erzählen sich diskrete Geschichten. Sie bewegen sich so kunstvoll im Stil, wie es nur Marquisen zukommt, die das Spazierengehen als Unterbrechung einer Wagenfahrt auffassen. Die Winterlandschaft ist ihr Fond, so steif und gefroren wie sie selbst. Und damit sie noch kälter und weißer wird, ist dieser Mohr da mit dem unendlich hohen Zylinder. Er wartet, bis die Unterredung beendet ist. Sie steigen in den Wagen, er setzt sich hinter sie, und der Vorhang klappt zu vor diesem Stilbildchen.

Der Park von Versailles.

Der Regenbogen.

„Vertrauliche Mitteilung": Jetzt ist es heißer Sommer geworden. Der Maler steht am Fenster und blickt tief hinab in ein grünes Dickicht, durch das ein weißer Pavillon schimmert. Gestern hat er sich gemalt, wie er in dem Pavillon sitzt. Sitzt er nicht eigentlich immer in einem Pavillon? Ein schnurgerader Weg führt von da hinten unter den Bäumen nach vorn, von den Schattenrissen der Blätter in der Sonne gemustert. Und ganz vorn auf der Bank unter dem Baum sitzen zwei weißbehaubte Mädchen und erzählen sich etwas. Etwas Sommerliches, Geständnisvolles. Etwas, das im Sonnengrün dieser Bäume leise zittert. Der Maler nimmt den Ausschnitt und hält ihn fest. Die Natur stilisiert für ihn selbst. Der Sommer schafft die großen Einheiten von Menschensehnsucht und Naturgeheimnis.

„Ein Selbstporträt": Gar oft hat sich der Künstler gezeichnet, wie er so gelegentlich ein Dach, einen Hof, einen Zaun, eine Straße zeichnet, was der Augenblick ihm bietet. Hier aber hat er sich porträtiert: mit Bedacht und Liebe. Es ist die linke Hälfte eines gestreiften Sofas, und Somoff liegt darauf, die rechte Hand über die Armlehne hängen lassend, hemdärmelig. Es ist Arbeitspause. Gedanken und Wünsche ziehen durch seinen Kopf. Er sinnt. Er blickt in sich selbst. Er sieht sich selbst und malt sich selbst, in braunen, grauen Tönen, unter Ruhe pausierender Farben.

„Ruhe im Walde": Immer Ruhe und Ruhe, Stille der Porzellanfiguren und Stil der Altväterlichkeit, des behaglichen Besitztums. Die Bäume stehen dunkel-friedlich am Waldesrand, zwei Mädchen, weiße Mädchen mit weiten Röcken und treuer Sittsamkeit, sind hinausgegangen, der Hund begleitet sie, der Maler bemerkt sie und malt sie, wie sie sind, ein Stilleben der Jugend. Er bittet die eine zu stehen, die andere zu laufen. Das genügt. Sie leben wie in einer Glasglocke.

„Puschkin": Somoff wird aufgefordert, zu Puschkin Illustrationen zu machen. Er verliebt sich in die alten Stoffe, die noch den Schimmer von Pariser Seide haben, ein wenig abgeschabt, aber echt und reich. Diese alte Gräfin der Novelle „Pikdame" mit ihrem Kartengeheimnis, von Dienerschaft gefolgt, zehrend von Pariser Erinnerungen, die bloß noch zu warten scheint auf Tschaikowskys Komposition, sie

ist Figur für Somoff, ein Kostümschattenbild vergilbter Novellen. Und dann sieht man das Porträt Puschkins. Wie ein Bureaumensch seiner Zeit, Medaillonform, Kniestück, am Pulte mit der Gänsefeder, zu uns blickend wie ein Schimpanse: so formuliert sich die alte Zeit im imaginären Bildnis.

„Dame in Blau": Von allen seinen Porträten das berühmteste, ganz Wirklichkeit und doch ganz Stil, also ganz Somoff. Sie steht vor einem Baumdickicht, wie man in alter Zeit stand, wenn man sich malen ließ. Der Hals ist frei, ein Spitzentuch mit Brosche darunter, die sie leicht berührt. In der Rechten hält sie ein Büchlein. Ihr breiter Rock ist blau. Das ist die alte Farbe der Empiregalanterie, die Farbe, in der die großen englischen Porträtisten schwärmten und das bürgerliche Empire sich still vergnügte. Ist diese Dame eine Kostümfigur alter Zeit, oder lebt sie unter uns, eine wiedergeborne Achtzehnhundertdreißigerin? Es ist gleich. Sie ist das Kind eines künstlerischen Willens, dem der Stil das Leben formt. Ihre Haltung ist erprobt, ihr Blick gegenwärtig. Wir kennen sie, denn sie ist die Muse Somoffs, die Geliebte seines Herzens, die lebendige Schönheit verrauschter Jahre, Traum der Wirklichkeit und Wirklichkeit des Traumes.

Die Liebenden (Porzellan).

„Migräne": Wie komisch! Vielleicht sah der Künstler einmal ein buntes Teeservice, wie es in den Servanten seiner Lieblingszeit zur Schau steht. Und er dachte sich dazu zierliche Hände. Und zu den Händen eine kränkliche Dame. Aber ihre Krankheit ist Kostüm wie ihr Kleid. Die Krankheit ist die Migräne, die ehrenvolle Gesellschaftskrankheit, mit der man kokettieren kann, und die viele schöne Kissen auf dem Ruhebett erfordert und eine anmutige Lage und auch ein schönes Hemdchen zeigen darf, eine zierliche Rokokokrankheit, die vielleicht gar nicht so schlimm ist und halb simuliert, um einen lästigen Besuch nicht machen und einen angenehmen empfangen zu dürfen. Und das Bild ist fertig. Die Dame, im Negligé, kauert in den bunten Kissen, in einem traulichen Interieur, und ist ausnehmend hoch frisiert, woraus man schließen kann, daß ihr Kopfschmerz nicht über die Eitelkeit geht. Das Täßchen hält sie in der Hand und hat die Erfrischung zu sich genommen. Jetzt blickt sie mit ihrem Kalmückengesicht auf uns, um uns zu sagen: Was gibt es Schmerzliches im Leben, das nicht reizender Stil werden könnte?

Das sagt uns Somoff in seiner Kunst: Die bitteren Erfahrungen des Lebens beruhigen sich zu einem Ornament, die Gegenwart wird Vergangenheit, das Kleid wird Kostüm, und alle Natur feiert ein Fest um unsere Sinne. Es sind die Heiterkeit und die Versöhnung, die in aller formalen Kunst liegen. Das Dasein wird auf eine weiße Fläche projiziert und in schwarzen Umrissen zurückgeworfen, die seine Wahrheit und zugleich seine Ironie sind, Arabesken voll Sinn und Bedeutung. Die Farbe ist Somoff nicht Ziel, sondern Mittel. Seine Palette ist licht und heiter, sein Vortrag locker und frei, und wie im Porträt kennt er in der Landschaft alle Bedürfnisse modernen Realitätssinnes. Er arbeitet nicht mit schablonierten Hintergründen und staffagehaftem Milieu. Er beseelt die Gegenstände. Aber sein letztes Ziel ist kein impressionistisches, kein pittoreskes, sondern die Glut der Farben ist das Bild des innern dekorativen Wesens der Dinge, und ihre Harmonie ist die Symphonie ihres farblichen Kranzes. Schließlich verdichtet sich die Farbe zu dem Email, das wie in selbstgeschaffenen Zellen der Konturen als Miniatur der koloristischen Erscheinung leuchtet. Fällt die Farbe weg, bleibt die Vignette. Zu Büchern, Theaterzetteln, Programmen, Almanachen schafft er entzückende, phantastische Schmuckseiten, aus Küssen und Blumen, Müttern und Komödianten, Weingehängen und Porzellanreliefs, Frisuren und Hüten, Göttern und Silhouetten zusammengefaßt, die das letzte Stilleben seiner ornamentalen Anschauung darstellen.

Dame mit der Maske (Porzellan).

Somoffs äußeres Leben ist ruhig wie seine Bilder. Er ist 1869 geboren als Sohn des Konservators am St.-Petersburger Eremitagemuseum. Er tränkte sich also frühzeitig mit fremder und arrangierter Kunst und durfte als Liebhaber durch Galerien wandeln. Das gab den Stil. Er erleichterte sich in vielfachen Gesprächen mit befreundeten jungen Musikern und Dichtern. Das gab Klang und Poesie. Er befreite die Hand in Pariser modernen Schulen. Das gab die Eleganz und die Verve. Nun sitzt er wieder in der Heimat und zieht die Früchte seiner Entwicklung. Er mußte Russe sein, um alle diese Sprachen gleichmäßig zu beherrschen.

Berlin. **Oskar Bie.**

Aus der deutschen Rennsaison 1908.

Betrachtet man die Ergebnisse der Saison auf der Flachbahn, so zeigt sich das reichste wieder auf seiten des Waldfrieder Stalles, der schon in den letzten vier Jahren das stärkste Gewinnkonto gehabt hat. Diesmal beziffert sich das Resultat auf 720467 ℳ, das sind nur 17000 ℳ weniger, als die Herren v. Weinberg in ihrem besten Jahre verbuchten. Beinahe hätte der in großem Stil und mit vieler Umsicht geleitete Stall einen neuen Rekord für deutsche Verhältnisse aufgestellt. Was ihn daran hinderte, waren neben dem relativen Versagen Fabulas die zweifache Derbyniederlage von Horizont II und der Umstand, daß der beste Dreijährige, Faust, erst im Sommer zur Aktion kam. Nur sechsmal gestartet, siegte der Sprößling der Festa ebensooft und lieferte schließlich mit 216000 ℳ den größten Betrag zur Gewinnsumme seiner Besitzer. Ein ungewöhnlich gutes Jahr hatte das preußische Hauptgestüt Graditz, dessen Gewinne sich auf 599461 ℳ beliefen. Es verdankte diesen Abschluß seinem ausgezeichneten Zweijährigenmaterial, seiner gesteigerten Unternehmungslust, seinem neuen Trainer R. Day, dessen Lob auch zu Recht besteht, wenn es ihm nicht auf Kosten seines doch verdienstlichen Vorgängers R. Waugh gezollt wird, und dem Glück, beispielsweise mit einem Pferde wie Anklang den Großen Preis von Hamburg zu gewinnen. Zwischen diesen beiden Ställen und denen des Frhr. Ed. v. Oppenheim, des Hrn. v. Lang-Puchhof und des Hrn. v. Schmieder wurden die Hauptkämpfe auf dem grünen Rasen geführt, und es wiederholte sich damit das Schauspiel der letzten Jahre, dem nur das gegen früher wirksamere Eingreifen der Ställe der Herren A. Klönne und P. Pakheiser, zweier westdeutschen Großindustriellen, eine kleine Abwechslung verlieh.

Ein Rückblick auf Einzelheiten bleibt zunächst an den Dreijährigen haften. Als wir im März hier eine Orientierung über den Derbyjahrgang versuchten, stellten wir Faust an die Spitze seiner Altersgenossen. Dieses Urteil hat sich als richtig erwiesen, wenn auch erst nach dem Derby. Der Weinbergsche Fuchs war, an einem Überbein laborierend, bis zum August vom Kampfplatze ferngehalten; dann gewann er ein Rennen nach dem andern und ging ungeschlagen ins Winterquartier. Er holte sich auf dem Badener Jubiläumsmeeting drei große Konkurrenzen und vollbrachte namentlich im Prinz-Hermann-von-Sachsen-Weimar-Memorial, wo er den um das Jahr und zwei Kilo begünstigten vierjährigen Tesson, der in Belgien zur guten zweiten Klasse gehörte und später in Frankreich sehr achtbar lief, spielend abfertigte, eine Leistung, die den Entschluß der Herren v. Weinberg, den Hengst zur Teilnahme am Prix du Conseil Municipal nach Paris zu entsenden, verständlich machte. Leider kam er nicht zur Ausführung, weil Faust sich in Hoppegarten, und zwar am Tage des Staatspreises erster Klasse, auf dem Wege zur Rennbahn eine Extratour leistete, deren nicht weiter bedenkliche Folgen immerhin eine Pause im vollen Training notwendig machten. Mit dem Hengste wurde aber eine andere Expedition im Oktober unternommen, als Fabula nicht die Form zeigte, die für ihr Laufen im Wiener Austriapreis als erforderlich angesehen wurde. Statt ihrer erschien Faust auf der Freudenau, und er gewann als heißer Favorit das reiche Fliegerrennen sicher gegen den hoch erprobten Fantôme, ein Sieg, der das Können des bis dahin stets über längere Distanzen verwendeten Hengstes in ein besonders helles Licht rückte.

Der zweite Held unter den Weinbergschen Dreijährigen war Horizont II. Er lief in dreizehn Rennen, gewann neun, war dreimal placiert und einmal im geschlagenen Felde. Er mußte, da Faust um diese Zeit nicht zur Verfügung stand, das österreichische und das deutsche Derby bestreiten und in beiden sich mit dem zweiten Platze bescheiden. In jenem bezwang er die österreichisch-ungarischen Teilnehmer, aber nicht den durch den tiefen Boden sehr begünstigten Außenseiter, den Russen Intrygant; in diesem wurde er von Sieger geschlagen, den er eine Woche zuvor im Großen Hansapreis hinter sich gelassen hatte. Horizont II, der sein erstes Rennen im Mai, sein letztes im Oktober gewann und im Laufe der Saison allen Derbypferden in anderen Ställen die Eisen gezeigt hatte, setzte sich in seinem Jahrgang als das zäheste und nach Faust beste Pferd durch.

Frhr. v. Oppenheims Sieger hatten seine ungleichmäßigen Leistungen im Vorjahre den Ruf eines bloß schnellen Pferdes verschafft. Er bewies das Gegenteil in dem Großen Preis von Hamburg, wo er mit 7,5 kg mehr auf dem Rücken sich nur vor Anklang beugte, und vor allem in dem Derby, für das er im schärfsten Training auf die Minute fertig gemacht worden war. Da er nach diesem höchsten Erfolge in der weitern Arbeit nachgab und nicht mehr auf der Rennbahn erschien, blieb die Zahl seiner Starts auf fünf beschränkt, von denen er noch den im Leipziger Frühjahrspreis zu einem Siege gestaltet hatte. Seine Gewinnsumme betrug 112230 ℳ. Sein Stallgefährte For Ever, dem manche Beurteiler im Frühjahr eine fast ebenso gute Derbychance zugesprochen hatten, war verschiedenen Störungen in der Präparation ausgesetzt und wurde im Herbst nicht mehr herausgebracht. In den Lots der bayerischen Sportsleute und Züchter v. Lang-Puchhof und Dr. v. Schmieder befanden sich zwei Dreijährige, die nach einjähriger Form für die klassischen Konkurrenzen mit in Rechnung gezogen wurden. In nicht zu billigender Weise, weil lediglich auf Grund eines leichten Erfolges in einem mittlern Rennen und mit Rücksicht auf Abstammung und Exterieur, gab man Hüon (v. Ard Patrick a. d. Hyères) den Vorzug vor Bajazzo, eine Klassifizierung, deren Unrichtigkeit denn auch gründlich durch die Dreijährigenlaufbahn der beiden dargetan wurde. Hüon schlug zwar fünfmal mäßige Gegner, lief aber im Derby nur totes Rennen mit Barrikade auf dem dritten Platz und spielte überall, wo er auf die erste Klasse traf, eine geringe Rolle. Dagegen vermochte der im Derby nicht engagierte Bajazzo die Union zu gewinnen, sogar Horizont II in einem Match zu schlagen und auch sonst mehrfach weit besser als der Trainingsgefährte abzuschneiden. Graditz verfügte bei Beginn der Saison für die großen Entscheidungen über Goldgulden, Anklang und Kakadu II, die als Zweijährige in England gearbeitet worden waren. Von ihnen kam Goldgulden, der bis zum Juni des Jahres drüben geblieben und nach zwei ansprechenden Erfolgen in Epsom und Newmarket erst zum Großen Preis von Hamburg in die Heimat zurückgebracht worden war, wegen Lahmheitserscheinungen gar nicht zum Laufen auf deutscher Bahn. Anklang holte sich mit ziemlichem Glück das reichdotierte Rennen in Großborstel, wurde dann im Derby reiterlos und bewies durch seine späteren Leistungen, daß er durch den Sturz in dem klassischen Hauptrennen keine große Chance begraben hatte. Kakadu II aber, der als Geringster in dem Terzett galt, wurde schließlich der Gewinnreichste; er entpuppte sich als ein exzellentes Meilenpferd und fertigte im wertvollen Bayernpreis eine Fabula ab.

Herrenreiter Lt. Braune (15. Ulanen).

Herrenreiter A. Jahrmarkt. (Phot. Franz Kühn, Berlin.)

Herrenreiter Lt. v. Raven (9. Ulanen).

Herrenreiter Lt. v. Baumbach (3. Husaren).

F. Bullock, der in Deutschland erfolgreichste Jockei des Jahres 1908.

Herrenreiter W. Schulz, der bekannte Spezialist für Flachrennen.

Erfolgreiche Reiter der Rennsaison 1908.

Noch überraschender war die Entwicklung des Graditzer Südring, der im Silbernen Schild zu Hoppegarten Rojestwensky schlug und sich im Hertefeldrennen zwischen Horizont II und Bajazzo placierte. Diese Leistung war der Anstoß zu seiner Entsendung nach Budapest, die sich leider mit mancherlei Mißgeschick und Ungeschick verknüpfte. Der Hengst wurde im St. Leger von Maxim geschlagen und endete im Jockeiklubpreis infolge flauer Pace über 2800 m hinter zwei ausgesprochenen Meilenpferden. Zwei Stuten endlich, Blaustrumpf und Galopade, die sich als Zweijährige bemerkbar gemacht hatten, enttäuschten völlig im dritten Jahre.

Von den älteren Pferden mußte der schwer zu trainierende Graditzer Hammurabi, der Sieger im vorjährigen Großen Preis von Baden, nach dem ersten Rennen, das er an Ignis verlor, vom Schauplatz abtreten, um ins Gestüt zu wandern. Sein hartnäckiger Gegner aus der vorigen Saison, der ebengenannte Weinbergsche Hengst, blieb zwar auf den Beinen, reproduzierte aber nicht die frühere Form, da er nur drei von neun Rennen gewann. Er traf sich mehrmals mit Hrn. v. Schmieders Rojestwensky, der verschiedentlich gut lief, wenn er auch nur ein Rennen siegreich bestritt. Fabula berief sich vorzugsweise auf ihre früheren Leistungen. Fünfmal an den Ablauf geschickt, gab sie ihr Bestes mit dem Siege im Durchgängerrennen. Nach ihrem Erliegen gegen Kakadu II nahm die großartige Fliegerin, deren Nervosität wieder gestiegen war, Abschied von der Rennbahn. Ein seltenes Experiment gelang mit dem alten Signor, der einst als Dreijähriger in Frhr. Ed. v. Oppenheims Stall zu den Ersten seines Jahrgangs gezählt und unter anderm den Großen Preis von Berlin gewonnen hatte. Nach mehrjähriger Tätigkeit im Gestüt in Training genommen, lief der Saphir-Sohn zehnmal und steigerte sein Können allmählich so weit, daß er von den ersten Herrenreiten zu größeren Handikaps überging und bei vier erfolgreichen Starts zwei so gut dotierte Konkurrenzen wie das Harzburgrennen und das Edgardorennen in Hoppegarten gewann, was für den Besitzer, Hrn. v. Köppen, einen Gewinn von 24000 ℳ ergab und für den Trainer Robinson eine vorzügliche Empfehlung bedeutete. Hier sei auch Lockente erwähnt, eine ausrangierte Graditzerin in der Obhut des ehemaligen Graditzer Trainers R. Waugh, die bald auf der Hindernis-, bald auf der Flachbahn erschien und auf letzterer mit drei der größten Handikaps ihrem Eigentümer 31000 ℳ gewann.

Das erfolgreichste Pferd der deutschen Rennsaison 1908, der 3j. F.-H. Faust.
(Der Hengst brachte seinen Besitzern, den Herren A. und C. Weinberg, in sechs Rennen 216000 ℳ ein.)

Stoßvogel (Besitzer das Königliche Hauptgestüt Graditz).

Fervor (Besitzer die Herren A. und C. v. Weinberg).

Unsere aussichtsreichsten Zweijährigen.

Von den Zweijährigen sprechen, heißt von Graditz reden, das ein Lot der Jüngsten auf die Bahn brachte, wie es gleich gut der fiskalische Stall seit langem nicht besessen hat. Seine Zweijährigen, etwa zwanzig an der Zahl, gewannen fast alle ihre Rennen; es war ein förmlicher Triumphzug, den diese Träger von Schwarzweiß feierten. Als der Erste unter ihnen gilt Stoßvogel, der seine Klasse auch im Zusammentreffen mit österreichischen Pferden in Kottingbrunn feststellte, wo er den Preis vom Helenental gegen die sich später in erlesener Gesellschaft bewährende Töff leicht gewann. Der letzten Probe seines Könnens mußte er ausweichen, weil er vor dem Preis des Winterfavoriten vom Verschlag befallen wurde. Als Sieger ging aus diesem Rennen Fervor hervor, hinter dem der Graditzer Arnfried endete, der in seinem Schlußgalopp gegen Stoßvogel den kürzern gezogen hatte. Vorher war Stoßvogel einmal mit dem Weinbergschen Hengste gelaufen, in dem Badener Zukunftsrennen, das wider allgemeines Erwarten zwei Franzosen in Front sah. In letzter Stunde hatte überdies noch ein zweiter Graditzer auf sich aufmerksam gemacht, der in England trainierte Gutfreund, der dort in den Criterion Stakes ein stattliches Feld schlug. Wieviel dieser Erfolg aber auch wert sein mag, nach der öffentlichen Form in Deutschland muß zunächst Fervor als der beste Zweijährige angesprochen werden. Der von Galtee Moore a. d. Festa gezogene Hengst, bisher der letzte lebende Sprößling der großartigen Stute, galt von Anfang an als der Matador unter den Weinbergschen Jährlingen. Er rechtfertigte die hohe Meinung in seinen ersten beiden Rennen, holte sich dann freilich drei Niederlagen, die letzte gegen den um 8 kg begünstigten Arnfried im Frankfurter Goldpokal, und schälte sich erst in der Schlußprüfung als der Winterfavorit für das nächste Derby heraus. Er war der einzige, mit dem der Weinbergsche Stall die Superiorität von Graditz wirksam angriff; von seinen übrigen Zweijährigen vermochte sich keiner hervorzutun, auch Inamor nicht, der nur einmal in einem Rennen siegreich war. Swirtigal, ein Hengst des Frhr. v. Tiele-Winckler, bezwang ihn im Galtee-Moore-Rennen, der Graditzer Steinhammer schlug ihn im Falkenhausen-Memorial. Da der Erstgenannte nicht wieder auf die Bahn kam und Steinhammer, der Südring auf der Expedition nach Budapest begleitete, dort im St.-Ladislaus-Preis mit dem vierten Platz vorliebnehmen mußte, so sind auch diese beiden Zweijährigen schwerlich besser als Hrn. Klönnes Chancellors Sanity, der Dritte im Preise des Winterfavoriten, und Hrn. Bakheisers Peking, der mehrfach auf gute Plätze vordrang. Sie alle sind mit Frhr. Ed. v. Oppenheims auf den Sieg im Basedow-Rennen beschränkten Oranier erheblich unter Fervor, Stoßvogel, Arnfried und Illo zu stellen. Da auch diese Besten etwas durcheinander liefen, gewinnt es den Anschein, als sei der ganze Jahrgang nicht gerade sonderlich geraten. Zu vermerken ist noch der Zufallssieg Samiels im Preis von Thüringen, weil er gleich der Placierung von Palmarum Trallarum in einer ungewöhnlich hohen Totalisatorquote zum Ausdruck kam.

Auf der Hindernisbahn machte sich wieder der Stall des Hrn. K. v. Tepper-Laski geltend, nicht so sehr durch die Vortrefflichkeit des Materials als durch sein mit der größten Geschicklichkeit im Training verbundenes und durch die vollendete Kunst des Abwartens gekennzeichnetes Management. Er verlor frühzeitig seinen besten Steepler Minus, dem eine Expedition nach Auteuil das Leben kostete, vermochte aber mit einem mäßigen Pferde wie Hans doch den Großen Preis von Karlshorst, insgesamt 62950 ℳ, zu gewinnen und bildet in dem sechsjährigen Helgoland wie in dem vierjährigen Calvello Hauptstützen für die großen Konkurrenzen des nächsten Jahres heran. Der um ein Jahr jüngere Bruder Calvellos, Erberich in Hrn. W. Dodels Besitz, erwarb sich gleich Graf L. Henckels Chamerops den Ruf eines sehr guten Hürdenpferdes und brachte mit dem ebenfalls von Calveley abstammenden Doppelgänger im Stalle des Hrn. E. v. Kracker den Harzburger Beschäler auf der Hindernisbahn zu besonderen Ehren.

Der ebenerwähnte große Hindernisstall kam diesmal nicht zu der hohen Sieges- und Gewinnziffer von 1907, steht jedoch mit 185045 ℳ wieder an der Spitze. Ihm folgt der des Hrn. K. v. Tepper-Laski dicht auf mit 180545 ℳ, und an dritter Stelle ist der des Hrn. W. Dodel verzeichnet, für den namentlich der Tokio-Hengst Tom einige gute Rennen gewann, bis der Sechsjährige schon Anfang des Sommers von der Bahn verschwand. Das gewinnreichste Hindernispferd ist der bereits genannte Hans, dem die vierjährige Silesia bei etwas mehr Glück diesen Platz streitig gemacht hätte. Die Stute war das beste Pferd in ihrem Jahrgang neben Mignon und Doppelgänger. Sie wurde auf Grund ihrer guten Leistungen noch am Ende der deutschen Saison nach Auteuil gesandt und lief dort, vom Handikapper übermäßig angefaßt, in zwei Rennen, in denen sie zu Fall kam, wonach ein weiterer Versuch unterblieb. Von den Veteranen machten sich Thu mir nix und Stormy Ocean bemerkbar, neben denen auch zwei Pferde im Besitz sächsischer Offiziere genannt seien, Nincompoop und Socrates, die ihre Eigentümer in der Gewinnliste hochbrachten.

Der Reiter des siegreichsten Hindernispferdes (Hans) hält auch die Spitze der erfolgreichen Herrenreiter, Leutnant Braune, der hundertsechsundvierzigmal in den Sattel stieg, achtundfünfzigmal Erster, siebenunddreißigmal Zweiter, zweiundzwanzigmal Dritter wurde. Auf den Fünfzehner Ulanen folgt Hr. Jahrmarkt mit 104 Ritten und 31 Siegen, auf ihn der ehemalige Chevauleger Dr. Riese, den im Herbst eine schwere Krankheit dem Sport fernhielt, mit 62 Ritten und 28 Siegen. Dann erscheinen in der Liste Lt. v. Raven (9. Ul.) mit ebenfalls 28 Siegen bei 94 Ritten und Lt. v. Baumbach (3. Hus.) mit 22 Siegen unter 93 Ritten. An achter Stelle findet sich M. Lücke, der von 85 Ritten 19 zu Erfolgen gestaltete, an nächster Hr. v. Wallenberg mit 18 Siegen unter 66 Ritten. Hr. W. Schulz, der bekannte Flachrennspezialist, ritt vierunddreißigmal und kam sechzehnmal als Erster nach Hause.

Das Championat unter den Jockeis auf der Flachbahn fiel Bullock, dem Jockei des gewinnreichen Graditzer Stalles, mit 67 Siegen unter 241 Ritten zu. Nach ihm rangieren J. Reiff mit 53 Siegen (186 Ritte), O'Connor, der nächstes Jahr durch den ausgezeichneten Amerikaner Notter ersetzt wird, mit 51 Siegen (165 Ritte), Shaw, der erst im Juli sein zweites Engagement in Deutschland eintrat, mit 29 Siegen (127 Ritte) und Korb mit 26 Siegen (179 Ritte). Unter den Jockeis auf der Hindernisbahn hat sich Martin mit 28 Siegen bei 108 Ritten die erste Position erobert; ihm schließen sich drei schon länger bewährte Jockeis an, Lippold mit 25, Bastian und Printen mit je 24 Siegen.

Verirrt. Originalzeichnung von P. Staerck.

Neue plastische Karikaturen.

Unsere Zeit ist der Kunstrichtung, die sich mit der Karikatur befaßt, besonders günstig. In Wort und Bild wird da bekannterweise vieles und Vorzügliches geschaffen. Die Plastik dagegen verhielt sich bis vor kurzem indifferenter, und erst neuerdings finden wir auch da Ansätze, mannigfaltiges Material ihren witzigen Einfällen dienstbar zu machen. Als kürzlich das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin den Versuch machte, in einer Ausstellung, die auch Trachtenpuppen umfaßte, die plastische Karikatur in ihren neusten Werken vorzuführen, zeigte es sich, daß Sport, Mode, Militär, die Kunstwelt, die holde Weiblichkeit und auch das Spielzeug eine Fülle von Motiven für die Betätigung dieser Kunstrichtung gegeben hatten.

Es muß zugestanden werden, daß dabei eine hervorragend scharfe Beobachtung für das Charakteristische und Komische zutage trat; anderseits kann man nicht behaupten, daß die Modernen den alten humoristischen Erzeugnissen überlegen sind. Diese waren in der Regel weit dauerhafter, liebevoller und sorgfältiger gearbeitet und vor allem aus schönerm Material gemacht. Man sah in einem Glaskasten altchinesische und altjapanische Karikaturen aus Jadeit, Achat und Elfenbein geschnitten, die zusammengerollte Affen, kleine, dickbäuchige Menschenwesen in albernen Stellungen zeigten, welche belustigend und durchaus nicht abstoßend, ja sogar sympathisch wirkten. Das kann man von den modernen Karikaturen beim besten Willen nicht immer sagen. Bröckeliger Gips, Flanell, Papier und Stoffetzen, roh bearbeitetes Holz können da wirklich keinen Vergleich aushalten; hierzu kommt die saloppe Ausführung. Der witzige Einfall des Ganzen muß also fast für zu viel entschädigen. Als eine Ausnahme davon darf man wohl die Intarsien von Stephan Krotowski in Berlin ansehen, die berühmte Männer aus der Musikerwelt darstellen. Um Artur Nikisch zu karikieren, hat Krotowski nicht weniger als elf verschiedene Hölzer zusammengesetzt, und um Richard Strauß ins Komische zu übertragen, waren sogar achtzehn Holzarten nötig. Natürlich folgt der plastische Karikaturist auch damit dem Zuge unserer Zeit, wenn er vermeint, mit den geringsten Mitteln zum Ziele zu kommen; aber man braucht als Beschauer schließlich in seiner Zeit nicht so drin zu stecken, um davon ausnahmslos entzückt zu sein. Der Unstern der Übertreibung steht, die belustigende Wirkung schädigend, gar zu oft über den Leistungen des Witzes und der Laune, und doch ist anerkanntermaßen in der Karikatur die Andeutung schlagender als die auf die Spitze getriebene Ausführung. Zu den beinahe peinlichen Darbietungen dieser Art konnte man wohl eine Dompteuse von Franz Christophe und eine Varietésängerin von Leonhard rechnen. Einer andern Arbeit des letztern, „Anknüpfung“, die wir hier bildlich darstellen, fehlt es nicht an Schneid und Pikanterie. Auch über die „Berliner Blumenfrau“, frei nach Zille aus Stoff modelliert, lachte man nicht ohne Vorbehalt. Die „Individuellen“ von Hans Nolpa und die „Ölcousine“ von Jakob Moest karikieren bitter und nicht sehr kunstvoll Auswüchse in den Frauenbestrebungen. Man lernt den Schöpfer der „Ölcousine“ jedenfalls mehr schätzen, wenn man seinen holzgeschnitzten, geschmackvoll bemalten Don Quichotte und Sancho Pansa, eine plastische Karikatur, die auch räumlich bedeutender ausgefallen ist, betrachtet.

Das emsige Sichabhaspeln um Lebensgenuß und das Bemühen, sich kraftvoll zu erweisen, wie es der Sport mit sich bringt, geben der Karikatur ein dankbares Erntefeld, das aber verhältnismäßig wenig abgebaut worden ist. Ein wadenloser Skiläufer, der sich in alle möglichen verwegenen Stellungen biegen läßt, fällt als besonders gelungen auf. Sein Erzeuger, Karl Staudinger in Dachau, hat sonst noch in ähnlicher Weise hergestellte, in Stoff gekleidete Bauerntypen in Holz geschnitzt, die wirklich komisch sind. Eine Gruppe von Eskimos und Samojeden mit sehr primitiven, aber auffällig gut gemachten Hundegespannen, russisches Spielzeug, nach Entwürfen des Malers Bertram, offenbarte viel feine Beobachtung. Überhaupt war auf dem Gebiet des Kleinkrams eine Menge zusammengebracht worden. So hatten unter anderm Phantasie und Kücheningredienzien Ludwig Stutz zu neuen Menükarten begeistert, von denen die meisten sehr witzig ausgefallen waren. Wir haben hier nur vier davon herausgegriffen und unserer Damenwelt vorgeführt: einen Affen, dessen rundes Bäuchlein von einer Kastanie gebildet wird; einen Pfefferfresser, dessen Schnabel früher einmal eine Hummerschere gewesen ist; ein Nilpferd, dessen breite, dicke Schnauze mit den Hauerzähnen ein Champagnerkork mit Schnurenden bildet, und eine Adlermutter, deren gesträubtes Gefieder von einem halben Kienapfel hergestellt wurde, während die Flaumkleidchen der drei hungerigen Adlerrangen drei graue, kleine Weidenkätzchen waren. Man sieht, der Phantasie und dem wunderlichen Material waren hier keinerlei Schranken gesetzt.

Unter dem bunten, lustigen Gewimmel des karikierten Spielzeugkrams fiel manches Neue auf, z. B. ein geschwollener Vogel, den man vergebens in der Naturgeschichte sucht, und der als Sparbüchse gedacht war, in die jedes Geldstück unrettbar versinkt. Überhaupt waren den alten Sparbüchsenmotiven neue Seiten abgewonnen; vielleicht helfen uns diese breit lächelnden, verschmitzten Mäuler auf Vollmondkugeln und die blauen Biedermeierschatullen dazu, die empfohlene altpreußische Sparsamkeit leichter durchzuführen. Unter den gedrechselten Arbeiten gab es ebenfalls viel Lustiges. Ferner erschienen neue Zigarrenabschneider als kleine, tongeknetete Masken mit einer Mechanik. Nadelkissen waren als rundliche Bäuerinnen maskiert, die keiner ohne Pikanterie spicken dürfte. Auch war ein König da mit einer schwarzen Seidensoutane über dem runden Wattebauch, der wirklich etwas von einer Märchenfigur an sich hatte und ebenfalls als Nadelkissen diente. Der Künstler aller dieser Sachen war Lutz Ehrenberger in München.

Eine Attraktion ersten Ranges meinte das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus seinen Besuchern mit neuen „Berliner“ Künstlerpfefferkuchen zu bieten. Ein grimmiger Humor, wie das nicht anders zu erwarten ist, feierte da seine Triumphe, und man durfte nur hören, daß es in erster Linie Heinrich Zille und August Hajduck waren, die ihre Phantasie zu Entwürfen in Zuckerguß und Farbenklecksen angestrengt hatten, um zu wissen, daß man bei diesen Pfefferkuchen das Wort „Pfeffer“ besonders deutlich auszusprechen

hatte. Bühnengrößen, der unvermeidliche Schutzmann, der „Messing", allerhand sonstige schalkhafte Motive und schließlich auch schon für Weihnachten bestimmte Gaben wurden da von einer niedlich kostümierten Pfefferküchlerin feilgeboten. Von den Karikaturen führt uns der Weg an Frosch- und sonstigen Hampelmännern sowie an Masken mit grünen, rollenden Augen vorbei zu den Marionetten. Die hier zur Schau gestellten, meist alten. echten Marionetten aus der Rokokozeit, vielfach italienischer Herkunft, überraschten durch ihre drastische Darstellung, die ganz aus dem Rahmen des sonst so süßen Rokokozeitalters herausfällt. Das Hauptensemble dieser kleinen Theaterwelt war sehr vollständig; denn es präsentierte fast alle feststehenden Charaktere der Commedia dell' Arte. Um der Einbildungskraft zu Hilfe zu kommen, waren zugleich Marionettenbühnen errichtet worden, auf denen kleines Theatervolk in Aktion zu sehen war. Auch eine schöne, altertümliche Weihnachtskrippe fehlt nicht, den Himmel vom großen Weihnachtsstern erleuchtet, mit dem Stall und der heiligen Familie, mit den heranziehenden Königen und Hirten. Hier ist nichts mehr karikiert, sondern alles nur noch auf innige Anschauung und weihnachtliche Freude eingestellt. Übrigens ist im weiteren eine Sammlung von holzgeschnitzten Krippenspielfiguren zu sehen. Sie entstammen der Kollektion Alice Usbecks in Berlin und beweisen auch hier ihre alte Anziehung, weil sie wertvoll und aufs feinste und intimste durchgebildet sind. Sie befinden sich in den Haupträumen der Ausstellung, die in erster Linie der Vorführung der Trachtenpuppen und -figurinen gewidmet ist, und wo unsere Leser auch die Gruppe der Rokokodämchen aus der Sammlung Wenz in München wiederfinden würden, die wir bereits in Nr. 3410 der „Illustrirten Zeitung" vom 5. November 1908 abgebildet haben. Unter diesen vielfach echten Trachtenpuppen befindet sich auch eine berühmte alte Puppe, die ihrem Äußern nach eher zu den Karikaturen zu rechnen ist; wenigstens ist sie alles andere eher als ideal. Aber sie stammt aus Weimar, und Goethe hat ihr eines Tages sozusagen das Leben gerettet, indem er die von ihren leichtsinnigen Puppenmüttern verlorene „Frida" auf der Sternwiese vor seinem Gartenhaus beim Morgenspaziergang auffand und mitnahm. Außerdem hat diese ehrwürdige Puppenkarikatur bis vor dreißig Jahren alle Wickelkinder an der Weimarer Hofbühne dargestellt und ist vermutlich erst durch den Naturalismus und durch ein naturalistisches Wachsbaby aus diesem Engagement herausgedrängt worden.

Aber wir machten auch auf der Trachtenpuppen- und Karikaturenausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses die höchst angenehme Bekanntschaft mit einer Tausendkünstlerin. Sie nennt sich Betty Krieger aus Frankfurt a. M. und hatte eine große Kollektion in einem eignen Raume ausgestellt. Sie wird den meisten Besuchern eine besondere Überraschung bereitet haben; denn die wenigsten Ausstellungsbesucher werden in den reizvollen, alt, echt und wohlkonserviert aussehenden Figuren und Gegenständen eine Arbeit von heute vermutet und erkannt haben. Sie hat drei umfangreiche Gruppen bayrischer, hessischer und rein historischer Trachtenpuppen geschaffen, die sich durch große Lebendigkeit und bemerkenswerte Kostümtreue auszeichnen. Unter den übrigen Trachtenfiguren gab es viel echtes, altes und neues, erst zu diesem Zweck von Künstlern gekleidetes Material. Überblickt man diese Repräsentantinnen der verschiedenen Zeitalter mit ihrem wahrhaft delikaten Ausputz, so wird man herausfinden, daß die Krinoline, diese lächerliche Frauentracht, im Reiche der Puppendamen wahre Triumphe feiert.

Von den exotischen Figürchen fesselten besonders eine indische Gesellschaft und eine Gruppe von Mexikanern. Wenn man schließlich zu den Erzeugnissen der Chinesen und Japaner gelangt, bemerkt man auch da sofort, daß sie einen Extrakt der Kleinkunst darbieten. Sie geben dieselbe sorgfältige, mit liebevoller Beobachtung verbundene Ausführung, wie wir sie schon bei den Karikaturen aus dem Osten bemerkten. Vielfach wirken sie, obwohl sinnig gedacht, unfreiwillig komisch im Gegensatz zu vielen modernen Karikaturen, die komisch gedacht sind, aber durch ihren Mangel an Maßhalten nur deprimieren. A. E. Volker.

Um ein Armband.

Golfskizze von **Fritz Reutter.**

Im Golfklub zu Interlaken herrschte fröhliches Leben und Treiben. Denn man hatte beschlossen, ein Wettspiel in gemischten Viererpartien mit nachfolgender Preisverteilung zu veranstalten, und besonders der weibliche Teil seiner Mitglieder, deren Sinn wie der aller Damen eine entschiedene Vorliebe für ein gemischtes Spiel und für kostspielige Preise zeigte, war aufs lebhafteste interessiert. Jede der mitspielenden Damen mußte einen Herrn zum Partner wählen, und schon diese Wahl war das Werk langer, sorgfältiger Überlegung. Wenn man bedenkt, daß jeder Spieler, der sich an der Preisbewerbung beteiligen wollte, eine Gebühr von zwanzig Franken zu hinterlegen hatte, und daß eine Beteiligung von fünfzig Spielern nichts Seltenes ist, so erkennt man auch sofort, welch hübsche Summe dem Komitee für Preise zur Verfügung stand. Was Wunder, wenn die Konkurrenz, besonders unter den Damen, recht lebhaft war. Diesmal waren die Preise wertvoller denn je; für die gewinnende Dame war tatsächlich ein goldenes, mit schönen Türkisen besetztes Armband bestimmt, das mindestens seine vierhundert Franken gekostet hatte. Welch ein Eifer daher unter den spielenden Damen, um diesen Preis zu gewinnen.

Ich selbst bin recht froh, sagen zu können, daß mich keine unserer holden Spielerinnen einlud, ihr Mitspieler in diesem Wettspiel zu werden; denn meine Nerven wären sicherlich einer solchen Verantwortlichkeit nicht gewachsen gewesen. So beneidete ich auch keineswegs jene Herren, denen dieses Vorrecht zuteil geworden war. Am allerwenigsten beneidete ich meinen Freund Thurmeisen, den Fräulein Martha Renauld sich erwählt hatte, um ihr das Türkisenarmband gewinnen zu helfen. Denn obgleich sie im allgemeinen ganz liebenswürdig und ein entschieden hübsches Mädchen war, konnte sie zuzeiten doch auch höchst unangenehm und ärgerlich werden, besonders wenn sie sich beim Spiel auf der verlierenden Seite befand.

Mein Freund Thurmeisen war meiner Annahme nach in Martha verliebt, und sie erwiderte, wie mich manchmal dünkte, seine Gefühle. Manchmal pflegten wir ihn auch wohl ihretwegen etwas zu hänseln, besonders weil wir ganz gut wußten, daß „unser Thurm", wie wir ihn kurz nannten, keine Heiratsgedanken im Kopfe hatte, und daß seine Zuneigung zu ihr frei von jeder verliebten Absicht war. Tatsächlich erschien uns die Idee, daß „Thurm" sein Herz verschenke und noch mehr sich in ein zur Verlobung führendes Verhältnis verleiten lasse, geradezu unbegreiflich und lächerlich. Denn wir Freunde kannten keinen ruhigern, vorsichtigern jungalten Junggesellen.

„Du solltest eben heiraten, Thurm", hatte ich einmal zu ihm gesagt, um ihn aufzuziehen.

„Mein lieber Junge," versetzte er ernst, „wenn ich das Mädchen, das mir meine Phantasie vormalt, finden könnte, so will ich gar nicht sagen, daß das nicht möglich wäre. Bis dahin aber denke ich überhaupt nicht daran."

„Und welche Art von Mädchen hast du denn da im Sinn?" fragte ich lachend.

„Sie müßte vor allem einmal hübsch sein; denn häßliche Mädchen kann ich nicht leiden. Doch ist das nicht das Haupterfordernis. Sie müßte der Inbegriff der Ruhe und des gesunden Menschenverstandes sein und ein Temperament wie ein Engel haben."

„Und wo willst du diese Vollkommenheit finden?"

„Ja gewiß, das Echo antwortet: Wo?" zitierte er nachdenklich. „Aber bevor ich sie nicht finde, werde ich auch nicht heiraten. Eine Frau, die mir Szenen machte, Nervenanfälle bekäme oder nur leicht den Gleichmut verlöre, würde mich unfehlbar in ein frühes Grab treiben. Nichts verabscheue ich mehr als Wirbelwinde jeder Art. Das Ideal meiner Glückseligkeit hängt eng zusammen mit Sanftmut, Ruhe und Gelassenheit."

„Dann bleibst du besser dein ganzes Leben lang ein Junggeselle."

„Ich glaube dies selbst", antwortete Thurmeisen mit müßiger Zufriedenheit. „Übrigens, wirst du auch in den Viererpartien morgen mitspielen?"

„Gott sei Dank, nein!"

„Warum solltest du dafür Gott danken?"

„Weil ich sicherlich vor lauter Nervosität nur schlecht spielen würde. Und wie ginge es mir dann mit meinem Partner? Du weißt vielleicht, wie Mädchen sind, wenn man ihnen eine Chance zu gewinnen verderbt?"

„Nun ja, findest du das nicht auch sehr ärgerlich? Sie nehmen solche Dinge viel ernster als wir Männer. Und selbst Männer hat es gegeben, die beim Spiel ihre heitere Ruhe verloren haben. Nicht wahr?" sagte Thurm und grinste mich bedeutungsvoll an.

Ich verstand die Anspielung. Noch in dem letzten Match, den ich mit ihm gespielt hatte, war ich nervös, verdrießlich und launisch geworden. Denn das Glück war mir gar nicht hold gewesen; während Thurm in seiner Dummheit sechs Punkte aus purer Chance gewann, hatte ich mit meinen Bällen das größte Pech. So antwortete ich einfach: „Dein Spiel war auch danach, den Seelenfrieden eines Heiligen aufzurütteln."

„Zugegeben. Aber Golf ist eben gerade ein Prüfstein für den menschlichen Charakter. Ich behaupte nämlich, wenn dein Herz im Feuer einer Golfpartie geprüft und geläutert worden ist, so wirst du alles und jedes mit Gleichmut ertragen können, selbst wenn man dir heiße Sauce über deine allerneusten Hosen schüttet. Aber jedenfalls wirst du morgen draußen sein, um zu sehen, wer das Armband gewinnt?"

„Selbstverständlich werde ich kommen. Und wäre es auch nur, um das Gesicht deines Partners zu sehen, wenn du einen Schlag verfehlst oder deinen Ball verlierst. Ich sage dir, mein Junge, ein Blitz aus ihrem Auge wird dich zu Boden schmettern."

„Ich habe zuvor mit Fräulein Renauld gespielt und dabei immer gefunden, daß sie die Liebenswürdigkeit und Seelenruhe selbst ist", erwiderte Thurm.

„Ja, aber nie im ernsten Wettspiel. Das ist eben der Unterschied diesmal."

„Vielleicht hast du recht. Doch wir werden sehen", versetzte er nachdenklich.

Am nächsten Tag erschien ich zeitig genug auf dem Spielplatz, um zu sehen, wie Thurms Viererpartie das Spiel begann. Thurm und Martha Renauld spielten zusammen gegen Klara Paulus und Albert Berger, einen jungen, etwas farblosen Müßiggänger, der von seiner Geschicklichkeit im Golf nicht wenig eingenommen war. Auch Fräulein Paulus war bereit, ihre eigne Persönlichkeit und ihr Golfspiel eher zu hoch als zu niedrig einzuschätzen. Außerdem bestand zwischen ihr und Martha eine ausgesprochene Rivalität, und die Liebe, die sie füreinander hegten, war nur an ihrer äußersten gegenseitigen Höflichkeit zu erkennen.

„Du hast die Ehre anzufangen, Martha."

„O nein! Fange du lieber an, Klara."

Hierüber lächelte ich bei mir selbst. Wenn die schwarzäugige, temperamentvolle Martha durch die liebe Freundin Klara geschlagen und ums Armband gebracht würde, so hätte ich nicht in seiner Haut stecken mögen.

Das Spiel begann. Außer mir begleitete noch ein anderer Zuschauer die viere — ein Fräulein Löwenstein, Marthas intime Freundin, die ich aber nur dem Namen nach kannte. Ein angenehmes, etwas einfaches Mädchen von reizendem Aussehen trotz des etwas jüdischen Typus. Bald bemerkte ich auch, daß Fräulein Klara sie mit großer Herablassung behandelte, ja, nicht immer allzu höflich gegen sie war. Doch war das eben eine jener kleinen Charaktereigentümlichkeiten von Fräulein Paulus, die als Tochter eines reichen Bankdirektors auf ihre Bekannten von oben herabsah.

Weshalb sie Fräulein Löwenstein im besondern verachtete, wurde mir bald klar.

„Wissen Sie auch, wer Fräulein Löwensteins Vater ist?" flüsterte sie mir auf ihre böswillige Art gelegentlich zu, als ich während des Spiels in ihre Nähe kam.

„Nein", sagte ich.

„'s ist Löwenstein, der Juwelier in der Bahnhofstraße. Er bedient selber über den Ladentisch. Mich wundert nur, wie Martha so freundlich mit ihr tun kann."

„Vielleicht weiß es Fräulein Renauld gar nicht", murmelte ich, nur um etwas zu sagen.

„O doch, sie weiß es; ich habe es ihr selbst gesagt."

Unterdessen nahm das Spiel seinen Fortgang. Unser Thurm war gewiß kein brillanter Spieler; aber er war zuverläßlich und sicher, und in der Regel war nichts imstande, ihn aus dem Konzept zu bringen. Heute jedoch schien er mir geradezu unbegreiflich nervös. Jedenfalls erwies er sich als ganz schlechter Spieler. Beim erstenmal zum Beispiel handelte es sich um einen Schlag von etwa vierzig Metern, der leicht zu erreichen war, und siehe da, er trieb seinen Ball in einen Graben, aus dem er nur schwer wieder herauszubringen war. Beim zweitenmal verfehlte er das Loch und schlug den Ball in dichtes Ginstergestrüpp, was seiner Partei wieder drei Schläge kostete. Ich konnte nicht umhin, Martha Renaulds Gesicht zu betrachten. Nichts verriet irgendwelche Unruhe in ihren Zügen, und sie erwiderte unseres Thurms Entschuldigungen mit anscheinend gutgelaunten Worten. Aber ich fühlte auch, daß sie dieser Liebenswürdigkeit nicht allzulange mehr Herr bleiben werde, wenn ihr Partner so fortfahren würde.

„Um 's Himmels willen, Thurm!" flüsterte ich ihm bei der ersten besten Gelegenheit ins Ohr. „Nimm dich doch zusammen, oder sonst kannst du auf Sturm und Ungewitter gefaßt sein. Paß mal auf!"

„Schon recht, schon recht", versetzte Thurm mit einer bei ihm ganz ungewohnten Erregtheit.

Während der drei nächsten Male spielte er etwas besser; und er und Martha, die wie ein junger Gott spielte, gewannen einen kleinen Vorsprung. Dann aber ließ sein Spiel wieder nach. Er verfehlte seine Schläge, schlug übers Ziel hinaus oder sandte den Ball in Morast oder Gestrüpp, und zum Schluß verfehlte er es sogar, einen ganz in der Nähe des Schlagmals liegenden Ball ins Loch hineinzutreiben. Immer und immer wieder verschaffte Martha durch ihr ausgezeichnetes Spiel ihrem Partner die günstigsten Positionen, und immer und immer wieder versäumte er es, die sich ihm bietenden Vorteile wirklich zu benutzen.

Jetzt standen die Partien vier gegen eins.

„Es tut mir leid um dich, Martha", hörte ich Klara Paulus ihrer lieben Freundin zuflüstern. Und wirklich, wenn ich Martha gewesen, und die Freundin hätte mich so angeredet, ich hätte ihr sicherlich eine grobe Antwort gegeben. Aber Martha lächelte ganz vergnügt. Dann schritt sie langsam auf Thurmeisen zu.

„Aber jetzt, Herr Partner," rief sie ihm ermutigend zu, „jetzt heißt es sich zusammennehmen. Das Spiel steht nicht schlecht, und wenn wir gewinnen, wird die Ehre um so größer sein."

„Ich will alles tun, um uns zum Siege zu verhelfen", erwiderte Thurm in aller Bescheidenheit. „Ich — ich — weiß selbst nicht, was ich habe; Sie müssen mein schlechtes Spiel eben entschuldigen."

„Bitte sehr, es macht nichts", lächelte sie.

Darüber konnte gar kein Zweifel sein, daß, wenn Martha Renauld es wollte, sie geradezu hinreißend bezaubernd sein konnte.

Während des zweiten Teiles der Runde gelang es Thurm, etwas besser zu spielen und einigemal zu gewinnen, und auch Martha legte so viel Nerv und Geschicklichkeit an den Tag, daß ich sie nur bewundern konnte. Die Folge davon war, daß sie ihr früheres Versäumen allmählich einholten, und als es zum letzten Abschlagplatz kam, standen die beiden Partien gleich.

Nun war es wieder an Klara, böswillig höfliche Bemerkungen über ihre Mitspieler zu machen. Dieses letzte Loch sollte natürlich das Spiel entscheiden. Die Herren spielten an. Albert Berger verfehlte seinen Schlag. Fräulein Paulus stampfte ärgerlich auf den Boden und murmelte etwas, das einem Fluch nicht ganz unähnlich klang. Jetzt kam die Reihe an unsern Thurm. Es brauchte bloß eines mäßigen Schlages, um seiner Seite einen großen Vorteil zu sichern. Bloß eins mußte vermieden werden: den Ball abseits zu treiben. Für diejenigen, die den Spielplatz nicht kennen, will ich erklärend hinzufügen, daß die Eisenbahnlinie rechts vom achtzehnten Mal dahinläuft. Und was tat nun unser Thurm? Er schlug den Ball

über die Linie hinüber in die Hecke längs des Bahndammes. So war Martha genötigt, ihm zu Hilfe zu kommen; aber die Gegner gewannen dadurch Zeit und sicherten sich durch sorgfältiges Spiel das letzte Mal und gewannen den Match.

„Martha, es tut mir wirklich leid um dich“, sagte Klara Paulus voll lächelnder Überhebung.

Aber zu meiner großen Überraschung zuckte es in Marthas Antlitz mit keiner Wimper — sie blieb ruhig wie die sonnige See.

„Herr Partner,“ wandte sie sich mit ihrem bezauberndsten Lächeln an Thurmeisen, „geben Sie mir die Hand. Es fehlte nicht viel, so hätten wir gewonnen.“

Wir begaben uns nach dem Klubhaus; nur Thurmeisen blieb etwas hinter uns zurück mit Martha Renauld. Im Klubhaus gab es Tee. Und meine Aufmerksamkeit wurde auf einen funkelnden Diamantenring hingezogen, als Martha mir einschenkte, und ich bemerkte, daß auch Fräulein Löwensteins Auge darauf ruhte. Plötzlich tauschte sie mit Martha einen verständnisvollen Blick. Martha errötete leise, und ihre Hand schien etwas zu zittern.

Sobald ich mit unserm Thurm wieder allein war, klopfte ich einmal so von ungefähr auf den Busch: „Du hast wohl Fräulein Renauld den hübschen Ring gegeben?“

„Ja, das tat ich,“ antwortete mein Freund, „als Trost für das Armband, das wir nicht gewonnen.“

„Aber sie trägt ja den Ring am vierten Finger der linken Hand.“

„Warum nicht? Ich steckte ihr ihn dorthin“, antwortete Thurmeisen ohne jedes Erröten. „Horch, mein Junge,“ fuhr er offenherzig fort, „ich habe diesen Schritt schon lange beabsichtigt, wünschte aber zuvor, Marthas Charakter der schwersten mir bekannten Prüfung zu unterwerfen, dem Golfspiel. Das geschah heute nachmittag, und du weißt selbst unter welch schweren Bedingungen; du hast aber auch gesehen, wie sie die Prüfung bestanden. Und als ich den letzten Ball in die Eisenbahnhecke hinüberschlug und sie mich trotzdem mit engelsgleicher Geduld anlächelte — da entschied sich mein Schicksal, und bei mir selbst sagte ich: Das Mädchen für dich!“

Ich begriff aber nur teilweise. Denn ich war sicher, daß Martha launisch sein konnte, und so war es mir unverständlich, daß sie ihre Reizbarkeit so zu verbergen wußte, wenn sie nicht eine Ahnung von Thurms Absichten gehabt hätte. Woher aber die Ahnung? Ach ja! Der bedeutungsvolle Blick beim Tee, den sie mit Fräulein Löwenstein gewechselt, schoß mir durch den Kopf. Und ich sagte zu meinem Freund: „Du gabst ihr aber einen prächtigen Ring. Woher hast du ihn?“

„Oh, ich kaufte ihn gestern in Zürich bei — nun, wie heißt er gleich?“

„Löwenstein in der Bahnhofstraße.“

Arsène Lupin, der Einbrecher aus Passion.

Von **Maurice Leblanc.**

(Fortsetzung.)

Eines Tages lief er hastig die Treppe hinab. Er hatte gesehen, daß sie das Zimmer verließen, ohne das Spind abzuschließen. Kaum war er eingetreten, so kehrten sie zurück.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung“, sagte er; „ich habe mich in der Tür geirrt.“

Frau Hubert aber eilte herbei und zog ihn ins Zimmer.

„Treten Sie doch näher, Herr Lupin. Sie sind ja hier zu Hause. Geben Sie uns doch einen Rat. Welche Papiere sollen wir verkaufen? Konsols oder Rente?“

„Ja, aber das Sequester“ ... wandte Lupin erstaunt ein.

„Oh! Nicht alles ist unter Sequester.“

Sie öffnete die Tür des Spindes. In den Fächern lagen gehäuft die mit Lederriemen umschnürten Mappen. Aufs Geratewohl griff sie nach einer. Ihr Mann nahm sie ihr aus der Hand.

„Nein, nein, Gervaise, das wäre Wahnsinn, Konsols zu verkaufen. Sie werden steigen, während die Rente schon hoch genug steht. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, lieber Freund?“

Der „liebe Freund“ hatte keine Meinung, nichtsdestoweniger empfahl er, die Rente zu opfern. Frau Hubert nahm also eine andere Mappe und aus dieser aufs Geratewohl ein Papier. Es war ein dreiprozentiger Rententitre im Werte von dreizehnhundertundachtzig Franken. Fritz steckte ihn ein. Nachmittags ging er mit seinem Sekretär zu einem Börsenmakler und erhielt für das Papier sechsundvierzigtausend Franken.

Wenn Frau Hubert auch das Gegenteil behauptet hatte, so fühlte sich Arsène Lupin keineswegs zu Hause. Zu verschiedenen Malen konnte er sich davon überzeugen, daß die Dienerschaft seinen Namen nicht erfuhr. Fritz Hubert sagte stets, wenn von ihm die Rede war: „Rufen Sie den jungen Herrn!“ oder „Ist der junge Herr schon gekommen?“

Nach der stürmischen Begeisterung der ersten Tage sprachen die Huberts nur selten mit ihm. Sie behandelten ihn zwar mit aller einem Wohltäter zukommenden Rücksicht, kümmerten sich jedoch blutwenig um ihn. Man betrachtete ihn gewissermaßen als einen Sonderling, der nicht gern belästigt sein wollte, und achtete seine Zurückgezogenheit. Als er einmal die Treppe hinaufging, hörte er hinter sich Frau Hubert zu zwei fremden Herren sagen: „Er ist ein wahrer Menschenfeind.“

Es schien ihm nicht der Mühe wert, sich über dieses Verhalten der Hausleute den Kopf zu zerbrechen. Viel richtiger war es, an die Ausführung seines Planes zu denken. Er hatte jetzt die Überzeugung gewonnen, daß er weder auf einen Zufall noch auf eine Vergeßlichkeit der Hausfrau, die den Schlüssel zum Geldspind stets bei sich trug, rechnen dürfte. Er mußte es also anders anpacken.

Ein Ereignis beschleunigte die Sache. Einige Zeitungen hatten nämlich einen heftigen Feldzug gegen die Huberts eröffnet. Sie erzählten die Geschichte der Millionen und die endlosen Erbschaftsprozesse mit den Brüdern Brawford. Dabei ließen sie durchblicken, daß alles nur Schwindel sei und die Millionen gar nicht existierten. Arsène Lupin war Zeuge der heftigen Szenen, die diese Preßkampagne im Hause entfesselte. Er sah die Aufregung der ganzen Familie und sagte sich, daß er nicht länger säumen dürfe, wenn er nicht alles verlieren wolle.

Fünf Tage lang schloß er sich in seiner Stube ein, anstatt wie gewöhnlich um sechs Uhr das Haus zu verlassen. Man ahnte nichts von seiner Gegenwart. Er lag in seinem Zimmer auf dem Fußboden und beobachtete durch sein Rohr den darunterliegenden Raum. Erst in später Nacht entfernte er sich durch eine kleine Hintertür, zu der er sich einen Nachschlüssel verschafft hatte, aus dem Palais.

Er hatte vergeblich auf die erhoffte günstige Gelegenheit gelauert. Erst am sechsten Tage erfuhr er, daß die Huberts als Antwort auf die böswilligen Beschuldigungen ihrer Gegner bei Gericht die Öffnung des Spindes und die behördliche Inventaraufnahme beantragt hatten.

„Heute abend also!“ sagte sich Lupin.

Nach dem Abendbrot zog sich Fritz Hubert in sein Arbeitszimmer zurück. Gervaise folgte ihm bald darauf. Sie begannen die Bücher und Verzeichnisse des Spindes durchzusehen.

Eine Stunde verstrich und noch eine. Lupin hörte die Dienerschaft die Treppe zu ihren Schlafräumen unter dem Dach hinaufgehen. Jetzt war außer dem Ehepaar niemand mehr im ersten Stockwerk. Mitternacht schlug. Die Huberts waren noch immer an ihrer Arbeit.

„Los denn!“

Lupin öffnete das Fenster. Es ging auf den Hof, der in der mond- und sternenlosen Nacht ganz finster dalag. Aus seinem Spind holte er einen Knotenstrick, den er am Fensterkreuz festband. Daran ließ er sich langsam bis zu dem darunterliegenden Balkon hinab. Dicke Vorhänge verhüllten das Fenster, hinter dem sich das Arbeitszimmer Huberts befand. Lupin blieb davor eine Weile unbeweglich stehen, indem er aufmerksam lauschte und umherspähte.

Als er merkte, daß sich drinnen nichts rührte, drückte er leicht auf die beiden Fensterflügel. Hatte niemand nach ihnen gesehen, dann mußten sie nachgeben, weil der Drehriegel von ihm so gestellt worden war, daß er nicht mehr einschnappen konnte.

Die Flügel gaben nach. Mit unendlicher Vorsicht stieß er sie langsam nach innen. Sobald sie so weit klafften, daß er den Kopf durch die Öffnung stecken konnte, hielt er sie fest. Durch die Vorhänge drang jetzt ein feiner Lichtstrahl: Lupin sah Gervaise und Fritz Hubert vor dem Geldspinde sitzen.

Sie sprachen fast gar nicht, so eifrig waren sie bei der Arbeit. Arsène berechnete kaltblütig die Entfernung, die ihn von dem Ehepaar trennte. Er überlegte genau die Bewegungen, die nötig waren, um die beiden unschädlich zu machen, bevor sie noch um Hilfe rufen könnten, und setzte bereits zum Sprunge an, als Gervaise sich erhob.

„Mich friert!“ sagte sie. „Ich gehe schlafen. Und du?“

„Ich möchte fertigmachen.“

„Fertigmachen! Dazu brauchst du die ganze Nacht.“

„Ach wo! Höchstens noch eine Stunde.“

Frau Hubert entfernte sich. Nachdem etwa dreißig Minuten vergangen waren, öffnete Arsène Lupin das Fenster etwas weiter. Die Vorhänge wurden vom Windzug leicht bewegt. Fritz Hubert wandte sich um. Als er die geschwellten Gardinen sah, stand er auf, um das Fenster zu schließen.

Mit wenigen genau erwogenen Griffen, ohne dem durch den plötzlichen Überfall Erschreckten wehe zu tun, umwickelte ihm Arsène Lupin den Kopf mit der Gardine und fesselte ihn derart, daß Hubert nicht einmal das Gesicht seines Angreifers zu sehen bekam.

Nun eilte Lupin auf das offene Geldspind zu und nahm zwei Mappen unter den Arm, mit denen er das Zimmer verließ. Dann stieg er die große Treppe hinab, durchschritt den Hof und öffnete eine Seitentür. Eine Droschke wartete vor dem Haus.

„Tue das in den Wagen,“ sagte er zu dem Kutscher, „und folge mir.“

Nachdem beide das Spind geleert hatten, stieg Arsène Lupin in seine Stube hinauf, entfernte den Strick vom Fensterkreuz und vertilgte jede Spur seiner Tat.

Einige Stunden später sah Arsène Lupin mit Hilfe seines Genossen die Mappen durch. Wie er vorausgewußt hatte, war das Vermögen der Huberts nicht so groß, als es allgemein hieß. Die Millionen zählten nicht nach Hunderten, es waren ihrer nicht einmal zehn. Aber alles in allem bildete die Summe doch eine stattliche runde Zahl, und die Mappen enthielten nur vorzügliche Werte, wie Eisenbahnobligationen, Stadtanleihen, Staatsrenten, Suezkanal und Kohlenaktien.

Er war zufrieden.

„Freilich wird es starken Abfall geben,“ sagte er, „wenn wir die Papiere versilbern. Sie werden mit Beschlag belegt sein, und wir werden viel zu Schundpreisen liquidieren müssen. Doch das schadet nichts. Mit diesem Anfangskapital können wir schon die Karre ins Rollen bringen und einige Träume verwirklichen, die mir seit langem am Herzen liegen.“

„Und das übrige?“ fragte der andere.

„Das kannst du verbrennen; es nützt uns nichts. Die Wertpapiere wollen wir in den Wandschrank legen und den günstigen Augenblick abwarten.“

Am nächsten Morgen schickte Arsène Lupin sich ruhig an, wie gewöhnlich zu Huberts zu gehen. Er sah wirklich nicht ein, warum er es hätte nicht tun sollen. Aber die Morgenblätter brachten ihm eine unerwartete Nachricht: Fritz und Gervaise Hubert waren verschwunden.

Die Öffnung des Geldspindes von Gerichts wegen erfolgte an demselben Tage. Die Beamten fanden darin, was Arsène Lupin zurückgelassen hatte, das heißt nur wertloses Zeug.

* * *

„War das Ihr erster und gleichzeitig bester Streich?“ fragte ich Arsène Lupin, als er mir von jenen Vorgängen erzählt hatte.

„In der Affäre Hubert ist noch so mancher unerklärliche Punkt“, gab er zur Antwort, ohne auf den Inhalt meiner Frage näher einzugehen. „Sehen Sie, wieviel selbst nach dem, was ich Ihnen berichtet habe, unverständlich bleibt. Warum sind die Leute geflohen? Es wäre doch so einfach gewesen, zu sagen: Die Millionen des alten Brawford sind nicht mehr im Geldspind, weil man sie uns geraubt hat!“

„Sie haben eben den Kopf verloren“, entgegnete ich.

„Ja, so ist es; sie hatten den Kopf verloren. Anderseits freilich“ . . .

„Was?“

„Nein, nichts.“

Was wollte er sagen? Er hielt sichtlich mit etwas zurück. Meine Neugier regte sich. Die Sache mußte ernst sein, um einen solchen Mann zögern zu lassen.

Ich versuchte, ihm auf Umwegen beizukommen.

„Haben Sie Huberts wiedergesehen?“

„Nein.“

„Und haben Sie nie für die beiden Unglücklichen Mitleid empfunden?“

„Ich! Mitleid!“ fuhr er auf.

„Gewiß, Mitleid. Denn wenn Sie nicht dazwischengetreten wären, hätten Huberts vielleicht der Gefahr die Stirn bieten oder doch wenigstens mit vollen Taschen fliehen können.“

„Sie wollen also, daß ich Gewissensbisse habe!“

„Du lieber Gott!“

Lupin hieb mit der Faust heftig auf den Tisch.

„Gewissensbisse bei diesen Leuten!“

„Sie haben ihnen immerhin ein Vermögen genommen.“

„Welches Vermögen?“

„Nun, die drei oder vier Pakete Wertpapiere!“

„Ja, mein Lieber, haben Sie denn wirklich noch nicht erraten, daß diese Wertpapiere wertlos waren?“

„Wertlos?“

„Ja, wertlos! Sie waren alle falsch!“

Ich sah ihn verblüfft an.

„Falsch, die vier oder fünf Millionen?“

„Falsch!“ schrie er wütend. „Die Obligationen, die Stadtanleihen, die Staatsrenten . . . nichts als Papier! Nicht einen Centime habe ich herausgeschlagen. Und Sie reden noch von Mitleid und Gewissensbissen? Die Gauner haben mich selbst hineingelegt wie einen dummen Bauern! Auf den Leim bin ich ihnen gegangen, und rupfen habe ich mich lassen wie ein Gimpel!“

Eine ordentliche Wut schüttelte ihn.

„Hören Sie,“ fuhr er fort, „von Anfang bis zu Ende waren Huberts mir überlegen. Wollen Sie wissen, welche Rolle sie mich spielen ließen? Die des jungen Brawford! Und ich habe nichts gemerkt! Ist das nicht köstlich? Der Sonderling, der sein Zimmer im zweiten Stock bewohnte, der Menschenfeind, den man sich nur von weitem zeigte, war Brawford! Und dank dem Vertrauen, das ich unter dem Namen Brawford einflößte, borgten ihnen die Geldleute. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, die Lektion habe ich mir gemerkt!“

Er hielt plötzlich inne und faßte mich am Arm.

„Mein Lieber,“ sagte er in einem wütenden Ton, aus dem jedoch etwas Selbstironie herauszuhören war, „Gervaise Hubert schuldet mir noch immer fünfzehnhundert Franken!“

Jetzt konnte ich mich nicht enthalten, laut aufzulachen. Auch ihn stimmte dieser Gedanke heiter.

„Ja, fünfzehnhundert Franken! Ich habe nicht nur keinen Centime von dem mir zugesagten Gehalt zu sehen bekommen, sie hat mir sogar fünfzehnhundert Franken abgeborgt. Mein ganzes Hab und Gut! Und wissen Sie, wozu? Für ihre angeblichen Armen, denen sie hinter dem Rücken ihres Mannes zu Hilfe kam! Ist es nicht zum Totlachen? Und was für Kombinationen, Anstrengungen und Listen habe ich anwenden müssen, um zu diesem herrlichen Ergebnis zu gelangen!“

VIII.

Die schwarze Perle.

Ein heftiger Ruck an der Glocke weckte den Portier eines Hauses in der Avenue Hoche.

„Ich dachte, alle Mieter seien daheim; es ist mindestens drei Uhr“, brummte der aus dem Schlaf Erwachte, indem er an dem Torstrick zog.

„Vielleicht kommt jemand um den Doktor“, meinte seine Frau.

Es war in der Tat so.

„Der Doktor Hamel, bitte, welche Etage?“ fragte eine Stimme.

„Dritte, die Tür rechts. Aber der Doktor geht nachts nicht aus.“

„Er wird wohl müssen!"

Der Fremde trat ins Treppenhaus und stieg die Stufen hinauf. Ohne in der dritten Etage haltzumachen, ging er weiter bis zur fünften. Dort versuchte er an der einzigen Wohnungstür zwei Schlüssel. Der eine öffnete das Schloß, der andere den Sicherheitsriegel.

„Famos!" brummte er. „Die Arbeit ist so wesentlich einfacher. Vorerst aber heißt es, den Rückzug decken. Habe ich bereits hinreichend Zeit gehabt, den Doktor herauszuklingeln und mich von ihm abweisen zu lassen? Nein, also noch etwas Geduld."

Nach etwa zehn Minuten stieg er die Treppe wieder hinab, klopfte an das Guckfenster der Portierloge und schimpfte auf den Doktor. Der Portier öffnete die Tür und schlug sie hinter sich zu. Aber der Riegel konnte nicht einschnappen, denn der Mann hatte ein Stück Eisen ins Schloß gesteckt.

So war es möglich, daß er, ohne vom Portier bemerkt zu werden, wieder ins Haus zurückkehrte und, für den Fall der Überraschung, leicht einen Ausweg fand.

Gemächlich stieg er die fünf Treppen wieder hinauf. Im Vorzimmer legte er beim Schein einer elektrischen Taschenlampe seinen Überzieher und Hut auf einen Stuhl, setzte sich auf einen andern und zog über seine Schuhe dicke Filzpantoffel.

„So weit wären wir," sprach er zu sich, „und leicht war's auch noch dazu. Ich frage: Warum wählt nicht jedermann das bequeme Handwerk eines Einbrechers? Mit etwas Geschick und Vorsicht gibt es nichts Angenehmeres. Ein ruhiges Geschäft, zu ruhig sogar; es wird beinahe langweilig."

Er holte einen genauen Grundriß der Wohnung aus der Tasche.

„Orientieren wir uns zuerst einmal. Hier das Rechteck des Vorzimmers, in dem ich sitze. Der Straße zu der Salon, das Boudoir und das Speisezimmer. Überflüssig, dort Zeit zu verlieren. Die Gräfin hat keinen Geschmack ... nicht ein Stück von Wert. Also gerade aufs Ziel los! Der Strich da ist der Korridor, der zu den Schlafzimmern führt. Auf drei Meter Entfernung der Wandschrank, der eine Tür zum Schlafzimmer der Gräfin hat."

Er faltete seinen Plan wieder zusammen, drehte die Lampe ab und betrat den Korridor.

„Ein Meter ... zwei ... drei ... die Tür. Mein Gott, wie einfach das alles ist! Ein kleiner Riegel trennt mich von dem Zimmer, und ich weiß, daß er ein Meter dreiundvierzig über dem Fußboden liegt. Ein kleiner Ausschnitt ringsherum, und ich brauche nur" ...

Er holte aus seiner Tasche das nötige Werkzeug, als ihm ein Gedanke kam.

„Vielleicht ist zufällig der Riegel nicht vorgeschoben ... Versuchen wir's einmal; das kostet ja nichts."

Er drückte auf die Klinke; die Tür gab nach.

„Alter Lupin, das Glück läuft dir nach. Was bleibt dir da zu tun übrig? So gut wie nichts. Du kennst den Kriegsschauplatz, den Ort, wo die Gräfin die schwarze Perle versteckt ... Damit sie dir gehöre, brauchst du nur stiller als die Stille zu sein und unsichtbarer als die Nacht."

Arsène Lupin verbrachte eine gute halbe Stunde damit, die zweite Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Wandschrankes zu öffnen, eine Glastür, die ins Schlafzimmer führte. Er tat es aber mit solcher Vorsicht, daß die Gräfin, selbst wenn sie wach gewesen wäre, auch nicht durch das geringste Geräusch hätte beunruhigt werden können.

Nach den Angaben seines Planes hatte er nur den Umrissen einer Chaiselongue zu folgen. Von dort gelangte er an einen Lehnstuhl und dann vor ein Tischchen zu seiten des Bettes. Auf dem Tischchen stand eine Schachtel mit Briefpapier, und in dieser befand sich die schwarze Perle.

Er kniete auf dem Teppich nieder und tastete sich mit den Händen an der Chaiselongue weiter. Am andern Ende aber mußte er innehalten, so heftig klopfte ihm das Herz. Obwohl er nicht den geringsten Anlaß zur Furcht hatte, so wurde er doch nicht die nervöse Beklemmung los, die er in der drückenden Stille empfand. Erregte ihn etwa der Gedanke an die schlafende Frau?

Er horchte und vermeinte den Rhythmus eines Atems zu hören. Das beruhigte ihn wie die Anwesenheit eines Freundes. Er suchte den Lehnstuhl, kroch dann mit kaum wahrnehmbarer Bewegung bis zum Tischchen. Sein vorgestreckter Arm tastete durchs Dunkel, seine rechte Hand berührte einen Tischfuß.

Endlich! Jetzt brauchte er nur noch aufzustehen, die Perle zu nehmen und davonzulaufen.

Mit übermenschlicher Willenskraft beruhigte er seinen Herzschlag. In dem Augenblick aber, wo er sich aufzurichten versuchte, stieß seine linke Hand auf dem Teppich an einen Gegenstand, den er alsbald als einen Armleuchter erkannte. Ein herabgeworfener Armleuchter! Und gleich daneben etwas anderes, eine jener kleinen Reiseuhren, die in einem Lederetui verwahrt sind.

„Was ist hier vorgegangen? Dieser Armleuchter, diese Uhr, warum stehen sie nicht an ihrem gewöhnlichen Platz? Um's Himmels willen, was hat sich in dieser fürchterlichen Dunkelheit zugetragen?"

Und plötzlich entfuhr ihm ein Schrei. Er hatte etwas Unheimliches berührt! Zwanzig bis dreißig Sekunden blieb er unbeweglich, entsetzt, schweißgebadet. Und seine Finger bewahrten noch immer das Gefühl jener Berührung.

Mit Aufwendung seines ganzen Willens zwang er sich, noch einmal den Arm auszustrecken. Von neuem streifte seine Hand das sonderbare Ding. Ja, das war Haar, das ein Gesicht ... und dieses Gesicht war kalt, fast eisig.

Rasch drückte Lupin an den Knopf seiner Lampe. Vor ihm auf dem Boden lag eine Frau in ihrem Blute. Hals und Schulter waren von Wunden zerrissen. Er beugte sich über sie.

„Tot!" murmelte er unwillkürlich.

Und er betrachtete ihre starren Augen, den verzerrten Mund, das wachsbleiche Gesicht und das Blut, das über den Teppich geflossen war und nun zu einer dicken, schwarzen Masse erstarrte.

Er stand auf und drehte an dem Knopf der elektrischen Beleuchtung. Deutlich konnte er jetzt die Spuren eines heftigen Ringens sehen: das Bett aufgewühlt, die Decke samt dem Laken herabgerissen, auf dem Fußboden der Armleuchter und die Uhr, deren Zeiger auf elf Uhr zwanzig Minuten wiesen, etwas weiter davon ein umgeworfener Stuhl und überall Tümpel von Blut.

„Und die schwarze Perle?" murmelte er.

Die Schachtel mit dem Briefpapier war auf ihrem Platz. Er öffnete sie hastig. Sie enthielt das Etui, aber es war leer.

„Alter Freund," sagte er sich, „da hast du dich zu früh deines Glückes gerühmt! Die Gräfin ermordet, die schwarze Perle verschwunden ... Die Lage ist nicht glänzend. Mache dich aus dem Staube, sonst kommst du noch für einen andern in des Teufels Küche!"

Trotz dieser sehr richtigen Ansicht ging er aber nicht von der Stelle.

„Ja, ein anderer täte es. Aber ich? Habe ich wirklich nichts Vernünftigeres vor? Überlegen wir mal. Mein Gewissen ist ruhig ... Gesetzt den Fall, ich wäre Polizeikommissar und hätte ein Protokoll aufzunehmen ... Ja, aber dazu müßte ich einen klaren Kopf haben. Und meiner brummt mir!"

Er ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und preßte die Fäuste gegen seine brennende Stirn.

* * *

Der Mord in der Avenue Hoche gehört zu den Kriminalfällen, die in den letzten Jahren die Öffentlichkeit am meisten beschäftigt haben, und ich hätte sie nicht erzählt, wenn Arsène Lupins Eingreifen sie nicht in einem ganz neuen Lichte erscheinen ließe.

Jedes Kind in Paris kannte Leontine Zalti, die ehemalige Sängerin an der Großen Oper, die später mit dem Grafen Andillot verheiratet war und vor ungefähr dreißig Jahren Paris durch ihren Luxus blendete. Man sagte von ihr, sie trage auf ihren Schultern das Vermögen mehrerer Bankhäuser und die Goldminen aller australischen Bergwerke.

Eine Aufsehen erregende Katastrophe verschlang dann all die Reichtümer. Von der unvergleichlichen Juwelensammlung, die der Auktionator in alle Winde zerstreute, blieb nichts übrig als die berühmte schwarze Perle, die

an sich ein Vermögen bedeutet hätte, wenn sie sich zu ihrem Verkauf hätte entschließen können.

Aber das wollte sie nicht. Sie schränkte sich lieber ein und bezog eine einfache Wohnung. Ihre zahlreiche Dienerschaft entließ sie und behielt nur eine Gesellschaftsdame, eine Köchin und einen Diener. Das köstliche Juwel aber bewahrte sie; es war das Geschenk eines Kaisers.

„Solange ich lebe,“ sagte sie, „werde ich mich nicht von der schwarzen Perle trennen.“

Vom Morgen bis zum Abend trug sie den Schmuck auf der Brust. Nachts versteckte sie ihn an einem nur von ihr gekannten Ort.

Die Berichte, die die Zeitungen über diese Tatsachen brachten, stachelte die Neugier auf. Durch die Verhaftung des mutmaßlichen Mörders wurde der Fall erst recht geheimnisvoll und verwickelt. Am übernächsten Tage war nämlich in den Morgenblättern folgendes zu lesen:

„Wie wir erfahren, hat die Polizei den Diener der Gräfin Andillot, einen gewissen Viktor Danègre, verhaftet. Die gegen ihn sprechenden Verdachtsmomente sind erdrückend. Auf dem Ärmel der Weste, die der Kriminaldirektor Dudonis in dessen Dachstube zwischen dem Betteinsatz und der Matratze versteckt fand, hat man Blutflecke konstatiert. Außerdem fehlt an der Weste einer der stoffüberzogenen Knöpfe. Dieser Knopf ist gleich bei der ersten Tatbestandsaufnahme unter dem Bett der Ermordeten gefunden worden.

Die Polizei nimmt an, daß Danègre sofort nach dem Abendessen, anstatt seine Stube aufzusuchen, in der Wohnung der Gräfin geblieben ist und sich dort in einen Wandschrank versteckt hat. Letzterer besitzt zwei Türen, von denen die eine auf einen Korridor, die andere, eine Glastür, ins Schlafzimmer der Ermordeten führt. Durch die Glastür konnte er sehen, wo die Gräfin die Perle versteckte.

Allerdings ist dies bisher nur eine Vermutung, für deren Richtigkeit vorderhand kein Beweis vorliegt. Außerdem bleibt noch ein Punkt unaufgeklärt. Um sieben Uhr morgens ist Danègre in den Tabakladen im Hause nebenan gekommen. Der Portier und der Tabakhändler haben dies in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise bestätigt. Anderseits geben die Köchin und die Gesellschaftsdame der Gräfin, die in der Wohnung schlafen, bestimmt an, daß um acht Uhr, als sie aufstanden, die Wohnungstür und die Tür, die von der Küche zu der Dienertreppe führt, zweimal verschlossen waren. Die zwei Frauen, die seit mehr als zwanzig Jahren im Dienst der Gräfin standen, sind über jeden Zweifel erhaben. Es fragt sich also, wie Danègre, der keinen Wohnungsschlüssel besaß, sich aus der Wohnung entfernen konnte, falls die Annahme richtig ist, daß er sich abends vorher darin hatte einschließen lassen. Besaß er vielleicht einen Nachschlüssel? Es wird Aufgabe der Untersuchung sein, diese Widersprüche aufzuklären.“

Die Untersuchung klärte aber gar nichts auf. Im Gegenteil. Man erfuhr zwar, daß Danègre schon oft im Zuchthaus gesessen hatte und eines Mordes wohl fähig wäre. Der Fall selbst aber schien, je mehr man sich mit ihm beschäftigte, um so verwickelter und ganz in dichtes Dunkel gehüllt.

Vor allem gab Fräulein von Sinclèves, eine Cousine und die einzige Erbin der Ermordeten, die Erklärung ab, die Gräfin hätte ihr ungefähr einen Monat vor dem Morde in einem Briefe das Geheimnis anvertraut, wo sie die Perle versteckte. Dieser Brief wäre am Tage nach Empfang spurlos verschwunden und trotz allen Suchens nie wieder aufzufinden gewesen. Hatte ihn jemand gestohlen? Aber wer?

Anderseits stellte es sich heraus, daß der Portier in jener Nacht von einem Unbekannten, der angab, den Doktor Hamel holen zu wollen, aus dem Schlafe geweckt worden war. Man befragte den Arzt. Niemand war zu ihm gekommen. Wer also war der Unbekannte? Ein Spießgeselle?

Die Annahme, daß ein Mitschuldiger in Frage käme, fand bei der Presse und dem Publikum schon deshalb Beifall, weil sie der alte Polizeiinspektor Ganimard, nicht ohne Grund, verteidigte.

„Da steckt Lupin dahinter“, sagte er zum Untersuchungsrichter.

„Ach was!“ ereiferte sich dieser. „Sie sehen hinter jedem Baum Ihren Lupin!“

„Ich sehe ihn überall, weil er überall ist.“

„Sagen Sie lieber, Sie sehen ihn stets dort, wo Ihnen etwas nicht klar scheint. Übrigens beachten Sie gefälligst folgendes: Der Mord ist um elf Uhr zwanzig Minuten begangen worden, wie es die herabgeworfene Uhr bezeugt, und der nächtliche Besucher schellte den Portier erst um drei Uhr morgens heraus.“

Damit schloß die Untersuchung, und der Prozeß kam vor das Schwurgericht. Die Verhandlung ging ziemlich schwerfällig vonstatten. Der Präsident zeigte wenig Eifer. Auch der Staatsanwalt brachte der Sache nur geringes Interesse entgegen. Unter diesen Umständen hatte Danègres Verteidiger leichtes Spiel. Er deckte die Blößen und Lücken der Anklage auf. Kein materieller Beweis war vorhanden. Wie war Danègre aus der verschlossenen Wohnung herausgekommen? Mit einem Nachschlüssel? Wer hatte dieses unentbehrliche Werkzeug, ohne das Danègre nicht der Mörder sein konnte, angefertigt? Und die Mordwaffe! Wo war sie, wer hatte sie gesehen, was war aus ihr geworden?

„Auf jeden Fall“, schloß der Verteidiger, „ist es die Aufgabe des Anklägers, zu beweisen, daß der Täter nicht in dem geheimnisvollen Unbekannten zu suchen ist, der sich um drei Uhr morgens ins Haus eingeschlichen hat. ›Die Uhr zeigte auf elf‹, sagen Sie. Kann man nicht die Zeiger einer Uhr stellen, wie man will?“

Der Angeklagte wurde freigesprochen.

* * *

Viktor Danègre verließ das Gefängnis an einem Freitag bei Sonnenuntergang, abgemagert, niedergedrückt durch die sechsmonatige Untersuchungshaft in der Einzelzelle. Die Einsamkeit, die Verhandlung, die Stunde, die die Geschwornen zur Beratung brauchten, alles das hatte ihn mit krankhaftem Schrecken erfüllt. Nachts verfolgten ihn quälende Träume, in denen die Guillotine stets wiederkehrte. Er schlotterte vor Angst und Fieber.

Unter dem Namen Artur Dufour mietete er ganz oben auf dem Montmartre eine kleine Stube und nährte sich dort von Gelegenheitsarbeiten.

Trostloses Leben! Dreimal fand er an drei verschiedenen Stellen Dienst; er wurde jedoch erkannt und sofort entlassen. Häufig bemerkte er, daß Leute ihm folgten, wahrscheinlich Geheimpolizisten, die also die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, ihn in eine Falle zu locken.

An einem Abend, als er sich in der Kneipe aufhielt, setzte sich jemand ihm gegenüber. Es war ein Mensch in den Vierzigern, der einen schwarzen Gehrock von zweifelhafter Sauberkeit trug. Er bestellte eine Suppe, Gemüse und einen Liter Wein.

Sobald der Fremde die Suppe ausgelöffelt hatte, wandte er sich zu Danègre und sah ihn forschend an.

Danègre erbleichte. Kein Zweifel, der Mensch war einer von denen, die ihn seit Wochen verfolgten. Was wollte er von ihm? Er versuchte aufzustehen, aber die Beine versagten ihm.

Der andere goß sich und Danègre ein Glas Wein ein.

„Wollen wir anstoßen, Kamerad?“

„Ja, ja ... prost, Kamerad!“

„Prost, Viktor Danègre!“

„Ich ... ich ... aber nein ... ich schwöre Ihnen“ ... stotterte Danègre.

„Was schwören Sie? Daß Sie nicht der Diener der Gräfin sind?“

„Was für eine Gräfin? Ich heiße Dufour. Fragen Sie den Wirt.“

„Dufour Artur für den Wirt, aber Danègre Viktor für die Polizei.“

„Das ist nicht wahr! Man hat Sie angelogen.“

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Ende des redaktionellen Teils.

Notizen.

…hen (Anhalt) ist soeben ein …der alles Aufschluß gibt, was … Stadt Cöthen (Anhalt) und …hang steht. Das Buch ist …tark von dem Sekretär des …s, zu beziehen.

Vom … des so beliebten Grand… …fangen an, sich zu füllen. …n bekannten Persönlichkeiten … des liebenswürdigen Herrn …erem Aufenthalt abgestiegen …nister Dr. Holle und Familie.

… kurbedürftigen Schulkindern …uranstalten der Cäcilienquelle … an der Ostsee. Während …Winter- und Frühjahrskuren.

…ie sich bei Nervenleiden und …Rheumatismus, Zucker usw.) …Behandlung mit Magnesium- …rfahren) dar. Nach Angabe …7 zerfällt das Magnesium- …er durch die Einwirkung der Magensäure in Wasser- und Sauerstoff. Der Sauerstoff wirkt bekanntermaßen bakterientötend. Es ist festgestellt, daß ein Gramm Magnesiumsuperoxyd genügt, um ein Liter Wasser keimfrei zu machen. Da das Mittel zugleich giftfrei ist und für den menschlichen Körper unschädlich, so eignet es sich vorzüglich für die innere Entgiftung. Bei Personen, die das Magnesiumsuperoxyd längere Zeit gebraucht haben, zeigt sich denn auch der Erfolg dieser inneren Entgiftung durch ein förmliches Wiederaufblühen des Körpers deutlich an. Wer sich näher über das neue Heilverfahren informieren will, erhält auf Wunsch eine ausführliche Broschüre darüber vom ärztlich geleiteten Institut für Sauerstoff-Heilverfahren in Berlin SW., Schönebergerstr. Nr. 26 kostenfrei übersandt.

Fast nikotinfreie Zigarren, Tabake und Zigaretten bezieht man am besten von C. W. Schliebs & Co. in Breslau 7. Durch ein dieser Firma patentiertes Verfahren wird das Nikotin dem Tabak ohne Anwendung von Chemikalien entzogen, so daß letzterer vollkommen in seiner natürlichen Beschaffenheit verbleibt, ohne einen wenn auch noch so geringen unangenehmen Beigeschmack anzunehmen. Prospekte sendet genannte Firma gern kostenlos zu. Eine Präsent-Kiste kostet 8 ℳ 20 ₰.

In Herrenzimmern, Jagdzimmern und vornehmen Kontoren sieht man häufig elegante Lederstühle, die geradezu zum Platznehmen herausfordern. Diese behaglichen Stühle stammen aus der Spezialfabrik von Saffianleder-Klubfauteuils, Chesterfield-Sophas, Lederschreibstühlen und Lederstühlen Schwarzmann & Co. in Hamburg, Ellerntorbrücke 6, mit Filiale in München, Prinzregentenstraße 2. Besonders das vornehme Spezialmodell des Saffian-Klubfauteuils „Kronprinz II" genannter Firma erfreut sich größter Beliebtheit. Dasselbe ist 92 cm hoch, 85 cm breit, 95 cm tief, hat garantierte Roßhaarpolsterung, besten Lederüberzug, der in allen Farben zu haben ist, und kostet einschließlich Verpackung nur 157 ℳ 50 ₰. Die Firma Schwarzmann & Co. steht auf Wunsch gern mit Referenzen, Anerkennungen und Skizzen zu Diensten.

Die „Berliner Briefmarken-Zeitung", herausgegeben von Philipp Kosack in Berlin C. 13, Burgstraße 12, hat sich während ihres etwa vierjährigen Bestehens zu einem der ersten deutschen Fachblätter emporgeschwungen. Wie der Untertitel „Beiträge zur Postwertzeichenkunde" besagt, bringt diese Zeitschrift in zum Teil reich illustrierten Artikeln Mitteilungen aus der Geschichte des Briefmarkenwesens, die den Anfänger wie den erfahrenen Sammler interessieren werden. Für jeden Sammler wichtig sind die mit großer Sorgfalt zusammengestellten Preisverzeichnisse, in denen fast jede einzelne Marke ihrem wahren Werte entsprechend nach der jeweiligen Marktlage gewertet wird. Trotz monatlich zweimaligem Erscheinen kostet die „Berliner Briefmarken-Zeitung" bei Bezug durch den Verleger oder den Buchhandel nur eine Mark für das halbe Jahr.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3420. Hundertzweiunddreißigster Band. 14. Januar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Literarische Rundschau.

Neue Versbücher. Besprochen von **Hans Friedrich.**

„Jede Kunst ist überlebensgroß. Darum muß sie sich heben über das schleichende Dunkel des kleinen Lebens, darum muß sie ihre Arme hinausrecken in die freie Luft und mit ihnen wachsen . . . Die Phantasie ist nicht Notbehelf. Sie ist Kern, Wesen und Quelle unserer Kunst. In ihr ist die Wahrheit unserer Kunst. Ihr opfern wir." So schrieb Wilhelm v. Scholz 1897 an Rainer Maria Rilke in der Widmung seines Versbuches „Hohenklingen". Ich setze diese Worte hierher, weil sie auf das Schaffen des Dichters ein bezeichnendes Licht werfen. Auch „Der Spiegel" (München, Georg Müller; geh. 3 ℳ 50 ₰), dessen zweite, vermehrte Auflage jüngst erschienen ist, zeugt von dem Bestreben, den Weg in die freie Luft zu finden und über den Alltag hinauszuwachsen. Das gibt der Lyrik Wilhelm v. Scholz' ihre Vornehmheit, die den flüchtigen Leser beinahe kühl anmuten wird. Und doch sind diese wohl gefeilten und technisch große Reize bergenden Verse von innerm Feuer durchglüht. Außer dieser Vornehmheit und Gefühlsempfindung kommt in diesen Gedichten ein mystisches Einleben in die Natur zum Ausdruck. Oder eigentlich nicht ein Einleben, sondern ein Aufgehen. Sehr charakteristisch hierfür sind z. B. die Wendungen des Gedichtes „Toter Flug": „Ich trinke Wolke, See und Wald", „Das Dunkel, das mich füllt" u. dgl. Dieses geheimnisvolle Aufgehen des Teiles in das große Ganze geschieht am ungestörtesten in der Stille der Nacht, deren Schweigen zu dem Verstehenden lauter als Worte spricht, in der es von geheimnisvollen Schritten klingt, aus deren Unendlichkeit „wir zu Leibern schwer zusammenrinnen". Das Problem, die ungehörten, nur geahnten Laute in Verse zu fassen, der Übergang vom Wachen zum Schlaf und umgekehrt, das Hinüberfließen der nach dem Tageslärm still werdenden Seele in das große Schweigen erscheint bei Wilhelm v. Scholz in stets neuen Abwandlungen. Damit eng verbunden ist ein anderes Merkmal seiner Lyrik. Sollte sein Name einmal im Lauf der Zeit verloren gehen, so würden ihn vielleicht spätere Geschlechter den „Dichter mit der Fackel" oder ähnlich nennen. Denn in dem allergrößten Teil der Gedichte findet sich eine künstliche Beleuchtung des Dunkels. Man sieht, wie sich Wilhelm v. Scholz immer wieder angezogen fühlt, das Ringen des Lichtes mit der Finsternis oder dem Nebel darzustellen. Auch der in der oben zitierten Widmung so hoch gepriesenen Phantasie ist er treu geblieben. In den lyrisch-epischen Gedichten, besonders in den „Königsmärchen" geht er aber hierin oft zu weit. Seine Phantasie versteigt sich zu kühn, so daß die Gestaltungskraft nicht mehr zu folgen vermag und an Stelle eines wirklich künstlerischen Eindrucks ein dumpfes Gefühl die Folge ist. Als Probe von Wilhelm v. Scholz' Lyrik stehe hier „Die Stunde", die für seine Erfassung der Umwelt und die Feinheit seiner Technik ein charakteristisches Zeugnis ablegt.

„Klammerst du dich manchmal nicht,
wenn wir schweigen, an mich an?
Doch es ist ein stilles Licht
über unsern ruhigen Händen.
Unsre Blicke, die sich wenden,
fragen nicht . . .

Sieh, die Nacht hebt still das Glas
mit dem kühlen Wein zum Munde,
Wehen schreitet rings durch's Gras
draußen . . . Und die stille Stunde
läutet. O wie leuchtet das!

Blütenweiß schläft der Garten,
blütenschwer —
in der Ferne zieht es her.
Fühlst du nicht, wir sollen warten —"

In noch viel höherm Maße als „Der Spiegel" sind Max Dauthendeys „In sich versunkene Lieder im Laub" (Stuttgart, Axel Junker; geb. 2 ℳ 50 ₰) ein Buch Natur. Aber hier spricht ein ganz anderer Dichtergeist. Bei Max Dauthendey fehlt der schmerzliche Zwiespalt der einzelnen Menschenseele mit dem Weltganzen, fehlt die Sehnsucht nach dem Aufgehen in die Natur. Seine Gedichte sind immer idyllisch; denn ihr Verfasser ist so sehr ein Sohn dieser Erde, daß sie ihm mütterlich alles gewährt, was er von ihr fordert. Für ihn ist sie nicht das große Geheimnisvolle, ehrfürchtige Schauer Erweckende. Geheimnisvoll ist für ihn die Liebe, aber nicht die verderbenbringende, die gleich einem flimmernden Stern die einen zur Höhe, die anderen ins Verderben führt, sondern die stets sich erneuende, Leben schenkende und erhellende Liebe. Wilhelm v. Scholz spricht einmal von einer Heimat, die wir suchen müssen, aber nur im Träumen finden können. Dauthendeys Heimat ist die wirkliche, liebevoll von ihm erschaute Welt, über die selten ein Wölkchen der Sehnsucht fliegt, in der es meist klingt von Küssen und Liebesworten. Um die Technik des Buches zu charakterisieren, zitiere ich das Gedicht „Sonnenrosen".

„Sonnenblumen schauen über die Gartenmauer,
Wie in goldenen Hauben Gesichter von Frauen.
Sie sehen aus goldgelben Krausen heraus
Hochaufgerichtet wie zur ewigen Dauer;
Wie Riesinnen, die Wache bei den Lauben stehen,
Bei den Sommerlauben von hochroten Bohnenblüten,
Drinnen Tisch und Bänke und Gedanken nicht vom Flecke gehen;
Wo die Worte sich hüten, und die Augen viel gestehen und groß aussehen
Wie die großgelben Blumen, die sich nach der Sonne drehen,
Wie die Blumen, die goldene Räder werden an Wagen,
Die mit den Verliebten durch den Sommerhimmel jagen
Und eitel Liebeswünsche tragen."

Die „Sonnenrosen" zeigen alle guten Seiten der Verse Dauthendeys: die Binnenreime, die eine so wundervoll starke, tieftonige Musik erzeugen, die Stellung der Endreime, den Klang der Worte, die Feinheit des Rhythmus. Aber doch ist hier in technischer Beziehung noch nicht das Letzte gegeben, was Dauthendey zu geben hat. Ein fein geschärftes Ohr — und ein Ohr, das die eigentümliche Schönheit dieser Verse ganz in sich aufnehmen will, muß sich scharf einstellen — wird es als störend empfinden, daß in den ersten Zeilen drei Au-Reime durcheinandergehen. Es wird dadurch eine Unruhe erzeugt, die für die ruhige Harmonie dieses Gedichtes unpassend wirkt. Da sich Ähnliches in anderen Gedichten wiederholt, habe ich gerade die „Sonnenrosen" zitiert. Denn in diesem Punkt ist eine Vervollkommnung von Dauthendeys Technik möglich und erwünscht.

Ein reifes und frommes Bekenntniswerk hat uns Richard Schaukal mit seinem „Buch der Seele" (München, Georg Müller; geh. 3 ℳ 50 ₰) geschenkt, das mit Bezug auf den Titel eines der schönsten Gedichte auch das „Buch der seligen Resignation" heißen könnte. Wer die Kläglichkeit von Menschenzielen erkannte, wer wie einen Flug von weißen Tauben Irdisches verflattern hörte und den blinden Glauben an die Gunst des Glückes verstieß, dem rauben keine Blendewunder weltlicher Geschichte mehr den friedlichen Schlaf.

„Er hat sich seinen engen Kreis gezogen,
in dem er still sein auferlegtes Tun,
unwirklich fast, von Zweifeln kaum betrogen,
duldsam verrichtet, traumgekröntem Ruhn
als unserm besten Erbteil wohl gewogen,
geht jeden Morgen er in festen Schuhn
gewählter Pflicht ans Werk und gibt dem Leben
an reifer Frucht, was er ihm hat zu geben.

Doch ragt sein freier Geist ins Unbegrenzte:
was ihn als Leib umgibt, ist nur Gewandung
der Seele, die in selige beglänzte
Gefilde steigt, ein Aar, aus dumpfer Brandung
der Täglichkeit, mild nahen sich bekränzte
Unsterbliche in strandgewohnter Landung
dem Hafen seiner stolzen Einsamkeit,
und überwunden sinkt und stürzt die Zeit."

Das ist die Stimmung dieses Buches: abgeklärt und ruhevoll, obgleich der Dichter, wie er selbst einmal sagt, ein heißes Herz trägt und nach heißen Strahlen verlangt. Viel Sehnsucht nach Ewigkeit ist in diesem Werk, aber auch viel gewisser Glaube an die Ewigkeit. Gedichte wie die an seine Mutter, an Frau und Kind, der Sonettenkranz „Heimat der Seele" bringen uns Schaukal so menschlich nahe wie wohl bisher keins seiner Versbücher. Dunkelheiten, die sonst störend wirkten, sind verschwunden. Die Form ist ruhig und dem Stoffe angemessen geworden. Man fühlt, hier spricht einer zu uns, der nicht mehr zu experimentieren braucht. Manches in diesem „Buch der Seele" zeigt, daß die Wurzeln von Schaukals Kunst im neunzehnten Jahrhundert zu suchen sind, daß Goethes Schatten auch an ihrer Wiege gestanden hat. Aber das soll nicht in dem Sinne gesagt sein, als hätten wir es hier mit eklektischen Elementen zu tun. Denn wer im neunzehnten Jahrhundert, wenn es Welt- und Menschheitskunst im höchsten Sinne zu schaffen galt, hätte sich dem Einfluß des Gewaltigen von Weimar ganz zu entziehen vermocht! Einen wertvollen Bestandteil des neuen Schaukalschen Werkes bilden die Nachdichtungen aus dem Französischen. Neben Baudelaire und Verlaine, die schon immer seine Lieblinge waren, sind Stéphane Mallarmé und Emil Verhaeren vertreten.

Es gibt zu denken, daß die leidenschaftlichsten Liebesgedichte unserer allerneusten Lyrik von Frauen erlebt sind. Ich schreibe absichtlich „erlebt", obwohl dieses Wort bereits einen leisen Stich ins Konventionelle bekommt. Denn auch vorher, in den ersten Emanzipationsjahrzehnten, verfaßten Frauen Liebesgedichte, aber — sie waren danach. Es scheint, daß die so bedenklich grassierende Dichteritis, „Frauenlyrik" geheißen, demnächst erloschen sein wird. Denn auch das weibliche Geschlecht hat jetzt starke dichterische Persönlichkeiten aufzuweisen. Und gerade auf dem Gebiet der leidenschaftlichen Liebeslyrik mit stark sinnlichem Einschlag — und jede Liebeslyrik sollte diesen Einschlag haben! — beginnen sie bedeutsam hervorzutreten. In meiner vorigen Rundschau konnte ich rühmend von Ricarda Huchs neuem Werk berichten; heute liegt bereits wieder ein höchst beachtenswertes Buch vor. Margarete Beutler zeigt in ihren „Neuen Gedichten" (Berlin, Bruno Cassirer; kart. 3 ℳ), daß ihre Kunst noch ebenso sinnenglühend, ebenso genial leidenschaftlich ist wie früher. Die Dichterin gehört zu den wenigen, die noch Trunkenheit in sich selber haben und nicht nur die Lebenstrunkenen spielen. In ihr hat das Dionysische der Menschennatur die Fesseln des gesellschaftlichen Konventionalismus gesprengt und jauchzt nun seine freie Seligkeit in die lachende Welt hinein. Kann man es ihr verübeln, wenn sie sich um gewisse Schranken nicht kümmert, wenn ihre „Losen Lieder" auch wirklich lose Lieder sind, sich nicht nur so aufputzen?

Wer sollte sich nicht freuen — er müßte denn ein Philister sein, und das mag wohl keiner vor sich selber eingestehen — wer sollte nicht herzlich lachen über das „Schwabinger Liebesduett" und ähnliche köstliche Münchner Intimitäten? In dem letzten Teil des Bandes, in den „Kleinen Harmonien", finden sich Trinklieder, die wert sind, vertont zu werden; sie atmen echt bacchischen Geist. Aber diese jauchzende, heiße Lebenstrunkenheit beleuchtet nur die eine Seite von Margarete Beutlers Charakterbild. Ihr Leben, heißt es einmal, taumle zwischen Rausch und Einsamkeit dahin. „Ins Licht gebannt und an die Nacht verloren", das ist der schmerzvolle Zwiespalt in dieser Frau. Aus tausend Armen mußte sie sich lösen, vielen, die es gut mit ihr meinten, Schmerzen zufügen und an denen vorübergleiten, die einstmals ihre lachende Sehnsucht waren. Keinem hielt sie die Treue, weil sie sich selbst treu sein wollte. So bleibt sie sich selbst zwar tief bekannt, dennoch rätselvoll, und ihre Tage dunkeln, bis eine neue Leidenschaft mit ihren heißen Flammen sie erhellt, bis eine „verliebte Stunde" in ihr Leben tritt.

„Vom Fenster sprang ein übermütiger Tag!
Die dunklen Ufer tranken seine Blicke,
Der Wald erklang, im Silber stand die Brücke,
Der Laubgang zitterte im Drosselschlag . . .

Da sang ein Lied in mir — erst schen und zag —
Und wuchs doch schnell zu ewigem Geschicke:
Es wies den alten Pfad zum Liebesglücke,
Und meines Blutes Einsamkeit erlag.

Wer will der eignen Seele Gründe kennen?
– Ein Händedruck, ein leises Namennennen,
Ein kurzes Wandern durch den Morgenfrieden —
Und schon ist es genug. Vier Lippen brennen.
Gesehn, gejubelt — – und erstaunt gemieden
Der Hammer saust, ein Frauenlos zu schmieden."

Ein Bekenntnisbuch sind diese „Neuen Gedichte" auch in ihren Schwächen. Noch gelingt es Margarete Beutler nicht immer, wie Ricarda Huch über das Tagebuchmäßige des Erlebnisses fortzukommen und ihre Gedichte auf eine von allem Zufälligen befreite Höhe zu erheben. In dem Gedicht „Der Vorhang" gesteht sie selbst ein, noch könne sie ihre funkelnden Gedanken nicht in güldene Formen fassen: eine für die weitere Entwicklung der Dichterin sehr wertvolle Erkenntnis. Mit ihr glauben wir, daß auch ihre Zeit einst reift und ihr Land üppig Frucht trägt. Zugleich aber hoffen wir auch, daß trotz einer strenger gefaßten und künstlerisch gehobenen Form nicht die Leidenschaft verloren geht, daß wir uns weiter der „goldenen Rücksichtslosigkeiten" freuen können. Wir brauchen Gewitter dieser Art, brauchen heiße Künstlernaturen. Denn wir bedürfen der Leidenschaft, mögen auch die Steifen und Stockigen beschwörend ihre Hände erheben.

Ein wertvolles und sicher vielen willkommenes Sammelwerk bilden „Die Balladen und ritterlichen Lieder des Freiherrn Börries von Münchhausen" (Berlin, Egon Fleischel u. Ko.; geh. 3 ℳ 50 ₰), deren viertes Tausend bereits vorliegt. Außer den bisher erschienenen sind hier einige dreißig Gedichte neu hinzugekommen. Über Münchhausens Balladen länger zu sprechen, erscheint überflüssig, da sie bekannt genug sind und diese Verbreitung auch verdienen. Denn Stücke wie „Die Trommel des Ziska", „Der Marschall", „Bauernaufstand", „Der Fischer von Svendaland" und daneben von weniger bekannten „Die Pest in Elliant", „Alte Landsknechte", „Die Mauerballade", „Bayard", „Hunnenzug", „Alte Ballade" und viele andere verdienen, in weiteste Kreise zu dringen. Zugunsten dieser kraftvollen Werke werden unsere Schulbücher manches hinauswerfen können, was schwächlich ist und nur aus Tradition so lange mitgeschleppt wurde. Unter allen Neueren ist wohl Börries v. Münchhausen gerade derjenige, der die alten Überlieferungen am liebevollsten studiert und selbständig weiterentwickelt hat. Seine rein lyrischen Gedichte sind weniger bedeutend; aber sie ergänzen uns das Bild des Dichters und bringen uns ihn als Persönlichkeit nahe, was ja bei der objektiven Kunstform der Ballade unmöglich ist. Als Probe seiner lyrischen Kunst, die übrigens den epischen Einschlag niemals verleugnet, stehe hier das Gedicht „Nächtliche Fahrt".

„Glutverdorrt schläft rings der Wald, der kranke,
Kaum daß lautlos eine Eule streift,
Kaum daß hakend eine Brombeerranke
Nach den Speichen meines Rades greift.

Meines Lichts erschrockne Leuchten irren
Groß, phantastisch an den Stämmen her,
Nächtige Falter tollen Fluges schwirren
Gegen der Laterne Scheiben schwer.

Häher kreischen fern im Nebeltale,
Und der Schwaden zieht den Weg herauf,
Nasses Gras streift klatschend die Pedale,
Fern ein Murren, — und der Wald wacht auf.

Und ich lausche, wie der Forst dem Tage
Bang ein sehnend Kehrewieder singt, — —
Ängstlich tief das Dunkel. Und ich schlage
Gegen meine Glocke, daß sie klingt."

Wie Börries v. Münchhausen, so führt uns auch Wilhelm Fischer in Graz, der noch immer zu wenig bekannte Dichter der „Freude am Licht" und der „Sommernachtserzählungen", in seinem neuen Versepos in ferne Vorzeit zurück. Die Romanze „Der Kaiser von Byzanz" (München, Georg Müller; geb. 5 ℳ) schildert in schlichten Versen die Taten und den Untergang des Herzogs Baldewin von Flandern. Dieser zieht aus, um Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gewinnt aber auf dem Wege dorthin Konstantinopel und herrscht hier in Kraft und Herrlichkeit, bis er, von dem an Zahl weit überlegenen Heer des Zaren Kalojan bei Adrianstadt besiegt, mit seinen letzten Getreuen auf der Bergfeste Stenimach ruhmreich kämpfend, den Tod findet. Der Gang der Handlung ist reich bewegt und steigert sich in glücklichster Weise. Die einzelnen Charaktere und Szenen sind in eindringlicher, gedrungener, niemals abschweifender Sprache herausgehoben. Und doch, trotz aller dieser Vorzüge, trotz der geschlossenen Komposition des Werkes, habe ich dieser neuen Gabe des Grazer Meisters nicht völlig froh werden können. Wilhelm Fischer hat fleißige Vorstudien zu diesem Buche gemacht, was besonders in den ersten, auch wenn man sie als Einleitung betrachtet, etwas matt erscheinenden Kapiteln sich beinahe störend bemerkbar macht. Einige antiquarische Elemente drängen sich hier ein, die glücklicherweise, sobald die Handlung fesselnder wird, sich verlieren. Aber dies ist nicht der einzige Grund. Die Ursache, die mir den rein künstlerischen Genuß beeinträchtigt hat, liegt tiefer, und es lohnt wohl, mit ein paar Worten darauf einzugehen. Gerade diese Romanze, deren Verfasser ein so echter und starker Epiker ist, wie wir gegenwärtig nicht viele besitzen, zeigt, daß das Versepos heute ein gefährliches Experiment darstellt. Wo es gilt, höchstgesteigerte, das Irdische überragende Handlungen und Menschen zu schildern — ich erinnere an Spittelers „Olympischen Frühling" — hat sich diese Kunstform ihre völlige Berechtigung bewahrt. Einen Stoff wie „Hermann und Dorothea" heute noch als Versepos zu behandeln, erscheint dagegen fast unmöglich. Denn unsere künstlerische Auffassung drängt in der erzählenden Poesie zu einer stärkern Differenzierung, auch in der Darstellung einer weniger differenzierten, im Falle von Fischers Romanze konventionellen Zeit. Eine solche Differenzierung ist aber für den Stil des Versepos überhaupt oder nahezu ausgeschlossen. So kommt es, daß uns bei einem solchen, mag es noch so gut aufgebaut und durchgeführt sein, doch am Ende etwas an der vollständigen künstlerischen Befriedigung fehlt. Darüber bin ich auch bei Wilhelm Fischers „Kaiser von Byzanz" nicht fortgekommen, der, obwohl ich ihn für ein notwendigerweise nicht gelungenes Experiment halte, immerhin eine beachtenswerte Leistung bleibt. Zugleich aber auch eine lehrreiche und warnende. Denn was einer so starken Meisterhand nur nicht gelang, wird Schwächeren mißglücken.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Nr. 3420. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 M, frei ins Haus 8 M 25 Pf; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 M 12 Pf. Deutsche Schutzgebiete 8 M, Österreich 10 K 56 h. Ungarn 9 K 94 h. Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9 M, Österreich 11 K 74 h. Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 M portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 M. 14. Januar 1909.

DAVOS

Schweiz-Graubünden

1560 m über Meer.

Bahn- und Poststationen:

Davos-Dorf und Davos-Platz.

Winterkur: Beste Heilerfolge bei chronisch-katarrhalischen und infiltrativen **Lungenaffektionen,** chronischem Bronchialkatarrh, **Pleuritis** und deren Residuen, **Asthma nervosum,** Skrophulose, Chlorose, Neurasthenie, Malaria, Basedow'sche Krankheit, Rekonvaleszenz.

Wintersport: **Beste Eisbahnen.** Eislaufen, Eisspiele. Beliebtester Trainingplatz für Kunst- und Schnell-Läufer. — Über 100 Lauftage im Jahr. — **Internationales Eiswettlaufen 30. u. 31. Januar 1909. Ideales Skilaufgebiet.** Winterschutzhütte auf Persenn, 2436 m über Meer, 800 m Aufstieg, 1600 m Abfahrt nach verschiedenen Seiten. — **Schlittelbahnen.** — Wettschlitteln. **Neue Bobsleigh-Bahn** (Schatzalp) 3400 m lang, 9 Prozent Gefälle. — Bobsleighrennen.

1907: 21,840 Fremde mit 835,417 Aufenthaltstagen. (274)

Auskunft und Prospekte in besonderen Ausgaben über den Kurort und Sportplatz gratis durch den **Verkehrsverein Davos,** gegen Einsendung des Rückportos in Postmarken aller Länder. *(Ue 15143 p.)*

Engelberg

Zentral-Schweiz 1019 m über Meer.

Wintersportplatz I. Ranges

Grosse, tadellos unterhaltene Eisbahn

Curlingrink — Schlitten — Bobsleigh- und Skifahrten etc.

Bobsleigh-Fahren. Am Startplatze im Januar 1909.

Grand Hôtel Winterhaus

und

Hôtel Kurhaus Titlis

Neuester Komfort. 300 Betten. Zentralheizung. Konzert- und Ballsaal. Eigenes Orchester. Täglich zwei Konzerte.

Prospekte mit Preisangaben für Pensionsarrangements versenden

Gebr. Cattani,

Besitzer.

Eissport vor den Hotels Cattani.

Riviera Saison 1909

Monaco Monte Carlo

Nizza — Mentone — Cannes — San Remo

Bester Winteraufenthalt der Welt. Wundervolles mildes Klima. Glänzendste Kurgesellschaft.

Weltberühmte Oper in Monte Carlo

unter dem Protektorat des Fürsten von Monaco. — Direktion: Herr Raoul Gunsbourg.

Mitwirkende Künstler: (439)

Felia Litvinne, Lucienne Bréval, Yvonne Dubel, Delmas (Grand Opéra, Paris), Marguerite Carré, Chenal, Bouvet (Opéra Comique, Paris), Van Dyck (Hof-Oper, Wien), Frieda Hempel (Kgl. Oper, Berlin), Bessie Abott, Rousselière (Metropolitan, New York), Ackté (Stockholm), Carelli (Scala, Mailand), Anselmi (Buenos Aires), Smirnoff, Altchewsky (Kaiser-Oper, Moskau), De Tura (Rom), Swolfs (Brüssel), Tita Ruffo (Madrid) und Chaliapine (Oper St. Petersburg).

Neuaufführungen: Wagner **„Ring des Nibelungen"**, vollständig neu ausgestattet. Zum ersten Male: **Der Cobzar** nach der noch nicht gedruckten Partitur von **Hélène Vacaresco** und **Paul Milliet,** Musik von **Ferrari. Naristbé** von **Bellenot** und **Vieil Aigle,** nach einer Erzählung von **Maxim Gorki,** von **Raoul Gunsbourg.** Ferner **Christophe Colomb** von **Franchetti, Iris** von **Mascagni** und die **Roussalka** von **Dargomijsky.**

Auskunft u. Prospekte über den Spielplan der Oper, Saison 1909, u. die sportlichen Veranstaltungen kostenlos durch das

Auskunftsbureau der Riviera, Berlin W., Unter den Linden 69.

Arosa, Grand Hotel

Schweiz. **I. Ranges.**

Sonnige Lage in eigenem Waldpark; vollkommene Ruhe; absolut staubfrei; herrliches Gebirgspanorama. Wintersport: eigene Schlitten- und Schlittschuhbahn. Lift, Zentralheizung, elektr. Licht, moderne Bäder. Erstklassige Küche und Keller. Neu eröffnet. (327)

Besitzer: **K. L. Jakobi.** Direktor: **Max Fickel.**

Leobner Stahlrodel

D.R.P. D.R.P.

einen bessern findst Du nicht!

= Leichtes Gewicht =

bei grösster Stabilität. (304)

In bessern Sportsgeschäften zu haben oder durch die Fabrik

Gretsch & Cie., G. m. b. H., Feuerbach.

MONTE-CARLO GRAND HOTEL

Haus allerersten Ranges nahe Casino. (365)

Herrlicher Meeresblick. 300 Betten. 50 Appartements mit Bad. Vorteilhafte Arrangements. Weltbekanntes Restaurant. Wintergarten. Orchester. Eisenbahnbureau. Garage. **Direktion PATTARD.**

NIZZA Terminus-Hôtel

Einziges Haus ersten Ranges direkt gegenüber dem Bahnhof. Letzter Komfort der Neuzeit. Die Küche bietet nur das Allerbeste. Gepäcktransport frei.

Henri Morlock, Bes.

Nizza Palace Hotel

Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. — Mässige Preise. **W. Meyer.**

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (448)

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch **Dr. Tecklenburg.**

Hotel Imperial Cairo

(Boulevard Soliman Pacha 3)

Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und **besten Betten Ägyptens,** in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P.T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

Montreux, Hotel Eden

(Genfer See.) Modernst. deutsches Fam.-Hotel in allerbester ruhigster Lage am See, neben dem Kursaal. Garten. Mäss. Preise. (62) Besitzer **Fallegger-Wyrsch.**

Blankenburg (Harz)

Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. **Müller** u. San.-Rat Dr. **Rehm.** Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte.

Kufstein, Hotel Gisela

vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Sanat. „VILLA MARGARETA" in **NESSE** bei Bremerhaven

für **ALKOHOLKRANKE**

Morphinisten, Nervöse und Erholungsbedürftige, staatl. konz. **Prosp. d. d. Direktion**

Triberg

Mittelpunkt der badischen Schwarzwaldbahn.

WINTER- SKI- UND RODEL-SPORT TRIBERG

Wintersportplatz, Winterkurort I. Ranges. Vortreffliches **Skigebiet,** grosse gepflegte **Rodelbahn,** Bobsleighfahrten, Eisbahn. — **Hotels:** **Schwarzwaldhotel, Bellevue** (diesen Winter geschl.), **Wehrle (Ochsen), Löwen-National, Engel, Sonne, Ueber'm Wasserfall.** (265)

Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

NIZZA Hôtel de la Grande Bretagne

Haus I. Ranges. 1905 vollständig renoviert. Zentralheizung, Lift etc. (250) **Oktober bis Dezember erheblich reduz. Preise.** Besitzer: **Rueck & Textor.**

San.-Rat Dr. med. P. Köhler. Sanatorium Bad Elster.

Illustrierte Prospekte auf Wunsch

Für Innere — Nervenleiden Bewegungsstörungen Frauenleiden. (437)

Hervorragend durch Lage, Komfort u. Heilmittel (auch die Kurmittel des Bades). 3 Ärzte. Diätkuren (Mast- u. Entfettungskuren). Für Kinder bes. Abteil. (Innere u. orthopäd.)

Winterstation für Lungenleidende

in der **höchstgelegenen** Heilanstalt Deutschlands für Lungenkranke (245)

Sanatorium Wehrawald

bei Todtmoos im südl. bad. Schwarzwald. Station Wehr (Bahnlinie Basel-Schopfheim-Säckingen). 861 m über dem Meere.

Dirigier. Arzt Dr. Lips.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3420. 132. Band. Leipzig, 14. Januar 1909.

Leonard Watts: Beatrice.

Das Zeitungswesen in den deutschen Kolonien.

Von **Ludwig Salomon.**

[Nachdruck verboten.]

Nachdem die deutsche Kultur in unseren Kolonien mehr und mehr Fuß gefaßt hat, beginnt sich dort auch nach und nach eine zunächst freilich noch recht bescheidene Zeitungsliteratur zu entwickeln. Nicht nur für die amtlichen Bekanntmachungen, sondern auch für den Handels- und gesellschaftlichen Verkehr wurde das Erscheinen von Zeitungen zur Notwendigkeit. Leider befinden sich aber die Neger im großen und ganzen noch immer auf einer so niedrigen Kulturstufe, daß sie bei der Existenzfrage einer Zeitung nicht mit in Betracht kommen. Die Neger scheuen noch mehr als die körperlichen die geistigen Anstrengungen. Denken und Grübeln ist ihre Sache nicht; ein gedankenloses Dahinleben ist ihnen das liebste. „Für die Begabung der Neger", sagt denn auch Siegfried Passarge in seinem Werke „Südafrika", „ist es charakteristisch, daß sich ihr Kulturbesitz hauptsächlich auf das Materielle richtet. Auf diesem Gebiete findet sich eine verhältnismäßig hohe Kultur. Es sind hauptsächlich solche Gerätschaften ausgebildet, die auf ein behagliches und bequemes Leben gerichtet sind, während man an geistige Genüsse keine großen Ansprüche stellt." Die Neger werden also auch in absehbarer Zeit keine Zeitungsleser werden, wie etwa die Inder oder die Japaner, und die Abonnenten der in den Kolonien erscheinenden Zeitungen werden sich zunächst nur aus der weißen Bevölkerung rekrutieren. Diese ist aber für journalistische Unternehmungen noch recht schwach vertreten. Laut der „Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1906/1907" stellte sich die weiße Bevölkerung in den sämtlichen Schutzgebieten (ohne die Schutztruppe in Südwest) am 1. Januar 1907 auf nur 12305 (im Vorjahr auf 11215). Doch geht auch eine kleine Anzahl von Exemplaren der Zeitungen aus den Kolonien nach dem Mutterlande. Nach der neusten Statistik über den Zeitungsverkehr zwischen Deutschland und seinen Kolonien (für das Jahr 1907), die sich jedoch nur auf den Verkehr des Reichspostgebietes, ohne Bayern und Württemberg, bezieht, kamen 24000 Zeitungsnummern im Jahre 1907 aus den Kolonien nach Deutschland, während die Kolonien ihrerseits 1027000 aus Deutschland bezogen. Davon gingen 786142 nach Afrika. Mittlerweile werden sich diese Zahlen aber noch erheblich vergrößert haben, da allerwärts in den Kolonien ein erfreulicher Aufschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu konstatieren ist. Wie rapid die Werte der Einfuhr zunehmen, mögen ganz kurz nur folgende Zahlen zeigen: Im Jahre 1906 ist der Wert der gesamten Einfuhr unseres deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes von 17,7 Mill. auf 25,1 Mill., also um 7,5 Mill. ℳ gestiegen; in Südwestafrika beläuft sich sogar die Zunahme der Werte der privaten Einfuhr (es sind also die Werte der Regierungsgüter, die während der Kriegswirren außergewöhnlich hoch waren, in Abzug gebracht) auf 12,7 Mill. Die Ausfuhr aus den Schutzgebieten erfuhr im Jahre 1906 eine Gesamtsteigerung von rund 3,3 Mill. ℳ. Deutschland ist an dem Gesamthandel der Schutzgebiete (einschließlich der Regierungsgüter für Deutsch-Südwestafrika) in Höhe von 153062267 ℳ mit 98731500 ℳ oder mit 64,3 Prozent beteiligt.

Dieser erfreuliche, allgemeine wirtschaftliche Aufschwung wird gewiß auch im Zeitungswesen der Kolonien zum Ausdruck kommen, doch wahrscheinlich langsamer als in den anderen Zweigen des dortigen Kulturlebens, da sich eine Zeitung in einer noch sehr wenig kultivierten Kolonie doch nicht so schnell zu entwickeln vermag wie etwa eine Tabaks- oder Kaffeeplantage. Zunächst fehlt es den Blättern der Kolonien an einem größern tüchtigen Mitarbeiterstabe. Es sind meist nur gelegentliche Korrespondenten, die über die Zustände und Vorfälle im Lande berichten; der Leser erhält noch kein harmonisch ausgestaltetes, kein vollständiges Bild von den Verhältnissen der Kolonie. Ein zweiter großer Übelstand, an dem sämtliche Zeitungen der Kolonien noch kranken, ist der Mangel an telegraphischen Nachrichten aus dem Mutterlande. Die ganze Versorgung unserer Kolonien mit telegraphischen Nachrichten erfolgt durch das offiziöse „Reutersche Bureau" in London, und alle Nachrichten dieses Bureaus sind tendenziös gefärbt. England steht bei allem, was gemeldet wird, im Vordergrunde; Englands Tüchtigkeit, Macht und Ruhm wird vor allem angepriesen, Englands Einfluß in allem gezeigt. Erst in zweiter Linie wird über die Vorfälle in den anderen Ländern berichtet, voran über die in Frankreich, Rußland und der Türkei, und zuletzt wird vielleicht auch einmal Deutschland erwähnt; doch nur kurz und, wenn es geht, mit einer gewissen Geringschätzung, ja womöglich mit einer höhnischen Bemerkung. Und dieses Depeschenmaterial einzig und allein steht den Zeitungen unserer Kolonien zur Verfügung. Daß die Reuterschen Telegramme, wenn auch immerhin von den Redaktionen gesichtet, in den Zeitungen unserer Kolonien fort und fort erscheinen, schädigt das Ansehen Deutschlands beständig in hohem Grade. Es ist daher dringend zu wünschen, daß wir die Presse unserer Kolonien von dem geradezu vergiftend auf uns wirkenden „Reuterschen Bureau" befreien und einen deutschen Nachrichtendienst, wenigstens zunächst für unsere afrikanischen Besitzungen, ins Leben rufen.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Zeitungen in den deutschen Kolonien, so verdient als erste die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung" genannt zu werden; denn sie war das erste deutsche Blatt, das auf afrikanischem Boden gedruckt wurde. Doch führte sie zuerst den Titel „Windhuker Nachrichten" und wurde in Windhuk hergestellt und ausgegeben. Am 12. Oktober 1898 erschien sie zum erstenmal und gelangte dann zunächst nur alle vierzehn Tage zur Ausgabe. Ihr Gründer war der Justizrat Georg Wasserfall, der, nachdem er im Jahre 1894 eine Studienreise durch Deutsch-Südwestafrika gemacht und sich von der Großartigkeit und dem Reichtum des Landes überzeugt hatte, im Jahre 1898 von Berlin nach Windhuk übersiedelte, um sich dort als Rechtsanwalt niederzulassen und gleichzeitig auf diesem Zentralplatz der Verwaltung eine Zeitung herauszugeben. Vorher hatte er, da er in dem weltfernen Windhuk auf keine Hilfskräfte rechnen durfte, selbst setzen und drucken gelernt. Unter unsäglichen Mühen wurde die aus Deutschland mitgenommene Handdruckpresse auf Ochsenwagen von Swakopmund nach Windhuk transportiert. Unter der geschickten und umsichtigen Redaktion Wasserfalls gewann das Blatt bald an Bedeutung und eroberte sich mehr und mehr einen weiten Leserkreis. Unterdessen entwickelte sich Swakopmund zur Hauptverkehrs- und Handelsstadt der Gegend, weshalb Wasserfall sein Blatt Anfang Oktober 1901 dorthin verlegte und es nun auch „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung" nannte. Der Einfluß des Blattes steigerte sich hier rasch. Wasserfall wußte mit klarem Blick die Verhältnisse der Kolonie zu beurteilen und mit Energie und Umsicht die Interessen der Ansiedler zu vertreten. So wurde er bald weit im Lande eine populäre Persönlichkeit und ein allgemein geschätzter Mann, zu dem man mit ganzem Vertrauen als zu einem hervorragenden Förderer des wirtschaftlichen Wohles der Kolonie emporsah. Leider erkrankte dieser ausgezeichnete Mann Ende 1907 an einer Pankreaszyste, worauf er sich, Heilung suchend, nach Europa in das Krankenhaus zu Pinneberg (Schleswig) begab. Dort unterwarf er sich auch einer Operation, die ihn jedoch nicht mehr zu retten vermochte; am 21. April 1908 starb er, erst achtundvierzig Jahre alt. Seine Zeitung wird zunächst durch R. Kindt-Omaruru weitergeführt. Die Zeitung kostet für die Bezieher in Deutschland halbjährlich 9 ℳ. Eine Kommandite der Swakopmunder Buchhandlung befindet sich in Berlin, Wilhelmstraße 43 B II.

Im Jahre 1904 erhielt Deutsch-Südwestafrika sodann noch eine zweite Zeitung, abermals „Windhuker Nachrichten" genannt. Sie erscheint in Windhuk, in Folio und in lateinischen Lettern, jeden Mittwoch und Sonnabend im Verlage einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht. Gedruckt wird sie von der Swakopmunder Buchhandlung, Filiale Windhuk. Leitender Redakteur ist seit 1906 Anton Passarge.

Schließlich ist noch der Eingebornenpresse Deutsch-Südwestafrikas zu gedenken. Vor dem Aufstande erschienen zwei Zeitschriften in der Sprache der Eingebornen des Landes, „Omahungi" (Geschichten), die der Missionar Lang zu Otjihaenena in der Sprache der Herero herausgab und in Otjiherero drucken ließ, und „Odsondaha" (Sonntag), die vom Missionar Savola in Oniipa in der Sprache der Ovambo geschrieben und in Oshindonga gedruckt wurde. Beim Ausbruch des Aufstandes im Januar 1904 wurde jedoch die Missionsstation Otjihaenena zerstört, und das Blatt Langs mußte aufhören zu erscheinen. Auch die Zeitschrift Savolas konnte während des Aufstandes längere Zeit, besonders wegen Papiermangels, nicht herausgegeben werden; seit Ende November 1904 wird sie jedoch wieder gedruckt. Es ist eine vorwiegend religiöse Zeitschrift, die ein Bildungsmittel für die Eingebornen sein soll.

Ähnlich wie in Deutsch-Südwestafrika, hat sich auch das Zeitungswesen in Deutsch-Ostafrika entwickelt; doch ist es hier der Presse bereits gelungen, einen breitern Boden zu gewinnen, weil die Kultur des Landes, vermöge der reicheren Mittel und der günstigern geographischen Lage, rascher vorwärtsschreitet. Gibt es doch hier schon eine ganze Reihe sehr volkreicher Städte; so hatte 1907 Tabora 73000, Daressalam 24000, Udjidji 14000, Tanga 5680, Bagamojo 4978, Kilwa 4477 Einwohner.

Als erstes Blatt Deutsch-Ostafrikas trat 1899 die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung" ins Leben. Sie erscheint zweimal wöchentlich in Daressalam in Folioformat und in deutscher Schrift und kostet vierteljährlich 6 ℳ für Deutschland. Beigegeben wird ihr ein „Amtlicher Anzeiger für Deutsch-Ostafrika, herausgegeben vom Kaiserlichen Gouvernement von Deutsch-Ostafrika". Der leitende Redakteur ist Heinrich Pfeiffer, Eigentümer des Blattes und der dazugehörigen Druckerei Willy v. Roy. Die Berliner Geschäftsstelle befindet sich Alexandrinenstraße 93/94.

Die zweite Zeitung Deutsch-Ostafrikas ist die „Usambara-Post, unabhängiges Organ für die wirtschaftlichen Interessen von Deutsch-Ostafrika", mit der Beilage „Küstenbote vom Norden, Veröffentlichungsstelle für Bekanntmachungen der Kaiserlichen Behörden". Sie erscheint jeden Sonnabend in Tanga in Großquart und in lateinischen Lettern zum Vierteljahrspreis von 4 ℳ 95 ₰. Verleger und Redakteur ist G. v. Horn; gedruckt wird das Blatt in der Kommunaldruckerei zu Tanga. Vertreter für Europa ist Hofbuchhändler Wilhelm Süßerott in Berlin, Neue Winterfeldtstraße 3a.

Es sei hierbei bemerkt, daß in der aus der Regierungsschule hervorgegangenen Kommunaldruckerei zu Tanga hauptsächlich eingeborne Setzer und Drucker arbeiten. Im Etatsjahre 1906/07 waren dreißig Neger als Setzer und sechs Neger als Drucker beschäftigt, gegen achtzehn, bzw. vier im vorhergehenden Jahre.

In der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung" sowohl wie auch in der „Usambara-Post" herrscht ein frischer Ton. Oft bringen die Blätter anziehende Kulturbilder aus dem Leben der Kolonien; freilich machen sich auch manche Klagen bemerkbar, so über die große Löwenplage. In Deutschland sollten diese Zeitungen viel mehr gehalten und gelesen werden; das Urteil über die Kolonien würde sich dadurch wesentlich erweitern und vertiefen. Eine dritte Zeitung für Deutsch-Ostafrika, die den Titel „Daressalamer Rundschau" führen soll, befindet sich in der Vorbereitung. Nur in zwangloser Folge erscheint ein amtlicher „Anzeiger" im Bezirke Moschi. Verleger ist hier die Kommunalverwaltung.

Die Eingebornenpresse ist durch die Monatschrift „Der Kiongozi" vertreten, die in der Küstensprache (Kisuaheli) geschrieben wird und außer Erlassen und Bekanntmachungen auch Lokalberichte aus mehr als sechzig Orten des Schutzgebietes, Originalerzählungen, Märchen, Fabeln, Rätsel und Gedichte bringt. Um dem deutschen Leser, dem das Kisuaheli weniger geläufig ist, das Lesen der Zeitung zu erleichtern, wird eine Übersetzung der weniger bekannten Wörter beigefügt. Die Zeitschrift dürfte, so meint die Denkschrift über die Entwicklung der Kolonien im Jahre 1906/07, mit zu einem Erziehungsmittel für die Eingebornen werden und für eine richtige Beurteilungs- und Behandlungsweise der Schwarzen seitens der Europäer eine willkommene Handhabe sein. Dem „Kiongozi" ist übrigens auch noch ein Fahndungsblatt, der „Askari", beigegeben, das auch in einer großen Anzahl von Sonderexemplaren zur Verbreitung gelangt und bisher schon einige gute Erfolge zu verzeichnen hatte.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Presse Deutsch-Ostafrikas seit dem Ende des Jahres 1907 eine kleine Vergünstigung zuteil geworden ist. Die Preßtelegramme im Verkehr mit Deutsch-Ostafrika werden jetzt von der Reichspostverwaltung zu einem ermäßigten Tarif, und zwar zu einer Wortgebühr von 1 ℳ 10 ₰ zugelassen. Ausgenommen von diesem Tarif sind jedoch Udjidji und Bismarckburg.

In den beiden kleineren deutschen Schutzgebieten Afrikas, in Kamerun und Togo, hat man es bis jetzt noch nicht zu einer politischen Zeitung gebracht; doch erscheint in jedem Schutzgebiet ein Amtsblatt, dessen Druck und Verlag in den Händen des Gouvernements liegt. Das „Amtsblatt für das Schutzgebiet Kamerun" kommt in Buea heraus und bringt neben den amtlichen Verordnungen auch die Reuterschen Depeschen und Anzeigen. Das „Amtsblatt für das Schutzgebiet Togo" wird in Lome hergestellt, und zwar unter ausschließlicher Verwendung dort angelernter farbiger Setzer und Drucker. In der Regel erscheint es zweimal im Monat; im Bedarfsfalle werden jedoch Sonderausgaben veranstaltet.

Auf den Samoainseln erscheint wöchentlich in Apia die „Samoanische Zeitung", die vierteljährlich 16 ℳ kostet. Als Beilage bringt die Zeitung noch das vom Kaiserlichen Gouvernement herausgegebene „Samoanische Gouvernementsblatt". Die Inserate für die Zeitung werden nach englischem Zoll berechnet; der erste Zoll beträgt 4 ℳ, jeder weitere 2 ℳ. Wie es scheint, deckt Samoa seinen Bedarf an Zeitungen hauptsächlich durch ausländische Blätter, von denen es jährlich etwa 23000 Nummern bezieht.

Das kleine Kiautschougebiet weist bereits zwei Zeitungen auf, die „Tsingtauer Neuesten Nachrichten" und die „Deutsch-Asiatische Warte". Beide Blätter kommen in Tsingtau heraus. Das erstere erscheint täglich außer Montags und kostet jährlich 15 mex. Doll. Die Generalvertretung für Deutschland hat der Verlag des „Berliner Aktionärs", G. Schweitzer u. E. Busch in Berlin, Lindenstraße 47 übernommen. Die „Deutsch-Asiatische Warte" kommt nur wöchentlich einmal heraus und kostet vierteljährlich 5 ℳ.

Kaiser-Wilhelms-Land auf Neuguinea und die Inseln des Bismarckarchipels können sich gegenwärtig noch keiner Zeitung erfreuen, obgleich die 240800 qkm von etwa 400000 Menschen bewohnt werden, unter denen sich allerdings nur etwa 580 Weiße befinden.

Sind diese Anfänge des Zeitungswesens in den deutschen Kolonien nun auch nur eben erst in der Entwicklung begriffen, so gebührt ihnen doch alles Wohlwollen nicht nur in den Kolonien selbst, sondern auch im Mutterlande, und es sollten daher diese Blätter der Kolonien bei uns in allen Lesehallen und auch in allen Kreisen der besser Bemittelten zu finden sein. Dadurch würde nicht nur die Presse der Kolonien gefördert, sondern es würde auch das geistige Band, das uns mit unseren Kolonien verbindet, weit mehr gestärkt werden.

Wochenschau.

Die Katastrophe in Süditalien. — In der ganzen vergangenen Woche waren die Zeitungen aller Länder der Welt noch immer angefüllt mit spaltenlangen Berichten über die Schreckensbotschaften, die ungeachtet der strengen Zensurmaßregeln aus dem süditalienischen Erdbebengebiet kamen, und über die Hilfstätigkeit, die allenthalben sich mutig und tatkräftig rührte. Zu Beginn der Woche waren die Bergungsarbeiten in Messina durch anhaltenden Regen außerordentlich erschwert. Feuerwehrleute, die aus allen Teilen Italiens zusammengeströmt waren, verrichteten in Gemeinschaft mit dem Militär Heldentaten bei der Durchsuchung der Trümmer und zeigten sich unermüdlich bei der Verteilung der Lebensmittel, die in reicher Fülle von allen Seiten den Unglücksstätten zuflossen. Die Erdstöße dauerten, wenn auch in verminderter Stärke, ununterbrochen an. Das weitere Zusammenbrechen von Mauern und Häusern war an der Tagesordnung und machte das Vordringen der Retter zu einer lebensgefährlichen Aufgabe. Um die Herstellung von einigermaßen geordneten Zuständen zu beschleunigen, wurde am 4. Januar über Messina und die Gemeinden des Kreises Reggio der Belagerungszustand verhängt; dem General Mazza in Messina und dem General Mazzitelli in Reggio wurde unbeschränkte Vollmacht eingeräumt, eine Maßregel, die unter anderm die sofortige Ausweisung aller fremdländischen Journalisten aus dem Erdbebengebiet zur Folge hatte. Nachdem schon am 4. Januar die Eisenbahnverbindung von Messina mit Palermo wiederhergestellt worden war, kamen nach und nach auch die übrigen Verkehrsmittel in den zerstörten Landstrichen in Gang, so daß die Hilfsaktionen rascher und erfolgreicher in die Wege geleitet werden konnten. Bereits am 5. Januar wurden zwei der in der Meerenge von Messina liegenden Kabel von neuem in Gebrauch genommen, und auch von Vorkehrungen des Marineministers zur Wiederaufnahme der Schiffahrt in der Straße von Messina wurde berichtet. Nach einer Meldung aus Rom sind außer Messina, Castroreale und Rometta auf Sizilien die nachstehenden Ortschaften in Kalabrien dem Erdbeben zum Opfer gefallen: Reggio, Palmi, wo zu allem andern Unglück auch noch die schwarzen Blattern ausbrachen, Bagnara, Scilla, Cannitello, Catona, Gallico, Cataforio, Pellaro und eine ganze Anzahl vereinzelter Güter und Villen. Die außerordentliche Aktions- und Opferfähigkeit der italienischen Behörden, die sich mit geringen Ausnahmen der so ungemein schwierigen Lage gut gewachsen zeigten, ermöglichte schon Mitte der vorigen Woche einen so vortrefflich organisierten Hilfsdienst, daß die weitere Unterstützung der russischen, englischen und französischen Kriegsschiffe entbehrlich schien. Diese verließen Messina, nicht ohne daß der heldenmütigen Mannschaft seitens der italienischen Behörden und Bevölkerung der Dank für alle Opfer ausgesprochen worden war. Auch der deutsche Kreuzer „Hertha" und die „Viktoria Luise" gingen nach Beendigung ihrer Hilfstätigkeit wieder in See. Die Rettungsarbeiten, an denen sich allein in Messina etwa zehntausend

Königin Helene von Italien.

König Viktor Emanuel III. von Italien.

Königinwitwe Margarete.

Herzog Emanuel von Aosta.

Herzogin Helene von Aosta.

Die an der Hilfsaktion in Unteritalien beteiligten Mitglieder des italienischen Königshauses.

Soldaten und Matrosen beteiligten, wurden von manch schönem Erfolg gekrönt: bis zum 6. Januar hatte man etwa zweitausenddreihundert Lebende aus den Trümmern gezogen und große Mengen an Geld und Geldeswert geborgen. Die Nachforschungen wurden auch in der Nacht bei Fackelbeleuchtung fortgesetzt und sollen so lange andauern, bis die Möglichkeit, daß noch Überlebende aufgefunden werden, ausgeschlossen ist. An dem genannten Tage fand auf den Trümmern Messinas eine Versammlung von Bürgern statt, der eine Reihe Abgeordneter beiwohnte. Die Versammelten bezeichneten den Wiederaufbau Messinas als ein historisches und nationales Bedürfnis und sprachen die Erwartung aus, das Parlament werde wirksame Maßnahmen treffen, um Messina neues Leben zu sichern.

Hand in Hand mit den Nachrichten, die von Tod und Verwüstung berichteten, gingen die Meldungen von einer Samaritertätigkeit ohnegleichen. Das italienische Königshaus gab selbst das beste Beispiel. Der König, der sofort nach dem Bekanntwerden der Katastrophe 200000 Lire spendete, stiftete Ende voriger Woche noch 1 Mill. Lire, von der die Hälfte dem italienischen Roten Kreuz, die andere Hälfte dem Nationalkomitee zur Hilfeleistung für die Geschädigten überwiesen wurde, und die Königin, die am 8. Januar ihr sechsunddreißigstes Lebensjahr vollendete, zeigten sich in dem Bemühen, durch persönliches Eingreifen die Not zu lindern, unermüdlich. Der Herzog von Aosta, der das Präsidium des Hilfskomitees in Neapel übernommen hatte, entfaltete in Kalabrien eine energische Tätigkeit, indes die Königinmutter und die Herzogin von Aosta in den Spitälern von Neapel Hilfe zu bringen suchten. Auch die Haltung der italienischen Minister der Justiz, der öffentlichen Arbeiten und der Marine verdient neben dem Ministerpräsidenten Giolitti, der seine ganze Arbeitskraft mit bewundernswerter Umsicht in den Dienst der Rettungsorganisation stellte, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden. Viel Rühmenswertes ist von der deutschen Hilfstätigkeit zu berichten. Dem deutschen Komitee, dem alsbald nach seiner Konstituierung bedeutende Geldbeträge, darunter von der Stadt Leipzig 10000 ℳ, zugingen, sandte Kaiser Wilhelm ein Telegramm, in dem er seiner Befriedigung über die unter dem Protektorat der Kaiserin in die Wege geleitete Hilfstätigkeit Ausdruck gab. Die ersten Waggons mit Materialien für die Hilfsbedürftigen ließ das Zentralkomitee vom Roten Kreuz in Berlin schon am 6. Januar nach Neapel, bzw. Sizilien abgehen, nachdem das Hilfskomitee bereits zuvor 50000 Lire an die in Neapel gebildete Rettungsorganisation überwiesen hatte. Ein zweiter Hilfswagen, begleitet von zahlreichen Krankenschwestern und mehreren Ärzten, folgte am 7. Eine sehr schätzenswerte Tätigkeit entfaltete die deutsche Großkonfektionsindustrie, die im Hinblick darauf, daß es in dem Erdbebengebiet namentlich an Bekleidungsstücken fehlt, für sich Schritte zur Hilfeleistung unternahm. Die München-Gladbacher, Frankfurter und Herforder Konfektionsindustriellen ließen bereits eigne Waggons, mit Kleidungsstücken aller Art beladen, nach Neapel abgehen. Am 8. konnte das offiziöse Depeschenbureau die Nachricht verbreiten, daß von seiten des deutschen Hilfskomitees schon annähernd 300000 ℳ zur Verwendung gelangt sind. Allen für die Notleidenden in Italien bestimmten Materialsendungen wurde von den beteiligten Mächten Frachtfreiheit gewährt. Auch von allen anderen Nationen, namentlich aus Amerika kamen Nachrichten, die von erfreulicher Opferwilligkeit Kunde brachten. Das italienische Parlament hat sehr schnell zu der Katastrophe Stellung genommen. Am 8. wurde eine dringliche Vorlage vor die Kammer gebracht, betreffend Maßnahmen zur Linderung des durch das Erdbeben verursachten Unglücks. Danach soll die Regierung ermächtigt werden, 30 Mill. Lire von den Überschüssen des Etats des Rechnungsjahres 1907/08 vorwegzunehmen, um mit den wichtigsten Arbeiten zur

Neujahrsplakette, gestiftet von dem österreichischen Großindustriellen und Herrenhausmitglied Artur Krupp, ausgeführt von dem Wiener Bildhauer und Medailleur Hans Schaefer.

Ausbesserung und Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude beginnen zu können. Der Entwurf verlangt ferner die Einsetzung einer Kommission, die über die technischen und hygienischen Normen in dem Erdbebengebiet beraten soll. In der Begründung der Vorlage dankte der Ministerpräsident Giolitti allen Völkern der Welt, die ohne Ausnahme gezeigt hätten, wie hoch sie den Wert Italiens in der Weltkultur schätzten.

Die Neujahrsansprache Kaiser Wilhelms. — Alsbald nach Neujahr wurden von Berliner Blättern Mitteilungen verbreitet, wonach der Kaiser am Neujahrstag im Kreise der kommandierenden Generale einen Aufsatz: „Der Krieg der Gegenwart", der in dem letzten Heft der „Deutschen Revue" erschienen war, verlesen und seine Zustimmung zu den Ausführungen des Artikels, der den frühern Generalstabschef Grafen v. Schlieffen zum Verfasser hat, erklärt habe. Der Vorgang wurde ganz überflüssigerweise zu einer Staatsaktion von größter Tragweite aufgebauscht und gab den in- wie namentlich auch den ausländischen Blättern Stoff zu unendlich vielen Artikeln, in denen der Vorwurf erhoben wurde, das Verhalten des Kaisers widerspreche der von ihm gegebenen Zusage, größere Zurückhaltung zu üben. Erst nachdem der Zeitungslärm große Dimensionen angenommen hatte, erschien am 8. Januar im „Reichs- und Staatsanzeiger" eine offizielle Erklärung, in der festgestellt wurde, daß die Besprechung, die der Kaiser mit den zur Neujahrsgratulation versammelten Generalen gehabt hat, sich lediglich auf militärische Dinge bezog. Im Anschluß an eine Betrachtung der bei den letzten Manövern gemachten taktischen Erfahrungen habe der Kaiser auf eine kürzlich erschienene akademische Studie hingewiesen, in der die Gestaltung und die Einwirkung der neuzeitlichen Waffen auf das Gefecht entwickelt sind. Die in der Arbeit enthaltenen politischen Gedanken und Ausblicke kamen in den Ausführungen des obersten Kriegsherrn nicht in Betracht. Nach dieser amtlichen Darstellung erwies sich die ganze Diskussion über die kaiserliche Neujahrsansprache als höchst überflüssig, und interessant blieb nur noch die Frage, durch welche unentschuldbare Indiskretion der Lärm verursacht worden ist, um den Täter zur Rechenschaft ziehen zu können.

Die Feier des sechzigjährigen Jubiläums des Kaisers Franz Joseph als Chefs des Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiments Nr. 2 in Berlin wurde am 11. Januar in Gegenwart Kaiser Wilhelms abgehalten. Nachdem schon der Morgen des Tages, an dem vor sechzig Jahren König Friedrich Wilhelm IV. dem neunzehnjährigen Monarchen das Regiment verliehen hatte, innerhalb der Kaserne festlich begrüßt worden war, folgte der Gottesdienst, zu dem vor der evangelischen Garnisonkirche eine Ehrenkompagnie des Regiments mit den direkten Vorgesetzten, unter ihnen Generalfeldmarschall v. Hahnke, der kommandierende General des Gardekorps Generaladjutant v. Kessel und Generalmajor v. Krosigk, sowie die Mitglieder der österreichisch-ungarischen Botschaft mit dem Botschafter v. Szögyény-Marich an der Spitze den Kaiser erwarteten, der nach seinem Eintreffen unter den Klängen des Präsentiermarsches die Front abschritt und sich dann in das Gotteshaus begab. Nach dem Gottesdienst fand im Kasernenhof die Festparade statt. Zuvor hatte der Kaiser im Offizierkasino den vom Bildhauer Wolf modellierten Fahnenträger, das Geschenk des Offizierkorps an ihren Chef, in Augenschein genommen. Hierauf begrüßte der Kaiser die ehemaligen Offiziere des Regiments, ritt die Front der Bataillone ab und richtete dann, in der Mitte des offenen Vierecks haltend, eine Ansprache an das Regiment, in der er auf die Bedeutung des Tages hinwies und mit einem dreifachen Hurra auf Kaiser Franz Joseph schloß.

Totenschau.

Dr. Alfred Baldamus, Professor, bekannter Historiker und Pädagog, besuchte das Gymnasium in Wernigerode, studierte in Göttingen, Tübingen, Berlin und Leipzig Philologie, promovierte 1879, wurde nach kurzer Tätigkeit an dem Nikolaigymnasium in Leipzig und dem Nikolaigymnasium in Dresden-Neustadt 1884 als erster Lehrer der Geschichte an das König-Albert-Gymnasium in Leipzig berufen, wo er vierundzwanzig Jahre wirkte, entfaltete neben seiner pädagogischen eine reiche literarische Tätigkeit, die unter anderm der Neubearbeitung von Webers „Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte" und Droysens „Historischem Atlas" galt, am 5. Dezember 1856 zu Wernigerode geboren, † in Leipzig am 30. Dezember.

Christian Havestadt, Geheimer Baurat, Sohn eines Gymnasialprofessors, studierte in Dresden und Berlin Ingenieurwissenschaften, gründete zusammen mit Baurat Contag eine Ingenieurfirma in Berlin, war Urheber des Teltowkanals und zahlreicher privater Anlagen, am 4. April 1852 zu Emmerich geboren, † in Wilmersdorf am 30. Dezember.

Johann Hellmann, Senatspräsident des Obersten Gerichts- und Kassationshofes in Wien, studierte in Prag, trat 1861 in den Justizdienst, wurde 1876 zum Landesgerichtsrat in Pilsen, 1882 zum Oberlandesgerichtsrat in Prag, 1904 zum Senatspräsidenten des Gerichts- und Kassationshofes in Wien ernannt, Mitglied des Patentgerichtshofes, 1836 zu Pisek (Böhmen) geboren, † in Wien am 23. Dezember.

Alexander Graf v. Wartensleben, General der Kavallerie z. D., trat mit achtzehn Jahren als Fahnenjunker in das 2. Ulanenregiment ein, erhielt 1858 das Offizierspatent, machte die Kriege 1864 und 1866 bei den Gardehusaren mit, war 1870/71 Kommandeur der Stabswache des Prinzen Friedrich Karl, wurde nach dem Feldzug zu dessen Adjutanten, 1875 zum Eskadronschef, 1881 zum Major im Ulanenregiment Nr. 3, 1885 zum Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 7, 1890 zum Kommandeur der 36. Kavalleriebrigade, 1895 zum Generalleutnant der Gardekavalleriedivision ernannt, 1899 zur Disposition und gleichzeitig à la suite des Dragonerregiments Nr. 7. gestellt, am 24. Oktober 1838 zu Grambow (Pommern) geboren, † in Berlin am 5. Januar.

Phot. Franz Kühn, Berlin.

Die Jubiläumsfeier im Kasernenhof des Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiments Nr. 2 zu Berlin in Gegenwart Kaiser Wilhelms am 11. Januar.

Der Merassim-Kiosk in Konstantinopel, in dem der Padischah alle Personen von Distinktion empfängt.

Großer Speisesaal im Merassim-Kiosk des Sultans Abd ul Hamid II.

Tafelzeremoniell im großherrlichen Jildis-Palais.

Von Prof. **H. Vambéry**, Budapest.

Wenn orientalische Fürsten konstitutionell geworden sind, haben sie eigentlich aufgehört, Fürsten zu sein; denn der ungeheure Aufwand und die große Prachtentfaltung müssen notgedrungen durch den im Parlament zum Ausdruck gelangenden Sparsamkeitssinn der Volksvertreter Einbuße erleiden. Das streng antikonstitutionelle Gebaren des Perserkönigs Muhammed Ali Schah stammt eigentlich von jener Absicht der Medschlis-Mitglieder her, nach der die Zivilliste des Königs aller Könige reguliert, richtiger herabgesetzt werden sollte. Welch unerhörte Vermessenheit seitens der Untertanen, mit der Haushaltung des Wendepunktes der Welt („Kiblei Alem", wie der Schah genannt wird) sich befassen, geschweige denn eine Summe bestimmen zu wollen! Ja, aber die Zeiten ändern sich; die Fürsten des Orients, diese personifizierten Ebenbilder Gottes auf Erden, müssen sich in ihr Schicksal fügen und froh sein, wenn man sie im Besitz von Krone und Zepter beläßt. Allerdings, früher war es ganz anders, die heutigen Fürstenhöfe sind kaum mehr der Schatten vergangener Größe. Von der Vergänglichkeit orientalischer Fürstenpracht spricht folgende geschichtliche Episode am besten.

Thoghra (Handzeichen) des Sultans Abd ul Hamid II.

„Als der letzte Saffaride, nach verlorener Schlacht in Fesseln geschlagen, auf dem Boden saß, hatte ein Soldat ihm ein dürftiges Nachtmahl bereitet, und während das enghalsige Kochgeschirr zum Auskühlen hingestellt war, kam ein Hund, steckte den Kopf ins Gefäß, und als er erschreckt davonrannte, schleppte er auch den Topf mit. Der unglückliche Fürst lachte bei diesem Anblick hell auf. »Um Gottes willen,« fragte einer seiner Wächter, »was in der Welt kann wohl dich heute noch zum Lachen bringen?« »Sieh doch,« sagte der Fürst, »heute morgen kam mein oberster Hofintendant und beklagte sich, daß dreihundert Kamele zum Transport meines Kochgeschirrs nicht hinreichend wären, und nun ist ein Hund genug, dasselbe samt den Speisen davonzutragen.«"

Ein Tablakiar (Speisenträger) des Sultans.

Für den Transport des Küchengeschirrs des Königs von Persien wären heute vielleicht einige Maulesel hinreichend. Doch zum Transport des Küchengeräts im Jildis-Palais müßte man schon mehrere Waggons anwenden; denn in der Küche des kaiserlichen Palastes wird täglich für mehrere tausend Personen gekocht, d. h. nicht nur für das zahlreiche Personal des Palais, sondern auch für sehr viele arme, auf Almosen angewiesene Leute, die vom Palais beköstigt werden. Wer zwischen zehn und elf Uhr morgens in der Nähe des Palastes weilt, wird recht zahlreiche Diener sehen, die große, mit verschiedenfarbigen Tüchern bedeckte Holztassen, auf denen zehn, manchmal mehr Schüsseln stehen, auf dem Kopf tragen und in die verschiedenen Abteilungen befördern. Die Gerichte, die in den einzelnen Schüsseln serviert sind, variieren je nach dem Rang und Stand der Kostgänger, namentlich was die Zahl der Speisen und deren Zubereitung anlangt, und die Kennzeichen manifestieren sich durch die Farben und Stoffe, mit denen die Holztassen zugedeckt sind. Was die kaiserliche Küche betrifft, so sind daselbst Köche einerseits für türkische Speisen, anderseits wieder Chefs für europäische Speisen angestellt, Meister, die aus Paris bezogen werden, und deren Kunst selbst die verwöhntesten Gaumen der allerhöchsten europäischen Gäste zufriedenstellt. Es ist selbstverständlich, daß, wenn der Sultan im engen Kreise seiner Intimen speist, türkische Speisen serviert werden; wenn aber europäische Gäste geladen sind, wird der Geschmacksrichtung sowohl der Europäer als auch der Türken Rechnung getragen, und das hierauf bezügliche Menü ist jedenfalls interessant.

Kleinere Speisesäle gibt es mehrere in den verschiedenen Teilen des Jildis-Palais; der schönste und geräumigste ist jedoch der vom Merassim-Kiosk, wo Glanz und Pracht des kaiserlichen Palastlebens die höchste Stufe erreichen. Der lange Tisch, an dem sechzig bis achtzig Geladene Platz haben, strotzt von den kostbarsten Aufsätzen, unter welchen die in massivem Silber gehaltene große Moschee in Kairo oder auch Nachbildungen anderer Baumonumente — denn Statuen sind verboten — unsere volle Bewunderung verdienen. Noch mehr ist dies mit Bezug auf das Service der Fall. Die Teller sind bei feierlicher Gelegenheit aus massivem Golde, und ich habe Diners beigewohnt, bei denen von etwa fünfzig Gästen jeder drei übereinandergestellte goldene Teller vor sich hatte. Das Eßzeug ist nicht besonders auffallend, und man ist hier nicht in die Lage versetzt, wie z. B. im Palazzo Pitti zu Florenz, wo Messer und Gabeln, Kunstwerke Benvenuto Cellinis, uns derart beschäftigen, daß der gelegentlich einer Festtafel neben mir sitzende Renan wohl recht hatte, als er sagte: „Hier vergißt man zu essen, denn der Kunstgenuß überwältigt uns."

Das Tafelzeremoniell unterscheidet sich einigermaßen von dem anderer europäischer Höfe. In England z. B. zieht die Gesellschaft, an der Spitze das Königspaar, in den Speisesaal ein; im Jildis-Palais erscheinen die Gäste vor dem Sultan und setzen sich erst, nachdem dieser in den Saal getreten ist und seinen Platz eingenommen hat. Der Herrscher mustert sodann mit einem Blicke seine Gäste und nickt einzelnen zum Zeichen seiner besondern Gunst freundlich zu, wozu die Nächststehenden dem Glücklichen sofort zu gratulieren pflegen. Das ganze Tafelzeremoniell vollzieht sich übrigens geräuschlos in feierlicher Stille. Von Toasten kann natürlich keine Rede sein; denn obwohl vor jedem der Gäste vier bis fünf Gläser stehen, in denen mitunter die besten Getränke kredenzt werden, so sind es doch bloß die christlichen Gäste, die Wein genießen können. Die mohammedanischen Gäste haben das Zusehen und müssen sich an einem Trunk Karakulakwasser ergötzen, obwohl sie sonst dem Alkohol gar nicht abhold sind. In der Gegenwart des Kalifen, der selbst schon seit Jahren keine geistigen Getränke trinkt, darf das Gebot des Korans nicht verletzt werden.

Die schwierigste und mühsamste Rolle bei den fürstlichen Tafeln im Jildis-Palais fällt entschieden dem obersten Dolmetscher zu, der bei solchen Gelegenheiten in nächster Nähe des Sultans steht und einerseits auf seinen Souverän, anderseits auf die diesem zunächst sitzenden Herrschaften aufpassen muß, wenn einer angesprochen wird und antworten will. Am härtesten mitgenommen ist der Dolmetscher, wenn Damen aus der höhern europäischen Gesellschaft in der Nähe des Sultans sich befinden. Der Sultan, äußerst höflich von Natur, ja ein Charmeur ersten Ranges, läßt keine Gelegenheit vorübergehen, den Damen ein Kompliment zu machen; er übt damit eine Kunst, in der er besonders hervorragt. Oder er sucht ein Stück Obst oder Zuckerwerk aus, um es der einen oder andern Dame überreichen zu lassen. Der Dolmetscher muß mit den meist poetischen Ausdrücken zur Hand sein; auch an dem graziösen Lächeln darf es nicht fehlen, und dieses Amtes muß er oft anderthalb Stunden walten. Es ist daher kein Wunder, wenn der arme, kränkliche Munir-Pascha, von Schweiß triefend und halb ohnmächtig, aus dem Speisesaal sich zu entfernen pflegt. Nach dem Diner zieht sich der Sultan auf kurze Zeit zurück, dann wird Cercle gehalten, und die Begünstigtsten werden eingeladen, mit dem Sultan den Kaffee zu nehmen.

Theater und Musik.

— „Schiffbruch", Schauspiel in einem Akt von A. Trinius, erlebte am 17. Dezember im Residenztheater zu München seine erfolgreiche Erstaufführung.

— „Der Vagabund", Oper in vier Akten von Jean Richepin, mit Musik von Xavier Leroux, deutsche Bearbeitung von Otto Heitzel, wurde bei der Erstaufführung im Stadttheater zu Düsseldorf am 20. Dezember mit großem Beifall aufgenommen.

— „Der Doppelmensch", Schwank in drei Akten von W. Jacoby und A. Lippschütz, erlebte im Stadttheater zu Kottbus seine erfolgreiche Uraufführung.

— Joan de Manén, spanischer Violinvirtuos, wurde kürzlich von der Universität Valencia zum Ehrendoktor ernannt.

— Alvarez, berühmter französischer Heldentenor, verabschiedete sich am 31. Dezember als Tannhäuser von dem Publikum der Großen Oper in Paris; er hatte gänzlich unerwartet seine Entlassung erhalten.

— „Madame Flirt", Operette in drei Akten von Fritz Grünbaum und Heinz Reichert, mit Musik von Anselm Götzl, in der ein begabter Tonsetzer sein Talent an einem ungeeigneten Stoff vergeblich verschwendet hat, erlebte am 25. Dezember im Neuen Operettentheater zu Hamburg die nicht sehr erfolgreiche Erstaufführung.

Ein dreieinvierteljähriges Wunderkind.

Im kleinen Saal bei Julius Blüthner in Leipzig erschien vor kurzem ein allerliebstes kleines Mädchen, erst dreieinviertel Jahre alt, am Flügel und spielte einem geladenen Auditorium munter und unverzagt kleine Klavierstücke vor. Schon von dem Anblick des niedlichen, schwarzlockigen Kindes mit glänzenden Augen waren die Anwesenden entzückt und lauschten dann mit Freuden seinem reizenden, staunenswert sichern Spiele. Die kleinste Klavierspielerin heißt Pilar Osorio, wurde in Leipzig als Tochter des spanischen, jetzt in Berlin wohnenden Arztes Dr. Osorio geboren und ist die Schwester

Pilar Osorio-Arriola.

des Wunderknaben Pepito Arriola, der mit seiner Mutter, Frau Osorio-Arriola, vor fünf Jahren nach Leipzig kam und von Prof. Reckendorf mit liebevoller Sorgfalt vorgebildet wurde. Schon jetzt zeigt sich das Talent der mit feinem musikalischen Gehör begabten Pilar Osorio unverkennbar und erweckt gute Hoffnungen auf gedeihliche Entwicklung. Fast alle Klavierstücke brachte sie geläufig und rhythmisch genau heraus, sogar die schwierigeren Passagen. Nur zuletzt weigerte sich das Trotzköpfchen, ein Beethovensches Rondo vorzutragen, weil ihr das Spiel mit ihrem winzigen Automobilchen lieber war. Der Mutter gehorchend, brachte sie alsdann den Anfang des Rondos resolut zu Gehör. Darauf hüpfte sie recht vergnügt vom Stuhle herab und ließ das Automobilchen schleunigst fortrollen, ohne auf die Lobsprüche der Anwesenden zu hören. Für die kleine Pilar ist das Vorbild und die Anleitung des Bruders Pepito sehr vorteilhaft und segensreich.

Dresdner Kochkunst-Ausstellung.

Erst vor wenigen Wochen haben wir anläßlich des Erscheinens zweier für Kochkunst und Tafelwesen tonangebenden Werke diese Themata ausführlich behandelt. Es waren die neue, achte Auflage des weltberühmten „Universal-Lexikons der Kochkunst" und das aus der Feder des bekannten gastronomischen Schriftstellers Richard Gollmer stammende Buch „Die vornehme Gastlichkeit der Neuzeit", die beide im Verlage von J. J. Weber erschienen sind. Heute steht der Inhalt jener Werke greifbar, körperlich vor uns in den weiten Hallen des Städtischen Ausstellungspalastes im Großen Garten zu Dresden.

Die Bedeutung des schönen Elb-Florenz für die Kunst im allgemeinen ist in weiten Kreisen wohlbekannt; weniger aber dürfte es die Tatsache sein, daß die Stadt auch zur Kunst des Kochens in ganz besonderer Beziehung steht. Dresden hat seinen seit Jahrzehnten erworbenen Ruf, daß man an seinen gastlichen Tafeln sehr gut aufgehoben ist, nicht nur stets aufrechtzuerhalten gewußt, sondern es wurde in ihm auch die Erste Deutsche Kochkunst-Ausstellung abgehalten. Das war im Jahre 1876. Seitdem haben sich, wie auf so vielen anderen Gebieten, auch bei der Kochkunst und bei dem Tafelwesen gewaltige Fortschritte geltend gemacht. Deutschland ist ganz selbständig geworden, und in unseren Tagen beginnt sogar die letzte Fessel, die di

deutsche Kocherei noch an das einst für sie souveräne Frankreich band, die französischen Speisebenennungen, allmählich zu fallen.

Medizin und Chemie haben durch neue Ernährungstheorien und neue Küchenhilfsmittel dem Streben der Köche ganz andere Bahnen vorgezeichnet. Handel und Industrie sind in innige Beziehungen zur Kochkunst getreten, und führende Geister halten es nicht für zu gering, sich um die Entwicklung der ästhetischen Seite unserer Gastlichkeit zu bemühen. Herrlich sind geradezu die kulinarischen Schaustücke der Dresdner Ausstellung, die durch ihre vornehme Einfachheit bei höchster Akkuratesse und Vermeidung alles Überflüssigen jeden Gourmet entzücken. Es war ein gutes Wort, das bei der Eröffnung, der der König von Sachsen mit der königlichen Familie und dem ganzen Hofe beiwohnte, in der Umgebung des Monarchen fiel: „Man muß gut gefrühstückt haben, bevor man die Ausstellung bewundert!“ Wirklich! Der Gaumenreiz wird sonst zu groß! Nicht minder geistreich sagte ein Redner bei dem Eröffnungsessen von den Kochkünstlern, daß sie im Gegensatz zu anderen Künstlern ihr volles Können an vergängliche Eintagswerke setzen, gleichsam als eine Illustration zu Schillers Worten: „Müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn!“

Auf elf Gruppen verteilen sich zweihundertachtzehn Aussteller. Sie alle aufzuzählen oder die Leser einen

Fürstliches Jagdfrühstück im Walde. Ausgestellt von Max Strohbach, Hoftraiteur, Dresden.

Wild, Geflügel und Geweihe. Darunter Elen, Renntier, Gemsen und weiße Hasen. Ausgestellt von F. Bringkmann, Hoflieferant, Dresden.

Ehrenpokal des Königs Friedrich August von Sachsen.

Rundgang vom Rohstoff über die Verarbeitungsgeräte zu den gedeckten Tafeln und den genußreichen Leckerbissen machen zu lassen, gestattet der Raum nicht, wie wir auch im Bilde nur einiges bringen können und andere, ebenso gute Sachen übergehen müssen, natürlich ohne daß darin eine Kritik liegen soll. Große Firmen, die in aller Munde sind, wie die Maggi-Gesellschaft, die „Koffeinfreie“, die Bremer Kaffeehandelsgesellschaft, A. Bertuch (Kücheneinrichtungen), die Likörfabrik Union, die Württemberger und die Sächsischen Metallwarenfabriken usw., haben in ebenso kostspieligen wie geschmackvollen Spezialaufbauten Großes geleistet. Der Maggi-Gesellschaft wurde sogar die Ehre zuteil, daß sich der König, die übrigen Fürstlichkeiten und andere hervorragende Vertreter der Gesellschaft in ihr goldenes Buch eintrugen.

Die Seele des Ganzen war der Obermeister der Dresdner Köche-Innung, Ernst Lößnitzer, dessen Name auch Laienkreisen nicht fremd ist durch sein vorzügliches Kochbuch und besonders durch sein „Verdeutschungswörterbuch“. Er hat fast die ganze Arbeitslast allein getragen, und der Erfolg der Ausstellung ist ihm zuzuschreiben. Das Unternehmen bedeutet einen Erfolg. Selten war eine Kochkunst-Ausstellung so gut beschickt, so übersichtlich geordnet und so geräumig arrangiert, daß auch der geringste Gegenstand zur Geltung kam. Neben Lößnitzer teilen sich Hoftraiteur Ernst Stange, Traiteur Weinhold und die beiden Chefs der königlichen Küche, Wolf und Jäger, in die Ehre der Arbeit und des Erfolges.

Wisbrenner.

Modernes Tafeldekorationsstück: Delphin aus Kristalleis.

Winterlandschaft. Aus Waffeln in drei Monate langer Arbeit angefertigt von Gebrüder Hörmann, Waffelfabrik in Dresden-Mickten.

Dresdner Kochkunst-Ausstellung 1909.

Nach photographischen Aufnahmen von Max Fischer in Dresden.

Kirchweihzeit. Nach einem

quarell von Richard Püttner.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Phot. Filip Kester, Berlin-Friedenau.

In Messina: Unter freiem Himmel inmitten der zerstörten Heimstätten.

Copyright by Charles Trampus, Paris.

Die zerstörte Fassade eines modernen, soliden Wohnhauses in Messina.

Copyright by Charles Delius, Paris.

Blick in das zerstörte Reggio di Calabria.

Die Überlebenden von Bagnara auf dem Bahnhof des Ortes.

Zur Erdbebenkatastrophe in Sizilien und Kalabrien.

Das Seebeben in der Straße von Messina. Nach einer Originalzeichnung von Matania.

Eine gewaltige Meeresflut wälzte sich in der Frühe des 28. Dezember 1908 auf die Stadt Messina zu, die durch Erdstöße bereits in Trümmer gesunken war, aus denen hier und da Flammen emporzüngelten.

Zur Hilfsaktion in Unteritalien: Die Königin Helene unterstützt und tröstet an Bord des Linienschiffes „Regina Margherita“ Verwundete aus Messina. Nach einer Originalzeichnung von G. Amato.

Zur Erdbebenkatastrophe in Unteritalien: Auf den Trümmern von Messina. Nach einer Originalzeichnung von Riccardo Pellegrini.

Tommaso Salvini.

Am 1. Januar 1909 hat Tommaso Salvini, der Altmeister italienischer Schauspielkunst, das achtzigste Lebensjahr vollendet. Sein Vaterland hat ihm bei dieser Gelegenheit nochmals den Lorbeer gereicht, den er sich in den Ländern der ganzen Welt verdient hat. In Mailand geboren, lebt er seit vielen Jahren in Florenz, von wo aus er, noch sehr rüstig und frisch, auch jetzt wieder auf Gastspiele wandert.

Sein Vater, vorerst Lehrer der Kalligraphie, dann Schauspieler, heiratete die Tochter jenes Zocchi, der durch ganz Italien mit einer bessern Schmiere zog, die Schauspiel mit Gesang und Ballett vereinigte und sich einen Namen machte, weil sie überall als Konkurrentin jener Gesellschaft auftrat, die als Star den später größten Schauspieler und Lehrer, Gustavo Modena, besaß, der ohne Zweifel als der Kunstvater aller jener Schauspieler gelten kann, die später zu internationalen Größen anwuchsen.

Schon im Jahre 1845 trennte sich Salvini von Gustavo Modena und wurde auf drei Jahre für die Königlich Neapolitanische Gesellschaft engagiert. Er trat aber ein Jahr später aus und ging dann zu Domeniconi und Coltellini über, um 1847 neben Adelaide Ristori zu wirken und als Tragöde sich zu entfalten. Interessant mag es zu erwähnen sein, daß eine seiner ersten Rollen der Max im „Wallenstein“ gewesen ist. Sein schönes, männliches Auftreten, seine große Gestalt und seine herkulische Kraft prädestinierten ihn ebenso wie sein pracht- und klangvolles Organ zu einem Tragöden, der er auch sein Leben lang blieb. Wie die meisten Italiener, wanderte er mit verschiedenen Gesellschaften als engagiertes Mitglied umher und schuf sich erst später seine eigne Gesellschaft. So hatte er in jungen Jahren Gelegenheit, mit Adelaide Ristori, mit Klementine Cazzola, mit Ernesto Rossi, in England sogar mit Edwin Booth zu spielen. Seine Elastizität kann am besten dadurch charakterisiert werden, daß er, wenn er mit seinem Rivalen Rossi zu spielen hatte, was des öftern geschah, stets diesem die Wahl der Rolle überließ. So verzichtete er auf den Othello, als welcher er selbst die allergrößten Triumphe gefeiert hatte, und begnügte sich mit der Rolle des Jago, den er auch mit Andrea Maggi zum erstenmal in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre spielte. Ebenso überließ er in dem Schauspiel „Orest“, Ernesto Rossi die Hauptrolle und spielte den Pylades. In „Francesca da Rimini“, dem Trauerspiel Giacomettis, gab er unvergleichlich schön die Rolle des Gianciotto, den er später zur fünfhundertjährigen Dante-Feier in Florenz mit Adelaide Ristori als Francesca und Rossi als Paolo darstellte. Wer das Glück gehabt hat, dieser Vorstellung beizuwohnen, bei der die größten und bedeutendsten Schauspieler Italiens in Nebenrollen oder gar als Komparsen auftraten, dem wird wohl dieser Kunstgenuß auf ewige Zeiten unvergeßlich bleiben.

Salvinis sonore Stimme klang wie der schönste Gesang, und er verstand es, mit ihr so melodiöse Stimmungen hervorzurufen, daß man niemals wußte, ob man zuerst die Harmonie des Vortrages oder seine schauspielerische Größe bewundern sollte. Seine besten Rollen waren in „Othello“, „Giosue il Guardacoste“, „König Lear“, „Orest“ und „Morte Civile“. Vor fünf Jahren noch errang er die größten Triumphe in Amerika, die nur mit den vorjährigen in Rußland verglichen werden können. Alle seine italienischen Kollegen haben sich bemüht, den achtzigjährigen Altmeister schauspielerischer Kunst würdig zu feiern. Die ganze gebildete Welt, die ihm Bewunderung zollte, wird sich in diesem Gruße vereinigen, den wir ihm aus Anlaß seines Ehrentages senden. Ein deutsches Lorbeerblatt soll in diesem Kranze internationaler Verehrung nicht fehlen. Wir verdanken ihm Tränen der Rührung und der Freude. Nur Freude und Glück soll von nun an den großen Künstler umschwärmen. Dies unser Wunsch.

A. v. Eisner-Eisenhof.

Tommaso Salvini.

Bergsport und Kletterschulen.

Der Bergsport ist im Gegensatz zu allem übrigen, was unter den üblichen Begriff des Sportes fällt, in so merkwürdig verschiedenen treibenden Elementen begründet, daß ein bahnbrechender Vertreter des modernen Alpinismus wie Emil Zsigmondy ihn überhaupt nicht als Sport im eigentlichen Sinne aufgefaßt wissen wollte; denn „das Bergsteigen werde nicht zu dem Zweck unternommen, um den Ehrgeiz anzuregen“. Ihm waren, wie K. Schulz, der Herausgeber seiner hinterlassenen Schilderungen („Im Hochgebirge“, 1889), beifügt, „die Ausbildung des Charakters im mühevollen Ringen nach einem schwierigen Ziele und die Freude am selbsterkämpften Erfolge der schönste Lohn“. Damit ist übrigens das wichtigste Moment des „führerlosen“ Bergsports gekennzeichnet.

So exklusiv ist die jüngste Alpinistengeneration von heute, nachdem die führerlose Hochtouristik Gemeingut weiter Kreise geworden ist und Leistungen unter Beihilfe von Berufsführern nicht mehr als „voll“ gelten, natürlich nicht geblieben. Sie will vielmehr den Bergsport gerade wegen der Kompliziertheit seines Wesens und wegen der Vielseitigkeit seiner körperlichen und geistigen Anforderungen an die Spitze aller sportlichen Betätigungen gestellt haben, und sie wird kaum leugnen können, daß auch der Ehrgeiz einen bestimmenden Einfluß auf die modernste Richtung des Bergsports gewonnen hat. Gleichwohl bleibt ein prinzipieller Unterschied gegenüber dem sonstigen körperlichen Sport bestehen, der sich vor allem im Fehlen des eigentlichen Wettbewerbs um eine objektiv beste Leistung, um den „Rekord“, mit Hintansetzung aller höheren Momente zeigt. Vereinzelt aufgetretene Rekordbestrebungen, z. B. gewisse „Höhenrekorde für männliche und weibliche Bergsteiger“, ferner das bekannte „Gipfelschinden“ usw., sind bis jetzt mit Recht als dem Geist des echten Alpinismus widersprechend durchaus ablehnend beurteilt worden, und materielle Preise waren auf alpine Leistungen bekanntlich noch nicht ausgesetzt. Übrigens verbietet schon die „Arena“ des Bergsports mit ihren so unendlich wechselvollen und unbestimmbaren Verhältnissen von Ort, Boden und Witterungseinflüssen den für einen richtigen sportlichen Wettbewerb unerläßlichen Parallelismus der Leistungen unter gleichen Bedingungen. Fast jede Einzelleistung kann nur nach den individuellen Umständen beurteilt werden, und jeder erfahrene Bergsteiger weiß, wie schwierig und mißlich Vergleiche auch nur seiner subjektiven Leistungen sind. Vielleicht ist gerade in dieser dem ausgeprägten Persönlichkeitssinne des Deutschen zusagenden Eigenheit des Bergsports die auffallende Sympathie unseres Volkes für die Bergsteigerei begründet, im Gegensatz zu der engherzigern Sportauffassung des Engländers, dem der Wettbewerb alles ist, und der für dieses eine Ziel jeglichen Sports vor allem peinlichst gleichmäßige und denkbar günstigste Bedingungen mit allen Mitteln der Wissenschaft und Technik zu schaffen sucht. Auf welcher Seite die höheren ethischen Werte zu suchen sind, kann kaum zweifelhaft sein.

Mag man nun aber den Alpinismus im engern oder weitern sportlichen Sinne auffassen, so bleibt doch das Moment der eigentlichen reinen Leistung mit von wesentlichster Bedeutung für die Entwicklung des Alpinismus wie für den einzelnen Bergsteiger. Für diesen bildet die Leistung nicht nur den Maßstab für seine Fähigkeiten, sondern die geschickte Überwindung von Schwierigkeiten macht ihm auch ungewöhnliches Vergnügen im Gegensatz zu den sozusagen „kulimäßigen“ Anstrengungen, die ein mittägiger Hüttenanstieg aus dem heißen Tal in der schweren Bergausrüstung, ein Marsch über erweichte Firnfelder, die Überwindung abwechslungsloser Grashänge oder steiler Halden jenes ewig labilen, jedem Tritt nachgebenden Kalkgerölls erheischen und dabei alles, nur keinen ästhetischen oder sportlichen Genuß bieten. Aber beides wird um so mehr lediglich Mittel zum Zweck, je umfassender und schwieriger die Gesamtaufgabe ist, die sich der Alpinist gestellt hat. Nicht mehr die Einzelheiten, sondern die Größe des Problems hinsichtlich seiner durchschnittlichen Anforderungen geben ihm dann den Maßstab für die sportliche wie ethische Bewertung des Vollbrachten.

Um aber einer größern alpinen Aufgabe gewachsen zu sein, um nicht nur ungewöhnlichen Schwierigkeiten mit der Anwartschaft auf Erfolg entgegentreten zu können, sondern um auch gewöhnliche Hindernisse sozusagen spielend, d. h. mit tunlichster Schonung des Kräftevorrats zu bewältigen, bedarf es vor allem der entsprechenden Befähigung und technischen Übung, d. h. rein sportlicher Gewandtheit und Ausdauer. Nur in Verbindung mit dieser können dann die höheren geistigen Eigenschaften, die eine umsichtige Durchführung weitausgreifender bergsteigerischer Aufgaben erfordert, sich entwickeln und zur Anwendung gelangen.

Die rein sportliche Schulung ist also eine elementare Aufgabe des Bergsteigers. Sie will übrigens nicht nur erworben, sondern auch bewahrt und allmählich gesteigert werden. Zu diesem Zwecke werden z. B. von verschiedenen der überaus rührigen Münchner bergsportlichen Vereinigungen während des ganzen Jahres „Übungstouren“ mannigfachster und systematisch gesteigerter Schwierigkeit unter erprobter Leitung speziell in die nahen Kalkalpengebiete veranstaltet. Das ist freilich nur in der Nachbarschaft eines leicht erreichbaren Hochgebirges möglich. Jedoch bieten auch außeralpine Gegenden recht wertvolle Surrogate in sog. „Klettergärten“, felsigen Szenerien, in denen sich Gelegenheit für die mannigfaltigsten bergsportlichen Einzelübungen findet. Es seien nur die bizarren Felsgebilde einiger unserer Mittelgebirge, des Schwarzwalds und der Vogesen, des Jura und besonders der Sächsischen Schweiz genannt. Besitzt doch die letztere schon einen eignen „Führer“ durch die romantische Wildnis ihrer zahllosen, zum Teil wegen der außerordentlich schwierigen Erkletterung berüchtigten Sandsteintürme und Nadeln. Oft muß auch ein alter Steinbruch dem Übungsdrang begeisterter Bergsteiger genügen, wenn nichts Besseres erreichbar ist. So mancher Alpinist hat in solchen „Kletterschulen“ die Grundlagen zu einer nicht gewöhnlichen Felsgewandtheit erworben. Freilich, die eigentliche bergsteigerische Übung und vor allem Erfahrung kann nur im Hochgebirge selbst gewonnen werden. Und auch hier ist vom felsgewandtesten Kletterer zum vollendeten „Gletschermann“ noch ein weiter, ein sehr weiter Schritt. Auf eine ansehnliche Reihe absolut tüchtiger Felsklimmer kommt nur ein kleiner Prozentsatz von Alpinisten, die sich in souveräner Beherrschung ebensowohl von Eis und Schnee wie von Fels jedes Typus mit jenen erprobten Führern ersten Ranges messen könnten, denen einst die Riesen der Alpen unterlegen sind.

Ernst Platz.

Marcellin Boule,
Professor am Naturhistorischen Museum in Paris, bei der Untersuchung des prähistorischen Schädels, dessen Fund als Beweis für den engen Zusammenhang zwischen Mensch und Affe dienen soll.

Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli.

(10. Fortsetzung.)

Einen Teil der Gedanken und der Zuneigung, die Walter in die Briefe an Babette nicht einschließen konnte, ließ er Anna zukommen. Nicht daß er sie geliebt hätte! Dazu lockten ihn ihre mageren Züge, ihre dürftige Gestalt nicht. Aber er fühlte sich in ihrer Nähe wohl, weil sie in Scheu und Verehrung an ihm hing, ihre Augen aufglänzten, wenn er kam, und ihr Gesicht Leben bekam, sobald er mit ihr sprach.

Die Welter hatte ihn wie ein Kind behandelt, die Kerr hatte ihm ihre Ansichten aufgedrängt, hatte ihn bemuttern wollen, Anna Schairer nahm ihn voll. Das war das Wohlbehagen, das ihre Nähe in ihm erzeugte.

Er brauchte jemand, der an ihn und seine Kunst glaubte. An diesen Glauben mußte er sich in den Stunden der Zweifel und des Bangens klammern können.

Solche Stunden waren ihm auch für seine Kunst nicht erspart.

Er hatte im Zwange der Bureautätigkeit, im Streben nach Wechsel all die tausend Schwierigkeiten übersehen, die sich seinem Streben entgegenstellen würden. Ein Künstler findet nur selten einen wirklichen Lehrer, er muß selbst sein Lehrer sein. Auch Walter hatte sich die technischen Vollkommenheiten mühsam durch lange Übung anzueignen. Sein Wille war größer als sein Können.

Aber darüber half ihm seine Zähigkeit und Energie hinweg. Er mußte den einmal ergriffenen Beruf ausfüllen können, koste es, was es wolle.

In manchen Stunden schien er zu verzweifeln, wurde er fast an seinen Talenten irre. Aber dann nahm er alle Energie zusammen, er durfte sein Ringen nicht aufgeben. Aus diesem neuen Beruf heraus mußte er sich seine Lebensberechtigung und seinen Lebenswert holen.

Die jauchzenden, seligen Stunden reinen Kunstschaffens waren selten; meist war es ein Stück ehrlicher, schweißbringender Arbeit, das ihn beschäftigte. Er kämpfte mit seinen Objekten, bis er sie darstellen konnte.

Sein ganzes Leben war durchsetzt von dieser Arbeit. Wo er saß und stand, beobachtete er, zeichnete er in der Luft oder in sein kleines Skizzenbuch.

Die zeichnerischen Arbeiten gelangen ihm dabei weit besser als die koloristischen. Gerade das ärgerte ihn; denn Malen war das erste bei einem Künstler, und Zeichnen galt in seinen Augen als eine untergeordnete Kunst.

Was nützte es ihm, daß seine Mutter und Anna Schairer seine Arbeiten gut fanden! Sie hatten beide nicht das Auge zum Sehen.

Den ganzen Sommer hatte er arbeiten müssen, um wenigstens im Herbst bei der Prüfung in der Akademie in eine Klasse aufgenommen zu werden.

Er fühlte, daß seine Arbeit zu sehr **Arbeit**, zu wenig freudiges Schaffen war. Stunden um Stunden saß er in seinem Zimmer und zeichnete und malte . . . aus Pflicht, aus Angst, sein Ziel nicht zu erreichen.

Die frischen Wangen, die er von München mitgebracht, waren im Dunste der Wiener Sommerhitze fahl geworden, die Augen erschienen ermüdet und flackernd.

Hundertmal sagte er es sich, daß er ein Arbeitstier war und kein Künstler. Aber er durfte nicht auslassen, nicht nachgeben.

Noch hoffte er im leuchtenden Herbst in den Laubwäldern des Wiener Waldes die Farben zu finden, die ihn begeisterten, die er malen konnte.

Von allem schrieb er Babette, nur von zwei Dingen nicht, von den Zweifeln in seiner Kunst und von Anna Schairer. Auf das Mädchen wäre sie grundlos eifersüchtig geworden; von seinen Kunstzweifeln hätte sie den Gedanken abgeleitet, daß er unrecht getan, sich der Malerei zu widmen.

Ehe er Babette eingestanden, daß er sich mit so wenig Erfolg abmühte, hätte er ihr überhaupt nicht geschrieben.

VIII.

Herr Rechnungsrevident Schairer hatte Mitte September seinen diesjährigen Erholungsurlaub. Seit Menschengedenken benutzte er diesen immer zu einer Tour ins Gebirge. Nie hatte er seine Frau oder seine Tochter dahin mitgenommen, sie verlangten es auch gar nicht. Dem abgearbeiteten Beamten gebührte diese Erholung, und sie gaben sich damit zufrieden, daß der Haushalt dann weniger Arbeit erforderte.

Auch in diesem Jahre dachte Herr Schairer nicht daran, daß seine Tochter ihn begleite. Schon seit Wochen studierte er nach Schluß der Amtsstunden Landkarten, Kursbücher und Reiseführer. So schwelgte er bereits im Vorgenuß seiner Tour, und infolgedessen hob sich auch seine Laune merklich. Wunschlos saß Anna daneben und freute sich mit dem Vater. Auch diesmal wagte sie nicht daran zu denken, daß er sie mitnehmen könnte. Es hätte ja viel zu viel Geld gekostet, und sie kannte den Endrefrain des Vaters, wenn er über die hohen Ausgaben jammerte: „Die lange Krankheit der Mutter hat eine Menge Geld verschlungen."

Am vierzehnten September nachmittags zwei Uhr kam Herr Rechnungsrevident Schairer nach Hause. Anna hatte ihm schon alles zurechtgelegt: das Touristenhemd mit den zwei Quasten, die Lodenjoppe, den Rucksack, den Wettermantel und den Knotenstock. Ganz aufgeregt war er und wie ausgewechselt.

Er verabschiedete sich sogar von Walter feierlich und legte ihm das Seelenheil seines Kindes noch rasch ans Herz. Dann fuhr er zur Südbahn.

Nachdem der Vater weggegangen war, kam Anna ins Wohnzimmer zurück, aufatmend und etwas ängstlich, daß sie von nun an drei Wochen mit dem Herrn Kunstmaler allein hausen müsse.

„Warum nimmt Sie der Vater eigentlich nicht mit?"

„Wo denken Sie hin! Das kostet zu viel Geld, und dann" — sie setzte es zögernd und doch mit freudigem Blick hinzu — „muß ich doch Ihretwegen da sein. Wer sollte denn die Wohnung besorgen?"

„Glauben Sie nicht, daß sich da ein Ausweg hätte finden lassen?" meinte er lachend. „Aber natürlich, Sie Arme . . . nun müssen Sie wirklich meinetwegen da bleiben."

„Das macht mir nichts", versicherte sie.

„Aber ich will es Ihnen entgelten. Sie sollen morgen mit mir in den Wiener Wald fahren! Ich male dort fleißig, und Sie ergehen sich."

„Was würden denn die Leute dazu sagen!" meinte sie errötend.

„Die brauchen es ja nicht zu erfahren. Was ist denn auch dabei, wenn man mit seinem Zimmerherrn mal einen Ausflug macht?"

Ihre Augen glänzten. „Nun werden Sie mich auslachen, Herr Walter, aber ich war noch nie im Wiener Wald!"

„Eine Wienerin und noch nie im Wiener Wald? O Sie armes, bemitleidenswertes Geschöpf!" Es klang ausgelassen und lustig. Viel lustiger und neckender als sonst, wenn der Vater zugegen war.

„Aber, im Ernst, nun wollen wir einen Reiseplan machen. Sie bereiten den Proviant vor. Wir fahren schon um sieben Uhr früh mit der Westbahn hinaus. Dann ein kleiner Marsch, ein zweites Frühstück. Ich beginne zu malen, und Sie ruhen im Laub."

Aber immer noch kamen ihr hundert Bedenken . . . Wenn das der Vater wüßte, der würde es nie dulden. Sie könne doch nicht einen ganzen Tag allein mit einem jungen Herrn im Wald umherstreifen!

„Wollen Sie Ihr bißchen Freiheit und Leben gar nicht genießen, Anna? Wenn ich harmloser Freund mich Ihnen antrage, Ihr Helfer und Führer zu sein" . . .

„Solche Mädchen wie ich sind nicht zur Freude geschaffen, Herr Walter!"

„Das reden Sie sich ein. Also tatsächlich, Anna, mir wäre der ganze Tag morgen ruiniert, wenn Sie nicht mitkämen. Keinen Strich könnte ich malen!"

„Geh, geh!"

„Wirklich, Anna!"

„Wenn's wegen Ihrer Arbeit ist, dann darf ich Sie durch meine Weigerung nicht davon abhalten. Gut, ich fahre mit!"

„Bravo, bravo!" rief Walter, indem er sie bei den Händen nahm und mit ihr durch das Zimmer hüpfte.

„So lassen Sie mich doch aus . . . Sie sind ja ganz närrisch . . . Wenn Sie nicht aufhören, geh' ich nicht mit!"

„Dann will ich musterhaft brav sein!"

Am nächsten Morgen um sieben Uhr standen beide am Westbahnhof. Sie noch etwas ängstlich, er frisch und lustig, sein Malzeug in der Hand.

Nach einer dreiviertelstündigen Fahrt stiegen sie aus. Ein herrlicher Herbstmorgen lag über den Laubhängen. In allen Farben schimmerten die Blätter, weit und hoch wölbte sich darüber der blaue Himmel.

„In solcher Luft vergeht auch gleich Ihr Hüsteln, Fräulein Anna. Wenn wir erst vierzehn Tage lang da herausfahren, dann werden Sie so frisch aussehen wie ein Apfel."

„Wo darf ich denn so oft heraus! Es ist schon das eine Mal nicht recht.“

„Sie tun es doch wegen Ihres Hustens.“

„Den hab' ich von der Mutter! Da hilft auch die Luft nicht mehr.“

„Doch, doch, Sie werden stark und gesund werden, Anna. Ich sorg' schon dafür. Aber jetzt heißt es ausschreiten, damit wir unser erstes Ziel bald erreichen!“

Sie waren ins Dickicht gekommen. Rechts und links zogen mächtige Buchen einen Weg durch den endlosen Wald.

„Wie ein Liebespaar gehen wir daher“, sagte sie plötzlich aufseufzend.

„Wenn wir nur keins sind. Dieser Gedanke muß uns gegen den Schein, der auf uns lastet, trösten!“

Er sah sie dabei wie prüfend an. Dieses unscheinbare, blasse Ding ließ ihn sein Leben in letzter Zeit tatsächlich leichter und weniger tragisch nehmen, verwischte Babettes leuchtendes Bild, tilgte die Sehnsucht nach ihr immer mehr. Er konnte sich mit Anna aussprechen, und dabei hob ihre Bewunderung sein Selbstbewußtsein. Babette hatte ihn immer bemuttert, geschulmeistert, ihm vorgeschrieben, wie er das Leben nehmen sollte.

Auch die Zweifel wegen der Mutter schliefen langsam in ihm ein, da er dort, wo er wohnte, Teilnahme und etwas wie ein Heim fand. Vom Schicksal, vom Mitleid seiner Umgebung, durch seinen frühern Beruf, durch Babettes Art war er immer klein gemacht worden. Nur durch seine Maltätigkeit, durch Annas Bewunderung konnte er sich, seelisch frei, in die Höhe entwickeln.

Das machte ihm, neben einem natürlichen Mitgefühl mit dem einsamen Mädchen, die Nähe Annas so angenehm.

Nach einstündigem Marsche hatte er endlich ein Plätzchen gefunden, wo er ein aufsteigendes, von einer Wiese gesäumtes Waldterrain malen wollte. Sie ließen sich nieder. Er stellte seine kleine Staffelei auf und begann gleich zu skizzieren, während Anna die Butter- und Wurstbrote hervorholte.

„Nun stärken Sie sich erst“, sagte sie.

Er behielt den Bleistift in der Rechten, nahm das Brot in die Linke und aß so, während er arbeitete.

„Nicht mal zum Essen lassen Sie sich Zeit!“

Er lachte nur und aß weiter.

„Schön ist's hier, himmlisch schön! Wer das alle Tage haben kann!“

„Jede Bauernfrau“, meinte er lakonisch.

„Die sieht das, glaube ich, nicht; die ist dafür abgestumpft. Wie schnell Sie zeichnen, wie rasch das vorwärts geht!“

„Das macht nur, weil ich so angenehme Gesellschaft habe.“

„Schmeicheln Sie nicht. Es kommt Ihnen doch nicht vom Herzen. Nur aus Mitleid haben Sie mich mitgenommen. Ja, ja, Walter, Sie sind ein guter, lieber Kerl! Daß das blasse Ding auch einmal aufs Land kommt . . . haben Sie sich gedacht.“

„Aber, Anna!“

„Nein, nein, sind Sie still! Ich bin Ihnen ja auch für das Mitleid dankbar. Mehr will und darf ich nicht verlangen, Sie haben ja Ihre Babette!“

„Die ist fern.“

„Aber Sie haben sie doch sehr gern, ist sie ja Ihre Braut!“ Lauernd, fragend kam es von ihren dünnen Lippen.

„Ich glaub' . . . ich weiß es nicht bestimmt!“

„Aber, Walter, scherzen Sie nicht mit dem Heiligsten!“

Er selber wunderte sich, wie scherzhaft und heiter er durch all die Wochen in Annas Gesellschaft geworden war.

Fast sarkastisch wurde er auf einmal, seinen lyrischen Unterton verlor er mehr und mehr. Wer hatte ihm das genommen? War es mit den Jünglingsjahren entschwunden? Hatte das Leben ihn härter gemacht?

Und während er so dachte, fand er an dem Malen dieser bunten, toten Blätter nicht länger Vergnügen.

„Halten Sie mal still, Anna . . . daß ich Sie zeichnen kann!“ sagte er lustig.

Ihr wurde ganz feierlich zumute. Schon oft hatte sie ihn bitten wollen, er solle sie malen oder zeichnen. Nun trug er ihr es selber an.

Ganz still und steif blieb sie sitzen. Er rückte etwas weiter von ihr ab, um sie besser zu übersehen.

Ein neues Blatt riß er aus dem Skizzenbuch, dann sah er sie lange und scharf an. Sie errötete unter seinem forschenden Blick.

Alle Ecken und Winkel ihres Gesichtes, ihrer Gestalt fielen ihm plötzlich auf. Die fragenden Augen amüsierten ihn, das spitze Kinn wurde unter seinem Stift noch spitzer.

Er konnte nicht anders, der Übermut hatte sich seiner Augen, seiner Hand bemächtigt . . . eine Karikatur Annas, voll Witz und Schärfe, stand auf dem Papier.

„Zeigen Sie her“, bat sie.

„Es ist ein Scherz, eine Karikatur“, sprach er.

Neugierig betrachtete sie das Blatt. „So sehen Sie mich?“ rief sie tieftraurig. „Ja, ja, so muß ich sein!“

Dann stürzten ihr die Tränen aus den Augen vor Enttäuschung und Scham.

Er beugte sich über sie, indem er sie zu trösten suchte: „Ach, es ist doch nur ein Unsinn! Daheim mal' ich Sie fein, echt, so schön, wie Sie sind.“

Aber er fühlte, das würde er nie können. Es stak in seinem Griffel etwas, was die Menschen verzerrte.

Schon einmal, als er Babette zeichnete, war ihm das klar geworden.

Sollte er das Blatt zerreißen? Es war kein schlechtes Stück, sein bestes vielleicht. Unbemerkt barg er es in seiner Brusttasche.

Anna war verstimmt. Walter wollte auch nicht mehr malen. So brachen sie denn auf.

„Wie kann man nur über so etwas beleidigt sein!“ sprach er zu Anna.

„Ich bin ja nicht beleidigt, sondern nur erschreckt. Sie haben mir die Augen geöffnet. Ich bin genau so, wie Sie mich gezeichnet haben. Sie sehen scharf. Aber was will ich dann da an Ihrer Seite? Ich muß Ihnen ja lästig sein mit meinen garstigen Zügen. Als Künstler lieben Sie nur das Schöne!“

Nach und nach konnte er Anna doch so weit beruhigen, daß sie wieder lachte und heiter war. Aber irgendeine Hoffnung in ihr, irgendein Glaube war damit doch jäh zerstört worden.

Nun wußte sie, daß er ihre Häßlichkeit empfand und er als Künstler sie nie werde lieben können. Aber war's für sie nicht so am besten? Sie zürnte ihm darob nicht, sie hing noch immer in Liebe und Verehrung an ihm.

So hatte er auf einmal, zum erstenmal in seinem Leben, Herrschaft über ein Wesen errungen. Sie erkannte sein Herrenrecht an, selbst wenn sie darunter litt.

Sie streiften weiter durch die Wälder, und wieder versuchte er von der Buntheit des Herbstes für seine Kunst Gewinn zu ziehen. Er setzte seine ganze Hoffnung darauf, auch als Landschaftsmaler etwas zu erreichen.

Gegen Abend kamen sie in das tiefe Tal zurück, wo die Station lag. Um die ihr zugefügte Kränkung in Vergessenheit zu bringen, war er doppelt guter Dinge und hängte sich scherzend in ihren Arm. Halb grollend, halb erfreut, verbot sie es ihm nicht.

Etwas von der Stimmung, die ihn in München bei der Haberschadenfeier erfaßt hatte, ein Durst nach dem Leben, ein Hunger nach Lebensfreude, regte sich auch heute in Walter. Trotz aller Zweifel und kleinen Sorgen um seine Zukunft brach mächtig und laut die Jugend in ihm durch.

Der herrliche Sonnenuntergang, der Anblick des einschlummernden Waldes stimmten ihn feierlich, glücklich. Er sog sich an der Schönheit der Natur voll.

Und wie seine Freude in abgerissenen Sätzen von seinen Lippen kam, wie er, im Innersten aufjauchzend, das alles genoß, da kam auch über Anna etwas von dieser weichen Stimmung.

In dem Restaurant, wo sie zum Abendbrot einkehrten, setzten sie sich in eine Laube. Er bestellte zwei Schnitzel und ein halbes Liter guten Landwein. Sie sträubte sich, seine Einladung anzunehmen. Aber er lachte nur. „Sie dürfen mir das nicht ausschlagen, Fräulein Anna. Ich gebe heute ein Fest der scheidenden Natur zu Ehren, da müssen Sie mein Gast sein!“

„Ich will Ihnen keine Auslagen machen.“

„Auslagen! Aus welcher Welt ist dieses Wort? Aus meiner reinen Künstlerwelt nicht!“

„Wir Sterbliche kennen es aber leider.“

„Da tut ihr mir leid.“ Er goß aus der Flasche den Wein in die Gläser. Dann hob er sein Glas mit den Worten: „Es lebe das Leben!“

Matt, ohne etwas zu sagen, stieß sie zögernd an.

Walter umgab heute ein eigner, seltsamer Glanz. Wie verklärt, wie geläutert und befreit von aller Erdenschwere erschien er ihr.

Ja, seine hohe, klare Stirn mußte die Muse geküßt haben. Einmal wohl flog dahinter etwas wie ein Wetterleuchten auf. Ein zweifelnder Gedanke an die Mutter, an Babette schoß darin auf, dann aber genoß er schon wieder ganz die Gegenwart.

Er legte seine Hand auf Annas schmale Rechte, die auf dem Tische lag.

„Sind Sie glücklich, Anna?“ fragte er. Dazu strahlten seine Augen, dazu lachte sein Mund. Sie nickte nur stumm.

Er aber sagte: „In solchen seltenen Stunden, fernab vom Hasten der anderen, muß man glücklich sein!“

Er goß ein Glas Wein hinunter. Dann zahlten sie und gingen. Es war schon ganz dunkel geworden. Unwillkürlich schmiegte sie sich fest an ihn, während sie auf der grauen, düstern Straße zum Bahnhof eilten.

„Daß wir den Zug nicht versäumen!“ sagte sie plötzlich.

„Ach, was kümmert uns dieses Kulturvehikel!“ Dennoch schritten sie fest aus, um pünktlich anzulangen.

„Wir haben noch Zeit", sagte er, da der Schienenstrang schon vor ihren Augen lag. „Wir brauchen nicht mehr so zu laufen."

Sie mäßigten ihre Schritte.

„Na, war's schön, Anna?"

„Himmlisch!" hauchte sie.

Ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit wurde in ihr rege. Wie viel Licht, wie viel Freude, wie viel Glück hatte Walter Derkorn in ihr einsames Leben gebracht!

Plötzlich beugte sie sich nieder, und mit tränenfeuchten Augen drückte sie einen Kuß auf seine Hand.

„Aber, Anna!" Wie aus Mitleid fuhr er streichelnd über ihr Haar.

Einen Augenblick hatte diese Szene gedauert, dann riß sie sich von ihm los, und beide eilten zum Bahnhof. Vom Lichte überströmt, standen sie einander wie zwei gleichgültige, fremde Menschenkinder gegenüber. Brausend fuhr der Zug ein, sausend ging es der Hauptstadt zu.

Noch öfter wurde Anna von Walter aufgefordert, mit ihm Ausflüge zu machen; aber sie sträubte sich immer dagegen.

„So etwas ist einmal unvergeßlich schön, aber wiederholt wird es gefährlich", antwortete sie.

Sie ging ihm jetzt auch mehr aus dem Wege und war glücklich und beruhigt, als endlich ihr Vater, voll von den Eindrücken seiner Tour, heimkehrte.

Über Walter war es plötzlich wie ein Fieber gekommen, das ihn aus seinen vier Wänden hinaustrieb in die Gaststuben der Großstadt.

Gleichsam aus seinen Träumen erwacht, staunte er das nächtliche Leben und Treiben wie kostbare, seltene Dinge an.

Zum erstenmal trat er hier ohne Aufsicht ins wirkliche Leben. Gleich einem Nachtwandler ging er an dessen Gefahren vorüber; seine seelische Lauterkeit bewahrte ihn vor Beschmutzung.

Zu später Nachtstunde kehrte er oft nach Hause zurück. Tagelang sah er Anna nicht. Wochen vergingen, ehe er an Babette schrieb, und dann log er, um sie nicht zu ängstigen.

Auch seine Mutter besuchte er recht selten. Alle Zweifel, die ihm das neue Leben ins Ohr geflüstert, nahm er dorthin. Und je reicher an Erfahrungen er wurde, desto mehr scheute er die Frage, die offene, erlösende Frage an diese Frau. Vor ihren forschenden Augen senkte er den Blick, als habe er ihr etwas zu verheimlichen, und hörte mißmutig auf ihre Ermahnungen und guten Ratschläge.

Dann stürzte er hinaus ins Leben und richtete an dieses seine Fragen. Aber die Antwort, die es ihm erteilte, genügte ihm auch nicht, und so regte sich wieder jene sarkastische Stimmung, die ihn zwang, alles leicht zu nehmen und von sich wie von den anderen gering zu denken.

Um den Schmerz, den er darüber empfand, zu betäuben, begann er des Abends mehr zu trinken, als er gewohnt war, benahm sich auch lauter als sonst und zechte mit wildfremden Menschen. Er flehte gewissermaßen den Alkohol, den Lärm, die Fremden an, ihn zur Erkenntnis zu bringen und das Vergessen zu lehren.

Dazu kam noch, daß er auch für seine Kunst an ein bestimmtes Ziel denken mußte. Was er in dem Kursus der Akademie lernte, mutete ihn gering, wenig praktisch an.

Seine Geldmittel waren knapp. Wollte er noch ein Jahr damit reichen, so hatte er sich sehr einzuschränken.

Aber da kam wieder etwas wie eine Ahnung über ihn, als könnte er nur dann ein richtiger Künstler werden, wenn er aus dem unerschöpflichen Born des Lebens schöpfte und taumelnd Feste feierte.

Solange er sich dessen entsann, trug er die Erdenschwere mit sich, konnte er nicht ungehindert empor zu den Höhen. Wie ein Luftschiffer, dessen Gondel beladen ist mit schweren Säcken und allerlei Ballast, so kam er sich vor mit seinen Sorgen und Zweifeln, die ihn vom Aufsteigen zurückhielten. Wenn er, in einer gewissen Höhe angelangt, darüber hinaus wollte, dann konnten seine Träume und Pläne, seine Wünsche und Stimmungen nicht weiter, weil der Ballast der Erziehung, der traurigen Jugend, der endlosen Kämpfe und Zweifel ihn niederdrückte.

Gelänge es ihm, sie alle über Bord zu schleudern, dann würde er in die Höhe steigen, in schwindelnde, himmlische Höhe. Aber der Blick zur Erde ginge dabei verloren, jener beste Zug, den seine Kunst jetzt barg, das Sehen und Erkennen der Menschen und Objekte.

Wenn er wirklich einmal einen Abend in Stimmung und Freude zugebracht hatte und hinter ihm alles Schwere versunken war, am nächsten Morgen stand es doch wieder vor ihm.

Seine empfindsame Natur fühlte auch alles doppelt stark. Die Entfremdung, die infolge der Trennung zwischen ihm und Babette eintreten mußte, und die sich in den spärlichen, ihm nur abgezwungenen Briefen zeigte, war ebenfalls solch ein Ballast, der ihn bedrückte und von der Arbeit abhielt.

Unfrei und unfroh kam er sich vor, weil er sich in jungen Jahren im Übereifer gebunden hatte; unfrei und unfroh aber auch, weil er Babette liebte und sich doch nicht zu ihr hingezogen fühlte.

Über seine Beziehungen zu der stillen, armen Anna machte er sich keine Gedanken. Er nahm ihre Zuneigung nicht ernst; er tändelte mit ihren Empfindungen, die zwar seiner Eitelkeit schmeichelten, ihn aber sonst kalt ließen.

Mit Behagen betrachtete er die Karikatur, die er jüngst von ihr entworfen. Mit lustigen Strichen zeichnete er noch einige ähnliche Blätter, wie ihm gerade die Objekte unterkamen, einen Dienstmann von der Straßenecke, den Wirt des gegenüber befindlichen Gasthauses. Nach und nach legte er sich eine solche Sammlung an, lauter Typen, aber doch individuell erfaßt, boshaft karikiert.

Oft und oft riß er sich wieder von dieser fröhlichen Arbeit mit Gewalt los, um zu ernsteren Bildern zu kommen. Er wollte kein Karikaturist sein, er wollte ernste Kunstwerke schaffen.

Er quälte sich geradezu mit größeren Sachen. Es mußte ihm gelingen, hier etwas zu erreichen. Und wenn dann eine jener jugendlich naiven, echt sentimentalen Stunden über ihn kam, dann strich er die stimmungsvollsten Bildchen hin, dann glaubte er, ein großer Künstler zu sein.

Am nächsten Tage freilich merkte er das Stümperhafte, die Ausführung und die Arbeit erschien ihm verzerrt, karikiert. Das war das Eigentümliche in Walter Derkorns Seelenzustand, daß er, je mehr er begann im Leben selbst festen Fuß zu fassen, desto mehr seine Zuflucht nahm zu einer verbitterten sarkastischen Grundstimmung, bis diese sich endlich in ein erlösendes Lachen auflöste.

Nichts mehr ernst und groß nehmen, dachte er, und doch gelang ihm dies höchst selten. Nur Menschen gegenüber, die ihm kleiner und unbedeutender erschienen als er selbst, fühlte er sich als Sarkast. Darum hatte er auch die arme Anna so prächtig karikiert, und darum bedrückte ihn sein Verhältnis zu ihr gar nicht.

Bloß bei der Mutter konnte er seine neue Theorie nicht anwenden. Was diese Frau für ihn in Schleier hüllte, das Rätsel ihrer unglücklichen Ehe, das nötigte ihm, ganz gegen seinen Willen, Verehrung und Achtung ab, die es ihm sogar verbot, an sie die erlösende Frage nach dem Grunde ihrer Scheidung zu richten.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Der König von Norge.

Ballade von **Max Geißler.**

Das war der König von Norge, der nie eine Schlacht verlor,
Er war wie Balder, der lichte, und stark wie Asathor.

Der König schritt hernieder von seiner Burg am Meer;
Er schlug eine goldene Harfe, aber sein Herz war schwer.

Ein Weib stieg aus den Wellen: „Du singst so wundersam.
Tief ist der Grund der Meere, doch tiefer ist dein Gram."

Da rührte der bleiche König das goldene Saitenspiel:
„Mein Ruhm war hoch wie der Himmel, aber mein Ruhm zerfiel.

Die See fraß meine Schiffe; das Gras der Heide ward rot,
Ich führte mein Heer zum Kampfe, meine Helden blieben tot.

An die ich mein Herz verloren, verlor ich nun mein Land" . . .
Die silbernen Saiten zersprangen, und die Harfe sank in den Sand.

Und lockend kränzte die Meerfrau des Helden wallendes Haar:
„Nun komm, mein bleicher König, sei mein auf immerdar!

Um unsre schimmernden Schlösser schaukelt silberne Blumen die See,
In unsern kristallenen Hallen wohnt kein Weinen und wohnt kein Weh.

Wir spielen zur Nacht mit den Sternen und gleiten in glänzender Jacht
Durch die strahlenden Auen der Tiefen und kosen und singen sacht.

Uns ruft in purpurnen Wäldern viel minniger Zeitvertreib,
Und alle Seligkeiten der Götter schenkt dir mein Leib."

Da löste der bleiche König den Kranz von der Stirn: „Nimm hin —
Ich bin ein Sohn der Erde, o Meereskönigin!

Ich muß ein Glück erreiten, zu dem mich mein Rotroß trägt,
Ich muß ein Glück erstreiten, das mir mein Eisen schlägt.

Ich muß mit der Hoffnung fahren, und die Sehnsucht sucht mein Sinn.
Ich bin ein Sohn der Erde — leb' wohl, o Königin!"

Es hat der bleiche König sich schweigend abgekehrt.
Er wusch sich seine Wunden und schliff am Stein sein Schwert.

Die künstliche Umformung der Lebewesen als Grundlage der biologischen Technik. Von R. Francé.

Unter den stillen Wandlungen auf kulturellem Gebiet, die fernab von dem Lärm des Tages vor sich gehen und nur dem Eingeweihten bemerkbar jene sprungartigen und blendenden Fortschritte der Technik vorbereiten, welche sich im letzten Menschenalter geradezu drängen, wird seit einiger Zeit eine besonders unterschätzt. Und das ist der veränderte Zustand der theoretischen Lebensforschung. Dieser Zweig der Wissenschaft hat ein wahres Kometenschicksal. Alles andere überstrahlend, von der ganzen Welt bewundert, ja sie in Verwirrung stürzend, ging vor noch nicht ganz fünfzig Jahren sein Stern auf. Als Darwinismus und Entwicklungslehre, im Engeren als Urzeugungs- und Artbildungshypothese beschäftigte die theoretische Biologie in den sechziger und siebziger Jahren alle Gebildeten. Aber ihr Glanz erlosch bald, und wenn sie auch heute noch an allen gelehrten Arbeitsstätten das zentrale Problem jeder Forschertätigkeit geblieben ist, so wurde sie doch für die Kultur und vor allem für das werktätige Leben fast bedeutungslos. Wer die Behauptung aufstellte, daß die Entscheidungen über die vielerlei Hypothesen und Theorien, durch die man das Artbildungsproblem zu lösen versuchte, für Handel und Wandel unserer Zeit von unmittelbarer und tief eingreifender Bedeutung sein können, der erntet von der Öffentlichkeit das zweifelnde Lächeln der Ungläubigkeit. Dieses Lächeln ist jedoch ein Zeichen mangelhafter Information, und es soll hier unternommen werden, den Beweis für diese anscheinend kühne Behauptung zu führen.

1. Micrococcus prodigiosus. Aus Schottelius, „Bakterien, Influenzkrankheiten und deren Bekämpfung“. Verlag E. H. Moritz, Stuttgart.

Durch Tagesblätter und wissenschaftliche Journale weiß man seit etwa einem Jahre von den staunenswerten Zuchtresultaten eines kalifornischen Gärtners. Luther Burbank ist an beiden Küsten des Atlantiks ein fast populärer Name geworden, und um den „Zauberer von Santa Rosa“ hat sich ein wahrer Legendenkreis gebildet. Ab und zu erreichen diese Nachrichten die weiteste Öffentlichkeit. Jedermann horcht auf, wenn er erfährt, daß Carnegie dem kalifornischen Wundermann jährlich etwa 40000 Mark Unterstützung für seine Experimente gewährt, die zu ganz unglaublichen Blumen-, Obst- und Gemüsezüchtungen führten. Oder wenn das Department of Agriculture der Vereinigten Staaten von Amerika amtlich kundgibt, daß die Züchtung der Luther-Burbank-Kartoffelsorte den Ertrag der Kartoffelernte in den Vereinigten Staaten um etwa 73 Mill. Mk. (17 Mill. Dollar) jährlich gesteigert hat.

Zahlen sind die besten Argumente in unserer Zeit. Man vernimmt solche Angaben mit dem Gefühl, daß sich dort in Kalifornien ein unerhörter Sprung der Wissenschaft vollzogen haben müsse, da sie solche praktische Ergebnisse liefert, und vergißt dabei, daß alles dies nichts anderes als ins Große, zur Industrie gesteigerte Nutzanwendung der in allen biologischen Laboratorien angestellten Versuche, in letzter Hinsicht die Praxis des für unfruchtbar gehaltenen Theoretisierens und der „Hypothesenspielereien“ ist.

Man hat eben seit einigen Jahren, fußend auf den Arbeiten der Entwicklungstheoretiker, einiges von dem Problem der Artbildung in die Hand bekommen und ist nun im Begriff, damit neue Techniken und Industrien zu schaffen.

Um was es sich bei dieser Art von „angewandter Botanik“ handelt, kann besser als mit weitausholenden allgemeinen Darlegungen durch eine Reihe von Beispielen belegt werden, die etwa den Umfang der Probleme und den Weg des Fortschrittes andeuten.

Jedem Bakteriologen wohlbekannt ist der Hostienpilz (Bacillus oder Micrococcus prodigiosus, Abbild. 1), ein harmloser Spaltpilz, der sich im Herbst in Waldbächen allgemein, sonst aber hier und da auf Brot und Speiseresten findet und schon oft Anlaß zu abergläubischen Meinungen gegeben hat. Auf gekochten Kartoffelscheiben bildet er bei gewöhnlicher Zimmertemperatur bald große, frischem Blute wirklich täuschend ähnlich aussehende Flecken. Bringt man aber eine solche Kultur in die Temperatur von 37° C, so wandelt sich die Pflanze in eine andere Rasse, das heißt, sie nimmt andere Eigenschaften an. Dies wird bei dem Hostienpilz insofern sehr sinnenfällig, als er unter den veränderten Verhältnissen die Bildung des roten Farbstoffes einstellt, sie aber wiederaufnimmt, wenn er in kühlere Temperatur gelangt.

Dies ist etwa das einfachste Beispiel von Beherrschung der Lebensäußerungen durch Kenntnis der Lebensbedingungen. Indem man durch solche Erfahrungen auf das Gesetzmäßige der Eigenschaftenänderungen aufmerksam wurde, entwickelte sich aus Versuchen und Fragestellungen nach solchen Gesichtspunkten ein neuer Wissenszweig — eine Experimentalphysiologie der Eigenschaftenbildung.

Besonders geeignete Versuchsobjekte hierfür sind die Pflanzen. Man kann ihnen auch im Laboratorium leicht natürliche Lebensbedingungen schaffen; außerdem ist das „innere Getriebe“ ihres Lebens weniger kompliziert, daher leichter zu durchschauen als das der Tiere. Immerhin gelang es auch den Zoologen, darin zu sehr bemerkenswerten Resultaten zu gelangen. E. Fischer, A. Standfuß und andere Naturforscher haben es zustande gebracht, auf dem Wege solcher Versuchsanordnung künstlich Schmetterlingsformen zu erzeugen, die als seltene — daher von den Sammlern hochgeschätzte — Abweichungen nur aus den Polargebieten oder aus sehr südlichen Gegenden bekannt sind oder auch in der Natur überhaupt nicht vorkommen!

a a

b b

c c

2. Vanessa Io *L.* 3. Vanessa polychloros *L.*

Diese Abbildungen sind mit Erlaubnis des Verlegers Hrn. J. F. Schreiber, Eßlingen und München aus dem vor kurzem erschienenen Werke „Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas“ von Prof. Dr. Kurt Lampert entnommen worden.

Es handelt sich auch hier um geschickte Benutzung der gesetzmäßigen Zusammenhänge zwischen der Temperatur und der Farbstoffbildung durch den lebendigen Stoffwechsel, nur sind die Verhältnisse, entsprechend der höhern Organisation der reagierenden Wesen, auch verwickelter als bei den Bakterien. Es genügt wohl auch hier, aus der Fülle der vorliegenden Beobachtungen ein Beispiel herauszugreifen, da an ihm zur Genüge das Wesen der Sache erläutert werden kann.

Die jedem Naturfreund wohlbekannten Falter aus der Gattung Vanessa, wohin namentlich das Tagpfauenauge (Vanessa Io), der Nesselfalter (V. urticae), der Admiral (V. Atalanta), der große Fuchs, der Trauermantel, also gerade die bekanntesten und schönsten Vertreter unserer Schmetterlingswelt gehören, wurden hauptsächlich zu folgenden Versuchen herangezogen. Von den drei Exemplaren des gewöhnlichen Tagpfauenauges (Vanessa Io *L.*, Abbild. 2) ist Fig. a normal, die beiden anderen Exemplare

stammen aus Puppen, welche sämtlich niederen Temperaturen ausgesetzt wurden, und zwar drei Tage lang je zweimal im Tag anderthalb bis zwei Stunden einer Kälte von 7 bis 10° C, so daß die Tiere das Resultat sechsmaliger Abkühlung sind. Wir sehen, wie der Einfluß der Kälte sich besonders bei der Bildung der sog. Augenflecke äußert, die bei dem Exemplar Fig. c kaum noch angedeutet sind, während auch die leuchtenden Farben zurückgedrängt wurden.

Von den drei Puppen der Vanessa polychloros *L.*, denen die drei abgebildeten Schmetterlinge (Abbild. 3) entstammen, wurde die erste wiederum keinem Experiment unterworfen. Die Puppe des zweiten Exemplars wurde drei Tage lang je zweimal im Tag zwei Stunden lang einer Temperatur von —12° C ausgesetzt, die Puppe des dritten Exemplars dagegen während anderthalb Tagen dreimal einer Erhitzung von 40° C unterworfen. In beiden Fällen erlitt die Zeichnung starke Veränderungen, am weitestgehenden durch Einwirkung der Hitze.

Es war also gelungen, die eine Art in eine andere gewissermaßen umzuprägen. Und die Hochflut von Temperaturexperimenten, die auf diese erste Entdeckung folgte, ergab mit völliger Gewißheit, daß sich durch Kälteeinwirkung von 0° bis 10° C auf Puppen von Vanessen künstlich solche Formen erzeugen ließen, die in der Eiszeit lebten oder noch heute in den Polargegenden fliegen, während Einwirkung von Temperaturen zwischen + 35 und 40° C neue Lebensformen schuf, die sich gegenwärtig in Korsika und Sardinien „in der Natur" bilden oder freilebend überhaupt noch nicht gefunden wurden, sich also wohl im Laufe der weitern Erdentwicklung erst herausbilden werden, wenn sie nicht vielleicht doch in Urzeiten bereits gelebt haben.

4. Einheimische Laub- und Strauchflechten. An den Bäumen des Hintergrundes hängt die Bartflechte (Usnea). An dem Baumstumpf im Vordergrund sitzen Becherflechten (Cladonia). Im Vordergrund von links nach rechts Renntierflechten (Cladonia rangiferina), Isländisches Moos (Cetraria) und Schildflechte (Peltigera). (Faksimile aus A. v. Kerner, „Pflanzenleben". Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Ein dritter Weg, sich dem „Formbildungsproblem" zu nähern, wurde der Botanik eröffnet, als wir den innern Bau der Flechten näher studierten. Denn da erwies sich, daß diese bald krustenartig, bald strauch- und laubartig vielgestaltigen, oft künstlerisch vollendet schön geformten und gefärbten Pflänzchen, deren Vertreter an jedem Baume, an jedem Felsblock stets zu finden sind, gar nicht als eine Pflanze betrachtet werden können, weil es in Wirklichkeit zwei Pflanzen sind. Man würde diese Behauptung für unglaublich halten, wenn man die äußerlich vollendet einheitlich gebauten Schildflechten oder das zierliche rasenbildende Renntiermoos in den heimischen Gebirgen betrachtet (Abbild. 4). Erst das Mikroskop klärt darüber auf, daß in dem Körper eines solchen Pflänzchens zwei voneinander sehr verschiedene Bestandteile vermengt sind. Grüne oder bläuliche Kugeln mit glashellen zarten Fäden und Zellgeweben (Abbild. 8), deren wahre Natur erst dann jedem Zweifel entrückt wurde, als es gelang, sowohl die grünen Kugeln als die Fäden getrennt am Leben zu erhalten. Ein Schlauchpilz und eine Blau- oder Grünalge tun sich zusammen und leben als „Ernährungsgenossenschaft" gemeinsam, wobei die Alge die Nahrung herstellt, deren der Pilz bedarf, während er ihr Wasser zuführt, sie gegen Austrocknung schützt und ihr so hilft, sich einen neuen Aufenthaltsort, auch außerhalb des Wassers, zu erobern. Doch das sind sattsam bekannte Dinge. Weniger beachtet und doch ungleich wichtiger ist es, daß aus einer solchen „Pflanzenehe" (Symbiose) neue Lebensformen und Eigenschaften hervorgehen, die anderen Bildungsgesetzen folgen als Algen oder Pilze, und daß wir es endlich experimentell in die Hand bekommen haben, durch Zusammenbringen von geeigneten Pflanzen künstliche Flechten zu erzeugen! Hier öffnet sich ein verheißungsvoller Weg, von dem viele Aussichten auf sehr verborgene und sonst unzugängliche Untergründe des lebendigen

5. Von Luther Burbank gezüchtete Riesenkalla im Vergleich zur Blüte der Pflanze, von der die Züchtung ausging.

6. Steinkernlose Pflaume, eine berühmte Züchtung von Luther Burbank.

7. Ein Kreuzungsprodukt von Luther Burbank. Aus der kleinen Brombeere und Himbeere (links und rechts) gingen die beiden großen Früchte in der Mitte hervor.

8. Querschnitt durch das Lager einer Flechte, um das Zusammenleben von Pilz und Alge zu zeigen. Die obere und untere Rinde sowie die Fäden des Innern gehören zu dem Pilz. Die Algen sind in blasigen Gruppen von grünen Kügelchen eingelagert. Aus Sachs, „Lehrbuch der Botanik". Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Geschehens zu erhoffen sind. Er ist aber gerade erst eröffnet und noch zu wenig begangen, so daß man noch nicht über die prinzipiellen Feststellungen hinausgekommen ist. Erwähnenswert ist er in dem hier gezogenen Kreise jedoch deshalb, weil er zeigt, welche ungeahnten Möglichkeiten sich auf diesem Gebiete noch erschließen können.

So führen auch die scheinbar zwecklosesten Untersuchungen dem der Wissenschaft nun immer mehr ins Bewußtsein tretenden Endziele einer experimentellen Lenkung der Eigenschaftenänderung näher, die sich ja nicht erreichen lassen konnte, bevor nicht durch Versuche festgestellt wurde, daß das Wesen der Änderungen von inneren Reaktionen, mit anderen Worten, von lebendigen Kräften der Organismen und nicht von einem gelegentlichen Zufallsspiel günstiger Umstände abhängig ist. Um dies zur Überzeugung zu bringen, wurde die soeben vorausgeschickte Reihe der Beispiele vorgeführt. Und damit versteht man es nun hoffentlich, wieso es kam, daß auch in den theoretischen Vorstellungen vom Wesen der Artbildung ein Umschwung eintrat und die wahren Ursachen lebendiger Vielgestaltigkeit von immer mehr Naturforschern nicht in den sie auslösenden äußeren Umständen, sondern in der Reaktionsfähigkeit des Organismus selbst gesucht werden.

Auf dieser Basis stehen auch alle jene Versuche zur Eigenschaftenänderung, die als neue Industrien das Wirtschaftsleben segensreich zu beeinflussen beginnen.

Als deren vorläufig weitaus wichtigste ist an erster Stelle die Gärungsindustrie zu nennen, die in den letzten Jahren theoretisch und damit auch in der Praxis ganz von den soeben umrissenen Einsichten abhängig geworden ist. Namentlich, seitdem der Däne E. Chr. Hansen und das aus seinem Wirken erwachsene Carlsberg-Laboratorium dargetan haben, daß die Hefepilzvarietäten, von deren künstlicher Herstellung als „Reinhefen" im großen die ganze Technik aller Gärungsindustrien (also Spiritusbrennereien, Weinbereitung, Schaumweinbereitung, Bierbrauerei, Preßhefe- und Essigfabrikation), damit viele Millionen des Industriekapitals in letzter Instanz abhängen, durch die Einwirkung bestimmter äußerer Faktoren zustande kommen. Es wäre ein Aufsatz für sich, den Gang der Varietätenbildung bei den Hefepilzen (Abbild. 9) auch nur in seinen Grundzügen darzustellen, und es hätte auch nichts mit der geraden Linie des hier durchgeführten Gedankenganges zu tun. Dieser bedarf vielmehr als Stütze aus diesem Erfahrungskreise nur folgender drei Tatsachen: daß erstens die Versuche ergaben, die Rassen und Varietäten des Hefepilzes entstehen nicht durch Selektion, sondern durch Umbildung (Transformation) der Eigenschaften, also nicht durch äußere Ursachen, sondern aus inneren Kräften der Pflanze; daß zweitens diese in ihren Eigenschaften genau regulierbaren Hefevarietäten namentlich im Brauereibetriebe (und in der Weinbereitung) von ausschlaggebender Bedeutung für die Endqualitäten des Industrieerzeugnisses sind, und daß wir drittens, fußend auf den Theorien und den auf ihrer Grundlage angestellten Experimenten — auch hier namentlich durch Benutzung der Reaktionen auf Temperatureinflüsse — es völlig in der Hand haben, die gewünschten Heferassen künstlich im großen und rein herzustellen.

Und damit nähern wir uns auch schon wieder dem Ausgangspunkte unserer Beweisführung. Denn Luther Burbank unternimmt, soweit man Einblick in seine Arbeitsmethoden nehmen konnte, auch nichts anderes, als durch planmäßige und im großen ausgeführte (auch er arbeitet gleichzeitig oft mit vielen Tausenden Individuen) Versuche, die innere Reaktionsfähigkeit der Pflanzen zu benutzen. Nur bedient er sich dabei als „auslösender Anreize" nicht so sehr der Einwirkung physikalischer Faktoren, als vielmehr der chemischen Reize, die das Wesen der Pflanze bei Kreuzungen bis ins Innerste zu erregen scheinen und ihr Anstoß zur Entfesselung ganz unerwarteter Eigenschaften geben, deren Festhaltung dann Burbank durch Zuchtwahl, also Ausmerzung der ihm ungeeignet scheinenden Varietäten, erzielt. Die Zuchtwahl spielt also auch bei ihm nur jene bescheidene Rolle eines „Siebes", die ihr die Botaniker unserer Generation auch bei den Artbildungsprozessen unter natürlichen Umständen mit solcher Einmütigkeit zuschreiben, daß, wie sich einer ihrer hervorragendsten Vertreter, Prof. Goebel, vor einigen Jahren in einer akademischen Rede äußerte, die Richtung, welche ihr die Hauptrolle bei dem Zustandekommen der Anpassungen zuschreibt, in Deutschland wenigstens, fast keine Vertreter mehr hat. So hat Burbank z. B. seine berühmte steinkernlose Pflaume (Abbild. 6) aus 300 000 künstlich erzeugten Abänderungen ausgewählt oder aus den durch Kreuzung von Brombeeren und Apfelbäumen erzielten 5000 Varietäten nur eine einzige als brauchbar behalten. So hat er Kreuzungen von wunderbarem Wohlgeschmack zwischen Maulbeeren und Brombeeren erzielt, eine stachellose Opuntia gezüchtet, deren wirtschaftliche Bedeutung in Wüstengebieten sich noch gar nicht übersehen läßt.

Auf diese Weise hat er eine große Anzahl gärtnerischer Neuheiten von teils so ungewöhnlichem Aussehen geschaffen wie die berühmte tellergroße „Shastagänseblume" oder die hier abgebildete Kallablüte (Abbild. 5).

Immer arbeitete er hierbei mit Tausenden von Abänderungen des Typus, auf dessen Vervollkommnung er ausging. Seine prachtvolle „Santa Rosa-Rose", die das ganze Jahr hindurch blüht, schuf er z. B. aus fünfzehntausend Kreuzungen von verschiedenen Eigenschaften.

Fig. a. Fig. b. Fig. c. Fig. d.

Fig. e. Fig. f. Fig. g.

9. Hefekolonien. Fig. a bis d: Hefekolonien in Reinzucht auf festen Nährboden in natürlicher Größe. Fig. e bis g: Ein Hefepilz (Saccharomyces Pastorianus) in verschiedenen Wuchsformen auf Bierwürze gezüchtet. Etwa tausendmal vergrößert. Aus Fr. Lafar, „Handbuch der technischen Mykologie". Verlag von Gustav Fischer, Jena.

Diese Zahlen geben vielleicht den allerbesten Begriff von dem Überreichtum der im Leben noch schlummernden Kräfte, damit aber auch einen Ausblick, welche Zukunft der biologischen Technik noch bevorsteht, wenn sie aus ihrem heutigen bescheidenen Anfangsstadium emporgewachsen ist zur ebenbürtigen Schwester der aus den Theorien der Physik und Chemie so groß gewordenen Industrie. Daß unsere Generation mit ihren Hypothesen und Experimenten dazu den Grundstein gelegt hat, wird ihr von späteren Jahrhunderten vielleicht als ihr größtes kulturelles Verdienst angerechnet werden.

Tischgebet. Nach einem Gemälde von Bertold Genzmer.

Berliner Bilder: Eine Niggerbar. Nach einer Zeichnung von W. Helwig.

Die grande diseuse.

Das Bühnenpersonal war bereits auf der Bühne versammelt. Der Bonvivant mit ganz besonderer Lebhaftigkeit und Bonhomie zugleich unterhielt sich, die Hände in den Hosentaschen, mit der etwas stark nachretuschierten Salondame, während die Naive auf einer Haferkiste hockte, mit den Beinen baumelte und mit der Jugendlichen bis zu Tränen lachte.

Die beiden Regiestühle standen an der Rampe, mit dem Rücken gegen das Parkett; alles verriet eine Stimmung, die über eine gewöhnliche Probe hinausging. Man hatte es heute auch mit der letzten Probe vor der Generalprobe zu tun. Jeder der Maschinisten und Arbeiter stand ernst an seinem Platze, als hätte er eine schwere Verantwortung auf sich. Alles machte den Eindruck eines nervösen Wartens, wahrscheinlich auf Direktor und Regisseur, um endlich in Aktion zu treten, um endlich zu wissen, wie der Wind wehte, ob die Herren günstig oder ungnädig gesinnt waren.

Da schob sich noch etwas Umfangreiches über die Bühne, einen altmodischen Schal umgewickelt, einen fürchterlichen Hut aufgesetzt. Sie schritt mit Würde dahin, die Hände über dem Leib gekreuzt, mit angezogenem Kinn, etwas scharfbösen Mundwinkeln, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Alles erhob sich und grüßte dieses vergilbte Exemplar vergangener Herrlichkeit, die einen übertrieben ernst, die anderen voller Ironie, die dritten lediglich aus Höflichkeit. Frau Bellmann jedoch nickte huldvollst mit dem Kopfe, wie auf einen Gruß, der ihr zweifellos zukam.

Nur vor der Naiven blieb sie stehen, um sie mit starrem Blick zu durchbohren. „Wenn alle grüßen, können auch Sie grüßen, Fräulein Rettwitz. Sie sind immer noch die Jüngere."

„Gott sei Dank, sonst wäre ich Souffleuse und Sie etwa Naive."

Nun aber wurde Frau Bellmanns Gesicht sehr spitz, wie bei einem Blasebalg. „Die bin ich auch einmal gewesen, Fräulein Rettwitz, und vielleicht eine bessere, fleißigere als Sie" —

Mit einem empörten „Ach", das fast wie eine Frage klang, war die Rettwitz von ihrer Kiste heruntergesprungen.

„Wenigstens hat man mir niemals so toll meine Rollen zu soufflieren brauchen. Ich habe meine Sachen immer bis aufs TZ gelernt. Das kann nicht jeder von sich sagen."

„Das werden schöne Rollen gewesen sein", fauchte die Rettwitz schnippisch. „So ein paar Dienstmädelrollen, kaum einen Viertelbogen."

Frau Bellmanns Hut bekam plötzlich eine schräge Lage. „Dienstmädelrollen? Tragödin war ich, und nicht so 'n alberner Backfisch wie Sie."

Nun war das Alarmsignal gegeben. Mit einem Wutschrei wollte die Rettwitz auf die Souffleuse los, indes die augenblickliche Heroine ziemlich insolent ironisch mit den Achseln zuckte, als ob sie sagen wollte: Erzähle du das jemand anders, min Töchting.

Aber gerade diese Bewegung brachte die Bellmann am meisten in Wut: „Wer trug dir auf, die Unschuld meines Lebens mit schändlicher Beschuldigung zu schwärzen?" deklamierte sie frei aus der „Phädra", denn diese war eine ihrer Glanzrollen gewesen. „Mög' dies der Himmel lehren nach Verdienst und deine Strafe ein Entsetzen sein."

„Wie kommen Sie aber dazu, zu mir alberner Backfisch zu sagen, Sie, Sie alte Takelfregatte?" ...

„Takelfregatte, Takelfregatte!" japste die Bellmann. Dabei rutschte der Hut noch etwas seitlicher, und hilflos griffen ihre Finger in die Luft. „Ich, ich, die einst als eine der besten Iphigenien, Sapphen, Medeen und Ebolis galt! Mir, mir das!"

Da Fräulein Rettwitz schon längst von der Haferkiste herunter war, hielt es die Bellmann für richtiger und bequemer, auf diesen erhöhten Platz hinaufzurutschen, um, ehe sie sich in das Nächtliche der unteren Regionen verkroch, etwas über der Situation zu stehen, d. h. zu sitzen.

„Jedenfalls, liebe Bellmann, wenn Sie etwas Bedeutendes geworden wären, hätte ich Ihren Namen doch wohl auch kennen müssen," meinte die Tragische, innerlich über diese unbewußte Altersgleichstellung empört, „denn ich kannte dem Namen nach so ziemlich alle Großen."

„Bellmann war auch nicht mein Theatername," triumphierte die Souffleuse, „sondern Conradin. Fragen Sie nur in Posen, Oppeln, Lissa usw. nach mir."

„Dort glaub' ich's gern", lachte die Rettwitz zum Bonvivant heimlich.

Ein neues Rot überflutete der Bellmann ohnedies künstlich gerötete Wangen.

„Oh, lachen Sie nicht so! Ein wirkliches Lachen muß natürlicher, jugendlicher von den Lippen kommen. Wer weiß, ob ich nicht noch einmal" — und wieder mit erhobenem Blicke deklamierend — „Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr noch! Und ich, ich hätte mich wider ihren Willen hier gefesselt? Ein Zeichen bat ich, daß ich bleiben sollte."

Der Charakterkomiker meinte: „Das tragen Sie auf Ihrem Busen: den Kontrakt der Souffleuse, von dem man bekanntlich nicht so leicht wegkommt."

Die Bellmann zuckte die Achseln. „Mit Konventionalstrafe? Wenn mir mein neues Engagement genug Gage bietet?"

„Ja, wenn das Wenn nicht wäre," seufzte eine Sentimentale, „ich hoffe auch noch immer auf die Gage einer Sorma, krieg' sie aber nicht."

„Sie haben auch noch nicht die Routine wie ich", blieb die Bellmann unentwegt stolz dabei. „Wer zwölf Jahre in Ehren gemimt hat und ergraut ist" —

„Sie haben ja fuchsrotes Haar", rief die Rettwitz ausgelassen herüber.

„Zwölf Jahre — und dabei einen noch so unbekannten Namen? Was haben Sie denn eigentlich gespielt?" näherte sich ihr der Heldenvater mit ehrlichem Interesse.

Empört fuhr die Bellmann auf: „Alles. Von der Messalina herunter über die Orsina bis zur Maria — alles." Ihre Züge verklärten sich. „Nur einen Wunsch habe ich noch — ich hatte ihn neulich dem Oberregisseur genannt — nur einmal die Elisabeth zu spielen, gerade weil wir" — es war mit flachen Mundwinkeln zur Tragödin hinübergerufen — „ehrliche und offene Gegnerinnen sind. Die Szene in »Fotheringhay«" — dabei biß sie ein kräftiges Stück ihrer Stulle ab, das sie auf der Haferkiste in Wohlgefallen vertilgte.

„Ich hätte andere Wünsche", sagte die Tragödin. „Aber in Beziehung auf Rollen des andern Geschlechts" —

„Mein Sinn war nur auf die hohe Kunst gerichtet. Irdische Wünsche waren mir fremd", versicherte die Bellmann mit einer dicken Wange, in der eine Viertelstulle zur Bearbeitung saß. Und es fiel ihr die Iphigenie ein, wobei sie das Weiße ihrer verdrehten, schwärmerischen Augen zeigte: „Die Freiheit, die das Heiligtum gewährt, ist wie der letzte Lebensblick des schwer Erkrankten" — Dabei verschluckerte sie sich und mußte heftig husten. Der Charakterspieler klopfte ihr derb auf den Rücken.

„Nur nicht so viel deklamieren! Das Organ leidet darunter. Ah, da kommt ja unser Gast, der neue Star, der statt des Holder den Fiesko spielt — Herr Mehrkat vom Hoftheater."

Der Gast begrüßte die Anwesenden und auch die Bellmann mit gelassenem Kopfnicken, indes diese ihn interessiert beobachtete.

„Der Regisseur no nit da? Was is denn das für a Schlamperei?" machte sich der Gast etwas unwillig Luft. „I kann do nit den ganzen Vormittag hier warten" —

Die Bellmann glitt sanft von ihrem schrägen Sitze herunter, und ihre Mienen verklärten sich: „O süße Stimme! Vielwillkommner Ton der Muttersprache in einem fremden Lande. Sind Sie a Weaner?"

„Und ob", lachte der Gast. „A waschechter. Vom Grund. Sie aber auch — was?"

Die Bellmann tat verschämt und wiegte sich mit den Röcken. „Oh, mahnen Sie mich, Prinz, nicht an jene Zeiten ... Ja — dort hab i angfangen als Martha Conradin."

Herr Mehrkat trat erst einen Schritt zurück. „San Sie vielleicht verwandt mit'm Albert Conradin, der ja auch engagiert war in Wean — freilich vor dreißig Jahren?"

Frau Bellmann ward sogar unter ihrer Schminke weiß. „Das war mein — Mann."

„Und ich — ich bin sein Sohn — auferzogen bei Tante Rechling" ... Man sah den gespannten Ausdruck in seinen Mienen, die Erwartung, ob dies alles mit den Verhältnissen der Souffleuse auch wirklich stimmte.

Doch schon hatte sie sich laut weinend wie ein Sack in Mehrkats Arme fallen lassen. „Du — du mein Sohn?“ Sie schluchzte. „Albert Conradin — dein Vater ... Treulos hatte er mich verlassen, um einer Fremden nach Amerika zu folgen“ ... Und wieder deklamierend, voll Pathos, den sie nun einmal nicht lassen konnte: „Die Götter rächen der Väter Missetat nicht an dem Sohn.“ Sie wollte zärtlich mit ihm sein und er mit ihr; und doch ging es ihnen nicht so recht von Herzen. Es war mehr Pietät, Überraschung über das Wunderbare.

„Seht nur, seht,“ rief die Rettwitz, „die olle Bellmann hat einen Geliebten!“

Wie eine Furie stürzte sich die Souffleuse auf die Naive, und der eben eintretende Regisseur und Direktor hatten gerade noch so viel Zeit, die zum Schlage erhobene Hand aufzufangen. „Na, na, was ist denn hier schon wieder los? Wir sind doch auf keiner Schmiere.“

Vergebens versuchte die Bellmann, erregt atmend, ihren Hut wieder in die richtige Lage zu bringen. „Herr Regisseur, Herr Oberregisseur — die Rettwitz — Nein, so was Freches ist mir noch nicht vorgekommen ... Sie vergreift sich an meiner Ehre.“

„Nee, nee, beruhigen Sie sich man, das tut keiner“, brummte der Charakterspieler.

„Nun aber los. Es ist höchste Zeit. Herr Mehrkat wird schon ungeduldig sein.“

„Ich erkläre kategorisch, daß ich keinen Ton souffliere“, fauchte die Bellmann erregt.

Der Direktor sah sie kalt über den Kneifer an. „Sie sind wohl verrückt geworden? Dann können Sie ja gehen. Das kanonische Alter haben Sie ja so schon.“

Die Bellmann brach in heiße Thränen aus. Wer sollte sie, die alte Frau, nun noch nehmen? Und erspart — du lieber Gott — die paar Mark? Was sollten die?

Da schlich sich etwas Weiches, Ungewohntes in Mehrkats Herz, und der Mutter sich nähernd, sagte er leise: „Mutterl, wennst di auch achtundzwanzig Jahr nit um mi kümmert hast, mußt mir do soufflieren, denn i kann mei Roll nit. Und die Rettwitz wird di scho von selber um Verzeihung bitten.“

„Ja — aber nur dann“, schmollte die alte Frau wie ein eigensinniges Kind.

Der Gast ging zur Naiven, sprach kurze Zeit leise mit ihr, worauf diese einige ihr wirklich von Herzen kommende Worte zu der Bellmann sprach, die nun behauptete, sie hätte es gleich gesagt, daß die Rettwitz die Netteste von allen sei.

„Nun aber los!“ Der Direktor klatschte in die Hände und setzte sich mit dem Regisseur auf die Regiestühle, während sich alles, was nichts zu tun hatte, entfernte und hinten ein neuer Prospekt herabgelassen wurde.

Mehrkats Freund, der im Parkett saß, sah jedoch, wie ein anderer Prospekt sich hinunterließ: die Bellmann war nämlich von der Bühne aus nach rückwärts in ihren Souffleurkasten hinabgekrochen, welche in Handlung begriffene Pose infolge des Körperumfanges der Darstellerin den Ausblick auf die zunächst agierenden Schauspieler gänzlich benahm. Aber immerhin war doch etwas zu sehen.

Noch niemals hatte die Bellmann mit mehr Schwung und Begeisterung souffliert als gerade heute.

A. v. Wander.

Arsène Lupin, der Einbrecher aus Passion.

Von Maurice Leblanc.

(Fortsetzung.)

Der Neuangekommene zog aus seiner Tasche eine Visitenkarte und reichte sie ihm über den Tisch.

Danègre las: „Grimaudan, Polizeiinspektor a. D., Privatdetektiv-Institut.“

„Sie sind von der Polizei?“ fragte er ängstlich.

„Nicht mehr. Ich war's. Aber das Handwerk gefiel mir, und ich betreibe es noch auf eine einträglichere Art. Von Zeit zu Zeit stößt man auf wahre Goldgeschäftchen, wie das Ihre.“

„Das meine?“

„Nun ja, das Ihre. Ein glänzendes Geschäft, wenn Sie nur etwas Gefälligkeit zeigen wollten.“

„Und wenn ich's nicht tue?“

„Sie werden wohl müssen. Sie sind in einer Lage, in der Sie mir nichts abschlagen können.“

Eine unbestimmte Furcht erfüllte Danègre.

„Was soll's?“ fragte er. „Sprechen Sie!“

„Gut!“ antwortete der andere. „Gehen wir gerade aufs Ziel. Fräulein von Sinclèves schickt mich.“

„Sinclèves?“

„Die Erbin der Gräfin Andillot.“

„Nun, und“ ...

„Fräulein von Sinclèves hat mich beauftragt, von Ihnen die schwarze Perle zu verlangen.“

„Die schwarze Perle?“

„Die Sie geraubt haben.“

„Aber ich habe sie nicht!“

„Sie haben sie.“

„Wenn ich sie hätte, wäre ich der Mörder.“

„Sie sind der Mörder.“

Danègre versuchte zu lachen.

„Glücklicherweise, mein guter Herr, waren die Geschwornen nicht dieser Ansicht. Sie haben mich freigesprochen. Und wenn man sein gutes Gewissen und die Achtung von zwölf wackeren Richtern für sich hat“...

Der Polizeiinspektor faßte ihn beim Arm.

„Keine Phrasen, mein Junge! Hören Sie mich gut an, und erwägen Sie meine Worte. Es ist der Mühe wert. Danègre, drei Wochen vor der Tat haben Sie der Köchin den Schlüssel gestohlen, der die Tür zur Dienertreppe schließt, und haben bei einem Schlosser in der Rue Oberkampf einen Nachschlüssel machen lassen.“

„Das ist nicht wahr! Das ist erlogen!“ knurrte Danègre. „Niemand hat diesen Schlüssel gesehen, er existiert nicht.“

„Doch, da ist er.“

Eine kurze Pause trat ein.

„Sie haben“, fuhr Grimaudan fort, „die Gräfin mit einem Schnappmesser getötet, das Sie an dem Tage, wo Sie den Schlüssel bestellten, im Basar des Republikplatzes gekauft haben. Die Klinge ist dreikantig und hat einen Schaft.“

„Blödsinn alles, was Sie da reden! Niemand hat das Messer gesehen.“

„Doch, da ist es!“

Danègre fuhr zurück.

„Die Klinge zeigt Rostflecken“, sprach der ehemalige Polizeiinspektor weiter. „Soll ich Ihnen sagen, woher diese stammen?“

„Und wenn schon ... Sie haben einen Schlüssel und ein Messer. Wie wollen Sie beweisen, daß die Sachen mir gehören?“

„Durch den Schlosser und den Verkäufer im Basar. Ihnen gegenübergestellt, werden Sie diese Leute gewiß erkennen.“

Er sprach in trockenem Tone und mit einschüchternder Überzeugung. Danègre wand sich vor Furcht. Weder der Untersuchungsrichter noch der Staatsanwalt oder der Vorsitzende des Schwurgerichtes hatten ihn derart in die Enge getrieben und die Sachlage, die er selbst nur noch verschwommen sah, so klar erfaßt.

Nichtsdestoweniger versuchte er, den Gleichgültigen zu spielen.

„Wenn das alle Ihre Beweise sind“ ...

„Ich weiß noch einen. Sie sind nach dem Morde denselben Weg zurückgegangen, auf dem Sie gekommen waren. Aber mitten im Wandschrank sind Sie gestolpert und haben sich an die Wand stützen müssen.“

„Woher wissen Sie das?“ entfuhr es Danègre. „Wer hat Ihnen das gesagt? Niemand“...

„Der Polizei ist es noch nicht bekannt, weil es keinem eingefallen ist, eine Kerze anzustecken und die Mauern des Wandspindes abzuleuchten. Aber wenn man es täte, würden sich auf dem Mörtelverputz Fingerabdrücke finden, der Abklatsch Ihrer blutbefleckten Hand, die Sie gegen die Wand gelegt haben. Der Daumen ist mit dabei. Und wissen Sie nicht, daß man im Feststellungsbureau auch von diesem einen Abdruck auf die Meßkarte genommen hat?“

Viktor Danègre war leichenfahl. Dicke Schweißtropfen liefen ihm über Stirn und Wangen. Er betrachtete mit den Augen eines Wahnsinnigen diesen sonderbaren Mann,

der die einzelnen Vorgänge eines Verbrechens erzählte, als wenn er dabei gewesen wäre.

Er senkte den Kopf, besiegt, machtlos. Seit Monaten wehrte er sich gegen alle Welt. Gegen diesen Mann — das fühlte er deutlich — konnte er nicht aufkommen.

„Wieviel geben Sie mir," flüsterte er endlich, „wenn ich Ihnen die Perle verschaffe?"

„Nichts!"

„Sie halten mich zum Narren. Sie wollen von mir ein Ding, das Tausende und Hunderttausende wert ist, und ich soll nichts haben?"

„Doch, das Leben."

Der Elende schauderte.

„Sehen Sie, Danègre," fuhr Grimaudan in fast sanftem Tone fort, „die Perle hat für Sie gar keinen Wert. Sie können sie ja doch nicht verkaufen. Wozu also sie behalten?"

„Es gibt Hehler ... einmal ... zu welchem Preise immer ... später"...

„Später wird es zu spät sein."

„Warum?"

„Weil die Polizei Sie wieder festgesetzt haben wird, und dann, mein Lieber, sind Sie bei den Beweisen, die ich liefere, unrettbar verloren."

Viktor Danègre faßte sich mit beiden Händen den Kopf und dachte nach. Und eine große Müdigkeit überkam ihn, ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Ruhe.

„Wann wollen Sie die Perle?" flüsterte er.

„Sofort, in einer Stunde."

„Sonst" ...

„Sonst zeigt Fräulein von Sinclèves Sie noch heute an."

Danègre goß sich ein Glas Wein ein, das er auf einen Zug hinunterstürzte. Dann stand er auf.

„Zahlen Sie, und gehen wir ... ich habe die verfluchte Geschichte satt!"

Die Nacht war gekommen. Die beiden Männer stiegen den Berg bis zu den äußeren Boulevards hinab und folgten diesen in der Richtung zum großen Stern. Sie schritten schweigsam dahin, Danègre sehr müde mit gekrümmtem Rücken.

„Es ist in der Nähe des Hauses," sagte er, „beim Park Monceau."

„Natürlich! Sie haben das Haus vor Ihrer Verhaftung ja nur verlassen, um in den Tabakladen zu gehen."

„Wir sind angelangt", sagten Danègre mit heiserer Stimme.

Sie gingen das vergoldete Parkgitter entlang und bogen in eine Straße ein, an deren Ecke ein Tabakladen war. Danègre blieb einige Schritte darüber hinaus stehen. Seine Beine schlotterten. Er fiel auf eine Bank.

„Nun?" fragte sein Begleiter.

„Hier."

„Was, hier? Wollen Sie mich zum Narren halten?"

„Ja hier, vor uns."

„Vor uns! Hören Sie, Danègre, Sie irren sich, wenn Sie" ...

„Ich sage Ihnen, sie ist hier."

„Wo?"

„Zwischen zwei Pflastersteinen."

„Welchen?"

Danègre antwortete nicht.

„Ah! Ich verstehe, du willst mich irreführen, mein Junge."

„Nein ... aber ... ich werde verhungern."

„Und deshalb zögerst du? Nun, ich will ein guter Kerl sein. Wieviel forderst du?"

„Das Geld zur Überfahrt nach Amerika."

„Abgemacht!"

„Und hundert Franken für die erste Zeit."

„Du sollst zweihundert haben. Aber jetzt sprich!"

„Zählen Sie die Pflastersteine rechts vom Rinnstein. Zwischen dem zwölften und dreizehnten."

„In der Rinne?"

„Ja, unter dem Trottoirvorsprung."

Grimaudan blickte um sich. Auf der Straßenbahn herrschte Verkehr, und Fußgänger passierten die Stelle. Doch was weiter! Kein Mensch konnte auch nur ahnen, worum es sich handelte.

Er öffnete also sein Taschenmesser und stach damit zwischen den zwölften und dreizehnten Stein.

„Falls sie aber nicht da ist?"

„Wenn mich niemand gesehen hat, als ich sie versteckte, dann ist sie noch da."

„In welcher Tiefe?"

„Ungefähr zehn Zentimeter."

Er grub den feuchten Sand auf. Da stieß die Spitze seines Taschenmessers auf einen harten Gegenstand. Er vergrößerte mit den Fingern das Loch und erblickte die schwarze Perle.

„Hier hast du deine zweihundert Franken. Dein Überfahrtsbillett schicke ich dir morgen."

Am nächsten Tage stand im „Echo de France" folgende Notiz: „Seit gestern ist die berühmte schwarze Perle im Besitz Arsène Lupins, der sie dem Mörder der Gräfin Andillot abgenommen hat. In kurzer Zeit werden getreue Nachbildungen dieses einzigen Kleinods in London, St. Petersburg, Neuyork, Kalkutta und Buenos Aires ausgestellt werden. Arsène Lupin sieht den Vorschlägen seiner Geschäftsfreunde entgegen."

IX.

Sherlock Holmes kommt zu spät.

„Unglaublich, Belmont, Ihre Ähnlichkeit mit Arsène Lupin!"

„Sie kennen ihn?"

„Wie alle Welt, das heißt, nach seinen Photographien, von denen zwar keine der andern gleicht, die aber alle den Eindruck einer und derselben Physiognomie zurücklassen, einer Physiognomie, die ganz die Ihre ist."

Der Maler Horace Belmont schien nicht gerade entzückt von dieser Bemerkung.

„Mein lieber Devanne," sagte er etwas gereizt, „Sie sind nicht der erste, der das behauptet."

„Eine derartige Ähnlichkeit," wiederholte Devanne, „daß ich vermutlich die Polizei von Ihrer Anwesenheit in Dieppe verständigt hätte, wenn Sie nicht der bekannte Marinemaler wären, dessen Bilder ich aufrichtig bewundere."

Diese launige Bemerkung erregte allgemeine Heiterkeit bei der eleganten Gesellschaft, die im großen Speisesaal des Schlosses Thibermeslin beim Nachtisch saß. Außer Horace Belmont waren zugegen der Abbé Gelis, Pfarrer des zur Herrschaft gehörenden Dorfes, und ein Dutzend Offiziere, deren Regimenter in jener Gegend zu Übungen zusammengezogen waren, und die der Einladung des Bankiers Devanne und seiner Mutter Folge geleistet hatten.

„Ist denn nicht", rief einer von ihnen, „die Anwesenheit Lupins an der Küste signalisiert worden nach seinem famosen Abenteuer im Schnellzug von Paris nach Havre?"

„Ganz richtig! Das war vor drei Monaten, und die Woche darauf machte ich im Kasino die Bekanntschaft unseres wackern Belmont, der mir seitdem einigemal die Ehre seiner Gegenwart im Schloß erwiesen hat."

Man stand vom Tische auf und begab sich in den ehemaligen Waffensaal des Schlosses, einen sehr großen und hohen Raum, der das ganze Erdgeschoß des Wilhelmsturmes einnimmt, und in dem all die unvergleichlichen Schätze vereinigt sind, die die Herren von Thibermeslin im Laufe der Jahrhunderte aufgehäuft haben. Geschnitzte Spinde und Kredenzen, Feuerböcke und Girandolen schmücken den altertümlichen Saal. Herrliche Gobelins verhüllen die Steinwände. Die vier Fensternischen sind so tief, daß Sitzbänke darin Platz finden. In die Spitzbogen sind farbige Butzenscheiben eingelassen. Zwischen der Tür und dem ersten Fenster links erhebt sich eine monumentale Bibliothek im Renaissancestil, deren Giebel in Goldbuchstaben den Namen „Thibermeslin" trägt und darunter den stolzen Wahlspruch der Familie: „Spiel, wie ich will".

„Nur müssen Sie sich beeilen, Belmont", fing Devanne von neuem an. „Die heutige Nacht ist die letzte, die Ihnen bleibt."

„Und weshalb?" fragte der Maler, der offenbar anfing, auf den Scherz einzugehen.

Devanne wollte antworten, als seine Mutter ihm ein Zeichen gab. Doch das Verlangen, die Gäste zu unterhalten, war zu mächtig.

„Ach was!“ sagte er achselzuckend. „Jetzt kann ich ja schon sprechen. Eine Indiskretion ist nicht mehr zu befürchten.“

Man rückte neugierig die Stühle um ihn zusammen.

„Morgen um vier Uhr nachmittags“, erklärte er mit der befriedigten Miene eines Mannes, der eine Sensationsnachricht zu verkünden hat, „wird Sherlock Holmes, der große englische Detektiv, der geschickteste Rätsellöser, den es je gegeben hat, mein Gast sein.“

Alles zeigte sich erstaunt. Arsène Lupin machte also wirklich die Gegend unsicher?

„Arsène Lupin und seine Bande sind nicht weit. Wem sonst wäre die Plünderung der Schlösser Montigny, Cruchet und Cracville zuzuschreiben als unserm Nationaleinbrecher? Jetzt ist die Reihe an mir.“

„Und Sie sind im voraus verständigt worden, wie Baron Cahorn?“ fragte Belmont.

„Nein, zweimal gelingt der gleiche Scherz nicht.“

„Ja aber, woher wissen Sie denn“ . . .

„Daher“ . . .

Devanne war aufgestanden und zeigte mit dem Finger auf einen kleinen leeren Raum in der Bibliothek zwischen zwei mächtigen Folianten.

„Da stand ein Buch aus dem sechzehnten Jahrhundert mit dem Titel »Chronik von Thibermeslin«. Es ist die Geschichte des Schlosses seit seiner Erbauung durch den Herzog Rollon auf dem Platze einer ehemaligen befestigten Burg. Das Buch enthielt drei Kupferstiche. Der eine zeigte eine Ansicht des Schlosses aus der Vogelschau, der zweite einen Plan der Gebäude und der dritte — darauf mache ich Sie besonders aufmerksam, meine Herren — den Grundriß eines unterirdischen Ganges mit zwei Mündungen, von denen die eine sich jenseit des äußern Burgwalles öffnet, die andere hier endet, in diesem Saale hier, in dem wir jetzt versammelt sind. Nun, dieses Buch ist seit dem vorigen Monat verschwunden.“

„Das ist allerdings von böser Vorbedeutung“, sagte Belmont. „Nur rechtfertigt das noch nicht die Berufung von Sherlock Holmes.“

„Gewiß, das allein hätte noch nicht genügt, wenn nicht eine andere Tatsache hinzugekommen wäre. Es existiert nämlich in der Nationalbibliothek ein zweites Exemplar dieser Chronik, das sich von dem ersten durch einige Zusätze über den unterirdischen Gang unterschied, so durch einen Querschnitt, einen Maßstab und mehrere Randbemerkungen, die mit Tinte hineingeschrieben und etwas verwischt waren. Ich kannte dieses Exemplar und wußte, daß der endgültige Grundriß sich nur durch eine sorgfältige Vergleichung der beiden Karten feststellen ließ. Als nun mein Exemplar abhanden gekommen war, wurde am darauffolgenden Tage das der Nationalbibliothek von einem Besucher verlangt, der es mit sich fortnahm, ohne daß man die näheren Umstände dieses Diebstahls aufklären konnte.“

Verschiedene Ausrufe unterbrachen die Erzählung.

„Die Geschichte wird ernst“, bestätigte Devanne. „Die Polizei leitete sofort eine Untersuchung ein, die leider zu keinem Resultat führte.“

„Wie alle Untersuchungen in Sachen, bei denen Arsène Lupin die Hand im Spiele hat.“

„Ganz richtig. Deshalb kam mir auch der Gedanke, Sherlock Holmes um Beistand zu bitten. Er antwortete mir, daß er mit Vergnügen die Gelegenheit ergreife, sich mit Arsène Lupin zu messen.“

„Welche Ehre für Arsène Lupin!“ sagte Belmont. „Wenn aber unser Nationaleinbrecher, wie Sie ihn nennen, keinerlei Absichten gegen Thibermeslin hat, was soll dann der Engländer hier?“

„Er wird immerhin ein Rätsel zu lösen haben: den unterirdischen Gang.“

„Wieso? Sie sagten uns doch, ein Ausgang liege auf freiem Felde, der andere hier im Salon?“

„Ja! Aber wo im Salon? Die Linie, die nach der Planzeichnung den Gang darstellt, mündet allerdings auf einer Seite in einen kleinen Kreis, der mit »W. T.« bezeichnet ist, sehr wahrscheinlich die Anfangsbuchstaben von Wilhelmsturm. Aber wer könnte sagen, an welchem Punkte des Kreises der Strich der Zeichnung ansetzt?“

Devanne steckte eine zweite Zigarre an und goß sich ein Glas Benediktiner ein. Man bestürmte ihn mit Fragen. Er lächelte, befriedigt von dem erweckten Interesse.

„Das Geheimnis ist verloren gegangen“, fuhr er fort. „Niemand kennt es. Die Legende berichtet, die mächtigen Herren auf Thibermeslin hätten es einander auf dem Totenbette übermittelt, bis zu dem Tage, da Geoffroy, der letzte seines Namens, auf der Guillotine endete.“

„Ja, aber seit einem Jahrhundert hätte man doch nachforschen sollen!“

„Man hat nachgeforscht, aber ohne Erfolg. Ich selbst habe, als ich das Schloß von dem Urenkel des Konventsmitgliedes Leribourg kaufte, nachgraben lassen. Ebenso vergeblich. Bedenken Sie, daß dieser vom Wasser umgebene Turm mit dem Schlosse nur an einem Punkt verbunden ist, daß somit der Gang unter den ehemaligen Gräben laufen muß. Der Plan in dem Exemplar der Nationalbibliothek zeigt übrigens vier Treppen mit achtundvierzig Stufen, was einer Tiefe von mindestens zehn Metern entspricht. Und der Maßstab auf diesem Plan ergibt eine Entfernung von zweihundert Metern. Das Rätsel liegt hier, zwischen diesem Fußboden, dieser Decke und diesen Wänden. Aber offengestanden, es fehlt mir die Lust, sie niederzureißen, um die Lösung zu finden.“

„Und Sie haben keinerlei Anzeichen?“

„Davon ist mir nichts bekannt.“

„Herr Devanne,“ warf der Abbé Gelis ein, „Sie vergessen die beiden Zitate!“

„Oh,“ entgegnete der Bankier, „der Herr Pfarrer ist ein begeisterter Memoirenfreund, und alles, was Thibermeslin angeht, interessiert ihn. Aber die Zitate, von denen er spricht, verdunkeln nur die Sache.“

„Was für Zitate?“

„Nun, der Herr Abbé Gelis hat herausbekommen, daß zwei Könige von Frankreich die Lösung des Rätsels kannten.“

„Zwei Könige von Frankreich?“

„Ja, Heinrich IV. und Ludwig XVI.“

„Woher weiß das der Herr Abbé?“

„Sehr einfach!“ ergriff der Pfarrer das Wort. „Am Tage vor der Schlacht von Arques-la-Bataille aß und schlief König Heinrich IV. in diesem Schloß. Um elf Uhr nachts wurde Louise de Tancarville, die schönste Dame der Normandie, durch den unterirdischen Gang zu ihm geführt mit Wissen des Herzogs Eduard von Thibermeslin, der zu diesem Zwecke dem König das Familiengeheimnis verriet. Dieses Geheimnis vertraute Heinrich IV. später seinem Minister Sully an, der die Anekdote in seinen Memoiren berichtet, ohne ihr einen andern Kommentar hinzuzufügen als folgenden unverständlichen Satz: »Der Habicht senkt sich bis zur Erde, die erzitternd sich am Ende öffnet, und man gelangt zu Gott«.“

Man sah sich erstaunt an. Belmont lachte.

„Das ist nicht gerade blendend klar!“

„Nicht wahr?“ sagte Devanne. „Der Herr Pfarrer bildet sich ein, Sully habe so die Rätsellösung bezeichnen wollen, ohne den Schreibern, denen er seine Memoiren diktierte, das Geheimnis zu enthüllen.“

„Diese Annahme läßt sich hören.“

„Das gebe ich zu. Aber wo ist der Habicht?“

„Und was soll das heißen: »Man gelangt zu Gott«?“

„Unverständlich!“

„Und hat auch Ludwig XVI.“, fragte Belmont, „den Besuch einer Dame empfangen und sich zu diesem Zweck den Gang öffnen lassen?“

„Das weiß ich nicht“, erwiderte der Geistliche. „Alles, was ich sagen kann, ist, daß Ludwig XVI. im Jahre 1784 auf Thibermeslin geweilt hat, und daß der berühmte Eisenschrank, der auf die Denunziation Gamains hin im Louvre gefunden wurde, unter anderm ein Papier enthielt, auf dem von seiner Hand geschrieben war: »Thibermeslin: 2 — 6 — 12«.“

Der Maler lachte laut auf.

„Hurra! Die Dunkelheit lichtet sich immer mehr. Zweimal sechs gibt zwölf.“

„Lachen Sie, soviel Sie wollen!“ sagte etwas ärgerlich der Pfarrer. „Ich bin dennoch überzeugt, daß diese beiden Zitate die Lösung enthalten, und daß eines Tages jemand sie deuten wird.“

„Sherlock Holmes vor allem,“ sagte Devanne, „wenn ihm nicht Arsène Lupin zuvorkommt. Was meinen Sie, Belmont?“

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

AUS INDUSTRIE UND TECHNIK

Motoren zum Antrieb von Luftfahrzeugen.

Von **Ernst Valentin**, Berlin.

Bis vor kurzem stand dem Menschen für die Durchquerung des Luftmeeres ausschließlich der Freiballon zur Verfügung. Dieser wurde als freier Ballon bezeichnet im Gegensatz zu dem Fesselballon, der durch ein Seil dauernd mit der Erde in Verbindung gehalten wird und nur so weit aufsteigen kann, als es die Länge des Seiles zuläßt. Nach heutigen Begriffen ist der Name Freiballon keineswegs mehr passend. Im Gegenteil erscheint ein solches Luftfahrzeug als vollständig unfrei. Es ist den Launen des Windes zum Spielball gegeben, die es blindlings vor sich hertreiben, ohne daß der Aeronaut auch nur den geringsten Einfluß auf seinen Weg und seine Richtung hätte. In ähnlicher Weise treibt ein Segelschiff bei vollständiger Windstille steuerlos dahin und folgt nur den Strömungen des Wassers.

Sobald aber das Schiff auf dem Wasser durch eine fremde Kraft getrieben wird, sei es durch den Wind der Luft oder die Umdrehungen der Schraube, kann man es lenken und nach Wunsch führen. Da in der Luft ein fremdes Element für die Kraftlieferung nicht zur Verfügung steht, muß das lenkbare Luftschiff eine besondere Kraftquelle mit sich führen. Daran, daß bisher Maschinen nicht vorhanden waren, die sich zur Mitnahme auf dem Ballon eigneten, scheiterten alle Versuche, lenkbare Luftschiffe zu bauen. Und zwar waren die bekannten Motoren hauptsächlich deswegen nicht tauglich, weil ihr Eigengewicht weit das Maß dessen übertraf, was ein Ballon vermöge seines Auftriebes zu tragen imstande ist. Man kann auch nicht die gesamte Auftriebskraft für das Tragen der Maschine nutzbar machen, weil das Gewicht der Ballonhülle, der Gondel, der Mannschaft und der Apparate einen erheblichen Teil von ihr in Anspruch nimmt.

Aber auch außer dem zu hohen Gewicht waren die früher bekannten Maschinen für die Luftschiffahrt nicht geeignet. Die Dampfmaschine benötigt einen besondern, unter hohem Druck stehenden Kessel, der mit einer offenen Flamme geheizt werden muß. Vom Kessel zur Maschine, zu den Pumpen usw. führen Rohrleitungen, so daß die ganze Anlage einen verhältnismäßig großen lichten Raum einnimmt. Auch ist bei ihr eine ständige Beaufsichtigung und Bedienung nötig.

Der Elektromotor dagegen bedarf zu seiner Speisung der schweren Akkumulatorenbatterie. Sie ist einerseits nicht fähig, den auftretenden Schwankungen dauernd standzuhalten, und außerdem nach verhältnismäßig sehr kurzer Zeit erschöpft, und ein Neuladen der Platten ist unterwegs ausgeschlossen.

Diese für die Entwicklung der Luftschiffahrt wenig günstigen Zustände änderten sich mit einem Male, als der schnellaufende Verbrennungsmotor, wie er für den Antrieb der Automobile benutzt wird, in die Erscheinung trat. Seine Nachteile auf dem Lande, wie die Notwendigkeit, ihn andrehen zu müssen, der geräuschvolle Auspuff und die Gerüche der Auspuffgase, sind in der Luft weniger störend; dagegen sind sein von anderen Systemen unerreichtes geringes Gewicht und der kleine Raum, den ein solcher Motor beansprucht, von allergrößtem Wert. Auch seine sonstigen Eigenschaften prädestinieren ihn zum Luftschiffmotor sondergleichen. Er braucht keine offene Flamme, keinen Kessel unter Druck, keine Bedienung. Er arbeitet stundenlang völlig selbsttätig, holt sich selbst das nötige Benzin heran, sorgt für das richtige Schmieren seiner Lager und regelt seine Tourenzahl gleichzeitig mit der Vergasereinstellung für den günstigsten Brennstoffverbrauch.

Wenn trotzdem die Frage der Flugmotoren noch durchaus nicht als gelöst betrachtet werden kann, so liegt der Grund hierfür in der Tatsache, daß der normale Automobilmotor nicht ohne weiteres als guter Luftschiffmotor angesehen werden darf. Die Bedingungen, unter denen der Motor in der Luft arbeiten muß, und die Anforderungen, die an ihn beim Betriebe eines Luftschiffs gestellt werden, sind in mancher Beziehung wesentlich von den Verhältnissen verschieden, die für den Antrieb von Automobilen maßgebend sind.

Während auf der Erde kleinere Betriebsstörungen meist in sehr kurzer Zeit behoben werden können, nötigenfalls unter Aufsuchung der nächstgelegenen Schlosserwerkstatt, muß der Flugmotor unbedingt während der ganzen Dauer einer Fahrt ohne Störungen arbeiten. Denn beim Versagen des Motors verliert der Motorballon sofort seine Lenkbarkeit und wird von der herrschenden Luftströmung fortgetrieben. Noch verhängnisvoller ist aber ein solcher Fall für einen Flugapparat; denn er ändert, wenn die Schraube aufhört sich zu drehen, sofort seine Gleichgewichtslage und stürzt meistens in jähem Fall zu Boden, den Luftschiffer mit sich ins Verderben reißend.

Im Gegensatz zum Automobilmotor wird von einem Flugmotor dauernd die höchste Leistung verlangt. Auf dem Lande nämlich wechselt die Triebkraft immerfort. Bald treibt der Motor den Wagen, bald reißt die lebendige Kraft des Wagens den Motor mit sich fort, je nach der Beschaffenheit des Bodens. In der Luft aber gibt es keine solchen Unterschiede, der Motor muß gleichmäßig arbeiten, ohne sich bei einer Talfahrt ausruhen zu können.

Ein weiterer Faktor, der bei der Konstruktion der Flugmotoren berücksichtigt werden muß, ist der Einfluß der Höhe über dem Erdboden auf die Kraftleistung. Da die Luft mit der Entfernung von der Erde immer dünner wird, ist auch die von den Zylindern des Motors angesaugte Luftmenge in der Höhe weniger reich. Wie groß dieser Einfluß ist, geht aus der folgenden Aufstellung hervor, in der ein Motor von 33 P. S. bei verschiedenem Barometerstand auf seine Kraftleistung untersucht wurde.

Barometerstand	Entsprechende Höhe in m	Leistung in P. S.
760	0	33
670	1000	28
590	2000	24
520	3000	20
462	4000	16,5

Schließlich muß noch berücksichtigt werden, daß der Motor in einem Luftschiff sehr erheblichen Schwankungen ausgesetzt ist, so daß die Motorluftschiff-Studiengesellschaft in ihrem Preisausschreiben bis zu zwanzig Prozent Schrägstellung vorgeschrieben hatte. Dieser Umstand ist für die richtige Ölverteilung im Kurbelgehäuse des Motors sehr wichtig und erfordert besondere Berücksichtigung bei der Konstruktion, weil bei einem gewöhnlichen Motor in solchem Falle das Öl ganz nach einer Seite laufen und diese überschwemmen würde, während die andere Seite dann trocken liefe.

Man darf nun beim Bau von besonderen Flugmotoren sich nicht verleiten lassen, die eben angeführten Bedingungen denen der Betriebssicherheit voranzusetzen, wie man es namentlich bei französischen Motoren manchmal findet, die bis zu dem geringen Gewicht von 2 kg und weniger, auf die Pferdestärke gerechnet, angelangt sind, während eine ortsfeste Gasmaschine etwa 300 kg und ein leichter Automobilmotor etwa 10 kg für 1 P.S. erfordert. Die Ersparnis an Gewicht kann auch leicht dadurch illusorisch werden, daß ein Motor einen sehr hohen Benzinverbrauch hat, da für eine längere Fahrt von etwa zehn Stunden eine bedeutende Menge Betriebsstoff nötig ist. So verbraucht ein Motor von 100 P.S. etwa 27 kg Benzin in der Stunde oder 270 kg für eine Dauerfahrt. Bei einem Eigengewicht des Motors von 400 kg würde sich daher das Gesamtgewicht durch Erleichterung des Motorgewichts nicht so wesentlich günstiger gestalten.

Bei Betrachtung der für die Luftschiffahrt bisher verwandten

1. 100-P.S.-Luftschiffmotor der Daimler-Motorengesellschaft. (Eingebaut in das Luftschiff des Grafen v. Zeppelin.)

2. 100-P.S.-Luftschiffmotor der Neuen Automobilgesellschaft.

3. Luftschiffmotor der Fahrzeugfabrik Eisenach.

4. 72-P.S.-Luftschiffmotor von Gebrüder Körting, Hannover. (Eingebaut in das deutsche Militärluftschiff des Majors Groß.)

Motoren kann man drei Arten unterscheiden, nämlich besonders leichte Automobilmotoren, Spezialmotoren für Luftschiffe und Motoren für Flugmaschinen. Bei dem vor kurzem beendeten Wettbewerb für Luftschiffmotoren wurden die Preise ausschließlich von Motoren der ersten Klasse davongetragen. Der erste und zweite Preis wurde geteilt zwischen der Daimler-Motorengesellschaft und der Neuen Automobilgesellschaft. Der in Abbildung 1 dargestellte Daimler-Motor ist nach dem berühmten Mercedes-Renntyp dieser Firma gebaut. Die beiden Zylinderpaare entwickeln bei normaler Umdrehungszahl etwa 100 P.S. Die Einströmung des Gasgemisches in die Zylinder erfolgt durch die oben in den Zylinderköpfen hängend angeordneten Einlaßventile, während die Auslaßventile auf der hintern Seite in üblicher Weise stehend angeordnet sind. Bemerkenswert ist, daß der Auspufftopf von dem Kühlwasser umspült wird, um die Temperatur der ausgestoßenen Gase herabzudrücken. Das Kühlwasser selbst wird durch den rechts sichtbaren Bienenkorbkühler mit besonderm Ventilator am Kochen verhindert. In den Luftschiffen des Grafen v. Zeppelin sind je zwei oder drei solcher Motoren eingebaut.

Auch beim Lenkballon des Majors v. Parseval wird ein Daimler-Motor angewendet. In der Mitte der Gondel befindet sich der Motor, vor diesem der Kühler und außen das Benzingefäß. Die Luftschraube ist ganz oben angeordnet. Die Flügel der Schraube, die aus Stoff hergestellt sind, hängen in der Ruhelage schlaff herunter. Ein nach oben führender dicker Schlauch leitet zu den Ballonets, die nach Bedarf mit Luft aufgeblasen werden. Der neuste Parseval-Ballon ist mit zwei Motoren der Neuen Automobilgesellschaft ausgerüstet, von denen jeder etwa 100 P.S. leistet. In Abbildung 2 ist ein solcher Motor von der Vergaserseite aus gesehen gezeichnet. Es sind sechs einzelne Zylinder von je 150 mm Bohrung und 130 mm Hub vorhanden. Beide Ventile für den Einlaß und den Auspuff sind oben in den Zylinderköpfen angeordnet. Die Herstellung des brennbaren Gasgemisches geschieht in drei unabhängigen Vergasern, so daß der Motor auch nach dem Defektwerden eines einzelnen Zylinders weiterarbeiten kann. Zwischen dem zweiten und dritten Zylinder von links ist der Magnetapparat sichtbar, der den Strom für die Zündkerzen liefert. Zum Ingangsetzen des Motors ist eine besondere Druckluftanlage vorgesehen, für deren Betätigung das Öffnen eines Ventils genügt. Das Gewicht des betriebsfähigen Motors wird auf etwa 400 kg angegeben, so daß 4 kg auf 1 P.S. kommen.

5. 42-P.S.-Flugmotor von Renault Frères, Billancourt.

Auf der Schiffbauausstellung in Berlin war ein solcher Motor in die Gondel eines Ballons von etwa 3200 cbm Gasinhalt eingebaut zu sehen. Der zugehörige Ballon würde bei Wasserstoffüllung etwa 3200 bis 3500 kg Tragfähigkeit besitzen. Das Gewicht des Gondelgerüstes selbst beträgt etwa 250 kg. Die Luftschraube hat einen Durchmesser von 4 m.

Den dritten Preis der Motorluftschiff-Studiengesellschaft erhielt der in Abbildung 3 dargestellte Motor der Fahrzeugfabrik Eisenach. Bei ihm liegen alle Ventile auf einer Seite, so daß die verschiedenen Rohrleitungen übereinander verlaufen. Zu oberst sieht man die Wasserleitung, die das warme Wasser aus den Zylindern in den Kühler führt, darunter das nach rechts abführende Auspuffrohr und zu unterst die verzweigte Zuführung des Gasgemisches. Der hinter dem Wasserkühler sichtbare Ventilator ist auf ein und derselben Welle mit der Wasserpumpe angeordnet und wird durch Zahnräder von der Kurbelwelle aus angetrieben. Das untere Kurbelgehäuse ist in vier besondere Abteilungen abgeteilt. Um ein Verlaufen des Öls bei Schrägstellung des Motors zu verhindern, wird jede Abteilung für sich geölt durch die rechts oben sichtbaren Leitungen vom Ölkasten aus.

Das deutsche Militärluftschiff des Majors Groß ist mit einem besondern Motor ausgerüstet, der in seiner Bauart wesentlich von den im Automobilbau üblichen Konstruktionen abweicht. Dieser von Gebrüder Körting, Hannover, hergestellte Motor (Abbild. 4) besitzt acht unter einem Winkel von neunzig Grad gegeneinander gesetzte Zylinder von je 116 mm Bohrung und 126 mm Hub. Er entwickelt bei etwa 1400 Umdrehungen in der Minute 72 P.S. und verbraucht bei seiner Höchstleistung ungefähr 21 kg Benzin und $1,_4$ kg Schmieröl in der Stunde. Die Saugventile liegen oben in den auf die Zylinder aufgesetzten Kappen, die Auspuffventile unten. Für die Zündung sind zwei Magnete vorgesehen, die je nach Bedarf umschichtig eingerückt werden können, so daß Störungen durch Versagen der Zündung ausgeschlossen erscheinen. Das Gewicht des betriebsfertigen Motors beträgt 200 kg, also etwa 3 kg für 1 P.S.

Für die dritte Klasse von Motoren, die wegen ihres Eigengewichts hauptsächlich für den Antrieb von Flugapparaten benutzt werden, waren die Konstruktionen der französischen Fabrik Antoinette grundlegend. Durch die ungeahnte Leichtigkeit dieser Maschinen, die nicht mehr als $1,_5$ bis 2 kg. für 1 P.S. wiegen, wurden die erfolgreichen

6. Flugmotor mit rotierenden Zylindern von Bucherer, Elberfeld.

Flüge von Farman und Delagrange im vergangenen Sommer ermöglicht.

Einen nach ähnlichen Grundsätzen gebauten Flugmotor von Renault Frères, Billancourt, zeigt Abbildung 5. Zwei Reihen von je vier Zylindern sind schräg gegeneinander gestellt. Die Zylinder, die je 90 mm Bohrung und 120 mm Hub haben, werden nicht durch Wasser, sondern durch einen Luftstrom gekühlt. Die Luft wird durch die Schraube des Fliegers selbst und außerdem durch einen besondern Ventilator in ein die Zylinder umgebendes Gehäuse gedrückt. Ähnlich wie bei den Motoren der Motorfahrräder sind die Zylinder zur Erreichung einer größern Oberfläche mit besonderen Kühlrippen versehen. Der Motor leistet ungefähr 42 P.S. und wiegt 130 kg, so daß etwa 3 kg auf die Pferdestärke kommen.

Um die Erzeugung des bei luftgekühlten Motoren nötigen künstlichen Luftzuges zu vermeiden, hat man mehrfach versucht, die Zylinder selbst umlaufen zu lassen. Man spart hierdurch auch das schwere Schwungrad und erreicht, daß der Motor außerordentlich ruhig und erschütterungsfrei läuft. Solche Motoren sind in letzter Zeit mehrfach in Amerika, Frankreich und in Deutschland gebaut worden.

Abbildung 6 zeigt den Motor von Bucherer, Elberfeld. Bei ihm werden die Gase durch zwei ineinandergelegte Rohre zu- und abgeführt. Der Strom für die Zündung wird den rotierenden Zylindern dadurch zugeleitet, daß sie an der tiefsten Stelle jedesmal über eine Kontaktfläche gleiten. Die wiederum mit Kühlrippen versehenen Zylinder erzeugen bei der schnellen Drehung einen sehr starken Luftzug zur Abkühlung.

Wie leicht sich derartige Maschinen ausbalancieren lassen, zeigt Abbildung 7, die eine photographische Aufnahme des Motors bei voller Tourenzahl darstellt. Außer den Zylindern, die natürlich sehr verschwommen erscheinen, kann man es den anderen Teilen überhaupt nicht ansehen, daß der Motor während der Aufnahme in Bewegung war.

7. Flugmotor mit rotierenden Zylindern von Bucherer, Elberfeld, während des Laufes aufgenommen.

Aus dem kurzen Abriß über die verschiedenen Konstruktionen von Flugmotoren erkennt man, wie die Ingenieure überall eifrig an der Arbeit sind, um das Problem eines sehr leichten und doch betriebssichern Motors zu lösen. Und wenn ein solcher Motor einmal in vollendeter Weise konstruiert sein wird, so wird es auch dem Menschen möglich sein, die Luft in jeder Richtung und bei jedem Wetter zu durchqueren, und die Worte, die Schiller vor mehr als hundertzwanzig Jahren gesprochen hat, werden in Erfüllung gehen:

„Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott erhebt er sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmeswehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt er zu den blauen Höhen."

Ein neuer Riesen-Schwimm-Drehkran.

Wie auf so manchem andern Gebiet der Technik hat die deutsche Maschinenindustrie auch auf dem des Kranbaues in der letzten Zeit außergewöhnliche Erfolge zu verzeichnen; Erfolge, die zu der Behauptung berechtigen, daß der deutsche Groß-Kranbau dem anderer Industriestaaten entschieden überlegen sein muß, sonst würden eben Bestellungen aus industriell so hochentwickelten Ländern wie England, Rußland, Japan usw. nicht bei ihm einlaufen. Für eine englische Werft, die der Firma Haarland and Wolff Ltd. in Belfast, ist denn auch der durch beigegebene Abbildung in Gegenüberstellung mit dem Brandenburger Tor in Berlin veranschaulichte Riesen-Schwimm-Drehkran bestimmt, dessen von der Benrather Maschinenfabrik-Aktiengesellschaft in Benrath gleichfalls ausgeführtes Duplikat sich auf der Kaiserlich Japanischen Staatswerft zu Yokosuka unter Probelasten von 175, ja 200 t bereits bewährt hat.

Schlug der vor kurzem ebenfalls von einer deutschen Maschinenbauanstalt für die St.-Petersburger Staatswerft ausgeführte Riesen-Schwimm-Drehkran alle bisherigen Rekords hinsichtlich der Tragfähigkeit — 260 t — so läßt sich dasselbe von dem hier dargestellten Kran hinsichtlich der konstruktiven Durchbildung behaupten.

Der Kran ist ein Meisterstück deutscher Eisenbaukunst. Spinnenwebartig erhebt sich bei ihm auf dem nur wenig über Wasser hervorragenden Ponton die als Gitterwerk durchgebildete Kransäule, die dem Fachmann außerdem durch ihre ungewöhnlich geringe Breite am Fuße auffällt. Gerade darin liegt eine Eigentümlichkeit der Konstruktion, und in ihr begründet sich in der Hauptsache der Wert des so geschaffenen neuen Typs. Während nämlich die älteren gleichartigen Schwimmkrane am Fuße der Kransäule stets eine Drehscheibe von bedeutenden Abmessungen erfordern, fällt diese hier weg. An ihre Stelle tritt eine auf dem Ponton befestigte, etwa 20 m hohe, vierseitige Pyramide, auf deren Spitze die eigentliche Tragkonstruktion des Krans ihren Halt findet, die, wie man sieht, die Säule selbst glockenartig umschließt. Durch diese Ausführung der Kransäule wurde es möglich, das zur Bewegung des Lasthakens erforderliche, nebenbei bemerkt, elektrisch angetriebene Windewerk, ebenso auch das zur Ausbalancierung des Auslegers bestimmte Gegengewicht von zusammen etwa 200 t dicht über dem Deck des Pontons anzuordnen. Damit aber kam wiederum der Schwerpunkt der gesamten Konstruktion sehr tief zu liegen, und daraus wieder ergab sich der auffallend kleine Schwimmkörper. Der Ponton hat nämlich trotz der auf 150 t festgesetzten normalen Tragfähigkeit des Kranes bei einer Breite von 26 m nur eine Länge von 45 m und einen mittlern Tiefgang von 2 m; er enthält im übrigen auf der der Kransäule entgegengesetzten Seite das schon erwähnte Gegengewicht und die Maschinenanlage. Ersteres wird durch einen Betonblock von entsprechendem Gewicht

gebildet, die Maschinenanlage umfaßt alle für den Betrieb der Propeller und des Windewerkes erforderlichen Dampf- und elektrischen Maschinen und vermag im ganzen 300 P. S. zu entwickeln.

Wohl als der stärkste aller bisher gebauten Kräne erweist sich der vorliegende hinsichtlich des Lastmoments; gestattet sein Ausleger doch, und zwar nur infolge der eigenartigen Ausführung der Kransäule, eine Nutzbelastung mit 150 t noch bei $30{,}_5$ m Abstand des Angriffspunktes der Last von der Drehmitte. Ja, die vor der Überweisung des Kranes an die Bestellerin ausgeführten Probebelastungen haben sogar den Beweis erbracht, daß selbst bei einer Belastung von 175 t der Kran noch alle Bewegungen ruhig und sicher ausführt. Der an der Spitze des Auslegers angeordnete Hilfshaken vermag Lasten von 50 t zu tragen und gestattet eine Höchstausladung von $43{,}_5$ m, so daß der Kran ein Arbeitsfeld von 87 m Durchmesser bestreichen kann, ohne daß der Ponton von der Stelle bewegt werden müßte.

Als besonderer Vorteil des neuen Krantyps, für den übrigens augenblicklich auch die ersten deutschen Bestellungen vorliegen, ist schließlich noch die exzentrische Lagerung der Kransäule anzusehen, wobei die Abstände so gewählt wurden, daß das Kranmittel von drei Bordkanten des Pontons gleich weit entfernt ist. Für den Transport kleinerer Lasten vom Krane auf das auszurüstende Schiff, ohne jedesmalige Wippbewegung des gewaltigen Auslegers, ist am Untergurte des letztern eine Laufkatze von 5 t Tragkraft vorgesehen. Ein durch Geländer geschützter Steg macht die Spitze des Auslegers selbst im gekippten Zustande zugänglich, ein ähnliches Geländer sichert das auf dem Ponton etwa tätige Personal vor dem Absturz ins Wasser. F. W.

Der neue Riesen-Schwimm-Drehkran der Benrather Maschinenfabrik-Aktiengesellschaft in Benrath in seinem Größenverhältnis zum Brandenburger Tor.

Technische Literatur.

Besprochen von F. Wilke, Leipzig.

Hilfsbuch für den Luftschiff- und Flugmaschinenbau von Dr. R. Wegner v. Dallwitz, Physiker und Dipl.-Ing. Verlag von C. J. E. Volckmann Nachfolger (E. Wette) in Rostock i. M. Preis 4 Mk. — Die neusten, mit so großem Erfolg unternommenen Aufstiege Zeppelins, die Versuche mit den verschiedenen Militärluftschiffen und den Flugmaschinen der Brüder Wright und anderer lenken die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit immer wieder auf die Fortschritte, die auf dem Wege der Eroberung des Luftmeeres gemacht werden. Leider aber war es bisher nur dem Eingeweihten möglich, diese Fortschritte, die zum großen Teile ja aus rein theoretischen Erwägungen resultieren, sich auch handgreiflich vor Augen zu führen; beschränkten sich doch selbst angesehene Fachzeitschriften einfach auf die Beschreibung der einzelnen Versuche und die Begutachtung des betreffenden Systems. In dem vorliegenden Werk wird nun erstmalig der Versuch gemacht, dem Problem allgemein wissenschaftlich zu Leibe zu gehen; da aber dazu zunächst die Kenntnis der verschiedenen derzeit ausgeprobten Typen erforderlich ist, so beschreibt der Verfasser im ersten Abschnitt zunächst diese, wobei er naturgemäß zwischen Motorballons und Flugmaschinen unterscheidet. Im zweiten Teile beschäftigt er sich mit den Elementen der Luftfahrzeuge, wie den Treibschrauben, den Luftschiffmotoren und der Gasversorgung sowie dem Baumaterial. Der dritte Teil endlich ist der Berechnung der dynamischen Luftwirkung auf die Arbeitsflächen der Luftfahrzeuge gewidmet, wobei selbstredend vor allem der Berechnung des Wirkungsgrades, der Steuerflächen, Treibschrauben usw. ein weiter Raum zugewiesen ist. Ein Anhang behandelt die Mechanik einer allerdings schon ausgeführten, für die allgemeine Praxis aber wohl wertlosen Konstruktion des Gleitbootes.

Handbuch der Baukonstruktionslehre mit besonderer Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. 5. Auflage von Prof. Walter Lange. Leipzig 1908, Verlag von J. J. Weber. — Zu denjenigen Lehrbüchern, deren Verfasser die Fortschritte der Technik mit offenem Auge zu verfolgen und ihre Werke dementsprechend einzurichten wissen, gehört das vorliegende. Gibt dieses über die einzelnen Fragen der praktischen Bautechnik auch nur kurze Auskunft, so hat es vor so manchem ausführlichern Werk doch den Vorzug, daß es nahezu in keinem Falle versagt. Das haben denn auch die Leser selbst

dadurch anerkannt, daß sie den Verfasser in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Herausgabe der fünften Auflage zwangen. Deren Inhalt gliedert sich in sechs Hauptabschnitte: Maurerkonstruktionen, Zimmererkonstruktionen, Türen-, Fenster- und Eisenkonstruktionen, Dachdeckungen, Anstriche, Reparaturen, Umbauten und sonstige Arbeiten. Jeder dieser Abschnitte hat auch in der vorliegenden Auflage eine Erweiterung, sei es durch Einfügung der einen oder andern Neukonstruktion oder eines neuen Arbeitsverfahrens, sei es durch gründlichere Besprechung einer schon früher angeschnittenen Frage, erfahren. Dabei wurde augenscheinlich noch besonders darauf geachtet, daß nur wirklich verwendbare Konstruktionen und Arbeitsverfahren im Werke Aufnahme fanden. Wir dürfen also auch die neue Auflage als für den Praktiker unentbehrlich bezeichnen.

Geschichte der Industrie im märkischen Sauerland. Herausgegeben von der Handelskammer zu Hagen. Bearbeitet von Dr. Boye. Band 3: Kreis Iserlohn. Verlag von Otto Hammerschmidt, Hagen 1908. — War die Statistik ursprünglich eine nur trockene Wissenschaft, da sie sich lediglich auf die zahlenmäßige Festlegung wirtschaftlicher Vorgänge beschränkte, so ist sie heute durch Verbindung mit der Volkswirtschaftslehre zur geschichtlichen und damit allgemein interessanten geworden. Das beweist unter anderm der vorliegende dritte Band der „Geschichte der Industrie im märkischen Sauerlande". In diesem behandelt der Verfasser speziell den Kreis Iserlohn; er verfolgt die Spuren der Orts- und Bezirksnamen, soweit das an Hand amtlicher Urkunden möglich ist, und berichtet über die Entstehung und die Entwicklung sowie über die Leistungen der in den einzelnen Bezirken und Orten ansässigen Industrien. Weiter bringt der Verfasser die in den Bezirken maßgebenden Bestimmungen für die Meister-, Gesellen- und Lehrlingserziehung, die Zünfte u. a. m.

Elemente der physikalischen Chemie. Von Dr. Joh. Brode. Verlag von Dr. Max Jänecke, Hannover. Preis 2 Mk. 20 Pf. (Band 30 der „Bibliothek der gesamten Technik".) — Zu denjenigen Gebieten der Technik, auf denen ununterbrochen literarische Neuerscheinungen zu verzeichnen sind, gehört die Chemie. Und doch findet man unter allen diesen Werken kaum eins, das seinen Platz nicht ausfüllt. Das gilt auch von dem vorliegenden Bändchen der bekannten Jäneckeschen Sammlung, das in klarer Weise über die Grundgesetze der Chemie, die Lehre vom chemischen Gleichgewicht, die Reaktionsgeschwindigkeiten, die Lösungen sowie die elektrische Dissoziation, den Begriff chemische und elektrische Energie Auskunft gibt. Am Schlusse sind dann auch die Elektronentheorie und die Radioaktivität noch kurz erwähnt. Das Bändchen erscheint uns besonders als Informationswerk für Elektriker und sonstige auf dem Gebiete der physikalischen Chemie tätige Techniker geeignet.

Joly, Technisches Auskunftsbuch für das Jahr 1909. Herausgegeben von Herbert Holz. Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1908. — Schon die im Jahre 1894 erschienene erste Auflage dieses besonders für Praktiker bestimmten Werkes erregte allgemeines Aufsehen; wich es doch sowohl in der Anordnung als auch in der Behandlung des Stoffes wesentlich von den damals bekannten Werken ab. Das Buch gehörte weder in die Kategorie der Kalender noch in die der Sammelwerke. Es war eine Art Lexikon der gesamten praktischen Technik; sein Inhalt erstreckte sich in gleicher Weise über das Gebiet der Architektur wie der Ingenieurwissenschaften. Diesen Charakter hat das Werk bis heute treu gewahrt. Auch die vorliegende sechzehnte Auflage beantwortet kurz alle Fragen, die dem Techniker bei der Bureauarbeit, auf Bauten oder im Betriebe täglich aufstoßen. Es ist daneben aber auch ein Nachschlagebuch für alle diejenigen, die sich für das Bau- und Ingenieurwesen interessieren. Es enthält die wichtigsten Notizen, Regeln, Formeln und Tabellen aus der Theorie und Praxis der Technik, ferner die bezüglichen Gesetze und Verordnungen und endlich Preise sowie Bezugsquellen für technische Bedarfsartikel und Erzeugnisse. In einem Nachtrage sind die wichtigsten Tabellen und Regeln der Mathematik, wie z. B. Kreisumfangs- und Inhaltstafeln, Logarithmen, Umrechnungstafeln, Lohntabellen, daneben aber auch die Angaben über Post- und Telegraphengebühren usw. untergebracht. Ebenso sind einige Skizzen in das Werk eingestreut. Druck und Ausstattung machen diesen Band zu einem Schmuck jedes Arbeitstisches.

Eine Polizeibrille.

Die Pariser Polizei unternimmt gegenwärtig Versuche mit einer neuen Brille. Diese soll es dem Beamten möglich machen, nicht nur die Vorgänge vor seinem Gesichte schärfer zu beobachten, sondern er soll auch alles wahrnehmen können, was sich hinter seinem Rücken ereignet.

Zu diesem Zweck sind an den Seiten dieser seltsamen Brille kleine Konkavspiegel angebracht. Die Spiegel sind zuverlässig und hindern den Brillenträger nicht, so daß man nach den ersten Versuchen von sehr günstigen Erfolgen sprechen kann. Der Erfinder der Polizeibrille ist der Kommandant Souié.

Fehlands Ingenieur-Kalender 1909. Herausgegeben von Prof. Fr. Freytag. Verlag von Julius Springer in Berlin. Preis 3 Mk. — „Fehland", „Stühlen" und „Uhland", das sind die drei technischen Kalender oder, richtiger gesagt, Handbücher, deren eins wenigstens der Techniker besitzen muß, um sowohl auf der Reise und Montage als auch im Bureau sicher und schnell arbeiten zu können. Mit Rücksicht darauf ist es naturgemäß auch nicht zu verwundern, wenn jeder neue Jahrgang eines solchen Buches Neues in weitem Umfange bringt. So enthält der vorliegende Fehlandsche Kalender in seinem ersten Teile unter anderm neue Tabellen über die Raumbeanspruchung, Leistung und angenäherten Gewichte von Leuchtgas- und Sauggasmotoren für Kraft- und Lichterzeugung; ferner sehr ausführliche Angaben mit vorzüglichen Skizzen von Kreiselpumpen, Pulsometern und Injektoren, desgleichen auch von Schleudergebläsen. Ein ganz neues Gewand haben weiter auch die Abschnitte Eisenhüttenwesen und Eisengießerei erhalten, so daß sie bezüglich der Ausführlichkeit denen der besten Hüttenkalender kaum mehr nachstehen. Der zweite Teil bringt Angaben über Biegungs- und Drehungsfedern sowie die Festigkeit plattenförmiger Körper und Gefäße, ferner über Kugellager, Kreuzköpfe, Stopfbüchsen und Dampfzylinder zugleich mit tadellosen Abbildungen. Von letzteren sollen hier nur die Lenzsche Stopfbüchse und die beiden Zylinderskizzen erwähnt werden. Daß auch den nicht rein technischen Abschnitten bei der Bearbeitung die erforderliche Sorgfalt gewidmet wurde, beweist der Abschnitt Patentgesetz, der in solcher Vollständigkeit in keinem andern Kalender zu finden ist; enthält er doch sogar ein genaues Verzeichnis der Patentklassen. Aus alledem aber geht aufs deutlichste hervor, daß der bekannte Verfasser auch den neuen Jahrgang auf der Höhe zu halten suchte.

Kalender für Eisenbahntechniker, begründet von E. Heusinger v. Waldegg. Neubearbeitet von A. W. Meyer, Regierungs- und Baurat in Allenstein. Sechsunddreißigster Jahrgang. Wiesbaden 1909, Verlag von J. F. Bergmann. — Genau so unentbehrlich wie dem Maschinentechniker der „Uhland" und der „Stühlen", ist dem Eisenbahntechniker der „Heusinger". Daß sich der Verfasser dessen voll bewußt ist, beweist die neue Auflage. Auch hat er es verstanden, den Stoff über die beiden Bändchen so zu verteilen, daß der erste alles das enthält, was man auf der Strecke zur Hand haben muß, während der zweite für den Arbeitstisch bestimmt ist. Neubearbeitet erscheinen die Abschnitte Gründungen und Eisenbahnbetrieb, und zwar letzterer unter Berücksichtigung der neuen Fahrdienstvorschriften. Ferner wurde der Abschnitt Neben-, Lokal- und Kleinbahnen durch Aufnahme der neueren Anordnungen erweitert, desgleichen auch der der Signal- und Sicherungsanlagen durch ausführlichere Behandlung der elektrischen Stellwerke und endlich auch der über Lokomotiv- und Wagenbau durch einen Abschnitt über Heißdampflokomotiven. Daß daneben auch die auf dem Gebiete des Weichen- und Kreuzungsbaues, der Unterhaltung des Oberbaues und Tunnelbaues erschienenen Neukonstruktionen Beachtung fanden, erscheint ebenso selbstverständlich wie die Berücksichtigung aller Veränderungen im Beamtenpersonal-Verzeichnis.

Ende des redaktionellen Teils.

Hotel Esplanade Berlin.

Bellevuestrasse 17-18-18a in der Nähe des Tiergartens und Potsdamer Platz.

Eisenbahnbillets und Gepäckabfertigung im Hause.

Telegramm-Adresse: Esplanadotel, Berlin.

Vornehmstes Restaurant in Verbindung mit Carlton Hotel, London.

Grössere Appartements. Salons und Schlafzimmer mit Privatbädern. — Prospekte und Tarife gratis und franko durch die Direktion.

Friedrich Wilhelm

Preussische Lebens- und Garantie-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

BERLIN W. 64, Behrenstr. 59/61

Errichtet 1866.

Anträge in 1907: rund 120 Millionen Mark.

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung

zu annähernd gleichem, vielfach — je nach Alter und Versicherungsdauer — sogar niedrigerem Preise als dem, der von leistungsfähigen Gesellschaften für die bisher übliche Versicherung mit ärztlicher Untersuchung verlangt wird.

Steigende Dividende

(jährliche Steigerung je nach der Prämienzahlungsdauer 3 bis 6 %) eventuell

bis über 100% der Jahresprämie. (58)

Die Versicherung ist unverfallbar und unanfechtbar. Reisen und Aufenthalt unterliegen keinerlei Beschränkung. Kriegsversicherung ohne Extraprämie, auch für Berufssoldaten eingeschlossen.

Man versäume nicht, nähere Auskunft zu verlangen.

KOSMODONT

die Mund-Pflege der Einsichtsvollen

Die Kosmodont-Präparate und Kosmodont-Zahnbürsten sind überall erhältlich

Neueste Modelle!

Adler

ADLER

Automobile

Vorzügliche, beste Wagen in höchster Vollkommenheit. — Geräuschlosester Lauf. — Höchste Leistungsfähigkeit. — Zuverlässig u. betriebssicher. — Komfortabelste, geschmackvollste Ausführung.

Limusinen, Landaulets, Landauer, Phaëtons, Tonneaus, Automobil-Droschken, Kranken-Transport-Automobile, Reise-Automobile, Omnibusse, Hotel- u. Jagdwagen, Transport- u. Lieferungswagen etc.

Man verlange Katalog Lp 1.

Kleinautos mit 6/12 PS Vierzylinder- u. mit 4/7 PS Zweizylinder-Motor; 2-, 4-sitzig u. Lieferungswagen. Vorzüglich. Billig im Betrieb.

Man verlange Katalog Lp 2.

Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G. Frankfurt a. M.

Gegründet 1880. ca. 3000 Arbeiter.

Fabrikation: Automobile, Fahrräder, Schreibmaschinen, Kleinautos. Abnehmbare Alpha-Felge.

Spezial-Kataloge auf Wunsch.

Viele höchste Auszeichnungen im In- u. Auslande. Grand Prix (Mailand 1906). Durch Allerhöchsten Erlass vom 17. Februar 1908 Preuss. Staatsmedaille in Gold.

Wir bitten von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefälligst recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Probepakete von ¼ Pfund zu 50, 60, 75, 100, 125 u. 150 Pfg.

Überall zu haben!

Tee Riquet seit 1745 eingeführt in Originalpaketen

Neueste Ernte Direkter Import

Riquet & Co. A.-G., Tee-Import, Leipzig.

Bar Geld verleiht an Jedermann zu kulanten Bedingungen anerkannt reell, diskret und schnell. Ratenrückzahlung, Provision v. Darlehn. Glänzende Dankschreiben. (358) C. Gründler, Berlin W. 148, Friedrichstr. 196.

Scherz-Artikel Preislisten kostenlos. C. H. GIESEN Cassel. (276)

Der unförmige Leib bei Kindern mit Rhachitis, welcher durch die stärkeren Darmgärungen hervorgerufen wird, und die Schlaffheit der Muskulatur werden am leichtesten beseitigt durch die Ernährung mit „**Kufeke**", welches, selbst gärungsunfähig, im Darm des Kindes gärungswidrig wirkt und andererseits auch die Schlaffheit der gesamten Muskeln beseitigt.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Wille, für den Inseratenteil Ernst Mädel: beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Alleinige Annoncen-Vertreter für Großbritannien und Irland: T. B. Browne Ltd., Advertising Offices, 163 Queen Victoria Street, London E. C.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3421. Hundertzweiunddreißigster Band. 21. Januar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Europäische Regententafel 1909.

Anhalt.
Herzog Friedrich II., geb. 19. August 1856; Regierungsantritt 24. Januar 1904; vermählt 2. Juli 1889 mit Marie, Prinzessin von Baden, geb. 26. Juli 1865.

Baden.
Großherzog Friedrich II., geb. 9. Juli 1857; Regierungsantritt 28. September 1907; vermählt 20. September 1885 mit Hilda, Prinzessin von Nassau, geb. 5. November 1864.

Bayern.
Prinz Luitpold von Bayern, geb. 12. März 1821; des Königreichs Verweser seit 10. Juni 1886; Witwer seit 26. April 1864 von Auguste, Erzherzogin von Österreich-Toskana.

Belgien.
Leopold II., König der Belgier, geb. 9. April 1835; Regierungsantritt 10. Dezember 1865; Witwer seit 19. September 1902 von Maria Henriette, Erzherzogin von Österreich.

Braunschweig.
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, geb. 8. Dezember 1857; Regent des Herzogtums seit 28. Mai 1907; Witwer seit 16. Juli 1908 von Elisabeth, Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Bulgarien.
Ferdinand I., König der Bulgaren, geb. 26. Februar 1861; zum erblichen Fürsten von Bulgarien gewählt 7. Juli/25. Juni 1887, zum König proklamiert 5. Oktober/22. September 1908; (2) vermählt 28. Februar 1908 mit Eleonore, Prinzessin Reuß J. L., geb. 22. August 1860.

Dänemark.
König Friedrich VIII., geb. 3. Juni 1843; Regierungsantritt 29. Januar 1906; vermählt 28. Juli 1869 mit Louisa, Prinzessin von Schweden und von Norwegen, geb. 31. Oktober 1851.

Deutsches Reich und Preußen.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen, geb. 27. Januar 1859; Regierungsantritt 15. Juni 1888; vermählt 27. Februar 1881 mit Auguste Viktoria, Prinzessin zu Schleswig-Holstein, geb. 22. Oktober 1858.

Griechenland.
Georg I., König der Hellenen, geb. 24. Dezember 1845; zum König proklamiert 6. Juni, Regierungsantritt 31. Oktober 1863; vermählt 27./15. Oktober 1867 mit Olga, Großfürstin von Rußland, geb. 3. September/22. August 1851.

Großbritannien und Irland.
König Eduard VII., Kaiser von Indien, geb. 9. November 1841; Regierungsantritt 22. Januar 1901; vermählt 10. März 1863 mit Alexandra, Prinzessin von Dänemark, geb. 1. Dezember 1844.

Hessen.
Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868; Regierungsantritt 13. März 1892; (2) vermählt 2. Februar 1905 mit Eleonore, Prinzessin zu Solms-Hohensolms-Lich, geb. 17. September 1871.

Italien.
König Viktor Emanuel III., geb. 11. November 1869; Regierungsantritt 29. Juli 1900; vermählt 24. Oktober 1896 mit Helene, Prinzessin von Montenegro, geb. 8. Januar 1873/27. Dezember 1872.

Liechtenstein.
Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840; Regierungsantritt 12. November 1858.

Lippe.
Leopold IV., 6. Fürst zur Lippe, geb. 30. Mai 1871; Regierungsantritt als Grafregent 26. September 1904, als Fürst auf Grund der reichsgerichtlichen Entscheidung vom 25. Oktober 1905; vermählt 16. August 1901 mit Berta, Prinzessin von Hessen (Philippsthal Barchfeld), geb. 25. Oktober 1874.

Luxemburg.
Großherzogin Maria Anna, Infantin von Portugal, geb. 13. Juli 1861; Regentin für den erkrankten Großherzog Wilhelm seit 13. November 1908.

Mecklenburg-Schwerin.
Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882; folgte seinem Vater unter Vormundschaft des Oheims Herzog Johann Albrecht 10. April 1897, Regierungsantritt 9. April 1901; vermählt 7. Juni 1904 mit Alexandra, Prinzessin von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 29. September 1882.

Mecklenburg-Strelitz.
Großherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848; Regierungsantritt 30. Mai 1904; vermählt 17. April 1877 mit Elisabeth, Prinzessin von Anhalt, geb. 7. September 1857.

Monaco.
Fürst Albert, geb. 13. November 1848; Regierungsantritt 10. September 1889; (2) geschieden 30. Mai 1902 von Alice, verwitweter Herzogin v. Richelieu, geb. Heine.

Montenegro.
Fürst Nikolaus I., geb. 7. Oktober/25. September 1841; Regierungsantritt 25./13. August 1860; vermählt 8. November/27. Oktober 1860 mit Milena, Tochter des Wojwoden Peter Vukotitsch, geb. 4. Mai/22. April 1847.

Niederlande.
Königin Wilhelmina, geb. 31. August 1880; folgte ihrem Vater 23. November 1890; vermählt 7. Februar 1901 mit Heinrich, Herzog zu Mecklenburg und Prinz der Niederlande, geb. 19. April 1876.

Norwegen.
König Haakon VII., geb. 3. August 1872; zum König gewählt 18. November 1905; vermählt 22. Juli 1896 mit Maud, Prinzessin von Großbritannien und Irland, geb. 26. November 1869.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen [illegible] Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung ebenfalls in Leipzig, zu richten.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Nr. 3421. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 M., frei ins Haus 8 M. 25 Pf.; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 M. 12 Pf. Deutsche Schutzgebiete 8 M., Österreich 10 K 56 h, Ungarn 9 K 94 h, Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9 M., Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 M. portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 M. **21. Januar 1909.**

Die Heizungsfrage

Läßt Ihre Heizung zu wünschen übrig? Haben Sie über Rauch, Staub, Ruß, schlechte Luft zu klagen? Ist jeder Winkel Ihrer Wohnung Tag und Nacht bequem und gleichmäßig erwärmt? Leiden Sie oder Ihre Familie an Erkältungen? Beschweren sich Ihre Dienstboten über Kohlenschleppen und Heizungsarbeiten?

Jede dieser Fragen werden Sie durchaus günstig beantworten, wenn Ihre Wohnung mit der modernen Zentralheizung durch

NATIONAL RADIATOREN & NATIONAL KESSEL

in jeder Weise rationell, gleichmäßig und ökonomisch erwärmt ist.

Weiteres finden Sie kostenlos in der Broschüre
„Heizungs-Anlagen rentabele Geld-Anlagen"

NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m.b.H.
BERLIN S. 42, Alexandrinenstraße 35.
Abteilung L.

August Förster

Flügel
Pianinos
Harmoniums

Fabrikate ersten Ranges.
Fabriken:
Löbau Sa. Georgswalde Böhm.
Vertreter an allen Plätzen.

Handbuch der Ritter- und Verdienstorden

aller Kulturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrhunderts.
Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt durch **Maximilian Gritzner.** — Mit 760 in den Text gedruckten Abbildungen.

In Original-Leinenband 9 Mark; in Liebhaber-Einband (Pergament mit Goldpressung) 12 Mark.

Das Buch gibt eine erschöpfende Darstellung und eine eingehende Beschreibung überhaupt aller Orden, die bis jetzt von Souveränen und Republiken verliehen worden sind, also auch derer, die infolge politischer Ereignisse ihre Bedeutung verloren haben. Der Wert des Gritznerschen Handbuchs ist ein doppelter: es ist ein praktischer Führer durch das ganze große Gebiet der Ordenskunde und eine historische Darstellung der im einzelnen zu Ansehen und Bedeutung gelangten Ehrenzeichen, aus der sich unschwer ein System ableiten läßt, wie in den einzelnen Staaten das Ordenswesen sich entwickelt hat.

Sachsen. Orden der Rautenkrone. Kreuz.

Prospekte mit Illustrationsproben und Verzeichnis sämtlicher in dem Buche enthaltenen Abbildungen stehen kostenfrei zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Zu Kaiser Wilhelms 50. Geburtstag.

Kaiserreden. Reden u. Erlasse, Briefe u. Telegramme **Kaiser Wilhelms II.**

Ein Charakterbild des Deutschen Kaisers.
6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pfg.

Der Zweck dieses Buches ist, die Person Kaiser Wilhelms II. in der eigenen Beleuchtung zu zeigen. Es sind vor allem die Reden wiedergegeben worden, die für die Person des Kaisers besonders charakteristisch sind, sowie diejenigen, die sich auf gewisse Vorfälle beziehen, oder die von einem gemeinsamen Gesichtspunkte aus betrachtet werden müssen.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzerstraße 1—7.

Einführung in die Theorie u. Praxis des Kindergartens von **Eleonore Heerwart,** Vorsitzende d. Allg. Kindergärtnerinnen-Vereins, Ehrenmitglied des Deutschen Fröbelverbandes etc. Mit 37 Abbild. In Originalleinenbd. Mk. 2.50.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Ausgezeichnet. I. Preisen. 37
A. LANGE u. SÖHNE GLASHÜTTE in SACHSEN
A. Lange u. Söhne Glashütte i/S.
Schutz-Marke GLASHÜTTE A. LANGE & SÖHNE
zu beziehen durch Uhren-Handlungen
DEUTSCHE UHRENFABRIKATION.

Gedächtniskunst.

Von **Herm. Kothe.** 9. Auflage von **G. Pietsch.** Preis 1 Mark 50 Pfg.
Verlag von **J. J. Weber** in **Leipzig 26.**

Photograph. Apparate
Binocles und Ferngläser.
Nur erstklassige Fabrikate.
Bequemste Zahlungsbedingungen ohne jede Preiserhöhung.
Illustr. Preisliste Nr. 24 kostenfrei.
G. Rüdenberg jun. Hannover und Wien.

Vervielfältigungs-Apparat

Absolut tropensicher.

= **Wenzel-Presse,** ges. gesch. = liefert leicht **die besten Abzüge** von Hand- und Maschinenschrift, Noten, Zeichnungen in **grösster Anzahl.** Probe-Vervielfältigungn. und Prospekt gratis und franko. (211)
Paul Wenzel, Dresden-A., Palmstr. 49.

THEODORE CHAMPION & Cº
13, rue Drouot, PARIS IXᵉ
BRIEFMARKEN PREISLISTEN GRATIS
WESTERN AUSTRALIA POSTAGE ONE PENNY

Im Verlag von **J. J. Weber** in **Leipzig 26** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Buch der jungen Frau. Von Dr. med. H. Burckhardt. Fünfte, verbesserte Aufl. In Originalleinenband 2 Mark 50 Pf., in Geschenkeinband 3 Mark.

Die Frauenkrankheiten, ihre Entstehung u. Verhütung. Von Dr. med. Wilhelm Huber. Vierte Auflage. Mit 40 Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark.

Das Kind u. seine Pflege. Von Dr. med. L. Fürst. Fünfte, umgearbeitete und bereicherte Auflage. Mit 129 Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark 50 Pf., in Geschenkeinband 5 Mark.

Krankenpflege im Hause. Von Dr. med. Paul Wagner. Mit 71 Abb. In Originalleinenband 4 Mark.

Neuchâtel, Schweiz, **Les Cyclamens, Töchterpensionat.** Gründliche Erlernung der französischen Sprache. Prachtvolle Lage. Beste Referenzen in Deutschland. **Mr. le professeur Perrochet et Mesdames Perrochet.**

Der Unterricht wissenschaftlicher **Lehranstalten** ist bis ins kleinste nachgeahmt in d. Selbstunterrichtsw. Methode Rustin: **Wissenschaftl. gebild. Mann. Gebild. Kaufmann. Bankbeamt. Gymnasium. Realgymnasium. Oberrealsch. Abitur.-Examen. Höhere Mädchensch. Handelsschule. Mittelschullehr.-Prüf. Einj.-Freiw. Präparanden. Gerichtsschr. Polizeibeamt. Postassist. Postsekr. Telegraphenassistent. Eisenbahnprakt. u. -Assistent. Zahlmeister. Regierungs- u. Kreissekretär. Zoll- u. Steuerbeamter. Militäranwärter.** Glänz. Erf. Bes. Prospekte üb. jedes Werk u. Anerkennungsschr. gratis u. franko. — Ansichtssendung.
Bonness & Hachfeld, Potsdam-P.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Direktor: **Professor A. Nowak.** Maschinen-, Elektro-, Papier-, Automobil-, Gas- und Wassertechn. 5 Laboratorien.
Programm frei.

Technische Akademie
Berlin 201, Markgrafenstr. 100.
Elektrotechnik — Maschinenbau.
Staatliche Aufsicht — Laboratorium.
Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Prospekte frei.

Rheinisches
Technikum Bingen (145)
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau, Brückenbau.
Chauffeurkurse.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Masch.- u. Elektro-Ing., Techn. u. Werkm.
I. techn. Fachschule f. Kaufleute. Prgr. fr.
Lehrfabrikwerkstätten.

---

70 Einjährige!
Vorbildung z. Einjähr.-, Prim.-, Abit.-Prüf. in d. Anst. **Dr. Harangs, Halle S. 51.** S. 1907 best. 182, dar. 30 Abit., 70 Einj.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holst.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
36. Schuljahr: 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos v. Sekretariat. (48)

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenlos (80)

Vorbereitung (372)
f. Abit.- u. Primapr. (auch f. Damen!), alle Militär- und Schulex. in **Dr. Schuster's Institut, Leipzig,** Sidonienstr. 59. Erfolge s. Prospekt.

Stottern heilt unter Garantie **K. Buchholz, Hannover J,** Lavesstr. 54. 2. Anst. Kirchrode-H.

Astrologie (Sterndeutekunst) gibt Aufschluss über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Charakter u. d. g. Leben. Prospekt frei. **E. Haupt, Hannover,** Schillerstr. 50 III. (475)

Philipp Kosack

60 Alte Deutsche	4.75	100 Afrika	4.50
100 Europa	3.50	150 Amerika	4.50
100 Orient	3.—	80 Austral.	4.—
100 Asien	3.75	60 Provisorien	4.—

Echte Briefmarken
alle 750 zusammen nur 30.—
An- und Verkauf von Sammlungen.
Gratis Katalog u. Zeitung Album-Prospekte Gratis
Berlin C 13, Burgstr. 12

Verlangen Sie gratis: „Wie werde ich erfolgreicher Kaufmann" (illustr.) vom Verlag F. Simon-Berlin W 62. Nr. 10.

Vorzügliches Fabrikat!

Adler

Schreibmaschine

Sofort sichtbare Schrift. — Auswechselbare Walze. — Grösste Durchschlagskraft (hochwichtig für Kopien). — Rückschalt-Hebel. — Verschiedene Schriftarten (Antiqua-, Block-, Perl-, Akten- u. Schräg-Schrift, sowie Gross-Kursiv). — Mehr als 50 Spezialtastaturen. — Ca. 100 Schriftzeichen bei nur 30 Tasten. — Leichtes Erlernen. — Spielend leicht und bequem zu handhaben. — Vielseitigste Verwendung. —

Extra-Ausstattungen: Vollkommenster Tabulator; auswechselbare Schriftsätze; Einrichtung zum Gesperrtschreiben; Wagen für extra breite Papierformate (bis 60 cm); extra leichte Maschine aus Aluminium für die Reise; etc. etc.

Über 40000 im Gebrauche!
Man verlange Katalog Lp. 4.

Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G. Frankfurt a. M.

Viele höchste Auszeichnungen im In- und Auslande. Durch Allerhöchsten Erlass vom 17. Februar 1908 **Preussische Staatsmedaille in Gold!**

Illustrirte Zeitung

Nr. 3421. 132. Bd. Leipzig, 21. Januar 1909.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Kaiser Wilhelm II. Nach einem Ölgemälde von Arthur Kampf.

Zum fünfzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms II.

„Is it a fine boy?“ so lauteten die Schlußworte des Glückwunschtelegramms, das in den späten Nachmittagstunden des 27. Januar 1859 Königin Viktoria von England an ihre Tochter, die Prinzessin von Preußen, sandte. Die Antwort auf diese Frage gab, ohne das Telegramm zu kennen, der alte Wrangel, als er den neugierigen Berlinern auf gut deutsch die Mitteilung machte: „Kinder, es ist ein tüchtiger Rekrut.“

Zwischen drei und vier Uhr nachmittags hatten die seit zwei Tagen konsignierten Batterien der Hauptstadt die glückliche Geburt eines Prinzen verkündet; am Abend erschallte in den Londoner Theatern die Nationalhymne zur Feier des großen Ereignisses im befreundeten Preußenhause, und die Berliner zogen in Feststimmung durch die Straßen, um die glänzend illuminierte Hauptstadt zu bewundern.

Preußen vergaß für einen Augenblick alle Sorgen. Und doch war dieser Januar voll böser Ahnungen und ruheloser Befürchtungen. Wohl selten hat Europa an einem Silvesterabend mit mehr Mißtrauen und weniger Hoffnung in eine trostlos scheinende Zukunft gesehen als vor fünfzig Jahren. Österreich machte seit Jahresbeginn leise und vorsichtig mobil. Ein Regiment nach dem andern traf über den Brenner oder den Semmering in der Lombardei ein. In Frankreich hatten die Truppen Marschbefehl. Man hörte von russischen Truppenbewegungen, das kleine Königreich Sardinien bewilligte Rüstungskredite. Preußens König weilte unheilbar krank im Süden; der Prinzregent schwankte, ob er gegen Frankreich und Rußland Österreich zu Hilfe kommen sollte oder nicht. Noch waren die Antipathien des Jahres 1848 gegen ihn und sein Zorn gegen die paar wirklichen und die vielen geistigen Barrikadenkämpfer nicht ganz eingeschlafen.

Es kam der berühmte Neujahrsempfang 1859, bei dem Napoleon zu dem österreichischen Gesandten Frhr. v. Hübner die Worte sprach: „Es tut mir leid, daß die Beziehungen meiner Regierung zu der österreichischen nicht so gut sind wie früher; aber ich bitte, Ihrem Kaiser zu sagen, daß meine persönliche Gesinnung für ihn sich nicht geändert hat.“ Diese zwei Sätze durchliefen in Windeseile Europa. Alle Fonds stürzten. Frankreich verlor, wie man behauptete, dadurch eine Milliarde und gewann ein geflügeltes Wort.

Das war der Januar 1859, in dem unser Kaiser geboren wurde.

Ein halbes Jahrhundert zählt wenig im Leben der Völker. Deutschland aber hat in dieser Zeit Wandlungen durchgemacht wie selten ein Volk vorher. In drei Kriegen flatterten unsere Fahnen siegreich. Eine Industrie ist entstanden, ein Handel emporgeblüht, der unseren Konkurrenten auf dem Weltmarkt ein geheimes Grauen einflößt. Unsere Sprache schlägt in tausend Schulen des Auslandes kleine, stille Schlachten für unsere vorwärtsdrängende Kultur.

Alle diese Kräfte waren auch früher latent vorhanden. Aber langer Jahre vorbereitender Entwicklung und riesenhafter Leistung einer vollendeten Staatskunst bedurfte es, die gemeinsame politische Arbeit so vieler und so mannigfacher Staatskörper zu ermöglichen.

Als der zwölfjährige Prinz Wilhelm am 16. Juni 1871 auf seinem kleinen Pferdchen hinter dem kaiserlichen Großvater durch das Brandenburger Tor in die jubelnde Hauptstadt einzog, war das deutsche Kaisertum der Könige von Preußen zwar verfassungsmäßig schon begründet, aber geschichtlich doch erst ein Versprechen für die Zukunft, an das man freudig glaubte. Verletzte Interessen und getäuschte Ambitionen gingen im festlichen Jubel unter; doch sie waren vorhanden und hörten nicht auf zu leben.

Siebzehn Jahre später bestieg unser Kaiser den Thron. In diesen siebzehn Jahren hatte das deutsche Volk sich an das neue Haus gewöhnt, hatte es dieses große Haus sicher und wohnlich gefunden. Es war darangegangen mit Macht zu arbeiten. Von allen Seiten strömten die Güter und Gaben des Friedens ins Land. Auf allen Ozeanen schwammen die Erzeugnisse deutschen Fleißes unter schwarzweißroter Flagge fremden Gestaden zu. In dieses Blühen und Wachsen unseres wirtschaftlichen Lebens hinein kam der junge Kaiser. Früher als die große Masse — und das ist sicherlich nicht sein geringstes Verdienst — hatte er die Notwendigkeit einer starken Kriegsflotte zum Schutze unseres überseeischen Handels erkannt. Ohne den Kaiser hätten wir heute nicht die zweitstärkste Seerüstung in europäischen Gewässern. Und wenn das Heer in der Stunde der Gefahr das Vertrauen rechtfertigt, das wir aus vollem Herzen hegen, so wird die Geschichte dem Kaiser die Anerkennung nicht versagen können, daß sein nimmermüder Eifer diese mächtige Waffe scharf erhalten hat.

Des Kaisers innere Struktur zu schildern, ist oft versucht worden. Bis jetzt fast nur mit geringem Erfolge. Allein die Extreme von Kritik und Verherrlichung haben sich an dieses Problem gewagt. Eins aber ist sicher: Der Kaiser ist eine Persönlichkeit. Nach Bildung und Auffassung modern durch und durch und doch voll eines tiefen, religiösen Gefühles, aus dem ihm eine nie versiegende Quelle von Kraft und Pflichtbewußtsein strömt.

Nun kommen wir zum Geburtstage des Kaisers mit der Ehrerbietung, die jedes politisch reife Volk seinem Staatsoberhaupt entgegenbringt. Wir kommen mit der Liebe und dem Bewußtsein tiefen Zusammenhanges, die unserm Volke seinen Fürsten gegenüber angeboren sind. Bedenken und Zweifel bleiben an solchen Tagen zu Hause. Wer auf hoher Warte weithinragend jede Stunde seines Lebens im Lichte der Öffentlichkeit steht, ist leicht zu kritisieren. Wie wenige aber sind imstande, die ungeheueren Schwierigkeiten zu überblicken und zu würdigen, die eine Weltlage wie die jetzige, eine Staatsorganisation wie die unserige und soziale Verhältnisse wie die deutschen dem Reichsoberhaupte bereiten.

Wenn wir im Januar 1909 außer dem fünfzigjährigen Geburtstag unseres Kaisers das sechzigjährige Jubiläum des Reiches feiern, wenigstens feiern sollten, so müssen wir uns bewußt sein, daß jeder sich am innersten Lebensinteresse der ganzen deutschen Nation versündigt, der die Macht des Kaisergedankens zu schwächen unternimmt. Wieder wie vor fünfzig Jahren droht Gefahr. Die Zeiten sind ernst, nicht weil wir uns fürchten müssen wie zu jener Zeit, sondern weil man uns fürchtet. Jede leise Regung des Partikularismus, jede Erinnerung an die alte Zerrissenheit erregt die Schadenfreude des Auslandes. Sind wir uneinig, oder scheinen wir es zu sein, so stärken wir die Zuversicht der Feinde im Osten und im Westen.

Heute geziemt es sich, daran zu erinnern, daß Schöpfer des Kaisergedankens nicht die Dynastie Hohenzollern, nicht der Staat Preußen, sondern das deutsche Volk gewesen ist. Wilhelm I. wollte die Kaiserkrone nicht, die Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1849 abzulehnen keinen Augenblick zögerte. „Aber, mein teuerster Freund,“ hatte er an Bunsen geschrieben, „da liegt der Hund begraben, ich will weder der Fürsten Zustimmung noch die Krone.“ Wer war es, der sich im offenen Parlament für den preußischen Erbkaiser aussprach? Es war ein Süddeutscher, ein Württemberger, der im Januar 1849 in der Frankfurter Paulskirche jene berühmte Rede hielt, die Satz für Satz noch heute Geltung hat:

„Wir Schwaben“, begann er, „haben den Fluch der Zerstückung und Schmach Deutschlands schwerer getragen als irgend ein anderes Volk. Wenn heute die Franzosen über den Oberrhein kommen, so haben wir nur die Wahl, uns aller Drangsal des Krieges hinzugeben oder ob wir Verräter werden sollen am deutschen Volk. Sie, meine Herren, können unsere Sache schlecht machen, eins aber können Sie nicht. Sie sind nicht imstande, ihm irgend etwas entgegenzustellen, was dem Ausland und dem Volke gegenüber einen größern Grad von Verständlichkeit und Lebensfähigkeit hat.“

Dieses Etwas war die Übertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen. Das deutsche Kaisertum war viele, lange Jahre der Traum des deutschen Volkes gewesen. Des Volkes, nicht der Fürsten oder eines Fürsten. Daß dieser Traum vor sechzig Jahren einigen Höfen sogar Schrecken eingeflößt hatte, wer weiß es noch, und wer will es noch wissen? Wer aber noch daran denkt, dem gelten die Worte Onckens: „Für den preußischen Erbkaiser spricht eine Tatsache, gegen die es keinen Widerspruch gibt. Die Unmöglichkeit aller Gegenvorschläge. Bei den Machtmitteln des preußischen Staates war König Wilhelm von Preußen heimlicher Kaiser von Deutschland auch ohne den Spiegelsaal von Versailles von dem Augenblick an, wo Königgrätz geschlagen war.“

Hat so die Notwendigkeit geschichtlicher Entwicklung über unserm Vaterlande gewaltet, ist dem deutschen Volke der Nutzen und Segen einer starken Kaisergewalt immer klarer zum Bewußtsein gekommen, so freuen wir uns doch jeden Wesenszuges, der den Träger der Krone dem Herzen der Nation näher bringt. Und solcher Züge gibt es viele.

Dem Historiker, der einst bemerkte: Frankreich sei eine Republik, der es gerade leider an der Hauptsache fehle, an Republikanern, dürfen wir gegenüberstellen: Deutschland ist eine Monarchie, die zur unendlich überwiegenden Mehrheit aus überzeugten Monarchisten besteht. Aus fleißigen, ehrlichen, tüchtigen Männern, die dem Kaiser für seinen unermüdlich guten Willen, für seine rastlose Arbeit danken, die ohne starke Kaisergewalt sich die Zukunft, die große Zukunft unseres Volkes nicht denken können.

An einem Fehler litten die Frankfurter vor sechzig Jahren. Sie wollten das Kaisertum zu einer Macht gestalten, „die wir haben, die uns nicht hat“ — wie sie sagten. Diesem Irrtum dürfen wir nicht noch einmal in unserer Geschichte verfallen. Zwischen Kaiser und Volk darf es keine Rivalität um die Macht geben. Wer immer auch in solchem Kampfe siegen möchte, der hat nur die Hälfte der Macht, das aber wäre Machtlosigkeit. Wie sagte vor einem halben Jahrhundert ein fremder Monarch im vertrauten Gespräch zu Kossuth? „Deux Allemagnes meinetwegen, aber ein Deutschland kann mir nicht passen.“

Es gibt Völker, in denen sich die Monarchie nur als ein Ornament der Verfassung erhalten hat wie in England. „Geben Sie uns englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetz, die gesamte englische Verfassung, aber auch die gesamten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichtum, englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, kurz alles, was wir nicht haben, dann will ich auch sagen, Sie können uns nach englischer Weise regieren“, so sprach einst ein junger märkischer Landtagsabgeordneter, der später berühmt wurde und Bismarck hieß. Anderen Völkern wieder ward der Parlamentarismus zum Verderben. Uns Deutschen ruft jedenfalls der 27. Januar ins Gedächtnis, daß Kaiser und Volk zusammengehören, daß einer des andern Macht und Größe bedingt. In Deutschland herrsche nur ein Absolutismus, das Wohl des Vaterlandes, dem Kaiser und Volk mit gleicher Treue und Hingebung dienen.

So grüßen die Deutschen ihren Kaiser, den fünfzig inhaltreiche Jahre auf die Höhe der Lebensreife geführt haben, in der zuversichtlichen Überzeugung, daß hinaus über alle verfassungsrechtlichen Formen, so unumgänglich sie sein mögen, Ehrerbietung und Liebe zum Träger der Krone als ein geschichtliches Lebensgesetz der Nation in ihrem Herzen tiefgegründet sind.

Die deutsche Sozialpolitik in den letzten zwänzig Jahren.

Von Präsident Dr. R. van der Borght, Berlin.

Die Thronrede vom 22. November 1888 erklärte es als ein „teures Vermächtnis“ des ersten Deutschen Kaisers, „die von ihm begonnene sozialpolitische Gesetzgebung fortzuführen“. Wie ernst das gemeint war, zeigte sich sofort, und die ganze bisherige Regierungszeit des jetzigen Kaisers ist dem Programm der Fortführung der Sozialpolitik treu geblieben. Der nachfolgende kurze Überblick soll das unserer so schnell und so leicht vergessenden Zeit ins Gedächtnis zurückrufen.

Von den drei großen Gebieten der Zwangsarbeiterversicherung, die in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 als erforderlich bezeichnet waren, hatten die Kranken- und die Unfallversicherung ihre erstmalige gesetzliche Regelung bereits vor 1888 gefunden. Für das dritte Glied, die Invaliditäts- und Altersverversicherung, lagen erst vorbereitende Arbeiten vor. Am 22. November 1888 wurde dem Reichstag ein endgültiger Entwurf vorgelegt. Aus ihm ging das Gesetz vom 22. Juni 1889 hervor. Mit seinem Inkrafttreten — 1. Januar 1891 — war das große Werk der deutschen Arbeiterversicherung in einer Form wirksam geworden, die gegenüber dem frühern Zustand einen großen Fortschritt bedeutete, aber naturgemäß noch Mängel und Lücken aufwies. Sie zu beseitigen, den Kreis der Versicherungspflichtigen auszudehnen, die Leistungen der Versicherung dem Bedürfnisse besser anzupassen, die notwendige Verbindung zwischen den drei Versicherungsgebieten zu sichern, die Organisation leistungsfähiger und kräftiger zu gestalten, das war die Aufgabe der seit 1892 durchgeführten Gesetzgebung zur Reform der Arbeiterversicherung. Für die Krankenversicherung waren die Gesetze vom 10. April 1892, 30. Juni 1900 und 25. Mai 1903, für die Unfallversicherung die umfangreichen Gesetze vom 30. Juni 1900, für die Invalidenversicherung das Gesetz vom 13. Juli 1899 entscheidend. Daneben war es noch möglich gewesen, die Beamtenunfallfürsorge durch Gesetz vom 15. März 1886 zu begründen und durch Gesetz vom 18. Juni 1901 zu ergänzen und zu erweitern und auch die Gefangenenunfallfürsorge durch Gesetz vom 30. Juni 1900 zu schaffen sowie die der gliedstaatlichen Gesetzgebung und Verwaltung hierbei zufallenden Aufgaben zu verwirklichen.

Die bisher ausgebauten Zweige der Arbeiterversicherung (ohne Knappschaftskassen) haben seit ihrem Wirksamwerden bis Ende 1907 an Entschädigungsleistungen gewährt in der Krankenversicherung 2997 Mill. ℳ, in der Unfallversicherung 1486 Mill. ℳ, in der Invaliden- und Altersversicherung (einschließlich Beitragserstattungen, Heilverfahren, Invalidenhauspflege, Nebenleistungen) 1501 Mill. ℳ, zusammen 5984 Mill. ℳ, also annähernd 6 Milliarden ℳ.

Die Arbeiterversicherungsgesetzgebung ist für den Bergbau noch durch das preußische Gesetz vom 19. Juni 1906 ergänzt. Das Gesetz paßt die landesrechtlichen Vorschriften über die Kranken- und Pensionskassenleistungen der Knappschaftskassen dem heutigen Stande der Reichsgesetze über die Arbeiterversicherung an und beseitigt außerdem verschiedene Mängel, die im Knappschaftskassenwesen zutage getreten waren. Durch die Knappschaftskassen wird die angegebene Summe der Entschädigungsleistungen noch um mehrere hundert Millionen Mark gesteigert.

Die Witwen- und Waisenversicherung, die als vierter großer Zweig der deutschen Arbeiterversicherung schon geraume Zeit angestrebt wird, ist noch nicht allgemein verwirklicht. Nur im Bergbau ist von den Knappschaftskassen und im Seemannsberufe von der am 1. Januar 1907 ins Leben getretenen „Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse der Seeberufsgenossenschaft“ eine allgemeine Witwen- und Waisen-Zwangsversicherung durchgeführt. Im übrigen kommt die bestehende Arbeiterversicherung nur einem Teile der Arbeiterhinterbliebenen zu Hilfe. Vorbereitende Maßnahmen für eine umfassende Witwen- und Waisenversicherung sind bereits erfolgt. Das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 sieht die Verwendung eines Teiles des Zollertrags aus gewissen Waren für diese Versicherung vor, und die Berufszählung vom 12. Juni 1907 soll unter anderm auch Unterlagen für die erforderlichen versicherungstechnischen Berechnungen schaffen. Möglicherweise wird es zugleich mit der Einfügung der Witwen- und Waisenversicherung gelingen, Gesetzgebung und Organisation der gesamten Arbeiterversicherung auf eine einheitliche Grundlage zu stellen. Vorarbeiten dazu sind im Werke.

Die heutige Arbeiterversicherung deckt die Folgen der Arbeitslosigkeit, die auf Arbeits- oder Erwerbsunfähigkeit durch Krankheit, Unfall oder sonstige Invalidität oder durch Alter beruht. Auf Arbeitslosigkeit aus anderen Ursachen nehmen außerdem die Kranken- und die Unfallversicherung eine gewisse Rücksicht. Personen, die wegen Erwerbslosigkeit aus der Krankenversicherung

Kaiserin Auguste Viktoria. Nach einem Pastell von Alfred Schwarz.

ausscheiden, verbleibt unter bestimmten Voraussetzungen der Anspruch auf die gesetzlichen Mindestleistungen bei Krankheiten (Entbindungen und Sterbefällen), die während der Erwerbslosigkeit und innerhalb der ersten drei Wochen nach dem Ausscheiden eintreten. Die Unfall-Teilrente kann auf die Vollrente erhöht werden, solange der Verletzte aus Anlaß des Unfalls tatsächlich und unverschuldet arbeitslos ist. Eine wirkliche Arbeitslosenversicherung hat aber bisher durch die Gesetzgebung nicht geschaffen werden können. Ein für große Staaten hierzu gangbarer Weg hat sich noch nicht auffinden lassen. Gleichwohl ist man an der Frage nicht vorübergegangen. Durch die Zählungen vom 14. Juni und 2. Dezember 1895 wurde der tatsächliche Umfang der Arbeitslosigkeit festgestellt. Zahlreiche Aufnahmen für engere Gebiete, namentlich von Stadtgemeinden veranstaltet, und regelmäßige Ermittlungen im „Reichsarbeitsblatt" haben Ergänzungen jener Zählungen herbeigeführt. Infolge einer Reichstagsresolution vom 31. Januar 1902 und eines Bundesratsbeschlusses vom 30. Oktober 1902 hat das Kaiserliche Statistische Amt 1906 eine dreibändige Denkschrift, „Die bestehenden Einrichtungen zur Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit", veröffentlicht, die einen vollen Überblick über das gesamte Material bietet. Durch das „Reichsarbeitsblatt" wird die Lage des Arbeitsmarktes überdies ständig klargestellt, so daß die etwa möglichen Vorkehrungen gegen drohende Notstände rechtzeitig eingeleitet werden können. Dabei haben sich Reich und Staat derart betätigt, daß sie ihre Aufträge an die Industrie in solchen Zeiten nicht verringern, sondern eher noch steigern, daß sie ihre eignen Betriebe tunlichst nicht einschränken, daß sie begonnene Arbeiten möglichst in verstärktem Maße fortführen, und daß sie zu entsprechendem Vorgehen auch die Kommunalverwaltungen anzuregen suchen, wie es neuerdings wieder durch den Erlaß des preußischen Handelsministers und des Ministers des Innern vom 12. November 1908 geschehen ist.

Gleichzeitig haben Arbeitsvermittlung und Arbeitsnachweis besondere Beachtung gefunden. Das private Stellenvermittlergewerbe ist durch die Novelle vom 30. Juni 1900 zur Gewerbeordnung unter verschärfte Bestimmungen gestellt, um Mißbräuchen entgegenzutreten, und auf dieser Grundlage sind — wie in anderen deutschen Staaten — in Preußen 1901 vom Handelsminister noch besondere Vorschriften ergangen. Wegen der Stellenvermittlung für Schiffsleute hat das Reichsgesetz vom 2. Juni 1902 den hier besonders scharf zutage getretenen Mißständen einen Riegel vorgeschoben, und in Ausführung des Gesetzes hat der preußische Handelsminister am 6. März 1903 Vorschriften über Buchführung und Überwachung entsprechender Betriebe erlassen. Die Ausbildung der Arbeitsnachweise ist den privaten Verbänden und den Kommunalorganen überlassen. Aber die von Stuttgart aus 1894 gegebene Anregung zur Bildung städtischer Arbeitsnachweisämter fand wie bei den süddeutschen Regierungen auch bei der

preußischen Regierung sofort Anklang und Förderung. Verfügungen der zuständigen Ministerien vom September 1894, März 1898, November 1902 betonten die Bedeutung und Notwendigkeit städtischer Arbeitsnachweise, und diese wiederholten Anregungen haben eine erfreuliche Vermehrung der städtischen oder von Städten unterstützten Arbeitsnachweise zur Folge gehabt. Über die Tätigkeit der verschiedenen Formen der Arbeitsnachweise bringt das „Reichsarbeitsblatt“ auf Grund besonderer Vereinbarungen mit den beteiligten Stellen regelmäßige Übersichten. Der Ausbau der Arbeitsnachweise verdient die behördliche Förderung auch unter dem Gesichtspunkte, daß der Gegenstand einer etwaigen Arbeitslosenversicherung dadurch eingeengt und die Durchführung einer solchen Versicherung erleichtert wird.

In Zeiten gesteigerter Arbeitslosigkeit gewinnen die Wanderarbeitsstätten besondere Bedeutung, worauf der Erlaß des preußischen Handelsministers und des Ministers des Innern vom 12. November 1908 mit Recht hinweist. Sie verschaffen mittellosen, arbeitsfähigen Männern, die außerhalb ihres Wohnorts Arbeit suchen, Beschäftigung und gewähren ihnen vorübergehend gegen Arbeitsleistung Kost und Obdach. In Preußen ist zur Förderung der Sache am 29. Juni 1907 ein besonderes Wanderarbeitsstättengesetz ergangen. Hiernach können durch Beschluß des Provinziallandtags Land- und Stadtkreise zur Errichtung von Wanderarbeitsstätten oder zu Kostenbeiträgen dafür verpflichtet werden. Zwei Drittel der Kosten der Wanderarbeitsstätten sind den Kreisen von den Provinzen zu erstatten. Über Einrichtung, Unterhaltung und Verwaltung der Wanderarbeitsstätten erläßt der Provinziallandtag eine Ordnung.

Die Arbeiterversicherung ist ihrer Natur nach auf die Gefahrenverhütung angewiesen. Dieser Aufgabe ist stets besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Das Reichsversicherungsamt errichtete bereits 1887 eine Sammlung für Unfallverhütung und arbeitete 1890 eine Denkschrift über die Begründung eines Arbeiterschutz- und Wohlfahrtsmuseums aus. Im Etat für 1900 wurden Mittel zur Begründung einer Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt und zur Errichtung eines Gebäudes dafür ausgebracht. Am 18. Mai 1903 wurde die Ständige Ausstellung eröffnet.

Der Pflege des Arbeiterschutzes wurde damit Vorschub geleistet. Seine besondere Ausbildung war von vornherein ins Auge gefaßt worden. Schon in dem Erlasse vom 4. Februar 1890 trat Kaiser Wilhelm entschieden dafür ein, die „Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiete laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden“. Auf Anregung des Kaisers fand eine internationale Arbeiterschutzkonferenz vom 15. bis zum 29. März 1890 in Berlin unter Beteiligung von fünfzehn Staaten statt. Die von ihr aufgestellten Grundsätze sollten das Mindestmaß dessen darstellen, was in den Kulturstaaten auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes zu leisten war. Um die Bestimmungen der damaligen deutschen Gewerbeordnung diesem Mindestmaß anzupassen, wurde schon im Mai 1890 dem Reichstag ein Gesetzentwurf vorgelegt. Aus ihm ging das Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891 (Novelle zur Gewerbeordnung) hervor. Hier wurden die Forderungen der Arbeiterschutzkonferenz verwirklicht, in bezug auf Ausschließung der Kinderarbeit aus den Fabriken noch überholt. Das Gesetz brachte der Arbeiterschaft namentlich die Sonntagsruhe, das Verbot der Beschäftigung von Kindern unter dreizehn Jahren in Fabriken, ferner die Beschränkung der täglichen Arbeitszeit der Kinder von dreizehn und vierzehn Jahren auf sechs Stunden, der jugendlichen Arbeiter von mehr als vierzehn bis sechzehn Jahren auf zehn Stunden und der erwachsenen weiblichen Arbeiter auf elf Stunden, das Verbot der Nachtarbeit für weibliche und jugendliche Arbeiter und für Kinder, eine bessere Regelung der Pausen, den Zwang zum Erlasse von Arbeitsordnungen in größeren Betrieben, die schärfere Betonung der Pflicht des Unternehmers zum Schutze von Leben, Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter, die Befugnis des Bundesrats zu weiterer Beschränkung oder zum Verbote der Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Personen in besonders gesundheits- oder sittengefährlichen Betrieben und zur Begrenzung der täglichen Arbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter in Gewerben, in denen durch lange tägliche Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird usw. Durch das Gesetz vom 30. Juni 1900 wurden noch Bestimmungen hinzugefügt wegen der Einführung von Lohnzahlungsbüchern für minderjährige Fabrikarbeiter und wegen der Befugnis des Bundesrats, in bestimmten Gewerben Lohnbücher und Arbeitszettel vorzuschreiben. Im Interesse der Gesundheitsfürsorge wurde durch besonderes Reichsgesetz vom 10. Mai 1903 die Verwendung weißen oder gelben Phosphors zur Herstellung von Zündhölzern und Zündwaren verboten.

Auf den preußischen Bergbau wurden die Grundsätze des Arbeiterschutzgesetzes durch Gesetz vom 24. Juni 1892 übertragen und durch Gesetz vom 14. Juli 1905 bezüglich des Nullens der Wagen und einiger anderer Punkte ergänzt.

Den Vorschriften der Gewerbeordnung sind nach dem Gesetze vom 15. Juni 1895 auch die Schiffsmannschaften im Binnenschiffahrtsgewerbe und die Floßmannschaften unterstellt, während die Rechtsverhältnisse der Seeschiffsmannschaften durch die Seemannsordnung vom 2. Juni 1902 von neuem geordnet sind.

Auf Veranlassung der seit 1901 tätigen „Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz“ — das von ihr als Zentralstelle geschaffene Internationale Arbeitsamt zu Basel erhält vom Reiche regelmäßige Beiträge — hat die Schweiz am 30. Dezember 1904 zu einer neuen Internationalen Arbeiterschutzkonferenz nach Bern eingeladen. Die Konferenz tagte vom 8. bis zum 16. Mai 1905 unter Beteiligung von fünfzehn Staaten und stellte Grundzüge zu internationalen Abkommen über das Verbot der Verwendung weißen (gelben) Phosphors in der Zündholzindustrie und über das Verbot der industriellen Nachtarbeit der Frauen fest. Über beide Punkte sind 1906 unter Beteiligung Deutschlands internationale Abkommen geschlossen worden. Der erste Punkt war, wie erwähnt, schon vorher in Deutschland geregelt. Zur Durchführung des zweiten Punktes und zur Herbeiführung sonstiger Verbesserungen des Arbeiterschutzes ist am 16. Dezember 1907 dem Reichstag ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, aus dem der auf weibliche und jugendliche Arbeiter bezügliche Teil als Gesetz vom 28. Dezember 1908 bereits ergangen ist. Das Gesetz bringt für die Betriebe, die in der Regel mindestens zehn Arbeiter beschäftigen, vor allem die Ausdehnung des Verbots der Nachtarbeit weiblicher und jugendlicher Arbeiter auf die Zeit von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens, die Beschränkung der zulässigen täglichen Beschäftigung von Arbeiterinnen auf die bei jungen Leuten schon bestehende Höchstdauer von zehn Stunden, für beide Gruppen die Sicherung einer daran anschließenden ununterbrochenen Ruhezeit von elf Stunden, ferner das Beschäftigungsverbot für weibliche Arbeiter vor und nach der Entbindung auf volle acht Wochen. Der noch nicht erledigte Teil des Regierungsentwurfs enthält Arbeiterschutzbestimmungen für die Hausarbeiter; bezüglich des Arbeiterschutzes in der Zigarren-Hausindustrie ist ein besonderer Gesetzentwurf vorgelegt worden.

Einem besondern Zweige der Schutzgesetzgebung, dem Kinderschutze, hat sich das Reichsgesetz vom 30. März 1903, „betreffend Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben“, gewidmet. Das Gesetz ergreift auch Betriebe, die der Gewerbeordnung nicht unterstehen, und erstreckt sich auf Kinder unter dreizehn Jahren und auf volksschulpflichtige Kinder über dreizehn Jahren. Die Beschäftigung eigner und fremder Kinder ist in gewissen Betriebsarten verboten, in anderen für Kinder unter zwölf Jahren untersagt und für ältere Kinder nur bei Tage auf wenige Stunden zugelassen. Das Gesetz ist allgemein als ein wichtiger Fortschritt begrüßt worden.

Die Erweiterung des Arbeiterschutzes erforderte auch eine Vermehrung und Verschärfung der Gewerbeaufsicht. Das Gesetz vom 1. Juni 1891 dehnte ihren Geschäftsbereich aus, und Preußen wie andere Gliedstaaten haben sich beeilt, den Aufsichtsdienst auf breitere Grundlagen zu stellen. Preußen hatte 1890 im ganzen nur 27 Aufsichtsbeamte; die Denkschrift zum Etat des Handelsministeriums für 1891/92 bezeichnete 163 Aufsichtsbeamte als erforderlich. Im ganzen gab es 1890 in Deutschland 80, 1896 bereits 280, 1907 454 Beamte im Gewerbeaufsichtsdienste; dazu treten noch die Beamten der Bergaufsicht (1907: 113). Im ganzen waren 1907 der Aufsicht unterstellt 250724 Betriebe mit 6,13 Mill. Arbeitern; revidiert wurden 130735 Betriebe mit 5,04 Mill. Arbeitern.

Von großer Bedeutung war weiter der Ausbau der Gewerbegerichte. Zur raschen Erledigung der aus dem Arbeitsverhältnisse sich ergebenden Rechtsstreitigkeiten durch Sachverständige standen in Deutschland vor 1890 nur neunundzwanzig Fachgerichte zur Verfügung, darunter sechzehn in der Rheinprovinz. Das Reichsgesetz vom 29. Juli 1890 legte den Grund zur Ausbreitung der Gewerbegerichte nach einheitlichen Grundsätzen. Diesen Grundsätzen mußten die bestehenden Gewerbegerichte angepaßt werden, was in Preußen durch Gesetz vom 11. Juli 1891 geschehen ist. Das Gesetz vom 29. Juli 1890 ist durch Gesetz vom 30. Juni 1901 noch in verschiedenen Punkten geändert und verbessert worden. Besonders wichtig war es, daß nunmehr für Gemeinden von mehr als 20000 Einwohnern Gewerbegerichte gesetzlich vorgeschrieben wurden. Die Gewerbegerichte sind nicht auf die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten beschränkt, sondern können auch bei Interessestreitigkeiten als Einigungsamt angerufen werden und haben außerdem gutachtliche Befugnisse und Obliegenheiten. Durchweg sind dabei die Arbeiter zur ständigen Mitarbeit berufen, da je die Hälfte der Beisitzer den Arbeitern und den Arbeitgebern zu entnehmen ist. Die Zahl der auf Grund des Reichsgewerbegerichtsgesetzes errichteten Gewerbegerichte hat sich rasch vermehrt und betrug Ende 1907 bereits 425 (einschließlich der Berggerichte), wozu noch zwanzig auf Grund der Landesgesetze errichtete Gewerbegerichte hinzutreten. Die einigungsamtliche und gutachtliche Tätigkeit dieser Organe war geringfügig. In Rechtsstreitigkeiten dagegen waren und sind sie stark in Anspruch genommen. Im Jahre 1907 waren über 112000 solcher Streitigkeiten anhängig, ein Zeichen, daß ein ausgedehntes Bedürfnis für diese Fachrechtsprechung besteht.

Bedeuten schon die Einführung und der Ausbau der Gewerbegerichte eine Besserung der rechtlichen Stellung der Lohnarbeiter überhaupt, so gehen entsprechende Wirkungen auch von dem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuche von 1896 aus, das in seinen Vorschriften über den Dienstvertrag die Grundsätze der Sozialpolitik zu verwirklichen sucht. Die vom 1. Januar 1900 ab geltende Fassung der Zivilprozeßordnung läßt in den Vorschriften über die Pfändung und über die Fristgewährung für den Fall, daß auf Räumung einer Wohnung erkannt ist, dasselbe Streben erkennen, das auch in der dadurch nötig gewordenen Änderung des Lohnbeschlagnahmegesetzes vom 21. Juni 1869 wirksam wird. Dem Bemühen, die sozialpolitische Auffassung der Zeit in der rechtlichen Stellung der ärmeren Volksschichten zur Geltung zu bringen, verdankt ferner der Gesetzentwurf vom 30. Oktober 1908 wegen Einwirkung der Armenunterstützung auf öffentliche Rechte sein Entstehen; er schränkt den Begriff der Armenunterstützung wesentlich ein.

Die neben dem staatlichen Eingreifen unentbehrliche Selbsthilfe ist dabei nicht von der Gesetzgebung vernachlässigt worden. Für die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften hat das Gesetz vom 1. Mai 1889 eine feste Rechtsgrundlage und die Möglichkeit einer beschränkten solidarischen Haftung gebracht. Mit Rücksicht auf die großen Umgestaltungen wichtiger Rechtsgebiete in den neunziger Jahren hat das Gesetz vom 1. Januar 1900 ab eine neue Fassung, die 1898 im „Reichsgesetzblatt“ veröffentlicht wurde. Die auf Selbsthilfe beruhenden Unterstützungskassen, die Hilfskassen, sind bei der Ausgestaltung der Arbeiterversicherung in bestimmter Weise berücksichtigt oder herangezogen worden. Um Mißbräuchen, die sich bei einem Teile der Hilfskassen entwickelt hatten, wirksam entgegentreten zu können, ist dem Reichstage zuerst 1905 und dann 1907 ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, der die Hilfskassen als kleinere Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit dem Gesetze vom 12. Mai 1901 über die privaten Versicherungsunternehmungen und damit der durch dieses Gesetz begründeten Aufsicht des Aufsichtsamts für Privatversicherung unterstellt.

Die Wahrnehmung und Vertretung der Arbeiterinteressen erfordert vielfache Betätigungen auf politischem Gebiete. Deshalb ist es auch in diesem Zusammenhange von Bedeutung, daß durch das Gesetz vom 11. Dezember 1899 das Verbindungsverbot für inländische Vereine beseitigt und durch das Vereinsgesetz vom 19. April 1908 die Betätigung in Vereinen und Versammlungen nach freieren Grundsätzen geordnet ist. Die daneben einhergehenden Bestrebungen zur Verbesserung der rechtlichen Stellung der Berufsvereine über das hinaus, was im neuen Bürgerlichen Gesetzbuche geboten war und bereits einen Fortschritt gegen früher darstellte, haben zu dem Gesetzentwurfe vom 12. November 1906 geführt, in dem die Reichsverwaltung eine umfassende Regelung der gewerblichen Berufsvereine anstrebte. Ein Gesetz ist daraus nicht hervorgegangen.

Die Bildung von Arbeiterausschüssen in den einzelnen Betrieben ist in dem Arbeiterschutzgesetze vom 1. Juni 1891 nicht vorgeschrieben; aber es ist auf diese Organe zur Wahrnehmung der Arbeiterinteressen innerhalb des Betriebs derart Bezug genommen, daß ihr Bestehen formelle Erleichterungen beim Erlasse von Arbeitsordnungen bietet. Für den Bergbau nahm das preußische Gesetz vom 24. Juni 1892 denselben Standpunkt ein; das Gesetz vom 14. Juli 1905 geht darüber hinaus, da es für Bergwerke mit durchschnittlich mindestens hundert beschäftigten Arbeitern ständige Arbeiterausschüsse vorschreibt. In der Verwaltung der Königlich Preußischen Staatsbahnen sind auf Grund des Erlasses vom 15. Mai 1904 versuchsweise Arbeiterausschüsse in den Direktionsbezirken Berlin, Frankfurt a. M. und Köln eingerichtet worden. Nach dem Erlasse vom 28. Februar 1905 hat sich die Einrichtung bewährt, so daß der Minister die Beibehaltung der vorhandenen und die Bildung neuer Arbeiterausschüsse für angezeigt erachtet.

Amtlich anerkannte Organe zur allgemeinen Interessenvertretung der Arbeiter bestanden bisher nur insoweit, als die Gewerbegerichte in gewerblichen Fragen Gutachten abzugeben haben und Anträge stellen können, und als sie oder ihre hierzu eingesetzten Ausschüsse zur Hälfte aus Arbeitern bestehen müssen. Auf eine weiter ausgebaute Interessenvertretung wies bereits der kaiserliche Erlaß vom 4. Februar 1890 hin. Am 25. November 1908 hat die Reichsverwaltung dem Reichstage den Entwurf eines Gesetzes über Arbeitskammern vorgelegt, die im Bedürfnisfall auf fachlicher Grundlage je zur Hälfte aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern gebildet werden sollen. Dagegen ist der vielfach befürwortete Gedanke eines Reichsarbeitsamts noch nicht zur Verwirklichung gebracht. Die einem solchen Amte zugedachten Obliegenheiten in bezug auf Arbeiterstatistik und Begutachtung bestimmter Arbeiterschutzfragen sind indes bereits 1892 einer Kommission für Arbeiterstatistik zugewiesen; an deren Stelle ist 1902 der Beirat für Arbeiterstatistik getreten und zugleich im Kaiserlichen Statistischen Amte eine besondere Abteilung für Arbeiterstatistik errichtet worden. Diese gibt seit 1903 das „Reichsarbeitsblatt“ heraus, das ständig über die Arbeiterverhältnisse auf Grund einer besonders organisierten Berichterstattung oder auf Grund besonderer Erhebungen oder sonstiger Materialien berichtet. Die Abteilung für Arbeiterstatistik hat außerdem eine Reihe selbständiger größerer Arbeiten über wichtige sozialpolitische Gebiete veröffentlicht. Die Kommission und der Beirat für Arbeiterstatistik haben über eine größere Zahl ihnen zugewiesener Fragen Erhebungen und Vernehmungen veranstaltet, deren Ergebnisse von der Abteilung für Arbeiterstatistik bearbeitet sind, und auf Grund dieser Unterlagen Gutachten abgegeben. Der umfassenden Berufs- und Betriebszählungen von 1895 und 1907 sei im Anschlusse hieran ebenfalls gedacht.

Die sozialpolitische Betätigung hat sich auch auf das Handwerk erstreckt und hier, wo der Übergang aus der abhängigen in die selbständige Stellung das Gegebene ist, nicht nur den abhängigen Personen (Gesellen, Gehilfen und Lehrlingen), sondern auch den selbständigen Handwerkern Schutz gegen Mißstände zu bieten gesucht. Besonders wichtig war die Novelle vom 26. Juli 1897 zur Gewerbeordnung. Besserung der Lehrlingsausbildung, Verhinderung der Lehrlingszüchterei, fakultative Gesellen- und Meisterprüfung, Schutz des Meistertitels, Ausbau des Innungswesens, Einführung der Handwerkskammern waren die Hauptergebnisse des Gesetzes. Die Wirkungen des Gesetzes sind auf Grund einer umfassenden Erhebung von 1905 durch die Abteilung für Arbeiterstatistik im Kaiserlichen Statistischen Amte bearbeitet worden in einem 1908 erschienenen Werke. In bezug auf Lehrlingswesen und Führung des Meistertitels ist die Gewerbeordnung noch weiter ausgebaut durch Gesetz vom 30. Mai 1908. Den aus dieser Gesetzgebung erwachsenden Landesaufgaben hat Preußen durchaus Rechnung getragen. Außerdem aber sind durch königliche Verordnung vom 20. März 1905 zur Unterstützung des preußischen Handelsministers in der Verwaltung des gewerblichen Unterrichtswesens und der Gewerbeförderung ein Landesgewerbeamt als eine dem Handelsminister unmittelbar unterstellte Kollegialbehörde und ein ständiger Beirat für das gewerbliche Unterrichtswesen und die Gewerbeförderung geschaffen worden, ein für das Handwerk bedeutsamer Schritt.

Von den vielen Maßnahmen im Interesse der Landwirtschaft, an denen die preußische Gesetzgebung besonders beteiligt ist, verdienen wegen ihrer Verwertbarkeit für die Seßhaftmachung der Landarbeiter Erwähnung die Gesetze wegen der Errichtung von Rentengütern (7. Juli 1891) und wegen der Anwendung des Anerbenrechts (8. Juni 1896, 2. Juli 1898); auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist die Ausdehnung der sozialpolitischen Fürsorge auf die Kopfarbeiter im Privatdienste. Sie gehört ganz den beiden letzten Jahrzehnten an. Das Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891 brachte den Privatangestellten in Gewerbe und Handel die Beschränkung der Sonntagsarbeit. Nachdem dann das neue Bürgerliche Gesetzbuch bei der Regelung des Dienstvertrags den sozialpolitischen Anschauungen und Bedürfnissen in erheblichem Maße Rechnung getragen hatte, führte das neue Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 in den §§ 59 ff. für die kaufmännischen Angestellten wichtige

sozialpolitische Verbesserungen ein in bezug auf Kündigungsfristen, fristlose Auflösung des Dienstverhältnisses, Entgeltsanspruch bei unverschuldeter Dienstbehinderung, Gesundheits- und Sittlichkeitsschutz, Gehaltszahlung, Provisionsansprüche, Zeugnisse, Wettbewerbsabrede (Konkurrenzklausel) und außerdem in bezug auf Sicherung der Lehrlingsausbildung. Die Novelle vom 30. Juni 1900 zur Gewerbenovelle ergänzte die Vorschriften in bezug auf Fort- und Fachbildungsschulbesuch, brachte aber außerdem für die Angestellten in offenen Verkaufsstellen eine Mindestruhezeit, den Ladenschluß und die Verpflichtung zum Erlasse von Arbeitsordnungen in größeren Betrieben. Zugleich sicherte es in offenen Verkaufsstellen die Durchführung des im Handelsgesetzbuche vorgesehenen Gesundheitsschutzes und traf für den Handel überhaupt Maßregeln gegen die Lehrlingszüchterei. Das alles bedeutete einen großen Fortschritt, wenn auch viele Wünsche der Beteiligten noch unerfüllt blieben. Das Gesetz vom 6. Juli 1904 schuf die Einrichtung der Kaufmannsgerichte, die den Gewerbegerichten nachgebildet sind und sich rasch entwickelt haben. Ein Gesetzentwurf vom 22. November 1907 wollte eine Unstimmigkeit bezüglich des Gehaltsanspruchs bei unverschuldeter Dienstbehinderung beseitigen, ist aber noch nicht Gesetz geworden, weil die Beschlüsse des Reichstags dazu im Bundesrat auf Widerstand gestoßen sind. Nach einer Bemerkung in der Begründung zum Arbeitskammergesetzentwurfe scheint auch der Frage von Handlungsgehilfenkammern näher getreten zu werden. Für die Betriebsbeamten, Werkmeister und Techniker hat das Gesetz vom 30. Juni 1900 in die Gewerbeordnung wegen der Kündigungsfristen, wegen der fristlosen Auflösung des Dienstverhältnisses und wegen der Wettbewerbsabrede Bestimmungen eingefügt, die denen des neuen Handelsgesetzbuchs nachgebildet sind. Die Frage einer Privatbeamtenversicherung, die über die jetzige Beteiligung dieser Kreise an der Arbeiterversicherung hinausgreifen soll, ist noch nicht gelöst, aber durch die Denkschriften des Reichsamts des Innern vom 14. März 1907 und vom 11. Juli 1908 nach verschiedenen Richtungen hin so geklärt, daß ein Einlenken der ganzen Bewegung auf das Erreichbare zu erwarten ist.

Daß in bezug auf die Reichs- und Staatsbeamten durch Wohnungsfürsorge, durch Verbesserung der Bezüge der Hinterbliebenen, durch Gehaltsaufbesserungen in der letzten Zeit wichtige Fortschritte erzielt sind, und daß jetzt eine mit großen Opfern verbundene, durchgreifende Besoldungsverbesserung geplant wird, kann hier nur angedeutet werden. Auch auf eine Reihe sonstiger Gesetze, von denen eine günstige Wirkung gerade auf die schwächeren Volksschichten zu erwarten ist, kann nur hingewiesen werden, wie die Reichsgesetze über Sachwucher vom 19. Juni 1893, über Abzahlungsgeschäfte vom 16. Mai 1894, über Einführung der zweijährigen Dienstzeit vom 3. August 1893, über Unterstützung der Familien der zu Friedensübungen eingezogenen Mannschaften vom 10. Mai 1892, über Auswanderungswesen vom 9. Juni 1897 nebst den daran anschließenden Maßnahmen, das preußische Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger vom 2. Juli 1900 usw.

So kurz und unvollständig dieser Überblick ist, er zeigt deutlich, welche Fülle von sozialpolitisch wichtigen Maßnahmen seit 1888 in Preußen und im Deutschen Reiche zu verzeichnen ist, und mit welchem Ernst und Eifer an der Verwirklichung des Gedankens der Thronrede vom 22. November 1888 gearbeitet wurde. Daß viele — auch berechtigte — Wünsche noch unerfüllt geblieben sind, ist dabei keinen Augenblick zweifelhaft. Aber die bisherigen Erfahrungen berechtigen zu der Erwartung, daß der Ausbau der Sozialpolitik schrittweise weitergeführt werden wird. Die Sozialpolitik wird im Deutschen Reiche nicht stillstehen, weil sie aus inneren Gründen nicht stillstehen kann.

Der Kaiser und die Flotte.

Von Korvettenkapitän a. D. **Hermann Gercke.**

Was in der Vergangenheit über den Gegenstand schon geschrieben, kann heute und an dieser Stelle füglich außer acht bleiben; ja es muß sogar außer acht bleiben, denn es ist nicht möglich, den Inhalt ganzer Büchereien in einem kurzen Aufsatz wiederzugeben. Mag es also zukünftigen Geschichtschreibern überlassen bleiben, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, wie auch das Endergebnis sein möge. Heute sollen nur einige Tatsachen angeführt werden.

Der junge Kaiser fand sich an die Spitze eines jungen Reiches gestellt. Daß es dem Reiche an innerm wie äußerm Ausbau fehlte, wer wollte das leugnen? Ob es Kaiser Wilhelm II. an Erfahrungen und Kenntnissen gebrach, wer will diese Frage bejahen oder verneinen? Das ist auch nicht der Gegenstand dieses Aufsatzes; wohl aber soll ergründet werden, ob der Kaiser einen richtigen Blick hatte für das, was dem jungen Reiche fehlte in Berücksichtigung des Seewesens.

Man kann sich, sucht man nach der richtigen Antwort, sehr bald Gewißheit verschaffen, wenn man einfach feststellt, welches der Anfang und welches das bisherige Endergebnis der Bemühungen des Kaisers war und ist.

Wie sah unsere Flotte denn aus, als der Kaiser zur Regierung kam? Im Jahre 1888 blickte die Flotte auf etwa vierzig Jahre ihres Bestehens zurück. Die Schiffe waren — seien wir ehrlich — nichts wert. Indes, diese Behauptung wird den Groll manches alten Marinemannes, Flottenliebhabers und Patrioten hervorrufen. Also mag hier ein Beweis folgen, daß dem so war, und möge dem Beweise auch eine Erklärung folgen.

Als der Kaiser im genannten Jahre an der Spitze der Flotte England besuchte, erregte unser damaliges Geschwader in dem klassischen Lande des Seewesens vielfach Heiterkeit. Und die Engländer hatten nicht ganz unrecht. In Klammern sei bemerkt, daß nur von solchen englischen Stimmen hier die Rede ist, die nicht z. B. aus Höflichkeit den Wert unserer Schiffe nicht besprachen. Unser Geschwader war eine Zusammenstellung von alten Küstenverteidigungsschiffen, die man in seegehende Panzerschiffe zu verwandeln versucht hatte; von alten getakelten Hochseepanzerschiffen, denen man ein möglichst oder einigermaßen modernes Äußeres zu geben versucht hatte; von einigen Zwitterdingen, die weder gepanzerte noch geschützte noch überhaupt irgendeine Art von Kreuzern waren; von einigen Avisos, die weder die notwendige Geschwindigkeit noch das erforderliche Kohlenfassungsvermögen noch genügende Seefähigkeit hatten, kurz von einigen Avisos, die aber keine Avisos waren; mit einem Worte, die Engländer durften sich mit Recht über eine Flotte lustig machen, deren Besuch auf der Reede von Spithead nur den unzweifelhaften Erfolg hatte, daß der dortige, an und für sich schon meist bedeckte Himmel von schier undurchdringlichem Kohlenrauch noch mehr verdüstert wurde. Und nun die Erklärung! Unsere damalige Flotte konnte nicht anders sein, denn man wollte (und mußte) mit ungenügenden Mitteln wenn nicht „alles“, so doch jedenfalls „zu viel“ erreichen, und dann waren die Ansichten darüber, welche Art von Schiffen uns denn eigentlich nötig wäre, recht verschwommen. Ist das ein Vorwurf für das damalige Personal? Keineswegs; denn von vielen Gründen sei hier der Kürze wegen nur der angeführt, daß zu jener Zeit fast alle kleinen Flotten aus derartigen Mustersammlungen von „Unmöglichkeiten“ bestanden. War aber in seemännischer Beziehung unser Personal etwa seiner Aufgabe nicht gewachsen? Nun, ein Beweis dafür, daß dem nicht so war, bildete wieder dasselbe vorhin genannte Geschwader. Dieses seltsame Geschwader fuhr, wieder als Begleitung des Kaisers, tagelang in dichtestem Nebel. Als dieser aber sich plötzlich hob, standen die Schiffe trotz ihrer verschiedenen Wasserverdrängung, trotz mannigfacher Kursänderungen jedes genau auf seinem Posten. Von solchen und ähnlichen Dingen ließe sich noch vieles sagen. Und was wußte die große Menge des Volkes von der Flotte? Nichts! Sie liebte die Flotte, wie man ein Ding liebt, das man nicht besitzt, von dem man aber weiß, daß es etwas Schönes ist oder sein muß. Über diesen Punkt sollte man hier einige Anekdoten einflechten, wenn es nur Raum und Gelegenheit erlaubten.

Und wußten vor dem Jahre 1888 unsere Chefs der Admiralität etwas vom Seewesen? Du lieber Gott, die Herren waren Generale, Gentlemen vom Scheitel bis zur Zehe, Patrioten, tüchtige Leute, nur Seeleute waren sie nicht. Ist das ein Vorwurf, oder soll es einer sein? Mitnichten und abermals mitnichten! Und wäre der Fall vielleicht vereinzelt in der Geschichte? Hat nicht Napoleon selbst bewiesen, daß man ein Feldherr allerersten Ranges, ein unvergleichlicher Politiker, ein gewaltiger Herrscher sein kann und doch ein Stümper auf dem Gebiete des Seewesens? Warum gelang es ihm denn nicht, die Engländer, seine schlimmsten Gegner, niederzuwerfen? Indessen hier soll von unserer Flotte die Rede sein, nicht von der englischen vor etwa hundert Jahren. Vor zwanzig Jahren bestand also unsere Flotte aus einigen minderwertigen Schiffen, das Personal war erster Klasse (wie auch schon daraus hervorgeht, daß unsere Handelsflotte sich stets des besten Rufes erfreute und erfreut), im Volke schlummerte ein unbewußtes Gefühl des Wohlwollens für alles, was mit dem Seewesen verwandt war, und an den leitenden Stellen hatte man für die Marine so gut wie nichts übrig, weil man wegen anderer Aufgaben für sie wohl schlechterdings nichts übrig haben konnte. Und dann kamen die Jahre 1888 bis 1898, und es entstand ... das erste Flottengesetz! Und nach weiteren zwei Jahren entstand das zweite Flottengesetz, und nach abermals einigen Jahren entstand die Novelle zum Flottengesetz! Und in der Zwischenzeit ertönten die Stimmen von Gelehrten, Schriftstellern, Politikern, Kaufleuten, Beamten, ja, last, not least von Offizieren des Heeres, und alle waren sie Lehrer des Volkes, welchem laut und deutlich, überzeugend und wahr, furchtlos und beharrlich gepredigt wurde die Bedeutung des Wortes, das unser Kaiser beim Stapellauf des Panzerschiffes „Kaiser Karl der Große“ am 18. Oktober 1899 in Hamburg gesprochen, des Wortes: „Bitter not tut uns eine starke Flotte!“ — Und es entstand ein Flottenverein, dessen Anwachsen nicht allein das Ausland, sondern uns selbst überraschte, und in zahllosen Versammlungen wurden sich die Deutschen jeder Partei, jeden Glaubens, jeden Standes bewußt der Wahrheit des Wortes, „daß die See die Völker nicht trennt, sondern sie verbindet“. Und arm und reich, hoch und gering, Stadt und Land, Ost und West, Nord und Süd lernten und erkannten, „daß man eine Flotte haben müsse, um ein Plätzchen an der Sonne zu haben“. Und darum gaben Fürst und Volk sich ein Gesetz, wonach wir eine Flotte haben wollten und sollten! Welch ein Gesetz! Und entsprechend diesem Gesetz schaffen wir uns eine Flotte, von der schon so viel vorhanden, daß die deutsche Seemacht ein Faktor ist, mit dem gerechnet werden muß und gerechnet wird, eine Flotte, die uns ein Plätzchen sichert an der Sonne, und die, wenn sie uns den Frieden nicht erhalten, doch jedenfalls ihn zu erhalten wesentlich beigetragen hat.

Und wem verdanken wir die Flotte? Dem Kaiser! Denn er, und nur er allein konnte die Quelle der Begeisterung zum Fließen bringen, eine Quelle, die, schon öfters angebohrt, doch stets wieder versiegt war. Noch mehr Anerkennung aber dem Kaiser dafür, daß er die richtigen Männer, voran den seit zwölf Jahren an der Spitze der Marineverwaltung stehenden Staatssekretär v. Tirpitz, fand, welche in erlernter Tüchtigkeit, ja sogar mit angebornem Genie der Flotte eine Organisation gaben, die über die Grenzen des Vaterlandes hinaus anerkannt wird; Männer, die in rastlosem Bemühen und entschlossener Beharrlichkeit mit höchstem Geschick es verstanden haben, die immer noch kleine Seemacht so auszubilden, daß Verwaltung und Front ein harmonisches Ganzes bilden. Hat nun der, der diese Männer berief, Verständnis vom Seewesen, oder sollte vielleicht eine Liebhaberei die wirkliche Sachkenntnis überwiegen? Nun, was soeben über des Kaisers Flaggoffiziere gesagt wurde, macht eine Antwort auf die Frage überflüssig. Daß es aber einem Staate nur dienlich sein kann, wenn sein Herrscher vom Seewesen möglichst viel versteht, wird durch das bewiesen, was vorhin über Napoleon gesagt wurde, der von seinen Flaggoffizieren mehr verlangte, als sie zu leisten imstande waren. Unser Kaiser hat, wie auch schon aus seinen Worten hervorgeht, Gott sei Dank! eine recht gründliche Kenntnis des Seewesens. Denn wenn es früher in unserer Flotte nur halbe Panzer- und keine ganzen Küstenverteidigungsschiffe, weder richtige Kreuzer noch vollkommene Avisos gab — von einer homogenen Flotte ganz zu schweigen — so haben wir jetzt eine Hochseeflotte, ein Kreuzergeschwader, Aufklärungsgruppen, Torpedobootsflottillen und Unterabteilungen mannigfacher Art, und wir haben Werften und sachgemäß arbeitende Behörden. Und während die Front Offizieren und Mannschaften die letzte Schulung gibt, sorgen zu Lande Anstalten verschiedenster Art, von einer Akademie bis zur Abteilungsschule, für eine sachgemäße Vorbildung des Personals. Wir haben System und Plan in der Sache. Ja, mehr als das: wir haben im Volke selbst Verständnis für die Sache. Und wenn heutigestags ein alter inaktiver Seeoffizier von dazumal Gelegenheit hat, die Flotte zu sehen, dann seufzt er wohl wehmütig-froh: „Ach, wenn das doch zu meiner Zeit auch schon so gewesen wäre!“

Ob nun inaktiv oder aktiv, wir gehören alle zum Volke, und unsere Pflicht ist es, dem Kaiser in seiner Liebe zum Seewesen, seiner hohen Begeisterung für die Sache und seinem gründlichen Kennen der Flotte nach Möglichkeit nachzueifern. Daher wollen wir ihm treu zur Seite stehen, dem Kaiser und seiner Flotte!

Jonel Bratianu,
der neue Ministerpräsident von Rumänien (S. 98.)

Sinowi Petrowitsch Roschdjestwenskij,
† am 14. Januar.

Ernest Reyer,
† am 15. Januar.

Eduard Frhr. v. Oppenheim,
† am 15. Januar.

Das Königliche Schloß zu Berlin.

Originalradierung von W. Leo Arndt.

Die Überführung der Leiche Ernst v. Wildenbruchs vom Staatsbahnhof in Weimar nach dem Friedhof.

Rumäniens neuer Ministerpräsident.

Aus Paris, wohin er sich begeben hatte, die Ärzte über seine angegriffene Gesundheit zu konsultieren, hat Demeter Sturdza den König von Rumänien um seine Enthebung von der Stelle eines Ministerpräsidenten gebeten. Sturdza ist nicht nur der bedeutendste Staatsmann seines Vaterlandes, sondern ein so hervorragender Politiker gewesen, daß man ihn sogar mit Bismarck verglichen hat. Im Alter von vierundsiebig Jahren, die er zum größten Teil dem Dienste des Staates gewidmet hat, war er im Frühjahr 1907 nach den Revolten in der Moldau von König Karl von neuem an die Spitze der Regierung berufen worden, an die jetzt als sein Nachfolger auf den einmütigen Vorschlag der Mitglieder des Kabinetts und der Präsidenten beider Kammern der bisherige Minister des Innern und provisorische Minister des Äußern Jonel Bratianu tritt. Dieser ist der Sohn Joan Bratianus, des bekannten Staatsmannes, der ein intimer Freund und Genosse Sturdzas gewesen.

Der neue Ministerpräsident, der im sechsundvierzigsten Lebensjahre steht und in Paris die polytechnischen Studien absolvierte, gehörte bereits dem frühern, 1895 ernannten Ministerium Sturdza als Minister der Öffentlichen Arbeiten an. Als Minister des Innern gebührt ihm ein namhafter Anteil an den jüngsten Agrarreformen, die die gegenwärtige Regierung zum wichtigsten Punkt ihres Programms gemacht und gleich nach ihrem Amtsantritt in Angriff genommen hat. Bratianu, der jetzt auch die Führerschaft der von seinem Vater begründeten liberalen Partei übernimmt, besitzt reiche Sympathien im Lande, insbesondere bei der Jugend. Er ist ein vortrefflicher Redner und gemäßigter Politiker. Das Exposé, das er in Sturdzas Namen vor kurzem über die auswärtige Lage erstattete, hat wegen seiner Besonnenheit und Ruhe in ganz Europa einen vorzüglichen Eindruck gemacht.

Bratianu übernimmt sein hohes Amt nicht unter den günstigsten Verhältnissen. Ganz abgesehen von der gegenwärtig immer noch kritischen internationalen politischen Lage, erwachsen dem Ministerium im Lande selbst große Schwierigkeiten. Am Tage seiner Ernennung erlitt die Regierung eine große Niederlage. Bei den in der zweiten Bukarester Kurie, dem Wahlkörper der Intelligenz und des arbeitenden Bürgertums, durchgeführten Ersatzwahlen für die Kammer sind die Kandidaten der Regierung gegenüber jenen der neuen konservativ-demokratischen Partei unterlegen. Diese vor kaum einem Jahr von dem genialen Take Jonescu*) ins Leben gerufene Partei eilt von Erfolg zu Erfolg, und es dürfte wohl nur noch kurze Zeit währen, bis der aufsteigende Stern der Takisten die liberale Regierung in den Schatten stellen wird. C. J.

*) Porträt s. Nr. 3401 der „Illustr. Ztg." vom 3. September 1908.

Totenschau.

Eduard Frhr. v Oppenheim, ältester deutscher Rennstallbesitzer und Vollblutzüchter, Begründer des Gestüts Schlenderhan (Rheinprovinz), dessen Zucht eine große Anzahl glänzender Erfolge auf dem Felde des internationalen Turfs, 1907 auch der Sieg in Deutschlands Derby beschieden war, langjähriger Seniorchef des Bankhauses Salomon Oppenheim jun. u. Ko. und österreichisch-ungarischer Generalkonsul, am 10. März 1831 zu Köln geboren, † daselbst am 15. Januar. (Porträt s. S. 95.)

Ernest Reyer (Rey), berühmter Komponist und Musikschriftsteller, Schüler der Barsottischen Musikfreischule, widmete sich zunächst der Steuerkarriere, betrieb die Musik bis 1848 als Autodidakt, wurde dann Schüler seiner Tante Louise Farrence in Paris, trat 1850 mit dem Chorwerk „Le selam" an die Öffentlichkeit, Schöpfer zahlreicher Opern, so „Maitre Wolfram" (1854), „La statue" (1861), „Erostrate" (1862), „Sigurd", große Oper in fünf Akten, die über zahlreiche ausländische Bühnen ging (Erstaufführung in Brüssel 1884), „Salammbo" (1900), auch vieler Lieder und wertvoller Chorwerke, hochangesehen und von großem Einfluß als Musikschriftsteller, Nachfolger von Berlioz an dem „Journal des Débats", energischer Vorkämpfer für Richard Wagner in Frankreich, seit 1876 Mitglied der Akademie, am 1. Dezember 1823 zu Marseille geboren, † in Paris am 15. Januar. (Porträt s. S. 95.)

Sinowi Petrowitsch Roschdjestwenskij, Admiral, Führer der russischen Flotte in der Schlacht bei Tsuschima, trat 1865 in den Marinedienst ein, zeichnete sich im Russisch-Türkischen Krieg 1877 aus, organisierte im Auftrag des Zaren Alexander II. die bulgarische Marine, ging 1885 als Marineattaché nach London, stand während des Chinesisch-Japanischen Krieges an der Spitze der russischen Flotte im Stillen Ozean, wurde 1898 zum Konteradmiral und zum Chef der Marineartillerie ernannt, erhielt 1904 das Kommando über die baltische Flotte, die nach mancherlei Abenteuern zu spät in den ostasiatischen Gewässern eintraf und am 27. und 28. Mai 1905 bei Tsuschima von den Japanern vernichtet wurde, geriet schwer verwundet in die Gefangenschaft der Japaner, in der er bis zum Friedensschluß verblieb, wurde nach seiner Rückkehr nach Rußland vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen, lebte seitdem als Vizeadmiral a. D. in der Zurückgezogenheit, war bereits im Sommer vorigen Jahres totgesagt worden, am 30. Oktober 1848 zu St. Petersburg geboren, † daselbst am 14. Januar. (Porträt s. S. 95.)

Phot. Louis Held, Weimar. Die Bestattungsfeier Ernst v. Wildenbruchs in Weimar am 19. Januar: Die Feierlichkeit an der Gruft.

Ernst v. Wildenbruch.

In Berlin, wo er den Winter zubrachte, ist Ernst v. Wildenbruch am 15. Januar im Alter von nahezu vierundsechzig Jahren gestorben. Stark und lebendig, wie kaum bei einem andern Dichter der Gegenwart, regte sich bei Wildenbruchs Tod eine tiefe, allgemeine Teilnahme der Nation. Auch derjenige, der Wildenbruchs Kunstbehandlung sonst fernstand, empfand im Augenblick des Hinscheidens des Dichters die Wucht und Kraft dieser Persönlichkeit, den aufrechten, stolzen Mannesmut, den idealen Flug des Geistes und die edle Reinheit seiner Gesinnung. Mit Ehrfurcht und Liebe dachte die Nation des begeisterten vaterländischen Dichters, der einst, in der Zeit des tiefsten Darniederliegens der dramatischen Poesie, da die Franzosen und ihr deutscher Nachahmer, Paul Lindau, die Bühne beherrschten, den Sinn für große geschichtliche Stoffe, für hohe nationale Ideen geweckt hat, und der, an der Grenze zweier Zeitgeschlechter stehend, Romantisches und Abenteuerliches mit Realistischem und fein Beobachtetem verband.

Schon Wildenbruchs Abstammung entbehrte nicht eines gewissen romantischen Schimmers. Er leitete seinen Ursprung von den Hohenzollern her. Prinz Louis Ferdinand, der preußische Alcibiades, der 1806 bei Saalfeld fiel, hatte von der schönen Hutmachertochter Henriette Fromm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die 1810 nach einer landesherrlichen Besitzung den Namen v. Wildenbruch erhielten. Die Tochter wurde Hofdame; der Sohn stieg im Staatsdienst zu hohen Stellungen empor. Er war der Vater des Dichters. Ungewöhnlich, die Phantasie anregend waren die Eindrücke, unter denen Wildenbruchs Jugend stand. Am 3. Februar 1845 wurde er in Beirut (Syrien) geboren, wo sein Vater preußischer Generalkonsul war. Mit dem Vater kam der Knabe erst nach Athen, dann nach Konstantinopel. Anfangs sollte Wildenbruch die militärische Laufbahn einschlagen. Er ward im Kadettenkorps erzogen und trat 1863 in ein Garderegiment zu Potsdam ein. Aber der militärische Dienst befriedigte ihn nicht, und er wandte sich 1867 dem Studium der Rechte zu. Der Krieg 1870 sah ihn auf den französischen Schlachtfeldern. Danach war, wie er selbst sagt, sein militärischer Ehrgeiz für immer befriedigt. Er verbrachte in Frankfurt a. O., ähnlich wie Heinrich v. Kleist, eine an stillen, poetischen Eindrücken und Versuchen reiche Zeit.

Im Jahre 1877 kam Wildenbruch in das Auswärtige Amt zu Berlin und ward erst Legationsrat, dann Geheimer Legationsrat. Wildenbruch selbst bezeichnete es als ein Glück, Bismarcks Gehilfe sein zu können. Nach wie vor beschäftigte er sich mit poetischen Arbeiten, doch trugen ihm diese zunächst keinen größern Ruhm ein. Zwei rhetorische Heldenlieder, „Vionville" und „Sedan", erschienen 1874 und 1875; eine feine griechische Künstlernovelle, „Der Meister von Tanagra" (1880), zeigte den Stil der damals beliebten Geschichten aus dem Altertum. Lange rang Wildenbruch vergebens um den dramatischen Lorbeer. Die Bühnen wiesen anfangs des Dichters Stücke beharrlich zurück. Berliner Studenten führten zuerst seinen „Mennoniten" auf; 1881 gab der Herzog von Meiningen die „Karolinger". Erst nach 1882 strahlte dem Dichter der Stern des Dramatikers. Er erschien damals als die große dichterische Hoffnung der Generation. Rasch gab der Dichter aus seinem mit abgelehnten Stücken gefüllten Schubfach Drama um Drama heraus. Soviel bunter, stofflicher Reiz, eine solche Jugendlichkeit, ein solches Theatertalent und so viel vaterländische Glut lockte und sprühte fast aus jedem Drama, daß mit Wildenbruch eine Wiedergeburt unserer dramatischen Dichtkunst zu beginnen schien.

Zu Wildenbruchs ersten Stücken gehörten außer den bereits genannten: „Harold", „Väter und Söhne", „Christoph Marlow", „Das neue Gebot". Durch seine starke, aber eintönige Eigenart und durch sein großes Bühnengeschick täuschte Wildenbruch zunächst über den Umfang seines Talentes. Er war im Grunde ein Dichter ohne Aufwärtsbewegung; er blieb stehen, wo er stand; es war sein Verhängnis, daß er sich rascher Bühnenkenntnis als Lebenskenntnis angeeignet hatte; er schuf, wenn er Charaktere bildete, nur Rollen, nicht lebende Menschen; er erregte, indem sein Ohr dafür stumpf zu werden schien, ein mächtiges Getöse mit Worten und Waffen. Von 1888 bis 1891 erschienen die Hohenzollerndramen „Die Quitzows", „Der Generalfeldoberst", „Der neue Herr". Es folgten 1896 die Doppeldramen „Heinrich und Heinrichs Geschlecht". In ihnen erreichte Wildenbruchs dramatisches Schaffen seinen Gipfel. Im Jahre 1892 nahm er in der „Haubenlerche" einen Anlauf zum naturalistischen Drama. Manch Verfehltes trat dazwischen hervor. Von den wertvolleren Werken seiner letzten Zeit sind zu nennen „Die Tochter des Erasmus", „König Laurin", „Die Lieder des Euripides" und endlich „Die Rabensteinerin". Die besten und feinsten Wirkungen gelangen Wildenbruch in seinen Novellen. Was die psychologische Entwicklung und die Schlichtheit der Lebensdarstellung betrifft, steht der Novellist über dem Dramatiker Wildenbruch.

Mit all seinen Fehlern und Mängeln hatte Wildenbruch etwas Hinreißendes. Das kam daher, daß es ihm mit seinem Schwung und seiner Begeisterung wirklich Ernst war. In seinem Gemüt war die Vaterlandsliebe ein fast unwiderstehlich, stromartig ausbrechendes Gefühl. In der Glut der patriotischen Begeisterung, in der Freskomanier der Darstellung, in der leidenschaftlichen Inbrunst, mit der er an Deutschlands Aufgaben in Gegenwart und Zukunft glaubte, übertraf ihn keiner. Bitter unrecht hat man ihm getan, wenn man in ihm einen servilen Fürstendiener, einen blinden Verherrlicher der hohenzollernschen Dynastie sah. Er hatte den „Neuen Herrn" mit dem Idealbild des Großen Kurfürsten lange geschrieben, ehe der Konflikt zwischen dem Kaiser und Bismarck ausbrach. Als kaiserliche Wünsche bei der Fortsetzung der Dramenfolge aus der Hohenzollerngeschichte Wildenbruchs Freiheit als Dichter einzuengen schienen, gab er den ganzen Plan auf. Aus seiner Bismarckschen Gesinnung machte er kein Hehl.

Im Jahre 1900 schied Wildenbruch aus dem diplomatischen Dienst. Seitdem lebte er abwechselnd in Weimar und Berlin. Als Mahner und Warner, als getreuer Eckart seines Volkes trat er bei zahlreichen Gelegenheiten hervor, zuletzt in einem Gedicht, das „Deutsches Neujahr 1909" betitelt war. Seines Volkes hat er nie vergessen, und so möge auch das Volk seiner immerdar in Dankbarkeit und Liebe gedenken. **F. K.**

Phot. Louis Held, Weimar.

Ernst v. Wildenbruch, † am 15. Januar.

Ernst v. Wildenbruch auf dem Totenbett. Originalzeichnung von Ismael Gentz am 16. Januar 1909.

Theater und Musik.

— „Der letzte Streich der Königin von Navarra", Trauerspiel in vier Aufzügen von Johannes Raff, der etwas unbeholfene Versuch eines mit dem dramatischen Handwerkszeug noch nicht genügend vertrauten, aber sonst begabten Poeten, fand bei seiner Erstaufführung durch die Akademische Bühne im Lessing-Theater zu Berlin am 8. Januar einen recht zweifelhaften Erfolg.

— „König Christian II.", Schauspiel in fünf Akten von Adolf Paul mit einer sich mühsam hinschleppenden Handlung und unerträglich schwulstigem Dialog, vermochte bei seiner Uraufführung, die am 12. Januar im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin vor sehr beifallsfreudigem Hause stattfand, nicht die Überzeugung zu erwecken, daß es die Arbeit eines begabten Dramatikers sei.

— „Der König", Burleske in vier Akten von Caillavet, Flers und Arène, hatte bei seiner Erstaufführung am 16. Januar im Lessing-Theater zu Berlin vermöge einer vorzüglichen Interpretation der Hauptrollen starken Erfolg.

— „Der Kampf um Schneewittchen", Märchenspiel von Justizrat Dr. R. Wolff, mit Musik von Klemens Schmalstich, erlebte am 5. Januar in Basel seine erfolgreiche Uraufführung.

Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli.

(11. Fortsetzung.)

In ihrer Nähe war Walter scheu, linkisch, schüchtern. War's sein Gewissen, das ihn unablässig quälte, oder war's die Abneigung, die ihn gegen die kindlichen Liebkosungen seiner ihm fremden Mutter anwandelte? Er fand den Ton nicht, wie er mit ihr verkehren sollte. Er fand die Offenheit nicht, die notwendig war, um wie ein Sohn der Mutter gegenüberzutreten. Er fand den Mut nicht, ihr seine Zweifel anzuvertrauen.

Immer seltener kam er zu ihr, und die kluge, welterfahrene Frau merkte bald, daß ihn etwas von ihr wegtrieb, und sie scheute sich, ihn zu halten.

Es war ihr auch nicht unbekannt, daß Walter gegen den Hofrat Prechtl, der ihr uneigennütziger Freund und Berater war, eine Abneigung hatte, die wohl aus dem Verdacht entsprungen war, als wäre dieser feine, edle Mann etwa ihr Liebhaber.

So sehr sie dieser unausgesprochene Verdacht kränkte, so hütete sie sich doch, ihrem Sohn oder dem Hofrat irgend etwas davon mitzuteilen.

Gerade dadurch, daß sie den Verkehr mit Hofrat Prechtl fortsetzte, glaubte sie die Zweifel Walters bekämpfen zu können.

Sie wollte die beiden Menschen zusammenführen. Hofrat Prechtl, der ihr ein so treuer Berater und Freund gewesen, sollte es auch ihrem Sohne werden. In dieser Absicht forderte sie ihn auf, einmal zu ihr zu kommen, wenn Hofrat Prechtl seinen Besuch machte.

Walter brauchte zuerst alle möglichen Ausflüchte; aber schließlich, durch ihre Bitten gedrängt, sagte er zu.

Schon am Heimweg reute es ihn, daß er das Versprechen gegeben hatte; denn er haßte diesen Mann, den er kaum kannte.

Dann aber sagte er sich, er müsse ihm entgegentreten und ihn im Verkehr mit der Mutter belauern, damit er sehe, ob sein Verdacht auch begründet sei.

So ging er in böser Absicht, mit finsteren Gedanken zu der Zusammenkunft.

Die Mutter hatte ihn darauf vorbereitet, daß Hofrat Prechtl bereit sei, ihn und seine Kunst zu unterstützen und zu empfehlen.

Sein Trotz wehrte sich dagegen, er wollte nicht bevormundet, unterstützt sein von einem Menschen, den er haßte.

Immer mehr verrannte er sich in dem Gedanken, gegen Hofrat Prechtl aufzutreten und ihm zu zeigen, daß er ein Mann sei. Und doch klopfte ihm das Herz bis zum Halse, als er die Treppe zur Wohnung seiner Mutter hinaufstieg. Ob er schon da war?

Gottlob, nein! Vielleicht hatte er abgesagt, wollte ihm gar nicht entgegentreten.

„Der Hofrat wird gleich kommen. Setz' dich ein wenig, Walter. Und was ich sagen wollte: Begegne ihm mit Respekt und Achtung, unterbrich ihn nicht! Das lieben ältere Herren nicht."

„Ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Ich bin doch kein Schuljunge mehr!"

„Fast möcht' man's meinen, nach deinem hochfahrenden Ton, Walter. Was hast du eigentlich gegen den Mann?"

„Nichts, gar nichts! Ich mag ihn nur nicht."

„Du kennst ihn ja kaum."

„Ich will ihn auch gar nicht kennen lernen!"

„Er kann dir nützen und helfen."

„Ich brauch' keine Hilfe!"

„Aber, Walter, wer kann das sagen? Du am wenigsten!"

Nun schwieg er wieder trotzig.

Bald darauf trat Hofrat Prechtl, von Baronin Derkorn liebenswürdig empfangen, in das einfache Zimmer.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Baron Walter", begann er und reichte dem jungen Manne die Hand hin, die dieser zögernd nahm.

Die klaren, großen Augen des Hofrates ruhten wie forschend auf ihm und schienen ihn zu taxieren, zu schätzen.

Das beunruhigte Walter im Anfang etwas; doch er wollte sich nicht verwirren lassen und sah sich den eleganten, sorgsam gepflegten Junggesellen an. Er trug einen kurzgeschnittenen, grauen Backenbart, der seine hageren Züge voller erscheinen ließ.

Um der Sache keinen allzu peinlichen und steifen Eindruck zu geben, hatte Baronin Derkorn Tee und Gebäck auftragen lassen.

„Ihre liebe Mutter, meine verehrte Freundin, hat mir schon viel von Ihnen erzählt, daß ich tatsächlich neugierig wäre, einige Malversuche von Ihrer Hand zu sehen. Vielleicht haben Sie welche mitgebracht!"

„Leider nicht, Herr Hofrat!" antwortete Walter kurz.

„Aber du kannst rasch nach Hause springen und einige holen, Walter. Der Herr Hofrat will sich für dich wegen eines Stipendiums verwenden."

„Ich hoffe, ohne ein solches durchzukommen."

„Ihr Stolz ist aller Ehren wert, junger Freund; aber man schlägt schließlich als armer Künstler nicht die Hand aus, die sich einem hilfbereit bietet. Sie würden damit auch Ihrer Mutter eine große Sorgenlast abnehmen."

Wieder schwieg Walter. In seiner Erregung und instinktiven Abneigung gegen Prechtl konnte er den Eindruck nicht los werden, als dränge dieser ihm seine Hilfe auf.

Aber er wollte dem Hofrat nichts schuldig sein.

Einen Augenblick freilich überlegte er noch. Vor ihm lag ein sorgenfreies, jahrelanges Schaffen und die Möglichkeit, sich an ersten Mustern bilden zu können. Aber nein, lieber blieb er, wo und was er war.

„Was malen Sie immer, Baron Walter?"

Die Mutter kam seiner Antwort zuvor.

„Er macht hübsche Landschaften, sehr stimmungsvoll, das muß ich sagen, und auch karikieren kann er vorzüglich."

„Die Karikatur erfordert sicher einen klaren Blick und viel Witz, junger Freund. Dennoch möchte ich Ihnen abraten, sich ihr jetzt schon zuzuwenden, ehe Sie ausgelernt haben; sie könnte Ihnen leicht den Geschmack am Ernsten nehmen."

Diese sachliche Bemerkung erregte Walter aufs neue. Er wußte das alles selber und hatte es sich schon hundertmal gesagt; ein Fremder brauchte es ihm nicht erst vorzuhalten.

„Ich male und zeichne eben, was mir Freude macht. Denn Freude und Lust muß da sein, sonst geht nichts vorwärts."

Hofrat Prechtl war zu fein und zartfühlend, um nicht zu merken, daß seine einfachen Ausführungen Walter verletzt zu haben schienen.

„Ich habe das auch nicht so gemeint, junger Freund. Man muß tatsächlich zu jedem Zweige, in dem man etwas schaffen will, Lust haben, sonst kann man nichts Ersprießliches leisten. Aber man kann sich doch, möchte ich sagen, zur Lust zwingen. Ich war auch einst Dichter . . . na, und ein Dichter ist ein schlechter Bureaukrat. Die ersten Jahre, die ich Staatsbeamter war, bereiteten mir große Qual; aber ich habe mich doch langsam eingearbeitet, und jetzt bin ich in meinem Berufe sehr glücklich. Ja, schauen Sie mich nur an," fügte der Hofrat hinzu, da er merkte, wie erstaunt ihn Walter anblickte, „ich alter Bureaukrat, ich glatzköpfiger Hofrat war einmal Dichter, und wahrlich kein schlechter. Mein erster Novellenband ist sogar von der gesamten Kritik gelobt worden! Na, das ist lange her, jetzt erinnert sich kaum einer noch meiner Jugendsünden."

„Und doch fühlt es ein jeder, der mit Ihnen verkehrt, lieber Hofrat, daß Sie noch heute ein Dichter und Idealist sind", fiel ihm die Baronin ins Wort. „Denn Sie haben die Gabe zu trösten, aufzurichten, zu befreien."

„Ich fürchte, Sie überschätzen mich in Ihrer Güte zu sehr."

„Nein, nein. Sie sind ein Dichter, ein trostreicher; das hab' ich in meinem Leben erfahren. Als ich ganz elend und gebrochen war, da haben Sie mich durch Ihre Trostworte aufgerichtet. Und darum wünschte ich meinem einzigen, vaterlosen Sohne, dem seine arme Mutter nicht das sein kann, was sie möchte, daß Sie auch sein Freund würden!" Fast weihevoll hatte die Baronin gesprochen.

„An mir soll's nicht fehlen", meinte der Hofrat. „Wenn nur Walter zu mir Vertrauen hat."

Dabei sah er den jungen Mann an. Dieser aber senkte die Augen. Finstere, garstige, trotzige Gedanken jagten sich in seinem Hirn. Er brauchte einen Freund, der ihn an der Hand nahm, durch die Wirrsale des Lebens führte, ihm jeden Zweifel löste und auf alle Fragen Antwort gab. Das fühlte er selber. Dennoch aber brachte er kein Wort, das auch nur einen Schimmer von Zutrauen verraten hätte, über die Lippen.

„Sie müssen meine Absicht nicht mißverstehen! Ich will mich gar nicht in Ihr Innerstes drängen. Ich möchte nur jederzeit bereit sein, Ihnen zu helfen, sobald Sie es wollen und wünschen", sagte der Hofrat wieder.

„Sie täten es nur meiner Mutter und nicht mir zuliebe!" sagte Walter endlich scharf und trotzig.

„Vielleicht auch", entgegnete der Hofrat, „aus reinem Interesse an Ihrem Fortkommen."

Aber das Wort klang merklich verstimmt. Er mochte fühlen, daß dieser junge Mann nicht so einfach zu behandeln war, und daß irgend etwas in ihm wund sein müsse.

„Meine Mutter ist Ihnen ja wohl bekannt. Aber was kann Ihnen an mir liegen?"

„Sie sagen es ja selber: Sie sind der Sohn meiner liebsten Freundin!"

„Ich will dem liebsten Freunde meiner Mutter nichts verdanken, Herr Hofrat!"

„Walter, aber Walter, was erlaubst du dir!" rief die Mutter auffahrend.

„Sie beleidigen damit sowohl Ihre verehrte Mutter als auch mich!"

„Wenn Sie sich getroffen fühlen!" Keck, höhnisch kam es von Walters Lippen.

Er fühlte selbst, wie häßlich er sich benahm; aber er konnte nicht anders. Der Verdacht, der Haß sprach aus ihm.

„Ich dulde nicht, daß ein ehrenwerter, uneigennütziger, alter und lieber Freund in meinem Hause von meinem Jungen beleidigt wird! Geh, Walter, verlaß meine Wohnung — geh!" Hochaufgerichtet, totenblaß, mit aller nur möglichen Beherrschung und Würde hatte Baronin Derkorn diese Worte gesprochen.

Walter erschrak. Wortlos, tief beschämt, schlich er aus dem Zimmer. Er hörte noch, wie seine Mutter, endlich des letzten Haltes beraubt, schluchzend in den Stuhl sank, und wie Hofrat Prechtl ihr Trost zusprach. Wund bis ins Innerste, irr an allen, schlich er die Treppe hinunter, hinaus auf die Straße.

„Sie müssen das nicht so auffassen, liebe Baronin. Walter sieht in mir einen Feind, wie meist die Jugend in dem Alter!"

„Nein, Herr Hofrat, das ist es nicht, das nicht. Aber schlecht ist er, grundschlecht in Gedanken. Er denkt an das, woran wir beide nie gedacht, seit wir uns zum erstenmal die Hand geschüttelt, seit Sie mir den ersten Trost gespendet haben. Er hält seine Mutter für Ihre — Geliebte!"

Wie ein verzweifelter Schrei kam es heraus.

„Aber, Baronin! Wer kann das sagen! Der Junge kennt das Leben noch nicht. Er ist nicht schlecht, weil er von Ihnen schlecht denkt. Die Zweifel quälen ihn. Sie müssen ihm endlich wegen Ihrer Scheidung reinen Wein einschenken!"

„Ja, es war unrecht, daß ich bis jetzt schwieg. Aber ich fürchtete nur, er könnte mich, die ganze Sache, seinen Vater nicht verstehen! Ich will ihm, ehe ich ihm die Mutter nicht wirklich geben kann, nicht auch den Vater rauben!"

„Nein, Baronin, Sie sollen ihm beide erhalten, Vater und Mutter, und darum müssen Sie es ihm sagen. Klar und ruhig. Und wenn Sie erst mit ihm reden, dann bleiben Sie ihm und der unglückliche Derkorn!"

IX.

In der Villenpension Gern hatte sich im Laufe der letzten Zeit manches verändert. Vor allem war es immer stiller geworden. Die Engländerin und der Vicomte hatten München verlassen, Babette ging traurig ihren Geschäften nach, die Lingen malte fleißig oder streifte mit ihrem Bräutigam Max Berg durch die Wälder.

Und auch der ewigfrohe Freiherr von Wangen war ein wenig einsilbiger geworden. Denn nach jahrelangem Pensionsbetriebe sah er endlich doch ein, daß ein Mann von seiner Noblesse dabei nur Einbuße erleide. Sein Kummer über die Schulden, die sich nach und nach gesammelt hatten, war nicht allzu groß. Auch hier half ihm seine vertrauensselige Natur über die ärgsten Sorgen hinweg.

Nach einer längern, ernsten Besprechung mit Frau Amalie wurde beschlossen, die Pension wenigstens in der bisherigen Größe aufzugeben und sich möglichst einzuschränken. So blieben, nachdem man auch die Villa mit einer kleinern in Gern vertauscht hatte, nur Fräulein Lingen, die bei der Baronin Malstunden nahm und mit dieser das Atelier teilte, und Babette Kerr übrig. Diese führte die Wirtschaft, während Frau Amalie fleißig hinter der Staffelei stand, um zu verdienen, und der Freiherr an seinem Buche „Lebensglaube" schrieb.

Ja, Wangen saß Tag für Tag hinter dem Schreibtisch und arbeitete. Er hatte die feste Überzeugung, daß sein Werk, auf das er sich durch ein ganzes Menschenleben vorbereitet hatte, Erfolg haben würde. Er hoffte davon seine Schulden zu zahlen und obendrein endlich bekanntzuwerden.

Tatsächlich setzte Wangens „Lebensglaube" bald nach seinem Erscheinen die gesamte Kritik wie auch das Publikum in freudiges Erstaunen. Es war keineswegs ein abgeschlossenes Buch; man konnte es weder Roman noch philosophische Betrachtung nennen. Es war eben ein echter Wangen. Seine optimistische, sympathische, leichtfröhliche Lebensauffassung, sein Hang zu Frohsinn und Festen, seine Verachtung für den Wert des Geldes, seine tiefe, reine Menschenliebe, kurz, sein bewundernswerter Glaube ans Leben war im Zeitalter der pessimistischen Dekadenz etwas so Seltenes, daß dieser frohe Lebensbejaher auffallen mußte und man gerne nach diesem Buche des Optimismus griff. Sein Idealismus riß die Leser fort und bereitete ihm einen schönen Erfolg.

Freiherr Kurt von Wangen verdiente mit seinem „Lebensglauben", der ihm freilich auch eine schöne Summe gekostet hatte, viel Geld. Seine Gläubiger befriedigte er jedoch nur teilweise; denn ein Lebensbejaher wie er brauchte auch diese Summe für seine Theorie. Längst schon hatte er den Druck der kleinen Verhältnisse, in die er hineingeraten war, unangehm empfunden.

So kam ihm die für die nächsten Tage am Wiener Volkstheater angesetzte Premiere von Bergs neustem Stück doppelt gelegen.

Er war der Erste, der den Gedanken aussprach, gemeinsam zu der Aufführung nach Wien zu fahren. Fräulein Lingen war sofort Feuer und Flamme für diese Idee.

Babette sträubte sich anfangs. Sie fürchtete sich vor einer Begegnung mit Walter. Auch war ihr zumute, als könnte eine ehrliche Aussprache jetzt zum vollständigen Bruche führen. Dennoch zog es sie mit Macht nach Wien. Alles, alles wollte sie opfern, wenn sie nur endlich Klarheit bekäme und ihm für Stunden in seine lieben Augen blicken könnte.

Wangen, der wohl fühlte, was Babette abhalten mochte, redete ihr zu, in dem Glauben, daß der Aufenthalt in der Hauptstadt sie aufheitern würde.

Auch Muttchen, wie die kinderlose Amalie immer noch von ihrem Mann genannt wurde, sollte nach dessen Wunsche mitkommen. Aber sie ließ sich nicht dazu bewegen. In der frohen Erwartung, daß endlich nach Jahren einmal in ihrem Hause eine wohltuende Stille herrschen würde, bat sie, daheim bleiben zu dürfen. Nach langem Hin und Her willigte Wangen schließlich ein.

Das war eine Aufregung an jenem Morgen, da Babette, Fräulein Lingen und der Freiherr München verlassen sollten, um nach Wien zu fahren. Max Joseph Berg, der noch immer Versicherungsbeamter war, weil er erst den Erfolg seines Stückes abwarten wollte, hatte sich vorher Urlaub genommen und weilte schon seit mehreren Tagen in Wien, um den Proben beizuwohnen.

Zitternden Herzens sah Fräulein Lingen dem Ausgang der Premiere entgegen. Wenn das Stück gefiel, konnten sie endlich ein Paar werden. Sie wollte fleißig malen, und Max sollte schreiben, dann würde es schon gehen.

Mit dem Morgenschnellzug fuhr man gegen Wien. Wangen war bester Laune. Er hatte einen ganzen Korb feiner Delikatessen ins Coupé genommen, um die Reise gemütlich zu machen. Da er merkte, wie bange es Babette war, gab er sich redlich Mühe, sie aufzuheitern. Am Bahnhof in Wien würden sie ja Berg und Derkorn erwarten.

„Ich bin neugierig, wie der Junge aussieht. Der ist sicher im letzten Jahre ein ganzer Mann geworden!"

„Wenn er sich nur nicht verändert hat!" sagte Babette.

„Nein, liebes Fräulein, der bleibt der alte! Der hat einen guten Kern. Na, wie ich mich freue! Ihr müßt aber auch lieb zu ihm sein, nicht gleich streiten und zanken."

Dann hatte Wangen wieder Fräulein Lingen die letzten Zweifel um den Erfolg des Bergschen Stückes zu nehmen.

„Es wird ein Bombenerfolg, passen Sie mal auf! Na, wir wollen aber auch alles tun. Apropos, wer will einen Flügel von den Poularden? Ist Ihnen Westfäler lieber? Und ein paar Tropfen Deidesheimer? Leider ist er ein bißchen warm. Na, Babettchen, Sie müssen auch essen, daß Sie bei Kräften sind, wenn wir nach Wien kommen. Es stehen uns große Strapazen bevor!"

So ging es weiter. In einem fort war er um die beiden Mädchen besorgt, suchte sie zu trösten, aufzurichten, zu zerstreuen und zum Essen aufzufordern, damit sie heil und fröhlich in Wien anlangten.

Endlich kam man in die Nähe der Hauptstadt. Der Zug fuhr durch den mit Villen besäten Wiener Wald dahin. Vorortstationen, hell erleuchtet und mit harrendem Publikum, flogen an ihnen vorüber. Eine freudige Erregung hatte sich Wangens und des Fräuleins Lingen bemächtigt. Laut klopfte Babettes Herz. Aber eine gewisse zitternde Freudigkeit zog auch in ihre Seele ein. Nun würde sie ihm gleich gegenüberstehen, nach langer, qualvoller Trennung.

Der Zug fuhr in die Ankunftshalle des Westbahnhofes. Nun hielt er. Wangen streckte den Kopf weit zum Fenster hinaus. Er hatte sofort Berg und Walter Derkorn erspäht. Hastig, mit einem frohen Wortschwall von Begrüßungen, sprang er aus dem Waggon. Die jungen Herren drängten sich näher heran, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein.

Fröhlich sprang Mina Lingen in Bergs offene Arme. Dann erschien auch Babette Kerr in der Eingangstür. Zögernd, fragend, mit großen Augen sah sie Walter von Derkorn an. Er aber streckte ihr die Hand entgegen.

„Komm schnell, andere Leute wollen auch aussteigen!"

Sie stand vor ihm auf dem Bahnsteig, vor Freude und Erregung tief rot. Schlank und hoch, wuchs er an ihrer Seite hinauf.

Ihre Augen sahen ihn an und forschten. War er der alte?

Hastig hängte er sich in ihren Arm.

„Kommst du dir auch einmal Wien ansehen!" sagte er.

„Ich muß doch meinen Bräutigam einmal besuchen!" meinte sie, verlegen lächelnd. „Wie geht es deiner Mutter?"

„Gut, gut, ich danke!" Rasch, abgebrochen, ausweichend kam es heraus.

„Du mußt mich zu ihr führen, Walter!"

„Ja, ja, aber jetzt wollen wir an etwas anderes denken."

Dann kamen sie wieder mit dem Freiherrn und seinen Begleitern zusammen. Im Trubel drängte alles dem Ausgang zu.

Sie fuhren ins Hotel, um Zimmer zu bestellen und sich zu reinigen. Dann wollten sie irgendwo zusammen soupieren.

Während die beiden Damen und Wangen Toilette machten, warteten Berg und Walter unten am Hoteleingang. Berg sprach aufgeregt von den Proben seines neuen Stückes. Mit halbem Ohr hörte ihm Derkorn zu.

„Ja, du hast Glück, du wirst vorwärts kommen, Max. Von mir kann ich das nicht sagen. Es will nicht recht gehen."

„Dich quält vielleicht zu viel, was dich abhält, was auf dir lastet. Wenn du erst frei bist, dann wirst du die Höhe spielend erreichen."

„Frei, frei . . . wenn ich's wäre! Aber ich bin ja gebunden, an meine Mutter, an die Kerr. Du weißt, ich liebe Babette; aber ich hab' ja keinen Erwerb, bin noch nicht am Ziel. Hast du ihre traurigen, vorwurfsvollen Augen gesehen? Siehst du, das lastet auf mir."

„Und ich habe gedacht, du wärest vernünftiger geworden, nähmest jetzt das Leben weniger schwer und sähest alles mehr lächelnd an."

„In der Theorie!"

„Ich dachte, doch auch in der Kunst."

„Wegen der paar Karikaturen?"

„Sie verraten eine seltene Begabung, einen ernsten, tiefen Humor. Du könntest auf diesem Gebiete Tüchtiges leisten."

„Du meinst, als Karikaturist? Soll dies das Ende meines Künstlertraumes sein?"

„Nein! Aber du sollst deinen Künstlertraum nach einer bestimmten Richtung hin wenden. Erst dann kann man etwas erreichen."

So sprachen sie weiter, bis die Damen und Freiherr von Wangen herabkamen. Dann begaben sie sich durch das Gewoge der Mariahilfer Straße zum Ring.

Berg und Mina Lingen gingen voraus; Wangen, Babette und Walter folgten.

Wangen war wieder in bester Laune. Er genoß den schönen Spätherbsttag und brachte auch in Babette, die bis jetzt nur immer Walter fragend betrachtet hatte, etwas Leben.

„Kinder, nun wollen wir aber einmal gemütlich sein, wie vor Jahren bei uns draußen in der Gerner Pension. Die Zeiten waren auch nicht garstig."

„Du hast ja mit deinem Buch einen Riesenerfolg gehabt!" begann Walter. „Leider habe ich es bis jetzt noch nicht gelesen. Du warst so gut, es mir zu schicken; ich freue mich darauf. »Lebensglaube!« Welch schöner, vielsagender Titel. Ja, wenn ich diesen Lebensglauben hätte" . . . Seufzend kam es über seine Lippen.

„Den mußt du dir eben erwerben! Glauben, wirklich an etwas glauben kann nur der, der ehrlich will. Gibt's was Schöneres als das Leben in seiner wechselnden Pracht, in seiner ewigen Bewegung? Daß es, um schön zu sein, um bewegt und lebendig zu bleiben, uns auch rüttelt und schüttelt, das darf nicht weiter genieren. Weißt du, was Linger-Longer-lo einmal irgendwo schrieb? »Vernimmst du aus schimmernder Höh' ein Lachen mitleidiger Spötter? Dein süßestes Glück und dein bitterstes Weh sind höchstens ein Schauspiel für Götter!«"

„Ein Schauspiel für Götter!" wiederholte Walter resigniert, Babette anblickend.

Aber Wangen ließ sich nicht beirren. „Du mußt eben in die schimmernden Höhen, mußt mit den mitleidigen Spöttern lachen, mußt dich selbst zu den Göttern rechnen."

„Wer das könnte!"

„Ein jeder kann's, ein jeder Künstler wenigstens. Wie oft hat mich das Leben beugen wollen . . . ich ließ es nicht dazu kommen. Und diesem starren Nacken, diesem Glauben an die Köstlichkeit des Daseins danke ich meine Lebensauffassung, meinen Humor, meinen Optimismus."

Schweigend schritten alle drei eine Zeitlang weiter. Wangen war so überzeugt von dem, was er sagte, daß er befriedigt schwieg. Babette und Walter aber verglichen unwillkürlich ihre sentimentale traurige, ängstliche, quälende Lebensauffassung mit seinen Worten. Sollte wirklich ihr süßestes Glück, ihr bitterstes Weh nur ein Schauspiel für die über den Wolken sein? Ja, wenn Walter auch zu dieser Höhe könnte, wenn er die Erdenschwere verlöre, den Ballast aus der Gondel würfe, die Gedanken, Babette, die Mutter, alles!

Aber dazu fehlte ihm der Mut, die innere Freiheit.

So wären Babette und Derkorn heute keine guten Gesellschafter gewesen, wenn sie Wangen beim Souper nicht immer in seinen Bann gezogen hätte. Beide hatten so viel auf dem Herzen, hatten einander so viel zu sagen und zu klagen, daß sie, von der Überlast gedrückt, gar keine Worte fanden.

Desto fröhlicher waren Mina und Berg. Wangen ließ nach dem Souper Champagner kommen. Noch einmal sollten sie alle seine lieben Gäste sein. Zögernd willigte Walter von Derkorn ein.

Nach und nach umgab auch ihn ein wohliges Behagen. Die Stimmung des reinen Genusses, die guter Wein und liebe Menschen in jedem Künstlerherzen erzeugen, kam über ihn. Nur Babette saß stumm und traurig da. Sie hatte sich das Wiedersehen anders vorgestellt: allein, traurig-glückliche Tränen, glücklich-traurige Worte und feste, eherne Zukunftsschwüre.

Das, was ihr Walter schon in München entfremdet, die tollen Lebensfreuden, der bacchantische Künstlertaumel, umgab ihn auch hier in dem fröhlichen Wien.

Stumm saß sie dabei. Die Gläser klirrten, die Stimmen schwirrten. Es gab für sie nur eine Rettung: mitzumachen und, gleich den übrigen, sich in den Strudel zu stürzen.

Mit tränenfeuchtem Blick, mühsam lächelnd, näherte sie ihren Champagnerkelch zitternd dem seinen. Da lachte auch er auf und legte seinen Arm um ihre Hüften.

„Na, Babettchen, erwachst auch du zum Leben?" Und er drückte ihr einen flüchtigen, weinfeuchten Kuß auf den Nacken. „Wir wollen glücklich sein, wunschlos, traumlos glücklich, Babettchen, nicht immer nach der Zukunft fragen, nach der fernen Zukunft . . . Gelt, Babettchen?" Lallend, wie nur der Wein macht, kam es von seinen Lippen.

„Nicht nach der Zukunft fragen?" Angstvoll wiederholte sie seine Worte.

„Ist die Gegenwart nicht schön genug?" Sie schwieg auf seine Gegenfrage. Fahl und blaß, bis ins Innerste erschreckt, rückte sie von ihm ab. Er aber merkte es kaum. Was ging ihn das fade Mädel an? Er trank und sang weiter. Er ließ sich von Wangen die Grundzüge seines „Lebensglaubens" aufzählen.

Nicht nach der Zukunft fragen? dachte Babette wieder. Ja, war denn nicht die ganze Gegenwart ein banges Warten auf die Zukunft? Warum wollte er nicht an die Zukunft erinnert sein, die ihnen die endliche Vereinigung brächte? Wie eine Mutter hatte sie auf ihn geachtet, und nun wollte er ihr entweichen, sich von ihr abwenden! So leichten Kaufes ließ sie ihn nicht ziehen. Sie wollte um ihn kämpfen, sie wollte seine Mutter zur Bundesgenossin haben. Eine Frau, die im Leben so viel mitgemacht, würde sie verstehen.

Ganz blaß lehnte sie sich zurück. Ein herber, bitterer Zug legte sich um ihren Mund. In rollenden, kollernden Wellen drang der laute Wortschwall der anderen zu ihr herüber. Aber sie verstand kein Wort davon. Sie hörte die Lingen fröhlich, glücklich lachen . . . Sie haßte plötzlich alle um sie, die das Leben so leicht und lustig nahmen; die da glaubten, immer nur Feste feiern zu müssen, und die das stille Behagen und Bescheiden eines kleinen Heimes nicht kannten.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Klage am Abend.

Von **J. L. Windholz.**

Die Trauer trüber Tage
Ruht auf den braunen Bäumen,
Von dunkler Freuden Plage
Der Staub und dumpf Verträumen.

Durch graue Bangigkeiten
Zwei weiße Birken dämmern,
Und aus der Erde Gebreiten
Pocht eines Herzens Hämmern.

Im Strome lichtverglommen
Kämpft dort ein Boot vergebens,
So bist auch du gekommen
Vom Ufer deines Lebens.

Zwei Wanderer mit dir schreiten:
Dein Schicksal und dein Wille.
Die blutenden Glocken läuten,
Mein Herz, mein Herze, sei stille!

Sie hadern und kämpfen und toben.
Die Tage, die Stunden, die Wochen,
Die Jahre sind verstoben.
Hörst du das Herze pochen?

Umsonst dein Streiten und Streben;
Es ist dir nichts geglücket,
Und alles rotgüldene Leben
Der Winterreif bedrücket.

Es hält unerbittlich gefangen
Des Schicksals dumpfe Hülle
Dein sterbendes Verlangen,
Mein Herz, mein Herze, sei stille!

Kaiser Wilhelm II. auf der Terrasse seines Schlosses Achilleion auf Korfu. Nach einem Aquarell von Willy Stöwer.

Das Mausoleum Kaiser Diokletians in Spalato, jetzt Domkirche, mit dem restaurierten romanischen Kampanile.

Der vollendete Kampanile in Spalato.

Nicht jener Kampanile, auf den die „Königin in der Adria“ stolz war, und dessen Wiederaufbau nach dem Zusammenbruch in Künstler- und Gelehrtenkreisen als selbstverständlich galt, sondern sein Rival auf der östlichen Küste des Adriatischen Meeres ragt wieder kühn empor, über dessen Renovierung dieselben Kreise noch immer verschiedener Meinung sind. Es ist der Domkampanile zu Spalato, der sich nach fast dreißigjähriger Umhüllung wieder aus der Mitte des gigantischen Palastes Diokletians, des mächtigen Imperators, erhebt, um durch die milden Töne aus seinem Innern weithin zu verkünden, daß das Kreuz, das sein Haupt zierte, wieder über der Grabstätte seines grausamen Verfolgers erglänzt.

Vor dreißig Jahren baufällig geworden, wurde der Kampanile mit einem mächtigen Holzgerüst umgeben, das ein Wahrzeichen für die Stadt Spalato zu werden drohte, da die Restaurierungsarbeiten nur langsam vorschritten. Erst in den letzten Jahren wurde ein beschleunigteres Tempo eingeschlagen, und am 2. Dezember 1908 konnte endlich die Enthüllungsfeier stattfinden. Nach der Weihe des Turmkreuzes und dem Dankamte für den Jubelkaiser hielt der unermüdliche und eifrige Konservator der Spalatiner Baudenkmale, Monsignore Fr. Bulić, unter dem Riesenbogen des Turmes an die freudig erregte Volksmenge auf dem Domplatz eine Ansprache, der wir folgende Notizen über die Baugeschichte des Turmes entnehmen.

Schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts wurde das Mausoleum Kaiser Diokletians in die Kathedralkirche der christlichen Gemeinde, die sich nach der Zerstörung Salonas im Diokletianischen Palast niederließ, umgewandelt. Doch der zweite Bau, der nach den liturgischen Vorschriften die Gläubigen zur Kirche einladen sollte, fehlte gänzlich, und kein Architekt wagte sich heran an das Problem, einen Turm zu erbauen, der mit dieser Gruppe römischer Bauten, dem Mausoleum, Peristyl, Vestibül und der Zella, welch letztere in das christliche Baptisterium umgewandelt wurde, in Einklang stände. Erst in das dreizehnte Jahrhundert, da durch den Kunstsinn einheimischer Fürsten die herrlichsten Baudenkmale Dalmatiens entstanden, fällt auch der Bau des Spalatiner Kampaniles. Um aber den Turm zwischen dem östlichen Peristylflügel und dem Mausoleum zu errichten, mußten die Prostasis und die beiden Sphinxe, die vor dem Haupteingang des Mausoleums standen, entfernt werden. Eine Sphinx wurde im Intercolumnium des östlichen Peristylflügels aufgestellt, während die zweite nach vielen Irrfahrten in den einzelnen Gehöften der Spalatiner Häuser vor etwa dreißig Jahren endlich kopflos im Spalatiner Museum Unterkunft fand.

An der Stelle der Prostasis wurden zwei mächtige Pfeiler errichtet, die, durch einen Bogen überwölbt, das ganze Gewicht des $59{,}_5$ m hohen Turmes tragen. Durch diesen Bogen wurde auch der Haupteingang zum Dom ermöglicht und der freie Blick auf sein herrliches Portal geöffnet. Mit kunstsinnigem Verständnis baute man sodann die übrigen Stockwerke auf, immer das römische Bogenmotiv über den Säulen im Peristyl nachahmend. Infolge der mit reichen Ornamenten gedachten Arbeit trat alsbald Geldnot ein, die sich öfter bemerkbar machte, so daß der Bau sechsmal unterbrochen werden mußte und erst im siebzehnten Jahrhundert vollendet war. Obwohl den Turmbau Meister wie Georg Orsini, der Erbauer des Domes in Sebenico, leiteten, so gewahrt man doch in den verschiedenen Stockwerken architektonische Mängel, die das Fehlen der Künstlerhand des ersten Bauleiters erkennen lassen. Sehr viel Material wurde für den Bau aus dem benachbarten Ruinenfelde von Salona geholt, so daß mittelalterliche Architektur mit römischer Skulptur vermengt wurde. Etwa sechzigtausend Golddukaten wurden für den Bau des Kampaniles und für Ausbesserungen an ihm ausgegeben. Das mangelhafte Material und die Unbilden der Witterung verursachten jedoch die vorzeitige Baufälligkeit des Turmes. Mit dem Rufe der Spalatiner, das prächtige Denkmal vom sichern Verfalle zu retten, vereinigten ihre Stimme Archäologen, Künstler und Architekten; ein Conze, Niemann, Hauser lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf dieses Kunstdenkmal, und Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde die Restaurierung des Mausoleums (Domes) und Turmes auf Staatskosten beschlossen. Dauerte die Erbauung des Kampaniles infolge des mehrfach eintretenden Geldmangels drei Jahrhunderte, so verstrich genau der zehnte Teil der Zeit, bis die Restaurierung zu Ende geführt wurde, und für diese wie für jene wurde etwa derselbe Betrag aufgewendet.

Mag das Problem des unbekannten Architekten, den Turm zwischen Peristyl und Mausoleum zu stellen, nicht glücklich gelöst worden sein, denn „sicherlich würde der Kampanile eine viel größere Bewunderung erregen, wenn er nicht inmitten so vieler klassischer Kunstbauten emporragte“; mag man über die durchgeführte Restaurierung des Kampaniles denken, wie man will, eins wird man bei dessen Anblick nicht unterlassen können: die Kunstformen und den Glanz des romanischen Stils, den die dalmatinischen Architekten des Mittelalters kultivierten, zu bewundern und anzuerkennen.

Spalato. J. Znidarčič.

Fischmarkt in Chioggia. Nach einem Aquarell von Geo. C. Haité.

Die türkische Armee.

Von Oberst **Unler,** Kaiserlich Osmanischem Generalleutnant a. D.

Wenn Sie in Konstantinopel beim Selamlik zum erstenmal die hochgewachsenen, sehnigen und sonnengebräunten türkischen Soldaten an sich vorüberziehen sehen, so werden Sie verstehen, weshalb die türkischen Heere einstmals die halbe Welt erobert haben." Mit diesen Worten kennzeichnete ein hoher deutscher Offizier und Verehrer der osmanischen Armee die türkischen Truppen, als ich mich vor sieben Jahren von ihm verabschiedete, um als Instruktor in türkische Dienste zu treten.

Oft habe ich später an diese Worte zurückdenken müssen, wenn Kameraden der deutschen Armee mich in Konstantinopel besuchten und Freitag (türkischer Sonntag) dem Selamlik beiwohnten. An diesem Tage fährt der Sultan, begleitet von einem glänzenden Gefolge, von seinem Schlosse Jildis-Kiosk nach der nahe gelegenen Hamidie-Moschee, um sein Gebet zu verrichten. Truppen aller Waffen marschieren vorher im Paradezug zu beiden Seiten der Straße auf und bilden während der Vorbeifahrt des Großherrn Spalier. Der Aufmarsch der Truppen verfehlte niemals seine Wirkung auf die deutschen Kameraden, und das militärische Auge erfreute sich an dem prächtigen Material, das für das Gardekorps in Konstantinopel nicht einmal besonders ausgewählt wird.

Die Vortrefflichkeit des türkischen Soldatenmaterials lernt man aber erst würdigen, wenn man längere Zeit der Armee angehört und gemeinsam mit ihr gearbeitet hat, in guten wie in bösen Tagen. Ich habe den türkischen Soldaten nicht allein in der Garnison, sondern auch im Kriegszustande während der mazedonischen Unruhen kennen gelernt; überall, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, tat er seine Pflicht und Schuldigkeit bis zur Selbstaufopferung — ohne Widerrede, ohne ein Wort der Klage. Sein Kismet half ihm über alle schwierigen Lebenslagen hinweg.

Der Türke ist ein geborner Soldat. Auf dem Lande oder in den Bergen aufgewachsen, ist sein Körper früh gestählt, sein Auge geschärft worden. Er besitzt die starken Nerven des wilden Naturkindes, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung für sein Verhalten in den zukünftigen Schlachten sein wird. Er ist gutmütig, willig und bedürfnislos. Körper und Geist stehen nicht unter der schädlichen Wirkung des Alkohols, da der Koran den Mohammedanern den Genuß geistiger Getränke verbietet. Wenn man bedenkt, daß die größte Zahl der schweren Disziplinarvergehen in den anderen Heeren eine Folge der Trunkenheit ist, so kann man ermessen, welchen Einfluß diese Nüchternheit auf die militärische Disziplin ausübt. Letztere wird außerdem günstig beeinflußt durch das auf religiöser Grundlage beruhende Autoritätsgefühl, von dem der türkische Soldat beseelt ist. Wenn die Zeitungen uns von sog. Meutereien im türkischen Heere berichten, so darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß alle Bande der Disziplin gelockert seien. Die Truppen sind unter dem alten Regime oft jahrelang über die gesetzmäßige Dienstzeit in der Armee zurückbehalten worden und haben außerdem ihren Sold nicht erhalten. Da sie wußten, daß ihre nächsten Vorgesetzten nicht die Macht oder den guten Willen hatten, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen, so wandten sie sich an ihren Allerhöchsten Kriegsherrn, den Sultan selbst. Ein sehr bewährtes Mittel hierzu in der Provinz war die Besetzung des Telegraphenamtes, von dem aus sie dem Padischah ihre Wünsche kundgaben. Stets hat der Sultan die berechtigten Wünsche der Soldaten erfüllt. Diese uns befremdende Art der Erledigung solcher Beschwerden erklärt sich aus dem patriarchalischen Verhältnis, in welchem der Sultan zu seinen Soldaten steht. Solche immerhin beklagenswerten Vorfälle, welche den Ruf der türkischen Armee im Auslande geschädigt haben, werden aufhören, sobald die gerechte Behandlung des türkischen Soldaten zur Regel wird, seine Entlassung nach der gesetzmäßig festgelegten Dienstzeit erfolgt und der Sold ihm regelmäßig ausbezahlt wird. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Bedingungen unter dem neuen Regime erfüllt werden.

Was den türkischen Soldaten vor dem anderer Heere — vielleicht mit Ausnahme des japanischen — besonders auszeichnet, das ist seine auf religiöser Grundlage beruhende Todesverachtung. Der Prophet Mohammed verheißt allen denjenigen Bekennern des Islams, die vor dem Feinde sterben, das erste Anrecht auf das Paradies mit seinen ewigen Freuden. Bei dem gläubigen Sinn des Mohammedaners darf man sich daher nicht wundern, daß er mit Lust in den Kampf zieht und nicht nur den Tod nicht fürchtet, sondern ihn sogar sucht. Um dieses Glückes teilhaftig zu werden, weigerten sich noch in den neueren Kriegen verwundete türkische Soldaten, sich von den Ärzten auf den Schlachtfeldern verbinden und heilen zu lassen. Sie zogen einen ruhmreichen Tod vor, der ihnen alle Seligkeiten des Paradieses verhieß.

Ich habe die in den Kämpfen mit den Komitadschis verwundeten türkischen Soldaten in den Hospitälern Mazedoniens und Thraziens gesehen und die bei dem Bau der Hedschasbahn infolge des mörderischen Klimas Arabiens schwer erkrankten Soldaten der Eisenbahntruppen in den syrischen Hospitälern besucht; überall trat mir dieselbe heldenhafte Ergebung in das unabänderliche Schicksal entgegen.

Den türkischen Soldaten ist in den letzten Jahren, besonders während der mazedonischen Unruhen im Jahre 1903, oft der Vorwurf der Gefühllosigkeit und Grausamkeit gemacht worden. Es wurden ihnen wilde Ausschreitungen gegen die bulgarische Bevölkerung Mazedoniens, sogar gegen Wehrlose, Frauen und Kinder, zur Last gelegt. Da ich selbst einer vom Sultan eingesetzten unparteiischen Kommission angehörte, die an Ort und Stelle die den Truppen zugeschriebenen Vergehen und Verbrechen zu untersuchen hatte, so muß ich hier die eigentliche Armee, d. h. die Nisam- und Redistruppen, gegen diese Vorwürfe in Schutz nehmen. Abgesehen davon, daß die Anschuldigungen weit übertrieben waren, ergab die Untersuchung auch, daß, soweit die bulgarischen Banden die Missetaten nicht selbst verübt hatten, die Ausschreitungen fast ausnahmslos von Baschi-Bosuks (eine Art Franktireurs) und Ilaves (Ersatztruppen) begangen worden waren, welch letztere kaum eine militärische Ausbildung erhalten hatten und daher den Ehrennamen Soldaten gar nicht verdienten.

Bei den mazedonischen Redifs und Nisams kamen Ausschreitungen selten vor, bei den anatolischen niemals. Selbst ein so einwandfreier Zeuge wie Boris Sarafow, der langjährige Chef der bulgarischen Banden in Mazedonien, rühmt in einer Unterredung mit dem Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung" die Gutmütigkeit der anatolischen Redifs und erzählt folgende charakteristische Geschichte: Auf der Verfolgung einer bulgarischen Bande, deren Spuren in ein von Bulgaren bewohntes mazedonisches Dorf führten, drang ein anatolisches Redifbataillon in letzteres ein, und der Kommandeur verlangte von dem Muchtar (Dorfältesten) die Auslieferung der Bande. Als der Muchtar beteuert, von der Bande nichts gesehen zu haben, läßt der Kommandeur die Männer des Dorfes auf dem Markte zusammentreiben und droht, sie sämtlich erschießen zu lassen, wenn das Versteck der Bande nicht angegeben würde. Darauf Jammer und Wehegeheul der herbeigeeilten Frauen und Kinder. Aber siehe da, auf einmal liefen auch den braven Redifs die Tränen in den Bart. Der Kommandeur gab dieser stummen Fürsprache seiner Leute nach, und das Bataillon zog ab, ohne auch nur einem einzigen Bauern ein Haar gekrümmt zu haben.

Bei dieser Gelegenheit mag auch das patriarchalische Verhältnis Erwähnung finden, das zwischen den Soldaten und den vorgesetzten Offizieren bis zum Padischah hinauf in der türkischen Armee besteht. Äußerlich findet dieses Verhältnis schon dadurch Ausdruck, daß nicht allein der Vorgesetzte den Untergebenen, sondern auch umgekehrt der Untergebene den Vorgesetzten mit dem vertraulichen Du anredet. Ein einziges Beispiel, das ich selbst erlebt habe, möge dieses Verhältnis kennzeichnen. Als bei der Einweihung der ersten Teilstrecke der Hedschasbahn in Ma'ân die Entlassungspässe an die Reservisten der Eisenbahntruppen ausgegeben wurden, die zum Teil fünf bis sechs Jahre, d. h. weit über die festgesetzte Dienstzeit hinaus, an der Hedschasbahn gearbeitet hatten, weigerte sich ein Soldat aus Akka, den ihm vom Marschall Kiasim-Pascha überreichten Entlassungspaß anzunehmen. Er wollte an der Bahn so lange weiterarbeiten, bis das heilige Ziel Mekka erreicht sei. Der Marschall konnte seiner Rührung nicht Herr werden; er umarmte den Soldaten und küßte ihn auf beide Wangen. In manchem verwitterten Soldatengesicht sah man da eine Träne glänzen. Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den diese Szene auf mich gemacht hat. Jedenfalls ruht in einer Armee, die von einem so patriarchalischen Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen getragen wird, eine große moralische Kraft, die nicht zu unterschätzen ist.

Die Löhnung des türkischen Soldaten weicht von der anderer Heere nicht wesentlich ab, aber sie wurde ihm unter dem alten Regime nicht regelmäßig ausbezahlt. Diese Unterlassungssünde rächte sich selten, weil der türkische Soldat sehr geduldig ist und im allgemeinen gut verpflegt wird, auch die Vorgesetzten die Verpflegung persönlich überwachen. Nicht allein jeder selbständige Truppenkommandeur, sondern auch der Kriegsminister und der Großmeister der Artillerie lassen sich täglich Proben des Mannschaftsessens bringen, um es auf seine Güte hin zu versuchen. Selbst dem Sultan wird aus der Menage der Militärschulen täglich eine Probe des Essens in sein Schloß gebracht. Die Offiziere, bzw. Fähnriche, die dieses Essen zu überbringen haben, wechseln täglich ab, und das Kommando ist sehr begehrt, weil der Sultan dem Überbringer stets ein türkisches Pfund (18 ℳ 50 ₰) aushändigen läßt.

Das türkische Unteroffizierkorps ergänzt sich aus der Mannschaft. Nach ein bis zwei Jahren findet die Beförderung der besten Leute zum Onbaschi (Unteroffizier, wörtlich: das Haupt von zehn) statt. Nachdem sie die sämtlichen Dienstgrade des Unteroffiziers durchgemacht haben, können sie zu Offizieren befördert werden. Unteroffizierschulen gibt es nicht.

Das türkische Offizierkorps besteht aus demselben vortrefflichen Material, wie es vorstehend geschildert wurde. Es ergänzt sich, in Ermangelung einer eigentlichen Aristokratie, aus dem Volke. Zum Teil gehen die Offiziere aus den Regimentern hervor, zum Teil aus den Militärschulen. Erstere werden Alailis (von Alai = das Regiment) genannt, letztere Mekteblis (von Mekteb = die Schule). Neuerdings geht das Bestreben dahin, den Bedarf an Offizieren möglichst nur aus den Zöglingen der Militärschulen zu decken. Seit der Reorganisation der letzteren durch den deutschen Militärreformer General Frhr. v. d. Goltz-Pascha stehen die Militärschulen im allgemeinen auf der Höhe ihrer Schwesteranstalten in den anderen Staaten und haben eine große Anzahl tüchtiger Offiziere, besonders des Generalstabes, ausgebildet. Ich selbst habe das Glück gehabt, sieben Jahre lang an diesen Schulen zu wirken, und rechne das Zusammenarbeiten mit den intelligenten, wißbegierigen und strebsamen türkischen Offizieren zu meinen schönsten Erinnerungen.

Leider blieb unter dem alten Regime die Ausbildung der Offiziere auf den Militärschulen zu sehr auf theoretische Studien beschränkt. Übungsritte im Gelände wurden durch das Aufpassertum außerordentlich erschwert; auch wurde die erforderliche Anzahl von Pferden zur Berittenmachung der Offiziere nur selten zur Verfügung gestellt. Aber jedesmal war es ein Festtag für die jungen Herren, wenn sie sich praktisch im Gelände betätigen konnten.

Unter den Offizieren treten diejenigen besonders hervor, die General v. d. Goltz-Pascha als Lehrer gehabt oder in der deutschen Armee ihre Ausbildung genossen haben. Sie sind die Elite der Armee, sind mit den modernen Grundsätzen der Kriegskunst vertraut und in erster Linie zur Führung der Armee berufen. Ihren Wert erkennend, hat das neue Regime den ältesten dieser Offiziere bereits die höchsten verantwortlichen Stellen in der Armee anvertraut.

Unter ihnen sind zu nennen: Der Kriegsminister Marschall Risa-Pascha (drei Jahre im Königl. Preuß. 4. Garderegiment zu Fuß und Generalstab), der Chef des Generalstabs der Armee General Isset-Pascha (drei Jahre im 2. Kurhess. Husarenregiment Nr. 14 und Generalstab), Großmeister der Artillerie General Ali Risa-Pascha (drei Jahre im Nass. Feld-Art.-Regiment Nr. 27), der kommandierende General des Gardekorps General Mahmud Muchtar-Pascha (acht Jahre im Königl. Preuß. 2. Garderegiment zu Fuß), der Chef des Generalstabes des 3. Armeekorps General Pertev-Pascha (drei Jahre im Zieten-Husarenregiment). Die vier erstgenannten Generale haben sich bereits im thessalischen Kriege ausgezeichnet und das Vertrauen der Armee gewonnen, Risa-Pascha und Isset-Pascha waren als Generalstabsoffiziere beim Oberkommando die treibende Kraft und haben auf den raschen Fortgang der Operationen einen großen Einfluß gehabt. Ali Risa-Pascha war Kommandeur der gesamten Artillerie und hat mit ihrer Massenwirkung einen entscheidenden Einfluß auf die Schlacht bei Domokos ausgeübt. Mahmud Muchtar-Pascha leitete die Operationen gegen Volo und hat den mehr durch seinen Schneid als durch seinen Erfolg berühmten Kavallerieangriff gegen Infanterie in befestigter Stellung bei Velestino gemacht.

Alle diese Offiziere haben schwer darunter gelitten, daß sie jahrelang ihre Fähigkeiten und Kenntnisse nicht in den Dienst der Armee stellen konnten und untätig zusehen mußten, wie das Aufpassertum die Ausbildung in der Armee erschwert und geschädigt hat. Den Truppenkommandeuren war jede Initiative genommen. Man wartete immer auf Befehle von oben, und was nicht befohlen wurde, unterblieb. So kam es, daß Schieß- und Felddienstübungen sowie Manöver vom Gardekorps gar nicht, von den Provinzialarmeekorps nur selten und im kleinsten Maßstab abgehalten wurden. Die Beschaffung des notwendigsten Kriegsgerätes wurde von einem Jahre zum andern verschoben, weil es angeblich am Gelde fehlte. Nur der Waffenfrage brachte man dauernd ein großes Interesse entgegen. Aber was helfen in einem Kriege die besten Waffen, wenn die Truppen in deren Gebrauch nicht geübt sind und die praktisch geschulten Führer fehlen? Nach der Einführung der Konstitution ist auch in die Armee neues Leben eingezogen, und die an die Spitze der Armee gestellten neuen Männer sorgen dafür, daß die Kräfte, die jahrelang geschlummert haben, sich neu entfalten können.

Ihrer Initiative ist es vor allen Dingen zu danken, daß in der Armee in der kurzen Zeit, die seit der Einführung der Konstitution vergangen ist, wichtige Reformen bereits zur Ausführung gekommen oder in Vorbereitung begriffen sind, und daß mit verdoppeltem Eifer gearbeitet wird, um das Versäumte nachzuholen.

Unter diesen Reformen sind zu nennen:

1. Die Ausdehnung der Wehrpflicht auf Nichtmohammedaner. Solange die türkische Armee existiert, ist sie eine Glaubensarmee gewesen, d. h. nur Mohammedaner durften dieser Armee angehören. Die Nachteile dieser Einrichtung haben sich besonders in den letzten Jahrzehnten sehr fühlbar gemacht. Infolge der unaufhörlichen Grenzkriege, die die Türkei in Arabien, Kurdistan, Mazedonien, Albanien zu führen hatte, schmolz die mohammedanische Bevölkerung immer mehr zusammen, weil sie allein die Blutsteuer zu tragen hatte. Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung, wenn die Türkei auch die Christen zur Verteidigung des nationalen Bodens heranzieht. Auch wird vielleicht der Vorteil erreicht, daß sich durch den Dienst in der gemeinsamen Armee die Türken mit den christlichen Nationalitäten inniger verschmelzen, und schließlich werden manche mazedonische Bulgaren, die das Soldatenhandwerk lieben, vorziehen, in der türkischen Armee zu dienen als in die Komiteebanden einzutreten.

Es läßt sich aber auf der andern Seite nicht verkennen, daß der Charakter der türkischen Armee durch den Eintritt der Christen von Grund auf geändert wird. Es ist dann nicht mehr ein Glaubensheer, sondern ein auf nationaler Grundlage geschaffenes Heer, und es ist fraglich, ob das gemeinschaftliche Nationalgefühl zwischen diesen verschiedenen Religionen und Völkerstämmen zu ebensolchen Taten begeistern wird, wie es der gemeinsame Glaube tat.

2. Die Reform des Pensionsgesetzes. Unter dem alten Regime fanden nur in ganz besonderen Ausnahmefällen Verabschiedungen statt. Der Pensionsfonds war vollständig unzureichend, auch wollte sich der Sultan von seinen alten Offizieren nicht trennen. So kam es, daß viele vollständig invalide Offiziere sich in aktiven Armeestellungen befanden. Selbst in den niederen Chargen des Leutnants und Hauptmanns gab es eine große Zahl hochbetagter Offiziere, die den Anstrengungen des Krieges niemals gewachsen gewesen wären. Die neue Armeeleitung hat daher die Verjüngung des Offizierkorps als eine besonders dringende Notwendigkeit erkannt. Vorbedingung ist ein ausreichender Pensionsfonds, der jetzt vom türkischen Parlament gefordert werden soll. Natürlich kann auf diesem Gebiet nur langsam Wandel geschaffen werden, um unnötige Härten zu vermeiden.

Mit der Reform des Pensionsgesetzes steht in enger Verbindung

3. die Regelung der Beförderungsverhältnisse und die Festsetzung einer Altersgrenze. Bisher herrschte in der Beförderungsfrage eine große Willkür. Die Fähigkeiten und Leistungen waren für die Beförderung weniger maßgebend als persönliche Beziehungen. Es gab Protektionskinder, die schon bei ihrem Eintritt in das Heer einen verhältnismäßig hohen Offizierrang erhielten und mit kaum dreißig Jahren die Generalsstreifen trugen. Diesen Ungerechtigkeiten soll ein Ende gemacht werden.

4. Regelung der Besoldung. Die unverhältnismäßig hohen Gehälter der in Generalstellungen befindlichen Offiziere, die außerdem noch meist beträchtliche Zulagen bezogen, sollen gekürzt und dafür die unzureichenden Gehälter der Subalternoffiziere und Hauptleute aufgebessert werden.

5. Dienstleistungen der Generalstabsoffiziere bei der Truppe. Auf die praktische Ausbildung dieser Offiziere war unter dem alten Regime wenig Wert gelegt worden. Es gab ältere Generalstabsoffiziere, die überhaupt noch keinen Dienst in der Truppe getan und ihr ganzes Leben in den zahlreichen Sinekuren der Residenz zugebracht hatten. Wenn jetzt ein Hauptwert auch auf die praktische Ausbildung dieser Offiziere gelegt wird, so wird diese Neuerung nicht nur den Offizieren selbst, sondern vor allem auch der Truppenführung zustatten kommen.

6. Alljährliche Kommandierung von Offizieren aller Waffen zu einer dreijährigen Dienstleistung in der deutschen Armee. Für das Jahr 1909 sind bereits einundzwanzig Offiziere kommandiert worden, die demnächst in deutsche Truppenteile eingereiht werden.

7. Reorganisation der Ilaves (Ersatztruppen). Wie wenig diese Truppen für den Krieg vorbereitet waren, ist schon oben dargelegt worden; ihre Reorganisation ist daher dringend erforderlich.

8. Jährliche Schießübungen und Manöver, zu denen auch die Reservisten und Redifs regelmäßig einberufen werden sollen. Wenn man während des alten Regimes Zeuge gewesen ist der Erschwerung, ja gewaltsamen Unterdrückung jeglicher praktischen Ausbildung der Truppen im Gelände, wenn man sehen mußte, wie Felddienstübungen,

Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci. Originalzeichnung von Adolf Menzel.

Schießübungen und Manöver durch das Aufpassertum unmöglich gemacht wurden, dann kann man den Jubel und Enthusiasmus verstehen, mit dem alle Waffen ohne Unterschied sich nach praktischer Betätigung drängten, als die Konstitution proklamiert war. Infanterie, Kavallerie und Artillerie rückten des Morgens in die Umgebung der Garnisonen, wo die Offiziere nach jahrelanger Stagnation die Mannschaften im Gebrauch ihrer Waffe unterrichteten. Selbst die kaiserlichen Prinzen nahmen an diesen neuen und ungewohnten Übungen teil. Sogar die Bosporusbatterien, die seit dreißig Jahren keinen scharfen Schuß mehr abgegeben hatten, hielten Schießübungen ab.

Es herrschte eine noch nie dagewesene fieberhafte Tätigkeit. Der Infanterie, soweit sie noch mit Gewehren ältern Modells bewaffnet war, wurde das zum Teil noch in den Zeughäusern lagernde kleinkalibrige 7,65-mm-Mausergewehr ausgehändigt, der gesamten Feldartillerie wurden die neuen Kruppschen 7,5-cm-Schnellfeuergeschütze überwiesen. Die fehlende Munition bestellte man in ausländischen Fabriken. Im Gardekorps wurden zwei Maschinengewehrkompagnien errichtet, weitere sind in der Formation begriffen. Die Pioniere machten endlich von den Divisionsbrückentrains Gebrauch, die schon vor einigen Jahren aus Deutschland bezogen worden waren, und hielten Übungen im Brückenbau auf der Maritza bei Adrianopel und dem Vardar bei Saloniki ab. Zu den bereits vorhandenen beiden Eisenbahnbataillonen, die seit sieben Jahren an dem Bau der Hedschasbahn arbeiteten, trat ein neues, das im besondern für die Verwendung in der europäischen Türkei bestimmt ist. Schließlich nahm man die vernachlässigte Organisation der Kriegstrains und des Feldsanitätsdienstes energisch in die Hand und bestellte das erforderliche Kriegsgerät.

Kurz, auf allen Gebieten drängen in der Armee die lange zurückgehaltenen Kräfte zur Entfaltung; alles wetteifert, um das jahrelang Versäumte nachzuholen und die Armee wieder auf die Höhe zu bringen, die ihr nach ihrer ruhmreichen Vergangenheit gebührt. In diesen Bestrebungen wird das Heer nach Kräften von den deutschen Militärreformern unterstützt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, um dieses Ziel zu erreichen, alle Vorbedingungen vorhanden sind: befähigte und energische Männer an der Spitze der Truppen, ein vortreffliches Soldatenmaterial und der gute Wille, der bei Vorgesetzten und Untergebenen herrscht. Nur sind einige Jahre friedlicher Entwicklung erforderlich, damit die geplanten Reformen in Fleisch und Blut der Armee übergehen können. Dann aber wird die Türkei ihrem Heere nicht allein Freiheit und Verfassung zu danken haben, sondern auch, gestützt auf weit über eine Million gut ausgebildeter Streiter, eine wesentlich stärkere politische Stellung einnehmen als in den letzten Jahrzehnten und ein gesuchter Freund und Bundesgenosse sein.

Eisenbahntruppen beim Legen des Gleises für die Hedschasbahn.

Felddienstübung der Infanterie.

Felddienstübung der Infanterie.

Übungen der Pioniere im Brückenbau auf der Maritza bei Adrianopel.

Felddienstübungen, Schießübungen und Manöver der türkischen Armee nach den jüngsten Reformen.

Der kaiserliche Prinz Abd ur Rahim-Efendi bei einer Geländeübung in der Umgebung von Konstantinopel.

Übungen der Artillerie bei Konstantinopel.

Kritik nach einer Geländeübung bei Konstantinopel.

Felddienstübungen, Schießübungen und Manöver der türkischen Armee nach den jüngsten Reformen.

Das Deutsche Kronprinzenpaar mit dem Prinzen Wilhelm. Nach einem Gemälde von Robert Ha

)as Original befindet sich in dem Besitz der Firma Gebrüder Stollwerck, A.-G., in Köln a. Rh.)

Der Klassiker des Seltsamen.

(Zum hundertjährigen Geburtstage **Edgar Allan Poes**.)

Wie häufig hört man die Literaten streiten, ob ein Dichter den Genies oder bloß den Talenten beizuzählen sei! Im Falle Edgar Allan Poes, des Amerikaners aus irisch-englischem Blut, der vor hundert Jahren (am 19. Januar 1809) geboren ward und, erst vierzigjährig, nach einem höchst unglücklichen und ruhelosen Leben in einem vaterländischen Wahlradau zugrunde gehen mußte — in diesem Falle kann ein Zweifel nicht bestehen: Poe war ein Genie in des Wortes vollkommenstem Sinne. Also nicht etwa nur, wie sein französischer Art- und Schicksalsverwandter Villiers de l'Isle-Adam, ein „Genie ohne Talent". Auch das „Talent", dessen der Künstler bedarf, um der Menge sein Genie verständlich zu machen, auch das besaß der Reichbegnadete.

Poe ist unbestritten die größte literarische Erscheinung, die Amerika bis jetzt hervorgebracht hat. Denn wer wollte im Ernst das rhapsodische Indianergestammel des urwüchsigen Walt Whitman oder gar die liebenswürdige, aber so wenig selbständige Poesie des wackern und sinnigen Longfellow den vollendeten Kunstgebilden vorziehen, die der Schöpfer des „Raben" und des „William Wilson" der Nachwelt überantwortet hat?

Doch kann man wohl in Poes gesamtem Werk die Erzeugnisse seines eigentlichen Genius von den Zufallswürfen seines Talents unterscheiden — obwohl ein Abglanz von jenem natürlich auch auf diese fällt. Berühmt gemacht haben ihn, wie sich von selbst versteht, zuallererst die kriminalistisch-abenteuerlich gefärbten Erzählungen, in denen der Scharfsinn, die Erfindung, mit einem Worte das „Talent" vorherrscht. Erst allmählich gelangte man zu der Erkenntnis, daß, neben seiner unvergleichlichen Lyrik, vor allem seine Meisternovellen („William Wilson", „Morella", „Ligeia", „Eine Geschichte aus den rauhen Bergen", „Das ovale Bildnis" u. a.) und sodann die kleinen Prosadichtungen („Der Schatten", „Das Schweigen", „Das Eiland der Fee") das Bleibende und für alle Zeiten Wertvolle in seinem Schaffen bedeuten. Übrigens ist Poe auch auf jenem Grenzgebiete zwischen Poesie und Prosa den Größten ebenbürtig — auf dem Gebiete des Essays. Es gibt da bei ihm eine Übergangsform: manche seiner Novellen entwickeln sich gleichsam aus sachlichen Erwägungen und Betrachtungen, oder er kleidet seine ästhetischen Gedanken in ein episches Gewand („Landors Cottage"). Beiläufig sei hier bemerkt, daß Poe einer der wundervollsten Stilisten englischer Zunge ist — was man freilich aus den meisten Verdeutschungen seiner Prosawerke schwerlich erraten würde.

Poe war kein taumelnder Fratzenbildner; sein Geist war kühl, stark und klar. Tief durchdrungen von der Mannigfaltigkeit und Rätselfülle des Lebens, zeigte er in großartigen Kunstwerken voll farbiger Symbolik, wie tausend Dämonen uns umlauern, wie unser Dasein in der Tat nur ein kleiner, heller Kreis ist, um den sich unermeßliche Abgründe finster ausdehnen — eine Anschauung und Grundempfindung, die er mit E. T. A. Hoffmann teilt, der ja in mancher Hinsicht sein größter deutscher Vorgänger war, doch in tausend Dingen wieder von ihm grundverschieden. In diese Finsternisse sucht Edgar Poe hineinzuleuchten, wie er es auch liebte, in abenteuerlichen Reiseträumen den Südpol oder den Mond zu erfliegen. Gleich kam seine Muse zurück aus jenen Bezirken,

„D'rin ein Götzenbild — die Nacht —
Starr auf dunklem Throne wacht" ...

Edgar Allan Poe.

Alexander Petschnikow.

Auch den Größten bewegen herrschgewaltige Leitgedanken, die zuweilen schon im Ahnungsgrauen der Kindheit empfangen sein mögen, unverlöschbare Ureindrücke, die in seinem Werke immer wieder mitsprechen werden. Zu diesen gehört bei Poe die unheimliche Vorstellung der Zeit, deren dämonische Verkörperung die Uhr ist. Jene riesige Standuhr, bei deren mahnendem Schlag die Musikanten, die im „Feste des roten Todes" den Gästen aufspielen, entsetzt den Bogen sinken lassen — jene Kirchenglocke, die in „William Wilson" Stunde um Stunde mit dumpfem und plötzlichem Schall in die Dämmeratmosphäre des Schulhauses summte — und wohl auch jene kuriose Turmuhr in der Parodie „A Predicament", die vielleicht ein klein wenig Selbstparodie ist, jene Turmuhr, deren Zeiger eine mordende Sense war — sie schlagen einen der mächtigen Grundakkorde in Poes vielstimmiger Dichtung. Und wie sehr liebt er das Gleichnis vom schwingenden Pendel, das aus demselben Vorstellungskreise genommen ist!

Wer ihn nicht als Dichter des Psychischen zu fassen weiß, der hat Poe nie verstanden. Wohl ist die Welt voll von dunklen, unbegriffenen Gewalten; aber die furchtbarsten und geheimnisvollsten wohnen in der menschlichen Seele. So beschäftigt auch das Problem der Doppelnatur unsern Dichter aufs angelegentlichste. Von Dupin, dem Helden seiner genialen, aber dennoch etwas trockenen und kalten Kriminalnovellen, diesem Urbilde des Sherlock Holmes, sagt er einmal: „Oft mußte ich, wenn ich ihn in jenen Stimmungen beobachtete, sinnend der alten Lehre von einer zweiteiligen Seele gedenken, und ich unterhielt mich mit der Vorstellung eines doppelten Dupin, eines schaffenden und eines rätsellösenden." In der hier schon wiederholt gerühmten Novelle „William Wilson" hat Poe das Problem in wahrhaft klassischer Form behandelt. Es ist nicht eine romantische Doppelgängergeschichte, es ist die Tragödie des Kampfes zwischen der höhern und der niedern Natur, und wenn zuletzt Wilson das unliebsam mahnende Gegenbild mit dem Degen durchbohrt, so hat er sich damit auf immer von der Möglichkeit abgeschnitten, zum Guten und Edeln zurückzukehren; er ist im christlichen Sinne „verdammt" oder, um es moderner auszudrücken, dem Tierischen, dem Triebhaften überlassen auf immerdar.

Unsere Philosophen der romantischen Periode, Fichte, Schelling, haben auf Poes Schaffen einen gewissen Einfluß gehabt. Auch der Dichter-Denker Novalis hat ihm bedeutsame Anregungen gegeben. Ob er unsere mittelalterlichen Mystiker wirklich gut gekannt hat, oder ob er sie nur gern anführt, um die Stimmung zu verstärken, das wage ich nicht zu entscheiden. Bei Poes vielseitiger wissenschaftlicher Bildung wäre ersteres glaubhaft genug. Außerordentlich viel muß sich der Verfasser der „Geschichte aus den rauhen Bergen" und des schauerlichen „Falles Waldemar" mit Mesmerismus, Magnetismus und verwandten Erscheinungen beschäftigt haben. Am empfindlichsten bedrängten ihn die Fragen des Fortlebens nach dem Tode, der Wiedergeburt, der Seelenwanderung („Ligeia", „Morella", „Metzengerstein"). Das Leitmotiv seiner wundersamen Liebesnovellen ist die Überwindung des Todes durch die Willenskraft der Liebe.

Ich wagte es oben, Poe den Klassiker des Seltsamen zu taufen, und möchte da wahrlich nicht mißverstanden sein. Ich lege die Betonung auf das Wort „Klassiker". Denn das ist Poe nicht nur für sein Vaterland und die Völker englischer Zunge, er ist es auch für die allgemeine Literatur. Aber daß er im Seltsamen, ja im Sonderbaren und Wunderlichen seine Stärke findet und besitzt, das zeigt uns doch zugleich auch die Beschränkung seines fabelhaften Ingeniums. Originalität und Schönheit, diese beiden Eigenschaften verlangte er von jedem Poeten, der solchen Namens würdig sein möchte. Die Flucht vor dem Alltäglichen, die Scheu vor dem realen, sonnigen Leben sei ihm nicht zum Vorwurf gemacht; sein Wesen, sein Schicksal geboten es ihm nicht anders. Aber man wird, um sich von ihm zu erholen, immer wieder einmal zu den Gesunden, ja zu den Hausbackenen und allzu Versöh[illegible]en gehen. Übrigens hatte es einmal den Anschein, als ob der Dichter sich tagheller Wirklichkeit bemächtigen wollte. In seinem Roman „Erlebnisse des Arthur Gordon Pym" (zum erstenmal verdeutscht vom Unterzeichneten, „Bücher des deutschen Hauses", Bd. 36) sind die Charaktere und Handlungen der Seeleute mit prachtvollem Naturalismus gegeben. Junge Leute sollten dieses Buch lesen, ehe sie zu gefährlicheren Schöpfungen des großen Erzählers aufsteigen; bezeichnet doch auch Poes kühler Biograph Ingram den „Pym" als des Dichters „menschlichste" Leistung.

Wie schnell pflegt sonst erzählende Prosa zu altern! Und nun erinnere man sich, daß Goethe noch am Leben war, als Poe mit seinen ersten Erzählungen hervortrat, und bedenke ferner, wie frisch, kernig, klar, ja wie modern seine Sprache uns heute noch anmutet! Wo sind sie, alle die kleinen Poeten, mißgünstigen Zeitungsschreiber und unverständigen Herausgeber, die ihm sein schmerzenreiches Leben noch tiefer verbitterten — die Gegner, die ihn nach seinem Tode noch zu verunglimpfen wagten? Die täglich wachsende Poe-Literatur allein bewahrt sie vor völligem Vergessenwerden. Daß doch zuweilen das Genie stärker ist als Haß und Elend, als Not und Tod — dieser Wahrheit dürfen wir uns freuen am hundertjährigen Geburtstage Edgar Poes.

Bodo Wildberg.

Edgar Tinel.

Der nunmehr als Nachfolger François Gevaerts zum Direktor der Brüsseler Musikakademie designierte belgische Tondichter Edgar Tinel ist in Deutschland so wohlbekannt wie kein anderer seiner komponierenden Landsleute. Peter Benoit hat 1901 dahinscheiden müssen, ohne deutscherseits ernstlich beachtet worden zu sein. Von den übrigen durch Berlioz, César Franck und Gounod sowie anderseits auch durch Liszt und Wagner beeinflußten jung-flamländischen Komponisten sind hierzulande wohl nur Jan Blockx und Paul Gilson gelegentlich einmal berücksichtigt worden, und erst mit Tinels kontrastreich-wirksamem, modern-ekstatischem Oratorium „Franciscus", das von seiner ersten deutschen Aufführungsstätte, Frankfurt a. M. (1890), aus und nach seiner ungemein erfolgreichen Aachener Wiedergabe anläßlich des Niederrheinischen Musikfestes vom Jahre 1894 schnell zu weitester Verbreitung gelangte, ist die moderne flamländische Tonkunst in Deutschland zu Ehren gekommen. So weckt denn auch der Name Tinel bei allen deutschen Musikfreunden vornehmlich nur dankbares Erinnern an das von anmutigen Tanzklängen, ekstatischen Hymnen und schwärmerischen Himmelschören durchschwellte Oratorium „Franciscus", und verhältnismäßig wenigen ist es bekannt, daß Tinel schon vor dem „Franciscus" eine stattliche Reihe geistlicher Chorwerke und Instrumentalkompositionen geschaffen hatte, und daß er nach dem Jahre 1894 außer vielen kleineren Werken ein dreiaktiges Musikdrama „Godoleva", ein „Tedeum", eine fünfstimmige Messe zu Ehren der Jungfrau Maria

Edgar Tinel.

von Lourdes und ein lyrisches Drama „Die heilige Katharina von Alexandrien“, das demnächst am Brüsseler Monnaietheater zur Uraufführung gelangen soll, vollendet hat.

Edgar Tinel wurde am 27. März 1854 zu Sinay in Ostflandern geboren und erhielt früh schon von seinem Vater, der Organist war, gediegene musikalische Unterweisung. Mit neun Jahren wurde er Schüler des Brüsseler Konservatoriums und reifte in der Lehre Brassins, Gevaerts und Kufferaths zum vortrefflichen Pianisten und Komponisten heran. Nach zehnjährigem Studium — es wurde zu jener Zeit eben doch noch länger und gründlicher studiert als heutzutage, wo die Jugend auch mit dem Spiele schnell fertig ist! — errang sich Tinel den ersten Preis im Klavierspiel, und 1877 bewarb er sich mit der später als op. 17 gedruckten Kantate „Die Rolandsglocke“ erfolgreich um den Prix de Rome. Im Jahre 1882 wurde Tinel Direktor des Instituts für Kirchenmusik in Mecheln, 1889 mit der Inspektion sämtlicher staatlich subventionierten Musikschulen betraut, und seit dem 1896 erfolgten Tode Hubert Ferdinand Kufferaths wirkt er als Kompositionslehrer am Brüsseler Konservatorium. Als Komponist ist Tinel Eklektiker und läßt an seinen Werken ebensowohl das Geschultsein an Bach, Beethoven und Schumann als das Vertrautsein mit Berlioz, Liszt und Wagner spüren, besitzt aber genug Empfindungs- und Ausdruckseigenart sowie auch Meisterschaft im Tonsatz und in der Orchesterbehandlung, um nicht nur das Laienpublikum, sondern auch die kunstvertrauteren Fachkreise mit seinen hochintentionierten Schöpfungen ernsthaft interessieren zu können.

Alex. Petschnikow.

Von den unzähligen geigenden „Sternen“ erster, zweiter und dritter Größe, die um die Wende der Jahrhunderte am Konzerthimmel wahrnehmbar geworden waren, haben nur verhältnismäßig wenige sich als künstlerische Dauersterne erweisen können, als tönende Gestirne, die nicht kometenartig aufblitzten und bald wieder verschwanden, sondern immer noch mit edelm Lauterklange in die abendliche Konzertwelt herniederschimmern, und zu diesen wenigen gehört auch der in Berlin ansässige russische Violinist Alexander Petschnikow. Im Jahre 1883 geschah es, daß ein Herr namens Solotarenko, Mitglied des Moskauer Kaiserlichen Opernorchesters, auf das erstaunliche Talent des damals zehnjährigen Soldatensohnes Alexander Petschnikow aufmerksam wurde und dem am 8. Januar 1873 in Jelez im Gouvernement Orel gebornen Knaben die Aufnahme in das Moskauer Konservatorium erwirkte. Als Schüler des dort lehrenden Violinvirtuosen Hřímalý, des Schwiegersohnes von Ferdinand Laub, arbeitete Petschnikow sich schnell zu schöner Meisterschaft empor; er wurde bald die Zierde der Konservatoriumskonzerte, erspielte sich nach wenigen Jahren schon einen ersten Schülerpreis und gelangte durch die kunstbegeisterte Opferwilligkeit der Fürstin Marie Urussow in den Besitz einer ganz herrlichen Meistergeige, die das Eigentum Ferdinand Laubs gewesen war. Bis zu seiner vor einigen Jahren erfolgten Vermählung pflegte Petschnikow dieses Instrument, das ihm bei seinen Triumphen treue Genossin und Mithelferin war, sein „Frauchen“ zu nennen.

Nach mancherlei friedlichen Siegeszügen durch das russische Reich machte sich Petschnikow im November 1895 an die Eroberung der deutschen Konzertgebiete. Sein gegen das Publikum und die Presse der Reichshauptstadt gerichteter erster Angriff lief denn auch gleich auf eine völlige Überwindung aller Zuhörenden hinaus. Der Berliner Erfolg war so groß und entscheidend gewesen, daß sich dem jungen Künstler alle Konzerttore der Welt öffneten, und allenthalben freudig bewillkommnet, zog Petschnikow mit seinem „Frauchen“ nun durch die Lande und siegte mit der schlackenfreien Schönheit seines ungemein weichen und süßen Tones und mit der vollkommenen Klangklarheit und Klangschönheit seines Spieles. Der künstlerischen Individualität Petschnikows eignet als ein durchaus aristokratischer Zug die ganz ausschließliche Hingabe an geistig bedeutende Musik. An Stelle der lediglich paradierenden Virtuosenstücke, mit denen auch heutzutage noch gar manche konzertierende Violinisten das Publikum verblüffen zu müssen glauben, setzt Petschnikow in seine Programme Bachsche Sonatensätze für Violine allein und führt solcherweise die sonst mit dem Barock Paganinischer Variationenwerke amüsierten Konzertbesucher an die edle musikalische Gotik festgefügt-polyphoner Präludien, Fugen und Chaconnen, wobei denn die erstaunliche Klangebenmäßigkeit und Klangschönheit seines mehrstimmigen Solospieles selbst Bachunkundige Zuhörer die richtige Edelart dieser Tonstücke verstehen oder doch wenigstens erahnen macht. Wie er den deutschen Meister Johann Sebastian in echt deutscher Gediegenheit und Gedankeninbrunst vorträgt, so bewährt Petschnikow sein fein kultiviertes Slawentum in außerordentlich fesselnder Weise auch an anderen Werken, beispielsweise an Tschaikowskys D-Dur-Konzert und insonderheit mit der süß schwelgerischen Wiedergabe der darin enthaltenen Violinkantilenen.

Arthur Smolian.

Das

Werböczy-Denkmal in Budapest.

Seit kurzem ist Budapest um ein Denkmal reicher. Ohne besondere Feierlichkeit wurde seitens der ungarischen Regierung der Stadt das neunte Standbild übergeben von den zehn, die der König ihr anläßlich des Besuches des Deutschen Kaisers gespendet hat. Das neue Denkmal wurde am Eskü-tér (Schwurplatz) vor der monumentalen Elisabethbrücke errichtet, ist ein Werk des heimischen Bildhauers Julius Donáth und stellt den ungarischen Juristen und Staatsmann Stephan Werböczy dar.

Phot. Erdelyi, Budapest.

Das Denkmal des ungarischen Juristen und Staatsmannes Stephan Werböczy in Budapest, ein Werk von Julius Donáth.

Wiewohl in seiner Heimat einer der berühmtesten Männer, ist Werböczy im Ausland wenig bekannt. Er war der Verfasser des ersten ungarischen Gesetzbuchs, das bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Geltung stand, des „Tripartitum Juris Hungariae Consuetudinarii Verböczianum“. Im Jahre 1475 zu Szökefalva in Siebenbürgen geboren, studierte Werböczy, der einer Familie von niederm Adel entstammte, in Ofen und Wien die Rechtswissenschaft. Nach Ungarn zurückgekehrt, erlangte er bald eine leitende Stellung bei den dortigen Gerichten. Damals gab es noch kein geschriebenes einheitliches Gesetzbuch, und die Rechtsprechung lag daher sehr im argen. Wiederholt hatten die Stände die Forderung aufgestellt, diesen Verhältnissen ein Ende zu bereiten, und Werböczy wurde nun mit der Aufgabe betraut, die Dekrete der Könige, die Bestimmungen der ungarischen Verfassung zu sammeln und die Gewohnheitsrechte aufzuzeichnen. Am Tage der hl. Elisabeth im Jahre 1514 bestätigte dann König Wladislaus II. das mit großem Fleiß und vieler Mühe zusammengestellte Werk, das um 1520 zum erstenmal in Druck gelegt wurde. Der jetzige Justizminister Anton Günther würdigte beim Landesadvokatentag im Oktober 1907 die Verdienste Werböczys um die Regeneration der magyarischen Nation. Er betonte, daß dieser sein Gesetzbuch aus den Gesinnungen und aus dem Leben der ungarischen politischen Nation geschöpft, und bemerkte, daß sein Werk „zur nationalen Reliquie der ungarischen Geschichte und Überlieferung geworden“ sei.

Werböczy hat zu seiner Zeit auch eine große politische Rolle gespielt. Er war der Führer des Kleinadels gegen den Hochadel und häufte in kurzer Zeit große Reichtümer an, die ihm teils vom König, teils vom Adel geschenkt und überlassen wurden. Infolge des berühmten Reichstags von Hatván erhielt Werböczy die Palatinwürde, die er aber bald wieder auf Betreiben seiner Gegner verlor. Nach der Schlacht bei Mohács schloß er sich ganz Johann Zápolya an, nach dessen Tod er mit dem Sultan in Verbindung trat. Die Türken benutzten aber seine Intervention, um ganz Ungarn mit Krieg zu überziehen und sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Werböczy überlebte nur kurze Zeit die Schmach seines Vaterlandes. Er starb 1541.

Wieder hat — wie schon so oft — König Franz Joseph I. einen Beweis seiner außerordentlichen Duldsamkeit geliefert, indem er einem Mann ein Denkmal errichtete, der, als Politiker wenigstens, alles eher als ein Freund der Habsburger gewesen ist.

Winterleben in Norwegen

In den letzten Jahren, stets stark steigend, hat sich der Strom der Reisenden auch im Winter Norwegen zugewandt, und der Ausländer weiß jetzt, daß in Norwegen keine Polarkälte herrscht, man sich nicht vor Bären oder Wölfen zu fürchten hat, sondern daß im Gegenteil der norwegische Winter herrlich ist, reich an Sportleben und wohltuend für den, der seine Gesundheit stärken und den Körper abhärten will. Schon gibt es Leute, die den norwegischen Winter dem Sommer vorziehen. Ob sie das bessere Teil erwählt haben? Hierüber entscheidet wohl ausschließlich der persönliche Geschmack. Dieses mit so vielen Naturschönheiten gesegnete Land bietet eben in jeder Jahreszeit neue, eigenartige Bilder.

Von der Schule her wissen wir, daß Norwegen sich zwischen 57° 57′ 31″ und 71° 11′ 8″ nördl. Br. erstreckt, und daß die Hauptstadt des Landes auf demselben Breitengrad wie die Südspitze Grönlands gelegen ist. Dann aber muß hinzugefügt werden, daß die Reise von Berlin nach Christiania nur etwa vierundzwanzig bis dreißig Stunden dauert. Wer am Morgen in Berlin in den Zug steigt, ist am Nachmittag in Kopenhagen und um Mittag des andern Tages in Christiania. Der kürzeste Weg führt über Saßnitz-Trelleborg-Gotenburg. Weit bequemer und nur um ein oder zwei Stunden länger sind aber die Routen über Warnemünde oder durch Jütland, weil hier die großen dänischen Fähren die Reisenden vor den Gefahren der Seekrankheit bewahren. Wer aber das Meer liebt, dem kann empfohlen werden, mit der Bahn bis nach Frederikshavn, unweit Skagens, der Nordspitze Jütlands, zu fahren, um von hier aus die Fahrt über das Skagerrak mit einem Dampfer zu machen. Eine Route geht nach Christiansand, die andere nach Christiania. Im Winter ziehen es aber die meisten Reisenden vor, den Landweg über Kopenhagen zu benutzen, da bei dem Seeweg nicht selten Nebel die Reise unliebsam verspätet. Die Fahrkarte Berlin-Christiania und zurück kostet einschließlich der Schlafwagenkarte in der zweiten Klasse etwa 130 bis 140 ℳ; die Karte ist sechzig Tage gültig. In Norwegen kostet die Reise Christiania-Drontheim 45 Kronen, Christiania-Bergen 39,80 Kronen, Christiania-Otta (Gudbrandsdalen) 22,95 Kronen, und zwar ebenfalls hin und zurück in der zweiten Klasse. Die Gültigkeit einer Rückfahrkarte erstreckt sich in Norwegen auf drei Monate. Der Aufenthalt in einem Wintersanatorium oder Kurhaus erfordert täglich 5 bis 8 ℳ, je nach der Zimmerlage und dem beanspruchten Komfort. Ein Winteraufenthalt in Norwegen ist also verhältnismäßig billiger als eine Touristenfahrt im Sommer.

Skiläufer auf der Tour. (Phot. H. Abel, Christiania.)

Dies allein schon dürfte genügen, den internationalen Fremdenstrom in Zukunft mehr als bisher auch im Winter nach Norwegen zu lenken, zumal da auch die Ärzte die Vorteile eines solchen Aufenthalts nicht genug zu rühmen wissen. Es ist nötig, scharf zu unterscheiden einerseits das Klima des West- und Nordlandes und anderseits das des Ostlandes. An der Westküste herrscht den ganzen Winter hindurch ein mildes, feuchtes Klima; auf dem Ostlande hingegen ist die Luft klar und trocken, und ein Aufenthalt in diesen Gegenden kann sogar schwere Krankheiten heilen durch die gesundheitsfördernden Kräfte dieser hohen, sonnenbeglänzten Berge und Ebenen. Es soll unsere Aufgabe sein, in kurzen Zeilen diesen Winter zu schildern. Denn wer im Winter einmal nach Norwegen gekommen ist, der kommt wieder. Die Schönheit der weiß gepuderten grünen Tannen- und Fichtenwälder, die die Abhänge der Berge bedecken, die wallenden Ebenen, die sich im blendenden Sonnenschein mit ihren großen Bauernhöfen bis an die Füße der fernen Berge ausstrecken, alles zusammen atmet eine unendliche, kühle Ruhe, die einem müden Herzen und Sinne wohltut. Hoch und klar wölbt sich der Himmel über der Landschaft. In der trockenen, leichten Luft heben sich die Linien der Wälder und der Berge so rein und scharf ab, daß die weiten Entfernungen nahe erscheinen. Gleißend, wie von unendlich hinausgestreuten Edelsteinen geschmückt, liegt die weiße Decke über Tälern, über Bergen und Hochebenen. Die Erde ruht in ihrem langen, tiefen Schlafe aus. Hier ist der Schnee nicht schwer und feucht wie der an der Küste oder auf dem tiefer gelegenen Lande; die Schneeflocken fallen leicht und trocken. In den Monaten Januar und Februar ist der Schnee so fest und dicht geworden, daß er ruhig liegen bleibt, bis der Frühling kommt. Es sind dies die besten Schneemonate des Jahres. Freilich kann die Temperatur in den hochgelegenen Teilen des Landes einen nach unseren Begriffen verhältnismäßig hohen Kältegrad erreichen. Tönset in Österdalen, ein Ort, der 493 m ü. M. liegt, ist eine der kältesten Gegenden des Landes mit einer Mitteltemperatur des kältesten Tages von —12,2° C; hier haben zweihundert Tage des Jahres Frost. Ein ähnliches ist das Verhältnis in Gudbrandsdalen. Und doch kann ein Wintertag hier unvergleichlich sein. Die Kälte schmerzt nicht; man genießt nur die wunderbare, trockene Luft. Das Sonnenlicht kann durch

Fjeldsäter-Hotel bei Drontheim. (Phot. Wilse, Christiania.)

die Zurückwerfung der Strahlen von der Schneedecke selbst an einem sehr kalten Tage einen Hitzegrad bis zu 30° C hervorbringen. Noch bemerkenswerter ist der Unterschied zwischen den Temperaturverhältnissen in einem und demselben Tale. Unten ist es durch die vom Fluß mitgeführte Feuchtigkeit am kältesten, steigt man aber nur etwas hinauf, so wird es schon erheblich milder; in dieser sog. „Höilide“, die sich unterhalb des Hochgebirges und oberhalb der Talsohle erstreckt, ist ein Wintertag mit seiner weichen, zitternden Milde noch schöner als ein warmer Sommertag.

Wenn auch alle, Gesunde wie Kranke, sich an dem norwegischen Winter freuen und seine Schönheit genießen dürfen, so besitzt diese Jahreszeit für den Sportsmann noch einen besondern Reiz. Vor Jahrtausenden haben die mongolischen Lappen die Ski aus dem fernen asiatischen Lande nach dem Norden gebracht. Schon im Altnordischen ist das Wort skid, das nordischen Ursprungs ist, vorhanden. Als Sport aber ist das Schneeschuhlaufen jung. Bis vor fünfzig Jahren lebte dieser edle Sport ein ziemlich unbeachtetes Dasein in den entlegenen Gebirgsortschaften; in den Städten gab es nur wenige, die diese gesunde körperliche Bewegung zu würdigen verstanden. In der Armee jedoch hielten die Ski verhältnismäßig viel früher ihren Einzug und leisteten schon vor einem Jahrhundert gute Dienste. Heutzutage ist der Skisport in Norwegen zu einem Volkssport geworden, wie kaum ein anderes Land etwas Ähnliches aufweisen kann. Von den einsamen Gebirgstälern haben die Ski die Stadt erreicht, und die städtische Jugend wetteifert mit der ländlichen um den Preis der Schnelligkeit. Das jährliche Holmenkolrennen, das Anfang März bei Christiania abgehalten wird, ist mehr als ein nationales Sportfest, dem der König beiwohnt; selbst aus Deutschland und England kommen zahlreiche Fremde, um die frische Kraft und den kecken Mut der norwegischen Jugend zu bewundern. Mit jedem Jahre stellen sich in Norwegen im Winter immer mehr Ausländer ein, um den Skisport zu erlernen und zu treiben. Im Jahre 1909 werden in der Zeit vom 23. Februar bis 8. März in Verbindung mit dem Holmenkolrennen in Lillehammer und Christiania Wintersportfeste mit nationalen und internationalen Konkurrenzen veranstaltet, zu deren Besuch vom Reisebureau der Hamburg-Amerika-Linie in Berlin eine Gesellschaftsreise arrangiert werden wird. Es soll hier versucht werden, das Beste zu leisten, was der Wintersport bieten kann, nicht nur im Skilaufen, sondern auch im Wettreiten, Wettfahren und Schlittschuhlaufen. Nicht nur Christiania und Lillehammer haben ihre Winterwoche. Auch bei Drontheim gibt es jährlich ein von In- und Ausländern sehr besuchtes Rennen: das Graakalrennen, bei Drammen das Konnerudrennen und bei Skien das Kikutrennen. Sonst haben fast alle Teile des Landes ihre lokalen Rennen, ja fast jede Stadt und jeder Bezirk, wo der Schnee so lange liegen bleibt, daß der Sport betrieben werden kann.

Nunmehr seien der Reihe nach die einzelnen, für den Wintersport in Betracht kommenden Gegenden Norwegens besprochen. Da ist zunächst die Hauptstadt des Landes, Christiania, zu erwähnen, dann Drontheim, ferner das Gudbrandsdal und Valdres, die für den Sport erst kürzlich entdeckten Gegenden der Bergenbahn und zuletzt Telemarken. Es ist schwer, zu entscheiden, welcher Gegend der Vorrang gebührt. Man muß sie alle gesehen haben, eine nach der andern, wenn man das winterliche Norwegen wirklich kennen will, und wer von den fremden Besuchern des Landes die Zeit dazu erübrigen kann, sollte eine solche Rundfahrt nicht unterlassen. Er wird unvergeßliche Eindrücke mit nach Hause nehmen. Schnee und Eis zwar allenthalben, aber welch feine, den Naturfreund entzückende Unterschiede in der Nuance!

Bei Christiania entfaltet sich im Winter ein lebhaftes Sportleben, wie keine andere europäische Großstadt Ähnliches aufzuweisen hat. Obwohl das Klima von Christiania im großen und ganzen als mild bezeichnet werden kann, hat es im Winter doch das Gepräge eines Binnenlandklimas mit beständigem Schnee und ziemlich gleichmäßiger Kälte. Die Gegend, um die sich das größte Interesse der Sportliebhaber sammelt, ist westlich von der Stadt gelegen, dort, wo die Anhöhen Holmenkollen, Vettakollen, Vokfenkollen und Trywandshöiden emporsteigen. Bereits zu einer Zeit, da diese Strecken noch Einzelbesitz waren, gehörten sie zu den beliebtesten Ausflugspunkten der städtischen Jugend; aber ihre Beliebtheit wuchs ganz bedeutend, als die Stadtgemeinde im Jahre 1888 Frognersäteren angekauft hatte und hier nach und nach große Anlagen ausführen ließ. Später bauten private Aktiengesellschaften auf Holmenkollen außer einer Sportstube ein prächtiges Touristenhotel und ein Sanatorium. Ein ebenso großartiger, besonders von Ausländern vielbesuchter Luftkurort liegt auf Vokfenkollen (500 m ü. M.); außerdem besteht hier eine Reihe einfacherer Hotels. Unweit dieser Anlagen besitzt der norwegische König ein schönes, im altnorwegischen Stil aus Holz erbautes Lustschloß, eine zur Krönung im Jahre 1906 vom norwegischen Volke dargebotene Gabe. Es ist ein schöner Anblick, wenn am Abend alle diese Anlagen im Glanz der großen elektrischen

Luftkurort Vokfenkollen bei Christiania. (Phot. Wilse, Christiania.)

Ski-Sprungkonkurrenz auf dem Graakalbakken bei Drontheim. (Phot. Wilse, Christiania.)

Bergenbahn: Rotierender Schneepflug in Arbeit. (Phot. Wilse, Christiania.)

Skikjöring. (Phot. Wilse, Christiania.)

Lichter erstrahlen, die man bis weit draußen im Fjord sehen kann. Von Christiania führt eine elektrische Bahn hinauf nach Holmenkollen, und längs der Bahnstrecke blüht seit dem letzten Jahrzehnt eine hübsche Villenkolonie auf. Wer Gegenden vorzieht, wo man zwar nicht alle Vorteile einer modernen Zivilisation genießt, dafür aber reichlichen Ersatz in der stärkenden Waldluft und unberührten Natur finden kann, dem bietet die Nordmark die reichste Gelegenheit zu lohnenden Ausflügen; in knapp einstündiger Fahrt bringt ihn die Nordbahn mitten hinein in Norwegens ursprüngliche Waldnatur.

Und was für ein Leben und Treiben sich hier oben an einem schönen Wintersonntag entfaltet! Ausländer können kaum einen bessern Eindruck von der Kraft und Lebenslust der norwegischen Jugend bekommen als gerade hier. In diesen Wäldern und diese Abhänge hinab lief Fridtjof Nansen als Knabe und Jüngling Schneeschuh. Vielleicht hat diesem stärkenden Sport die Jugend ihre Gesundheit zu verdanken. Aber nicht allein die jungen Leute huldigen dem Skisport; auch ältere, ja sogar alte Leute kann man auf ihren Ski in raschem Lauf die Abhänge hinabgleiten sehen.

Drontheim, der Einwohnerzahl nach die dritte Stadt des Landes, ist die Hauptstadt des nördlichen Norwegens. Nicht nur im Sommer als Ausgangspunkt der Nordlandsfahrten bekannt und nicht nur durch ihren Dom berühmt, sondern auch als eine Stadt, die im Winter eine der für den Wintersport geeignetsten ist, verdient Drontheim in diesen Zeilen eine nähere Berücksichtigung. Die Strecke, die man mit der Eisenbahn von Christiania fährt, und die etwa siebzehn Stunden beansprucht, ist 561 km lang. Die ehrwürdige Stadt der alten Könige und Bischöfe wurde im Jahre 997 gegründet und hieß ursprünglich Nidaros. Drontheim hat das Gepräge einer alten, wie Christiania das einer jungen Stadt. Die breiten Straßen und die großen, offenen Plätze bewirken, daß die Stadt einen ruhigen, vornehmen Eindruck macht. Diesen Eindruck verstärken die großen hölzernen Bauten, unter denen das Königliche Schloß, ein elegantes Rokokopalais, der schönste ist. Wie Christiania Holmenkollen in seiner Nähe hat, so sind Fjeldsäter am Fuße des Berges Graakallen und Fossestuen an den Leirfossen die beliebtesten Ausflugspunkte der Drontheimer. Im Winter ist Graakallen, wo das obenerwähnte Graakallrennen stattfindet, besonders hervorzuheben. Wer diesen Berg besteigt, der ist — obgleich in der unmittelbaren Nähe einer großen Stadt — doch weit in die unendliche Welt der norwegischen Gebirge hineingekommen. In der Ferne erblickt man im Südwesten bei klarer Witterung die Gipfel des Troldheimen und der Bergpartie Dovre; im Osten sollen die Syltopper auf der schwedischen Grenze innerhalb des Gesichtskreises sein. Und vor unseren Füßen erstreckt sich der Drontheimsfjord von Westen nach Norden und Osten. Welch eine Gegend! Breit und ruhig wogt der Fjord nach Nordosten; breit und ruhig liegt das Land vor unseren Blicken, der mächtige Tröndelag, der in der alten Geschichte des Landes eine glänzende Rolle spielte. Im Sommer hell und fruchtbar, im Winter, wo uns die Ski oder die leichten Schlitten schnell und geräuschlos über die weiten Ebenen führen, weiß und unendlich.

Die Orte und die Kurhäuser in der unmittelbaren Nähe der größeren Städte, die wir oben erwähnt haben, stehen naturgemäß im Winter als Reiseziele in der ersten Reihe. Dann aber sind die großen, oft sogar eleganten Anlagen zu erwähnen, die in den Haupttälern des Ostlandes gelegen sind. Es kommen folgende Täler in Betracht: Gudbrandsdal, Valdres und Hallingdal. Im Gudbrandsdal ist zunächst die schon erwähnte Stadt Lillehammer, die am Ufer des großen Binnensees Mjösen gelegen ist, zu rühmen. Denn keine norwegische Stadt besitzt im Winter oder im Sommer ein so trockenes und gesundes Klima. Was am Anfang dieses Artikels über das Klima des Ostlandes im allgemeinen gesagt worden ist, das gilt in hohem Grade von dieser schönen, kleinen Stadt. Ringsherum sind hier im Gudbrandsdal große Kurhäuser gebaut, die während der Wintersaison teils nur in den Oster- und Weihnachtsferien, vielfach auch das ganze Jahr über geöffnet sind. Wir wollen zunächst außer den Hotels in Lillehammer, die im Winter auch als Pensionen benutzt werden, folgende erwähnen: In der Nähe von Lillehammer Langset (das ganze Jahr hindurch), Nordsäter (20. Dezember bis 31. Januar und 1. März bis 15. April), Mesnalien Touristenhotel (das ganze Jahr hindurch) und Hunder (das ganze Jahr hindurch); die Strecke Christiania-Lillehammer beträgt 184 km. In der Nähe von Tretten liegt das elegant hergerichtete Chr. Winges Sanatorium (1. Januar bis 14. April) und in Oestre Gansdal Pension Bauker (das ganze Jahr). Unweit der Station Hundorp ist das Tofte Höilidsanatorium in besonders ruhiger und milder Gegend gelegen und ladet das ganze Jahr hindurch zu einem Aufenthalt ein. Das mondaine Golaa-Hochgebirgssanatorium bei Harpefos ist zwischen dem 1. und 14. April geöffnet. Bei Vinstra sind nicht weniger als vier Hotels zu erwähnen: Vinstra und Furuheim und in einiger Entfernung in den Hochgebirgen Kampesäter und vor allem das vorzügliche Fefor, die drei erstgenannten das ganze Jahr, letzteres im Winter vom 1. Februar bis 30. April geöffnet. In der Nähe der Endstation Otta liegen drei Hotels. Wer weiter in das Tal eindringen will, kann nach dem nördlichen Hochgebirge Dovre fahren, wo er im Tal und auf dem Berge in freundlichen, das ganze Jahr geöffneten Gasthöfen und Sanatorien (Dombaas, Fokstuen, Hjerkinn, Kongsvold) gute Unterkunft findet. Außerdem gibt es in den Bergen kleinere Gasthöfe oder einfache Touristenhotels, wo namentlich während der Osterferien die Sportsleute einkehren, die sich nach den entlegenen Bergen des

Ein idealer Telemarksprung. (Phot. Wilse, Christiania.)

Skitouristen bei dem Fefor-Hochgebirgshotel in der Landschaft Gudbrandsdalen. (Phot. Wilse, Christiania.)

Bergenbahn: Ankunft von Skiläufern auf der Station Myrdalen.

Bergenbahn: Station Hallingskeid. (Phot. Wilse, Christiania.)

Von Renntieren gezogene Skyds. (Phot. Janssen u. Ko., Drontheim.)

wilden Jotunheim und der Rondane begeben. Wir haben die Verhältnisse des Fremdenverkehrs des Gudbrandsdals so ausführlich besprochen, weil man daraus ersieht, wie viel in dieser Hinsicht gearbeitet worden ist.

Ebensosehr wie das Gudbrandsdal eignet sich das südliche Nachbartal für einen Winteraufenthalt. Die Eisenbahn führt nach Fagernäs durch wunderschöne Gegenden. Tonsaasen bei der Station gleichen Namens kann in bezug auf Eleganz und Komfort mit den besten Schweizerhotels wetteifern und bietet Neurasthenikern und durch Überanstrengung erkrankten Menschen eine wohltuende und heilsame Ruhe. Sonst sind fast an allen Eisenbahnstationen des Valdrestals gute Hotels vorhanden. Wer dann von Fagernäs die Reise fortsetzt, wird hier wie im Gudbrandsdal an allen Skydsstationen, die zugleich Hotels sind, einkehren können und eine für die ländlichen Verhältnisse sehr gute Verpflegung erhalten.

Noch einmal wollen wir auf der Karte die südlichen Berge überschreiten; sie trennen uns hier von dem Hallingdal. Wir gelangen dann an die Bergenbahn. Von Christiania erreicht man Hallingdal, indem man mit der Drammenbahn bis Krøderen fährt, wo Noresjeld ein ganz vorzügliches Skiterrain bietet. Um nach dem südlichen Ende des Tales Gulsvik zu gelangen, muß man in diesem Winter allerdings

Winterübungen des norwegischen Militärs. (Phot. Wilse.)

Bergenbahn: Schnee-Einschnitt. (Phot. Wilse, Christiania.)

Kronprinz Olav von Norwegen. (Phot. H. Abel, Christiania.)

noch etwa **40 km** mit dem Schlitten fahren. Die Schönheiten des Hochgebirges bieten indes einen reichen Ersatz für die vielleicht etwas beschwerliche Fahrt. Bequemer ist Gulsvik übrigens von Bergen aus zu erreichen, mit welcher Stadt bereits seit vorigem Jahr eine direkte Bahnverbindung besteht. Bei dem zuerst genannten Weg führt uns der Eisenbahnzug von der eisbedeckten Fläche des Sees Krøderen an dem Hallingelv entlang. Bald in langen Tunnels, bald mit weitem Ausblick über die schneebedeckten Felder und die grünen Nadelwälder eilt der Zug längs der Berghänge. Bald werden dem Zug mehrere Lokomotiven und der große Drehschneepflug vorgespannt. Bei Nygaard schöpft er dann ein letztes Mal Atem, ehe er seinen Weg fortsetzt hinauf in das wildeste norwegische Hochgebirge. Die Bahn läuft hier fast ebensoviel im Innern des Berges wie längs der Höhen und Hänge; auf weite Strecken ist sie eingebaut oder überbaut, so daß nur ab und zu die herrliche Aussicht freigelassen wird. In einer Höhe von etwa 1300 m ü. M. führt diese Bahn durchs Hochgebirge und dringt durch dicke Bergmauern hindurch, die ihr den Weg nach dem Westland zu versperren suchen. Bei den Stationen Haugastöl und Finse, mitten im Hochgebirge, hat der Staat kleinere Hotels bauen lassen, wo die Reisenden gut verpflegt werden können; bei Myrdal besteht ein privates Hotel, das wegen der Schönheit der Aussicht in wenigen Jahren europäische Berühmtheit erlangen dürfte. Im Hallingdal ist als geeignetster Aufenthaltsort für Skiläufer Jeilo hervorzuheben.

Einen Tag und eine Nacht in diesen Gegenden erschöpfend zu schildern, dazu gehört die Beredsamkeit des Poeten und die Farbenglut des Malers. All die wilden Täler und trotzig emporsteigenden Gipfel dieser Gebirgsmasse hat der Winter in sein glänzendweißes Festkleid gehüllt. Nur die wildesten und zerrissensten erheben noch ihre schwarzen Zinnen gen Himmel. Vom Rande der Eisgletscher auf den Höhen bis ins Tal hinab und über die grünen Gebirgsseen hat sich eine dichte Schneemasse oder dickes Eis gelagert; selbst Abgründe und Schluchten deckt der Schnee weich und behutsam zu. Eine mächtige Stille ruht über der breiten Bergkette. Besitzt freilich der Tag mit seinem kurzen Sonnenglanz die herrlichste Schönheit und den größten Reiz, so hat doch auch die Winternacht im Hochgebirge ihre sonderbare, lockende Macht. Der Mond schickt sein bläulichweißes Dämmerlicht über die unendliche Schneefläche, die das bleiche Licht zurückwirft; die hellen Sterne glänzen am blauen Himmelsgewölbe wie funkelnde Lichter. Und wenn vollends das Nordlicht seine unzähligen Kerzen in allen Farben des Regenbogens in lautlosem Wechsel erstrahlen läßt, da kann man sich in die ewige, stumme Schwermut der Polargegenden versetzt glauben.

Bevor wir von Norwegen Abschied nehmen, wollen wir noch Telemarken einen Besuch abstatten. Zunächst fahren wir mit der Eisenbahn über Drammen nach Kongsberg und dann mit dem Schlitten nach Bolkesjö durch große, herrliche Wälder. Berg auf Berg türmt sich hintereinander vor dem Auge auf, und vor unseren Füßen liegen die kleinen Seen mit ihrer blitzenden Eis- und Schneedecke. Schnee und Berge und grüne Nadelwälder, deren Bäume sich unter den schweren Schneemassen beugen — welch tiefen Eindruck bekommt man doch gerade hier von Norwegen im Winter! Auf der Rückreise erreichen wir auf Ski oder im Schlitten in vier Stunden Tinnoset, von wo aus man mit der Eisenbahn in kurzer Zeit nach Notodden gelangt, dann weiter mit Dampfer nach der Stadt Skien oder auf Schneeschuhen oder mit Schlitten nach Kongsberg zurück. Gute Hotels sind sowohl in Bolkesjö und Tinnoset als auch in Notodden vorhanden. Die Landschaft Telemarken besteht aus einer Reihe nach allen Richtungen gehender Täler. Die Wälder können manchmal die Landschaft etwas eintönig machen; aber die Berge und die großen Binnenseen beleben sie im Sommer. Im Winter erblickt man die tote, weiße Fläche. Telemarken besitzt nicht weniger als sechzig Seen mit mehr als 2 qkm Flächeninhalt, außer den vielen kleineren; achtundzwanzig sind größer als 4 qkm und vierzehn über 10 qkm. Von den Bergen Telemarkens ragt im Norden der Gausta 1890 m hoch empor.

Es sind dies die wichtigsten Landschaften, die für Winterreisen geeignet sind. Christiania, Drontheim und Lillehammer sind die Zentren des Wintersportlebens. Dann kommen mehrere Städte und einzelne Kurhäuser in Betracht, die es besonders verdienen, empfohlen zu werden: die Stadt Hamar am Mjösen, Eidsvold und endlich Konnerudkollen bei Drammen, die sämtlich das ganze Jahr hindurch Gäste aufnehmen. Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei noch erwähnt, daß die in Norwegen übliche Bezeichnung „Sanatorium“ nichts mit Krankenanstalten zu tun hat. Nach unseren Begriffen sollte es überall Luftkurort oder einfach Hotel heißen. Auskünfte über Winter und Wintersport in Norwegen erteilt der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Norwegen in Christiania, Storthingsgaden 2.

Wenn in Norwegen im Winter der Tag auch kurz ist, so besitzt er mit seinem hellen Sonnenglanz doch so viel Reiz, daß er einen reichen Ersatz dafür bietet, was der Süden unseres Erdteils an Wärme und Länge voraus hat. Im Sommer gibt Norwegen seinen Besuchern die hellen Nächte, im Winter die weißen Tage.

Der Große Kurfürst bei Fehrbellin. Nach einem Gemälde von Jacobus Leisten.

Arsène Lupin, der Einbrecher aus Passion.

Von Maurice Leblanc.

(Fortsetzung.)

Velmont stand auf und legte die Hand auf die Schulter seines Wirtes.

„Ich meine, daß den in Ihrem Buche und dem der Nationalbibliothek enthaltenen Angaben ein höchst wichtiger Hinweis fehlt, den wir Ihnen zu verdanken haben, lieber Devanne.“

„Somit“ . . .

„Somit habe ich, da der Habicht sich zur Erde gesenkt, diese sich geöffnet und zweimal sechs zwölf gibt, nichts weiter zu tun als mich an die Arbeit zu machen.“

„Ohne eine Minute zu verlieren.“

„Ohne eine Sekunde zu verlieren! Muß ich nicht noch in dieser Nacht, das heißt, vor der Ankunft des Engländers Ihr Schloß ausräumen?“

„Tatsächlich, Sie müssen sich beeilen! Wollen Sie, daß ich Sie begleite?“

„Nach Dieppe?“

„Nach Dieppe. Ich muß hinein, um Herrn und Frau Androl, die mit einer Freundin um Mitternacht ankommen, vom Bahnhof abzuholen. Übrigens“, fuhr der Hausherr, sich zu den Offizieren wendend, fort, „sehen wir uns morgen alle zum Mittagessen. Nicht wahr, meine Herren? Wir rechnen auf Sie um so mehr, als ja die Erstürmung des Schlosses ein Hauptpunkt des Manöverplanes ist.“

Die Einladung wurde angenommen. Man trennte sich, und einige Augenblicke später fuhren Devanne und Velmont im Automobil nach Dieppe. Devanne setzte den Maler vor dem Strandhotel, in dem er wohnte, ab und fuhr zum Bahnhof.

Um Mitternacht trafen seine Gäste ein. Um halb eins fuhr das Automobil in den Hof von Thibermeslin. Um ein Uhr zogen sich alle nach einem leichten, im Salon aufgetragenen Imbiß in ihre Schlafzimmer zurück. Eins nach dem andern erloschen die Lichter, und das Schweigen der Nacht umhüllte das Schloß.

* * *

Der Mond schob die Wolken, die ihn verdeckten, beiseite und goß durch zwei der Fenster seinen weißen Schein in den Salon. Das dauerte jedoch nur einen Augenblick. Sehr rasch versteckte er sich wieder hinter der Hügelkette. Die Dunkelheit war wieder Alleinherrscherin. Sie erhöhte die allgemeine Stille, die nur durch das Krachen der alten wurmstichigen Möbel oder durch das Knistern des Schilfrohrs im Teiche gestört wurde.

Die altertümliche Pendeluhr haspelte die endlose Litanei der Sekunden herunter. Sie schlug zwei Uhr. Dann fielen von neuem die Sekunden hastig und einförmig in den dumpfen Frieden der Nacht. Endlich schlug es drei Uhr.

Da knackte plötzlich etwas, wie beim Vorüberrasen eines Zuges eine Signalscheibe knackt, die sich öffnet und niedersinkt. Und ein fadenfeiner Lichtschein durcheilte den Salon von einem Ende zum andern gleich einem Pfeil, der einen Funkenschweif hinter sich herzieht. Der Schein drang aus dem Mittelschaft eines Pilasters, an den sich rechts der Giebel der Bibliothek lehnt. Er blieb zuerst als glänzender Kreis unbeweglich auf der gegenüberliegenden Wand haften, irrte dann nach allen Seiten wie ein unruhiger Blick, der das Dunkel erforscht, und verschwand endlich, bis er wieder auftauchte, während ein ganzer Teil der Bibliothek sich um die eigne Achse drehte und eine breite, gewölbartige Öffnung freilegte.

Ein Mann trat ein, der in der Hand eine elektrische Taschenlaterne trug. Ihm folgten ein zweiter, ein dritter mit Stricken, Tragriemen und verschiedenen Werkzeugen. Der erste sah sich im Raume um und horchte.

„Ruft die Kameraden!“

Ihrer acht kamen aus der Öffnung, alles stämmige Burschen mit trotzigen Mienen, und der Umzug begann.

Die Arbeit ging ihnen flott von der Hand. Arsène Lupin schritt von einem Möbel zum andern, untersuchte jedes Stück, und je nach der Größe oder dem Kunstwert ging er daran vorbei oder befahl: „Fort damit!“

Und das Stück wurde von etlichen kräftigen Armen gepackt, vom offenen Schlund des Tunnels verschlungen und verschwand in der Tiefe der Erde.

Auf diese Weise verließen sechs Fauteuils und sechs Stühle aus der Epoche Ludwigs XV., sämtliche Gobelins aus Aubusson, zwei Fragonards, ein Nattier und eine Büste von Houdon sowie einige Statuen den Salon. Manchmal blieb Lupin vor einer prächtigen Truhe oder einem herrlichen Bilde stehen und seufzte: „Zu schwer . . . zu groß . . . jammerschade!“

Und dann fuhr er in seiner sachverständigen Besichtigung fort. In vierzig Minuten war der Salon „erleichtert“, wie Arsène Lupin sagte. Und das geschah mit einer bewundernswerten Präzision und Ordnung, ohne den geringsten Lärm, als ob alle Dinge, die diese Leute anfaßten, aufhoben und forttrugen, mit einer dicken Umhüllung versehen gewesen wären.

„Ihr braucht nicht wiederzukommen“, sagte Lupin zu dem letzten der Männer, der mit einem Watteau unter dem Arme fortging. „Ihr habt doch richtig verstanden, nicht wahr? Sobald der Motorrollwagen geladen ist, fahrt ihr nach der Scheune von Roquefort.“

„Und Sie, Meister?“

„Laßt mir das Motorrad zurück.“

Der Mann ging. Lupin drehte den beweglichen Teil der Bibliothek hinter ihm zu. Nachdem er alle Spuren verwischt und namentlich die Fußtritte vom Teppich entfernt hatte, schob er eine Portiere zurück und betrat die Galerie, die den Wilhelmsturm mit dem Schlosse verband. In ihr stand ein Glasschrank, um dessentwillen er zurückgeblieben war.

Der Schrank enthielt Wunderwerke, eine Uhrensammlung, Tabaksdosen, Ringe, Halsketten und prächtige Miniaturen. Mit einem Meißel sprengte er das Schloß. Er empfand ein unaussprechliches Vergnügen daran, die kleinen Meisterwerke mit seinen Fingern zu berühren.

Quer über die Schulter hing ihm ein weiter Leinensack, der eigens für solchen Inhalt hergerichtet war. Er füllte ihn mit den kostbaren Gegenständen, füllte auch die Taschen seines Rockes, seiner Weste, seiner Hose — als ein leichtes Geräusch an sein Ohr drang.

Er horchte. Das Geräusch wurde deutlicher.

Plötzlich fiel es ihm ein: am andern Ende der Galerie führte eine Treppe zu einigen Zimmern, wo die um Mitternacht angekommene Freundin der Androls wohnte.

Mit raschem Griff drückte er den Knopf seiner Laterne, so daß diese erlosch. Kaum hatte er eine Fensternische erreicht, als sich die Tür oben an der Treppe öffnete und ein schwacher Schein die Galerie erhellte.

Er fühlte — halb vom Vorhang versteckt, konnte er nicht sehen — daß jemand die ersten Stufen vorsichtig herabstieg. Er hoffte, die Person würde nicht weitergehen. Doch sie kam vollends herab und tat einige Schritte in die Galerie. Da stieß sie einen Schrei aus. Offenbar hatte sie das aufgesprengte, fast ganz geleerte Glasspind erblickt.

Am Parfüm erkannte Lupin, daß es eine Frau war. Ihre Röcke streiften beinahe die Gardine, hinter der er sich verbarg, und es schien ihm, als höre er ihr Herz schlagen, als errate auch sie die Gegenwart eines andern Wesens. Sie wandte sich um, zögerte einen Augenblick und schlug dann mit einem Ruck die Gardine zurück.

Sie erblickten einander.

„Sie . . . Sie . . . Fräulein“ . . . murmelte Lupin entsetzt.

Es war Miß Nelly, die Reisegenossin auf der Überfahrt nach Neuyork.

Der Zufall, der die beiden hier in diesem Schloß und zu dieser Stunde einander gegenüberstellte, war so wunderbar, daß sie sich nicht rührten und kein Wort sprachen.

Von der Aufregung wie gebrochen, sank Miß Nelly in einen Stuhl.

Lupin blieb vor ihr stehen. Und allmählich, im Laufe der unendlich scheinenden Sekunden wurde er sich des Eindruckes bewußt, den er in diesem Augenblick auf sie machen mußte mit den vollen Taschen und dem Sack um den Hals. Eine Verwirrung erfüllte ihn, und er errötete, vor ihr in der häßlichen Haltung des auf frischer Tat ertappten Diebes zu stehen. Für sie war er, was immer geschehen möge, fortan der Dieb, der Mann, der Türen erbricht und sich heimlich einschleicht.

Rasch entschlossen, leerte er seine Taschen und knüpfte seinen Sack ab.

Nun, wo er sich vor Nellys Blicken behaglicher fühlte, trat er einen Schritt auf sie zu mit der Absicht, sie anzusprechen. Sie aber fuhr zurück, sprang auf und flüchtete in den Salon. Bevor noch die Portiere sich hinter ihr geschlossen hatte, war er an ihrer Seite. Sie stand da, furchtsam zitternd, und ihre Augen betrachteten mit Entsetzen den verwüsteten Raum.

„Um drei Uhr nachmittag", sagte er, „wird alles wieder an Ort und Stelle sein."

Sie antwortete nicht.

„Nachmittag um drei Uhr ... ich verpflichte mich!" wiederholte er. „Nichts in der Welt wird mich hindern können, mein Versprechen zu halten."

Ein langes Schweigen lastete auf ihnen. Er wagte nicht es zu brechen, und die Erregung des jungen Mädchens schmerzte ihn aufrichtig. Sanft und wortlos entfernte er sich von ihr.

Dabei dachte er: Wenn sie nur fortginge ... Wenn sie nur fühlen wollte, daß sie frei ist ... Wenn sie nur keine Angst vor mir hätte!

Plötzlich fuhr sie zusammen.

„Horchen Sie ... Schritte!" stammelte sie. „Ich höre gehen."

Er sah Nelly erstaunt an. Sie schien erschüttert, wie vor einer herannahenden Gefahr.

„Ich höre nichts!" sagte er. „Und wenn auch" ...

„So fliehen Sie doch! ... Rasch, fliehen Sie ... Bleiben Sie nicht!"

Sie stürzte auf den Eingang der Galerie hin und lauschte. Niemand war da. Vielleicht kam das Geräusch von draußen? Sie wartete einen Augenblick. Dann, beruhigt, wandte sie sich um.

Arsène Lupin war verschwunden.

In dem Augenblick, wo Devanne von der Plünderung seines Schlosses erfuhr, sagte er sich: Belmont hat's getan, und Belmont ist niemand anders als Arsène Lupin. Sofort aber lachte er selbst über diesen Unsinn, daß Belmont nicht Belmont, der berühmte Marinemaler, sei. Und als der Gendarmeriewachtmeister als erster im Schlosse erschien, dachte Devanne gar nicht daran, ihm diese lächerliche Vermutung mitzuteilen.

Den ganzen Vormittag über glich Thibermeslin einem aufgestörten Ameisenhaufen. Die Gendarmen, der Dorfpolizist, der Polizeikommissar von Dieppe, Bewohner des Dorfes, alles drängte sich in den Gängen und der Umgebung des Schlosses. Der Aufmarsch und das Gewehrfeuer der manövrierenden Truppen gestalteten die Szene noch dramatischer.

Die ersten Nachforschungen ergaben keinerlei Anhaltspunkt. Da die Fenster nicht erbrochen, die Türen nicht gesprengt waren, mußte der Raub ohne Zweifel durch den geheimen Gang fortgeschleppt worden sein. Aber weder auf dem Teppich noch an den Mauern war irgendeine Spur zu bemerken.

Eine einzige unerwartete Entdeckung wurde gemacht, die so recht auf die phantastische Art Lupins hinwies. Die berühmte Chronik aus dem sechzehnten Jahrhundert hatte ihren alten Platz in der Bücherreihe wieder eingenommen, und neben ihr stand ein ähnliches Buch, das aus der Nationalbibliothek gestohlene Exemplar.

Um elf Uhr kamen die Offiziere an. Devanne empfing sie bei bester Laune, so ärgerlich für ihn auch der Verlust solcher Reichtümer war. Seine Freunde Androl und Miß Nelly kamen in den Salon.

Sobald die gegenseitigen Vorstellungen erfolgt waren, bemerkte man, daß ein Gast fehlte: Horace Belmont. Sollte er etwa nicht kommen?

Seine Abwesenheit hätte Devannes ersten Verdacht wieder aufleben lassen. Aber Schlag zwölf Uhr trat der Erwartete ein.

„Na, das ist recht! Da sind Sie ja!" rief ihm Devanne entgegen.

„Bin ich etwa nicht pünktlich?"

„Ja, aber Sie hätten das Recht gehabt, es nicht zu sein ... nach einer so bewegten Nacht! Sie wissen doch das Neuste?"

„Was?"

„Sie haben das Schloß ausgeraubt."

„Nicht möglich!"

„Wirklich und wahrhaftig! Vor allem aber bieten Sie Fräulein Underdown den Arm, und gehen wir zu Tisch"...

Überrascht durch die Verwirrung des jungen Mädchens, unterbrach er sich.

„Ach, jetzt fällt mir ein, Sie waren ja mit Arsène Lupin vor dessen Verhaftung auf demselben Schiff ... Die Ähnlichkeit überrascht Sie wohl, nicht wahr?"

Miß Nelly antwortete nicht. Vor ihr stand Belmont, sich verbeugend, und er führte sie zu Tisch, wo beide nebeneinander Platz nahmen.

Während der Mahlzeit unterhielt man sich nur von Arsène Lupin, den geraubten Möbeln, dem verborgenen Gang und Sherlock Holmes. Erst beim Nachtisch, als von anderen Gegenständen die Rede war, mischte sich Belmont ins Gespräch. Er war der Reihe nach lustig und ernst, geistreich und beredt. Und alles, was er vorbrachte, schien er nur in der Absicht zu sagen, das junge Mädchen zu interessieren. Sie aber war in Gedanken versunken und hörte nicht auf seine Worte.

Der Kaffee wurde auf der Terrasse serviert. Mitten auf der großen Wiese des davor liegenden Gartens spielte die Regimentsmusik.

Nelly dachte an Arsène Lupins Versprechen: „Um drei Uhr wird alles da sein!"

Die Schloßuhr zeigte bereits zwei Uhr vierzig Minuten. Unwillkürlich sah sie alle Augenblicke danach. Und ihr Blick wanderte auch zu Arsène Lupin, der ruhig in einem behaglichen Schaukelstuhle saß.

Zwei Uhr fünfzig ... zwei Uhr fünfundfünfzig. ... Eine Ungeduld, in die sich Bangigkeit mischte, bedrückte das junge Mädchen. Sollte es möglich sein, daß das Wunder geschah, daß es genau zur festgesetzten Minute erfolgte? War doch das Schloß, der Hof, die ganze Umgegend von Menschen erfüllt, und zwar um dieselbe Zeit, wo der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt im Wilhelmsturm den Tatbestand aufnahmen.

Arsène Lupin hat es aber mit solcher feierlichen Bestimmtheit versprochen. Was er sagt, geschieht! dachte Miß Nelly, beeinflußt durch die Sicherheit und Tatkraft, die diesen Menschen erfüllte. Fast erschien es ihr nicht mehr wie ein Wunder, sondern wie ein natürliches Ereignis, das notwendig eintreten müßte.

Eine Sekunde lang kreuzten sich ihre Blicke. Sie errötete und wandte den Kopf ab.

Drei Uhr. Der erste Schlag ertönte ... der zweite ... der dritte. Horace Belmont zog seine Uhr und hob die Augen zum Turme. Einige Sekunden verstrichen. Da trat die Menge der Gaffer auf der Wiese auseinander und ließ zwei Wagen passieren, die im Trabe durch das Gittertor fuhren. Es waren zwei Intendanturwagen, wie sie für den Transport des Offiziergepäcks und der Soldatentornister im Gebrauche sind. Sie blieben an der Freitreppe stehen. Ein Unteroffizier sprang vom Kutscherbock des ersten und fragte nach Herrn Devanne.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Ende des redaktionellen Teils.

Gegen

Gicht

Rheumatismus, Nierengries und verwandte Krankheiten hat sich seit Jahren das durch D. R. P. No. 124426 und viele Auslands-Patente geschützte

Urol

(chinas. Harnstoff)

bewährt. Urol wurde eingeführt von Herrn **Prof. v. Noorden.** Ferner haben viele Professoren und Aerzte Urol erprobt und

die glänzendsten Erfolge erzielt,

auch in den ältesten Fällen. Urol ist völlig unschädlich, sogar in den größten Dosen, ist angenehm zu nehmen und wird gut vertragen.

Eine Verbindung des Urol mit Colchicin kommt unter dem gesetzlich geschützten Namen **Urocol** (Urol-Colchicin-Tabletten, 0,5 gr Urol, 1 Milligramm Colchicin) in den Handel und wirkt in dieser Verbindung **bei akuten Gichtanfällen fast sofort schmerzlindernd.** —

Kein Gichtiker sollte versäumen, auch in den ältesten Fällen und da, wo bisher alles vergeblich war, einen Versuch mit Urol und Urocol zu machen. Wo nicht zu haben, **wende man sich direkt an uns,** und wir veranlassen die Zusendung. **Man verlange ausführl. Broschüre gratis u. frko.** von **Dr. Schütz & Co., Bonn S O 1.**

Preise: 1 Carton Urol in Pulver 50 gr M. 12.50 für eine Kur von ca. 3 Wochen reichend. 1 Carton Urol 50 Tabletten à ½ gr M. 7.50. 1 Carton Urocol 50 Tabletten M. 9.50.

Ärztliche Urteile über Urol und Urocol.

B., den 16. März 1903.
Sehr geehrte Herren!
Mit den angestellten Versuchen **mit Urol bin ich sehr zufrieden,** besonders in einem meiner klinischen Fälle, der auf Harnsäure genauer untersucht und kontrolliert wurde. Ich glaube, daß Ihnen dies angenehm ist zu wissen; **denn es empfiehlt das Mittel sich** unter uns Ärzten immer weiter **auch ohne die** besonders bei uns sehr in Mißkredit gekommene **Reklame.** Prof. J. v. E.

B., den 8. August 1903.
Sehr geehrte Herren!
Das von Ihnen **bezogene Urol** habe ich in meiner Privat-Praxis in fünf Fällen älterer und recenterer Arthritis chronica in Anwendung gebracht und **war mit dem Erfolge ausnehmend** zufrieden. Mit vorzüglicher Hochachtung!
Univ.-Prof. Dr. J. v. E.

D., den 4. November 1902.
Veranlaßt durch den Artikel des Dr. J. Frieser in der Allg. Med. Zentral-Zeitung habe ich **eine Probe** bei einem Patienten **mit Urol gemacht, die so gut ausgefallen ist,** daß ich Sie ersuche usw. Dr. med. F.

D., den 4. Februar 1902.
Das Urol hat einen ganz **vorzüglichen Erfolg gehabt** ich bitte Sie deshalb, mir noch ein größeres Quantum zukommen lassen zu wollen. Dr. med. D.

B., den 20. September 1902.
Urol wirkt gut, auch auf die Diurse, man fühlt sich wesentlich leichter. Dr. B.

D., den 12. Januar 1903.
Da ich fortgesetzt mit dem Erfolg des Urol zufrieden bin, ersuche ich Sie usw. Dr. med. F.

N., den 16. Januar 1905.
Sie haben mich schon einmal **mit Urol versorgt,** als ich einen Mann mit Fußgicht zu behandeln hatte und **(wo alle anderen Mittel nichts halfen)** auf **„Urol" wurde es in 14 Tagen besser.** Nun habe ich wieder eine Patientin, welche ebenfalls an chronischer Fuß- und Armgicht leidet und bitte ich Sie daher . . . .
Dr. L., prakt. Arzt.

Ch., den 4. März 1905.
Vor einiger Zeit sandten Sie mir eine **Probe Urol.** Ich habe dieselbe bei einem alten Gichtiker, der zur Zeit wieder einen akuten Anfall bekommen hatte, angewandt. **Der Erfolg war ein eklatanter. Nach 6 Stunden** bereits hörten die subjektiven Beschwerden auf, **nach 24 Stunden war die Schwellung des Beins,** die den Umfang desselben um das Doppelte vergrößerte, geschwunden. **Die vollständige Heilung trat in kurzer Zeit ein.** Durch diesen Erfolg mit Urol ermutigt, möchte ich . . . .
F., prakt. Arzt.

F., den 5. September 1902.
Bitte mir **100 Gr. Urol,** mit dessen Erfolg ich ziemlich zufrieden, zu senden usw. Dr. Z.

D., den 17. November 1902.
Fortgesetzt mit der Wirkung von Urol zufrieden, ersuche Sie mir zu senden usw. Dr. F.

N., den 16. März 1907.
Ich habe Urol bei einer 60jährigen Frau mit schon jahrelangen Schmerzen an beiden Händen und Füßen probiert, indem ich 4 Gr. Urol **früh** nüchtern und **4 Gr.** abends geben ließ, kann jetzt, nachdem die beiden Gläschen in 2 ½ Tagen alle geworden, doch aber schon eine **merkliche Besserung** konstatieren, möchte gern die begonnene Kur fortsetzen. Dr. K.

D., den 26. März 1906.
Seinerzeit hatte ich das von Ihnen hergestellte Urol erprobt und für außerordentlich heilsam befunden und bitte mir wieder zu senden usw. Dr. C.

W., den 23. August 1904.
Der Gebrauch der mir gütigst übersandten Urocol-Tabletten ist von guter Wirkung gewesen, ich ersuche Sie deshalb ganz ergebenst . . . . Dr. St., Sanitätsrat.

L., den 27. Juli 1904.
Bin mit Urocol-Tabletten sehr **zufrieden** und bitte . . . .
Dr. R., Sanitätsrat.

B. (Harz), den 16. März 1905.
Ich habe in zwei Fällen akuter Gicht **an meinem eigenem Körper sehr gute Resultate** mit Ihrem Urocol erzielt und möchte Sie bitten . . . . Dr. D.

P., den 10. Mai 1907.
Seit längerer Zeit verordne ich bei meinen Patienten und mir selbst Ihr Urocol und meistens mit gutem Erfolg. Dr. H.

E., den 4. März 1908.
Urocol scheint wirksam zu sein. Dr. v. K.

D., den 23. März 1908.
Bei akutem Gichtanfall habe ich mit Urocol gute Erfahrung gemacht. Dr. B.

B. (Spreewald), den 23. März 1908.
Ich erhielt gelegentlich einige Ihrer Urocol-Tabletten und habe davon sehr günstige Erfolge gesehen. Dr. K., prakt. Arzt.

E., den 10. April 1908.
Das Urocol ist ein brauchbares **wirksames** Mittel. Sehr zufrieden. Dr. v. K.

N. (Bayern), den 29. Mai 1908.
Habe die Ehre Ihnen mitzuteilen, daß ich mit Urocol-Tabletten wieder schnell und vollständig einen Gichtanfall vertreiben konnte. Es war ein Wachtmeister, welcher schon vor 5 Jahren durch dasselbe Mittel von einem viel heftigeren Anfall befreit wurde.
Dr. L., prakt. Arzt.

Einige private Anerkennungen

aus der großen Zahl, welche vorliegen.

H., den 13. April 1902.
Um bei dem eingetretenen **guten Erfolge** mit Ihrem Gichtmittel **Urol** über dessen Anwendung in Zukunft orientiert zu sein, bitte ich Sie um geneigte Zusendung der bezüglichen Drucksache.
Graf E. von u. zur R.

C. b. Brüssow, den 4. November 1902.
Vor einigen Monaten erhielt ich durch Herrn **Dr. Blank** in B. zwei Karton **Urol. Einen Karton habe ich gegen Fußgicht gebraucht. Seitdem** fühle ich **kein Unbehagen noch Schmerzen in den Zehgelenken.** Den anderen **Karton** erhielt eine **Frau,** die in allen Gliedern mit Gichtschmerzen geplagt wurde; **auch diese Frau fühlt sich nach Urol wohler** und wünscht einen zweiten Karton.
H. L., Administrator.

B. (Baden), den 20. April 1903.
Da die mir am 30. Dezember vor. Jahres gesandten 6 Glasröhren **Urol à 2,50** und 4 Glasröhren Urol-Pastillen à 1,50 **sehr gute Dienste geleistet haben,** so möchten wir Sie bitten, mir das gleiche Quantum in Bälde per Nachnahme senden zu wollen.
Fr. W. J., Brauereibesitzer.

Seit 16 Jahren wird

Grosse Tube Mk. 1.00 = Kr. 1.50 ö. W.

PEBECO ZAHNPASTA

Etikette gesetzlich geschützt — BEIERSDORF

von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen.

(445)

P. Beiersdorf & Co., Hamburg, LONDON E. C., 7 and 8 Idol Lane.
Vertreter für U. S. A.: LEHN & FINK, New-York.

---

14 Tage zur Probe!
erhalten Sie meine nur aus Eisenstahlblech konstruierte Schnelldampf-Waschmaschine **„Majutor" mit unzerbrechlicher Emailletrommel,** die **allerneueste Erfindung.** „Majutor" wird auf jeden Küchenherd gestellt, kocht und wäscht zu **gleicher Zeit** und erspart 75% an Feuerungs- und Waschmaterial. Prospekt Nr. 80 kostenlos. **Teilzahlungen.** Vertreter gesucht.
Früher. — Jetzt. — Majutor
W. Majut, Berlin, Markgrafenstrasse 15.

J. Simon PARIS
Crème Simon
UNÜBERTROFFEN FÜR DEN TEINT & DIE TOILETTE
(918)

Hassia
Hassia Stiefel
Ueberall bevorzugt
weil in Eleganz, Passform und Qualität unerreicht.
Schuhfabrik HASSIA Offenbach am Main.
(4178)
Niederlagen durch Plakate kenntlich, event. von der Fabrik zu erfahren. Illustrierter Katalog No. 51 gratis.

JAVOL
Das Beste für die Haare
BHD
(2842)

Bar Geld verleiht an Jedermann zu kulanten Bedingungen anerkannt reell, diskret und schnell. Ratenrückzahlung, Provision v. Darlehn. Glänzende Dankschreiben. (358)
C. Gründler, Berlin W. 448, Friedrichstr. 196.

Glas-Stereoskope u. Laternbilder neueste Aufnahmen, Spanien, Mittelm[illegible]r, Orient. **Alois Beer, K. u. K. Hof-Photograph in Klagenfurt.** Katalog gratis [illegible]

Elektrische Lichtanlage Betriebsfertig
Akkumulatoren für elektrische Kleinbeleuchtung. **Kleine Zellen 1.40 M.** 200 verschiedene Grössen. Jährl. Produktion über 100000. Illustr. Listen franko.
Alfred Luscher, Dresden 22/124.
(456)

WINTERSPORT

„Kufstein als hervorragender Wintersportplatz“ betitelt sich eine von der Wintersport-Vereinigung Kufstein (Mitglied des Österreichischen Ski-Verbandes) herausgegebene Broschüre, die von genannter Vereinigung kostenlos erhältlich ist.

Im ganzen bayerischen Hochland bietet sich nunmehr reichlich Gelegenheit zur Ausübung des gesunden, nervenstärkenden Wintersports. Allseits ist man bemüht, den Gästen den Aufenthalt daselbst möglichst angenehm zu machen. In den Hotels ist für gute Unterkunft und Verpflegung bestens Sorge getragen. Jetzt und im Monat Februar finden festliche Veranstaltungen in großer Zahl statt. Preisrodeln, Preis-Eisschießen, Ski- und Rodelrennen, Eisfeste sowie Schlittenfahrten werden nahezu an allen Wintersportplätzen veranstaltet. In der Nähe von Bad Reichenhall, Ober-Ammergau und Kohlgrub finden die interessanten Wildfütterungen statt, die jedem Tierfreund in angenehmer Erinnerung bleiben dürften.

Hochsaison in Engelberg. Engelberg hat am Anfang seiner Entwicklung als Wintersportplatz eine schnurgerade Richtung eingeschlagen und von vornherein sein Augenmerk darauf gerichtet, eine Station allerersten Ranges zu werden. Man verband eine — wenn der Ausdruck erlaubt ist — eigentliche Sporthochschule mit dem Komfort und der Gemütlichkeit eines vornehmen Winterhauses. Die Einrichtung ist allen Wünschen gemäß geglückt und dank aller günstigen Voraussetzungen der Terrains, des Klimas und der Verkehrsmöglichkeiten florieren nun Wintersport und Winterleben aufs denkbar beste. Die vornehme Wintersportwelt legt einen besonderen Nachdruck auf den Sport im „Eisrink“, und gerade diese Art des Wintersportes ist in Engelberg zu einer seltenen Vollkommenheit ausgestaltet worden. Der Eislauf ist in Engelberg zur eigentlichen Sportkultur geworden. Ein schlagender Beweis hierfür ist der, daß Weltmeister in allen Arten des Eissportes die Engelbergerbahn besuchen und ihre ebenso kühnen wie sportlich schönen Leistungen im Angesichte der internationalen Sportwelt zeigen. Mr. und Mrs. Syers, die Weltberühmtheiten im Paarlaufen, Mrs. Smith, die Inhaberin des Damen-Schlittschuh-Welt-Championats, laufen täglich auf der Engelberger Eisbahn. Mr. Ernest Law, der in der Wintersportwelt berühmte Autor des prächtigen Werkes „Valsing on the ice“ bringt seine Theorien in den Engelberger Eisrinks zur praktischen Ausführung und erntet Beifall über Beifall, wenn er und seine Dame im graziösen, leichten Walzerschritt die spiegelglatte Fläche messen. Nicht vergessen dürfen wir den Wiener Weltmeister im Figurenlauf, Herrn Hügel, dessen Produktionen wirkliche Sportschöpfungen sind und der den Eislauf zur eigentlichen Kunst erhebt. Man möchte fast sagen, die Olympischen Spiele hätten sich ins Winterland geflüchtet und leben nun in Engelberg ihr gesund fröhliches Dasein. Neben dem mit so viel Sportverständnis und Intensität gepflegten Eislauf stehen Bobsleighing und, auf dem schönen und sachgemäß gebauten Engelberger Run, der Rodelsport in höchster Blüte. Auch der Skisport hat an Ausdehnung gewonnen und gerade die vornehme, internationale Welt ist es, die sich an dem gegenwärtig stattfindenden Engelberger Skikurs beteiligt. Hand

in Hand mit dem Sport geht in Engelberg das gesellschaftliche Leben mit seinen mannigfachen Vergnügungen und Anregungen. Theater, Konzerte, Bälle, Kotillons folgen einander und machen die Räume des Cattanischen Winterhauses allabendlich belebt. Prächtige Eisnachtfeste brillieren geradezu in dem einsamen Hochtal. Daß Engelberg zum Stelldichein der vornehmen Wintersportwelt geworden ist, das zeigt in den leuchtendsten Farben die gegenwärtige Hochsaison des Wintersportes.

Allgemeine Notizen.

Ferd. Adolf Lange und die Glashütter Uhrenindustrie. Vor mehr als 60 Jahren war Glashütte einer der ärmlichsten Orte des Erzgebirges. Wie ist das so ganz anders geworden! Der Name Glashütte ist jetzt weltbekannt; nicht nur in Sachsen und ganz Deutschland, sondern auch über die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle hinaus, und jenseits des Weltmeeres, nennt man den Namen des kleinen erzgebirgischen Städtchens. Ein einziger Mann hat den Anlaß zu diesem gewaltigen Umschwung gegeben, hat Glashütte zu dem gemacht, was es heute ist: Ferdinand Adolf Lange, durch die Einführung der Uhrenindustrie. Die Langesche Fabrik, die ursprünglich A. Lange & Cie., seit 1868 aber A. Lange & Söhne firmiert, ist ständig gewachsen. Sie beschäftigt gegenwärtig etwa 100 Arbeiter in der Fabrik und mehr als das Doppelte außerhalb derselben. Die kleineren Uhrenfabriken in Glashütte können als Tochteranstalten der Langeschen bezeichnet werden. So ist Glashütte ein vielseitig gewerbtätiger, wohlhabender Ort geworden, und die Industrie hat dort einen erfreulichen Wohlstand geschaffen, der weit absticht von den einstigen ärmlichen Verhältnissen, wie sie vor etwa 60 Jahren herrschten. Die Hauptindustrie aber ist auch heute noch die Uhrenfabrikation, und die Glashütter Uhr, die Lange-Watch, deren Vorzüge durch 37 erste Auszeichnungen anerkannt worden ist, erfreut sich eines wohlberechtigten Weltrufes, wie etwa das Meißner Porzellan. Wenn daher in Glashütte Adolf Lange ein Denkmal errichtet worden ist, so darf man wohl sagen: selten ist ein Denkmal mehr verdient und besser an seinem Platze gewesen. — Die Firma A. Lange & Söhne, deutsche Uhrenfabrikation Glashütte, hat jetzt eine Gedenkschrift zur Erinnerung an die Begründung und weiteren Entwicklung der Glashütter Uhrenindustrie herausgegeben. Um dem Publikum ein anschauliches Bild der Glashütter Uhrenfabrikation zu geben, hat sich die Firma A. Lange & Söhne entschlossen, der Gedenkschrift einen Rundgang durch ihr Etablissement anzufügen. Die eingestreuten Photographien sind nach der Natur aufgenommen und ist daraus zu ersehen, daß die Fabrikation der Original-Glashütter-Lange-Uhren von Grund auf dortselbst vorgenommen wird. Auf Verlangen steht die Gedenkschrift Interessenten gern gratis und franko zur Verfügung.

Ein neues Studienheim für junge Mädchen eröffnet zu Ostern Fräulein Marie Held in Dresden-A. 1, „Haus Held", Villa Ammonstraße 9. Fräulein Held ist bei den besten Kreisen des In- und Auslandes sehr gut angeschrieben und verfügt über ausgezeichnete Empfehlungen. In dem neuen Studienheim finden zehn bis zwölf junge Mädchen liebevolle Aufnahme, ein auf christlicher Grundlage aufgebautes Familienleben und Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher, sprachlicher, technischer und gesellschaftlicher Ausbildung. Es werden auch solche junge Mädchen aufgenommen, die sich ausschließlich einem Fachstudium widmen wollen. Alles nähere ist in einem kostenlos erhältlichen Prospekt niedergelegt, den Fräulein Marie Held auf Wunsch gern übersendet.

Anzeigen

finden durch die seit 1843 jeden Donnerstag in Leipzig erscheinende „Illustrirte Zeitung“ die weiteste und wirksamste Verbreitung. Die Insertionsgebühr beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 Mark 50 Pf. Die Inserate werden in der Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache gesetzt, sofern nicht bei der Bestellung ausdrücklich eine andere Schreibweise verlangt wird. Einsendung bis spätestens zehn Tage vor dem Erscheinen erforderlich. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmter Stelle wird keine Garantie übernommen. Insertionsbedingungen und Probenummer auf Wunsch.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig.
(J. J. Weber.)

Wir bitten

von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gefälligst recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Will, für den Inseratenteil Ernst Riedel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Alleiniger Annoncen-Vertreter für Großbritannien und Irland: J. E. Browne Ltd. Advertising Offices, 163 Queen Victoria Street, London E. C.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3422. Hundertzweiunddreißigster Band. 28. Januar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

A. A.

Tafel II.

Europäiſche Regententafel 1909.

Oldenburg.

Großherzog Auguſt, geb. 16. November 1852; Regierungsantritt 13. Juni 1900; (2) vermählt 24. Oktober 1896 mit Eliſabeth, Herzogin zu Mecklenburg, geb. 10. Auguſt 1869.

Öſterreich-Ungarn.

Kaiſer und König Franz Joſeph I., geb. 18. Auguſt 1830; Regierungsantritt 2. Dezember 1848; Witwer ſeit 10. September 1898 von Eliſabeth, Herzogin in Bayern.

Portugal.

König Emmanuel II., geb. 15. November 1889; Regierungsantritt 1. Februar 1908.

Reuß J. L. (Gera).

Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858; dauernd mit der Vertretung in der Regierung des Fürſtentums beauftragt (ſeit 1902), Regent des Fürſtentums Reuß Ä. L.; vermählt 11. November 1884 mit Eliſe, Prinzeſſin zu Hohenlohe-Langenburg, geb. 4. September 1864.

Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839; zum erblichen Fürſten von Rumänien gewählt 20./8. April 1866, König ſeit 20./14. März 1881; vermählt 15./3. November 1869 mit Eliſabeth, Prinzeſſin zu Wied, geb. 29. Dezember 1843.

Rußland.

Kaiſer Nikolaus II., geb. 18./6. Mai 1868; Regierungsantritt 1. November/20. Oktober 1894; vermählt 26./14. November 1894 mit Alexandra Feodorowna, vorm. Alix, Prinzeſſin von Heſſen und bei Rhein, geb. 6. Juni/25. Mai 1872.

Sachſen.

König Friedrich Auguſt III., geb. 25. Mai 1865; Regierungsantritt 15. Oktober 1904; geſchieden 11. Februar 1903 von Luiſe, Erzherzogin von Öſterreich-Toskana.

Sachſen-Altenburg.

Herzog Ernſt II., geb. 31. Auguſt 1871; Regierungsantritt 7. Februar 1908; vermählt 17. Februar 1898 mit Adelheid, Prinzeſſin zu Schaumburg-Lippe, geb. 22. September 1875.

Sachſen-Koburg und Gotha.

Herzog Karl Eduard, geb. 19. Juli 1884; folgte ſeinem Oheim Herzog Alfred unter Vormundſchaft 30. Juli 1900, Regierungsantritt 19. Juli 1905; vermählt 11. Oktober 1905 mit Viktoria Adelheid, Prinzeſſin zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 31. Dezember 1885.

Sachſen-Meiningen und Hildburghauſen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826; Regierungsantritt 20. September 1866; (3) in morganatiſcher Ehe vermählt 18. März 1873 mit Helene, Freifrau von Heldburg, geb. Franz.

Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Großherzog Wilhelm Ernſt, geb. 10. Juni 1876; Regierungsantritt 5. Januar 1901; Witwer ſeit 17. Januar 1905 von Karoline, Prinzeſſin Reuß Ä. L.

Schaumburg-Lippe.

Fürſt Georg, geb. 10. Oktober 1846; Regierungsantritt 8. Mai 1893; vermählt 16. April 1882 mit Marie Anna, Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg, geb. 14. März 1864.

Schwarzburg-Rudolſtadt.

Fürſt Günther, geb. 21. Auguſt 1852; Regierungsantritt 19. Januar 1890; vermählt 9. Dezember 1891 mit Anna Luiſe, Prinzeſſin von Schönburg-Waldenburg, geb. 19. Februar 1871.

Schwarzburg-Sondershauſen.

Fürſt Karl Günther, geb. 7. Auguſt 1830; Regierungsantritt 17. Juli 1880; vermählt 12. Juni 1869 mit Marie, Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg, geb. 28. Juni 1845.

Schweden.

König Guſtav V., geb. 16. Juni 1858; Regierungsantritt 8. Dezember 1907; vermählt 20. September 1881 mit Viktoria, Prinzeſſin von Baden, geb. 7. Auguſt 1862.

Serbien.

König Peter I., geb. 11. Juli/29. Juni 1844; zum König gewählt 15./2. Juni 1903; Witwer ſeit 16./4. März 1890 von Zorka, Prinzeſſin von Montenegro.

Spanien.

König Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886; an demſelben Tage zum König unter Regentſchaft ſeiner Mutter, der Königinwitwe Maria Chriſtine, Erzherzogin von Öſterreich, proklamiert, übernahm er die Regierung 17. Mai 1902; vermählt 31. Mai 1906 mit Viktoria Eugenia, Prinzeſſin von Battenberg, geb. 24. Oktober 1887.

Türkei.

Großſultan Abd ul Hamid II., geb. 22. September 1842; Regierungsantritt 31. Auguſt 1876.

Waldeck.

Fürſt Friedrich, geb. 20. Januar 1865; Regierungsantritt 12. Mai 1893; vermählt 9. Auguſt 1895 mit Bathildis, Prinzeſſin zu Schaumburg-Lippe, geb. 21. Mai 1873.

Württemberg.

König Wilhelm II., geb. 25. Februar 1848; Regierungsantritt 6. Oktober 1891; (2) vermählt 8. April 1886 mit Charlotte, Prinzeſſin zu Schaumburg-Lippe, geb. 10. Oktober 1864.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Nr. 3422. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8. M, frei ins Haus 8. M 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8. M 12 ₰, Deutsche Schutzgebiete 8. M, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 9 K 94 h, Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9. M, Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28. M portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 M. 28. Januar 1909.

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst

von **Marseille** über **Neapel** nach **Alexandrien** mittels erstklassiger Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst

von **Barcelona - Marseille - Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** und **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. über Trapezunt, Samsun u. event. Ineboli). Abfahrten alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechselnd von Marseille und Genua via Neapel mittels erstklassiger Salondampfer.

Reichspostdampfer-Dienst

(ostasiatische und australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) und weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York

von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3 mal monatlich mit erstkl. Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwisch. Hamburg-Altona — **Bremen** — **Genua** u. umgekehrt der **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen (263)

sowie dessen sämtliche Agenturen.

MONTE-CARLO GRAND HOTEL

Haus allerersten Ranges nahe Casino. (365)

Herrlicher Meeresblick. 300 Betten. 50 Appartements mit Bad. Vorteilhafte Arrangements. Weltbekanntes Restaurant. Wintergarten. Orchester. Eisenbahnbureau. Garage. **Direktion PATTARD.**

San.-Rat Dr. med. P. Köhler. **Sanatorium Bad Elster.** Illustrierte Prospekte auf Wunsch

Für Innere — Nervenleiden Bewegungsstörungen Frauenleiden. (437)

Hervorragend durch Lage, Komfort u. Heilmittel (auch die Kurmittel des Bades). 3 Ärzte. Diätkuren (Mast- u. Entfettungskuren). Für Kinder bes. Abteil. (Innere u. orthopäd.)

Waldsanatorium Bad Grüna i. Sa.

im Erzgebirge, 400 m ü. M., 12 km v. Chemnitz. Für Erholungsbedürftige; Nerven-, Magen-, Darm-, Herz-, Stoffwechsel- und Frauenleiden. Kur und Pension 7—10 Mark pro Tag. Prospekt frei! Dr. Dahms, dirig. Arzt.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda, (Sachsen.) Sommer- u. Winter-Curen.

Sanatorium Elsterberg

für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (448)

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch **Dr. Tecklenburg.**

Thüringer Waldsanatorium

Winterkuren — Sommerkuren

Schwarzeck b. Blankenburg i. Schwarzatale.

Hausarzt: **Dr. Goetz.** Ärzte und Besitzer: **Dr. Wiedeburg u. Dr. Schulze.** Neuzeitliche Wohn- und Kureinrichtungen. Auch gesunde Kurgäste zur Abhärtung, Erholung etc. stets anwesend. Ausgeschlossen: Geisteskranke, Tuberkulöse, Schwerkranke. Bildergeschm. Leitsätze u. Beding. umsonst. (406)

Neurasthenie

(Nervenschwäche) deren Ursachen, Wesen und Heilung. Preisgekröntes, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitetes Werk (350 Seit., viele Abbild.). Wirklich brauchbarer Ratgeber und sicherer Wegweiser zur Heilung. Für Mk. 1.60 in Briefmarken zu beziehen von dem **Nervensanatorium „Silvana", Genf 54 (Schweiz).** Letzteres ist d. ganze Jahr geöffnet, **ausschliesslich** für männliche Patienten. Erfolgreichste Heilmethoden, einzig in ihrer Art und Wirkung. Klima für Neurastheniker besonders günstig.

Beinkranke verlangt Broschüre

Wie heile ich mein Bein selbst?

von **Dr. Strahls Ambulatorium f. Beinkranke Hamburg, Besenbinderhof J. 107.**

gratis. Operationslos. Behandlg. v. Krampfadern, Aderknot. steif. Gelenken, Wunden, Fisteln, Beingeschwüren, nass. u. trockn. Flechten, Salzfluss, Elefantiasis u. anderen Beinleiden.

Filialinstitute: Berlin, Friedrichstr. 106a. Dresden, Christianstr. 37. München, Cöln, Essen, Brüssel usw.

Stottern heilt unter Garantie **K. Buchholz, Hannover J, Lavesstr. 54. 2. Anst. Kirchrode-H.**

Stottern heilt mittelst Hypnose unter Garantie **Robert E[illegible]** [illegible]

Riviera Saison 1909

Monaco — Monte Carlo
Nizza — Mentone — Cannes — San Remo

Bester Winteraufenthalt der Welt. Wundervolles mildes Klima. Glänzendste Kurgesellschaft.

Februar-Programm der

weltberühmten Oper in Monte Carlo

unter dem Protektorat des Fürsten von Monaco.

Direktion: Raoul Gunsbourg.

Datum	Oper	Datum	Oper	Datum	Oper
2. Februar:	Rheingold	9., 11., 14. Februar:	Christoph Columbus	20. Februar:	Naristhé — Le Cobzar — Le Vieil Aigle
4. „	Die Walküre	13. „	Hélène — Le Vieil Aigle	25., 28. „	Carmen
6. „	Siegfried	16. „	Naristhé — Le Cobzar	27. „	Der Barbier von Sevilla
7. „	Götterdämmerung	18., 21., 23. „	Rigoletto		

Mitwirkende Künstler: (439)

Felia Litvinne, Lucienne Bréval, Yvonne Dubel, Delmas (Grand Opéra, Paris), Marguerite Carré, Chenal, Bouvet (Opéra Comique, Paris), Van Dyck (Hof-Oper, Wien), Frieda Hempel (Kgl. Oper, Berlin), Bessie Abott, Rousselière (Metropolitan, New York), Akté (Stockholm), Carelli (Scala, Mailand), Anselmi (Buenos Aires), Smirnoff, Altchewsky (Kaiserl. Oper, Moskau), De Tura (Rom), Swolfs (Brüssel), Tita Ruffo (Madrid) und Chaliapine (Oper St. Petersburg).

Ausführl. Auskunft u. Prospekte über den Spielplan der Oper, Saison 1909, u. die sportlichen Veranstaltungen kostenlos durch das

Auskunftsbureau für die Riviera, Berlin, Unter den Linden 69.

Hotel Imperial Cairo

(Boulevard Soliman Pacha 3)

Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und besten Betten Ägyptens, in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P.T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

Montreux, Hotel Eden

(Genfer See.) Modernst. deutsches Fam.-Hotel in allerbester ruhigster Lage am See, neben dem Kursaal. Garten. Māss. Preise. (62) Besitzer **Fallegger-Wyrsch.**

Blankenburg (Harz)

Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. Müller u. San.-Rat Dr. **Rehm.** Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte.

Kufstein, Hotel Gisela

vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Sanat. „VILLA MARGARETA" in **NESSE** bei Bremerhaven

für **ALKOHOLKRANKE**

Morphinisten, Nervöse und Erholungsbedürftige, staatl. konz. Prosp. d. d. Direktion

---

Potsdam.

Sommerresidenz Sr. Maj. des Kaisers. Herrlichste Umgebung, besonders reizvoll durch die waldumrandeten großen Havelseen. Allbekannt durch seine historischen Bauten und Sehenswürdigkeiten. Berlin im Vorortverkehr in 30 Minuten erreichbar! Anmutige, gesunde Lage. Vorzügl. Schulen. **Kgl. Handels-, Gewerbe- u. Haushalt-Schule f. Mädchen.** Schöne Villenviertel. Mäßige Steuern und Mieten. Aller Komfort der Neuzeit. Auskunft erteilt der **Verkehrs-Verein** und der **Magistrat.**

Jedermann Skiläufer! Ratgeber für Anfänger. Hrsg. v. **Leipzig. Skiklub** u. **Dr. med. E. Jaeger.** 80 S. m. 47 Abbild. nur M. 1.— u. Porto. Praktisch! Reichhaltig! Mit ausführl. Skitouren in dtsch. Gebirgen. **Alfred Hahns Verlag, Leipzig, Johannisg. 3.**

In den Apotheken.

Gegen Husten und Heiserkeit — Engelhard's Isländisch Moos-Pasta — 80 Pfge.

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affectionen u. chronischen Brustleiden.

Fabrik: Frankfurt a/M.

Bestandteile: 50% Gummi, 40% Zucker, 10% **Isländ. Moos;** d.h. das Decoct aus demselben. (431)

Herz-Stiefel mit dem Herz auf der Sohle (142)

Kurort Meran
Hotel „Frau Emma"

Modernster Neubau in prachtvoller Lage, freistehend, im eigenen Garten, in der Nähe des Bahnhofes, Kurmittelhauses, Theaters, der Promenaden; 140 Zimmer, Appartements mit Bädern, Toiletten, vornehme gemütliche Hall und Gesellschaftsräume, Lift, Dampfheizung, Staubsauganlage. Vorzügliches Restaurant, einfache Touristenzimmer. Mässige Preise, Pension nach Vereinbarung.

Geschwister Hellenstainer, im Sommer Dolomitenhotel „Wildsee-Prags".

MERAN PARKHOTEL. Modernes :: Familienhaus. Obermais. Freie Lage. Grosser Park. Prospekte gratis. (488) Bes. **H. Panzer,** im Sommer San Martino di Castrozza.

NIZZA
Hôtel de Suède

I. Rg. Zentralste, ruhige Südlage mit Garten. Berühmte Küche. Wasserheizg. Appts. mit Priv.-Bad. Allerneueste sanitäre Einrichtung. Sehr mässige Preise. Besitzer: **Morlock & Schnetzer.** (329)

NIZZA
RHEINISCHER HOF

(Hôtel du Rhin)

I. Ranges — 150 Betten.

Nizza Palace Hotel Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. — Mässige Preise. **W. Meyer.**

PARIS
Hotel :: Louvois

Square Louvois (nahe der Oper)

Eröffnet im November 1908.

Eins der modernsten und komfortabelsten Hotels von Paris.

A. Stofer, Besitzer.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3422. 132. Bd. Leipzig, 28. Januar 1909.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Nach dem im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig befindlichen Abguß des beim Abbruch des alten Gewandhauses zerstörten Medaillons von L. Knaus.

Zum hundertjährigen Geburtstage des Komponisten.

Arbeitskammern.

Von Privatdozent Dr. **Waldemar Zimmermann**, Berlin.

Was sind Arbeitskammern? In der deutschen Sozialpolitik versteht man darunter gesetzlich geordnete Körperschaften zur Vertretung der sozialen Arbeiterinteressen, und zwar denkt man bei Arbeitskammern an eine zu gleichen Teilen aus Arbeitgebern und Arbeitervertretern zusammengesetzte Körperschaft, die die Arbeiterinteressenfragen nicht bloß einseitig vom Standpunkte der Arbeiter, sondern auch gleichzeitig von dem des Arbeitgebers aus sachkundig erörtern, in gemeinsamer Aussprache zwischen den Vertretern beider Lager klären und danach Gutachten sowie Forderungen in sozialpolitischen Angelegenheiten aufstellen soll. Das Arbeitsverhältnis als ein durchaus wechselseitiges Verhältnis zwischen zwei unmittelbar aufeinander angewiesenen Personengruppen: das ist die Auffassung, an die der Begriff „Arbeitskammer“ anknüpft.

Im Gegensatz dazu steht der Begriff der „Arbeiterkammer“, die nach der Meinung ihrer Verfechter sich ausschließlich aus Vertretern der Arbeiterschaft zusammensetzen und nur deren Standpunkt in allen sozialen Fragen zum Ausdruck bringen soll, ähnlich wie es die Handelskammern, die Handwerks- und die Landwirtschaftskammern in den wirtschaftspolitischen Fragen und darüber hinaus einseitig zugunsten der Unternehmer, der Kaufleute und Industriellen, der Handwerksmeister und der Gutsbesitzer tun. Die Verfechter der Arbeiterkammern fassen großenteils das Arbeitsverhältnis, dessen Verbesserung und Förderung die Arbeits- wie die Arbeiterkammern praktisch dienen sollen, als ein überwiegend gegensätzliches Kampfverhältnis zwischen Kapital und Arbeit auf, das so wenig Berührungspunkte für eine gemeinschaftliche Verständigung, so wenig Interessenharmonie aufweise, daß eine gemischte Arbeitskammer nimmermehr den geeigneten Boden für eine klare Interessenvertretung der Arbeiter abgeben könne.

Diese beiden Begriffe „Arbeitskammer“ und „Arbeiterkammer“ sind, zumal in den letzten Jahren, zu Panieren entgegengesetzter sozialpolitischer Strömungen von erheblicher öffentlicher Macht geworden, die das Problem der Arbeiterinteressenvertretung immer hin und her drehen und seine befriedigende Lösung verhindern. So ist es, wenigstens zum Teil, zu erklären, daß das Problem der Arbeitskammern eine Aufgabe darstellt, die zu den ältesten Kapiteln der deutschen Sozialpolitik gehört, die immer wieder in der Literatur und im Parlament auftaucht, ohne ihrer Erfüllung näher zu kommen. Zum größern Teil aber ist wohl die Bedenklichkeit der verbündeten Regierungen daran schuld, die trotz achtzehnjähriger Versprechungen erst im Jahre 1908 zu einem Entschluß sich aufschwangen und dem Reichstag einen oder vielmehr zwei Gesetzentwürfe über die Arbeitskammern zur Beratung vorlegten.

Im Jahre 1871 bereits hatte der angesehene Professor der Staatswissenschaften Schönberg in einer Rede über die Notwendigkeit von „Arbeitsämtern“ den Grundgedanken der Arbeitskammern in aller Deutlichkeit entwickelt und ihr Aufgabenfeld greifbar abgesteckt. Zu einer neuen sozialen Organisation der Volkswirtschaft sollten sie gewissermaßen den Anstoß geben. Schönbergs Gedanke war bald darauf, schon im Jahre 1876, von der Zentrumspartei durch den Abgeordneten Dr. Moufang parlamentarisch vertreten worden. Im folgenden Jahre hatten die Wortführer der jungen Sozialdemokratie, Bebel und der erfahrene Gewerkschaftsführer Fritzsche, im Reichstag sogar einen förmlichen Antrag eingebracht, es sollten bezirksweise Arbeitskammern errichtet werden, in denen Arbeitgeber und Arbeiter zur Wahrung der Gewerbs- und Arbeitsinteressen gleichmäßig vertreten seien. Und alle weiteren drei bis vier Jahre hatte immer wieder ein sozialdemokratischer oder ein Zentrumsantrag das Interesse des Reichstags für diese Frage zu wecken gesucht.

Endlich im Jahre 1890 schien diesem Verlangen Erfüllung werden zu sollen. Nicht die verbündeten Regierungen, sondern der junge Kaiser war es, der in seinem berühmten sozialen Erlaß vom 4. Februar 1890 den Gedanken der Arbeitskammern aufgriff und seine Verwirklichung verhieß: „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Reglung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen meiner Regierung befähigt werden“ usw.

Wäre dieses bedeutungsvolle Kaiserwort, das damals weit über das durchschnittliche Niveau der amtlichen Sozialpolitik hinausragte und vornehmlich in Unternehmerkreisen Aufsehen erregte, rasch zur Tat geworden, wären die heute vorgelegten Gesetzentwürfe über die Arbeitskammern 1890 erschienen und hätten Arbeitskammern damals auf deutschem Boden Wurzel geschlagen, dann hätte die sozialpolitische Entwicklung Deutschlands, die Gestaltung der Beziehungen zwischen Arbeitgebertum und Arbeiterschaft, gewiß andere Bahnen genommen, als wir sie heute beim Rückblick, von zahllosen Spuren trotzigen Herrenbewußtseins und leidenschaftlicher Klassenkampfsucht zerwühlt, vorfinden. Um 1890 war die politische Klassenkampfbewegung, die durch das gerade abgelaufene Sozialistengesetz zwar in ihren Tiefen vergiftet, aber doch äußerlich daniedergehalten war, noch wenig erstarkt, und die feindselig einseitige Vertretung der Arbeiterinteressen durch die Selbsthilfeorganisation der Industriearbeiter in Gewerkschaften war auf eine kleine, schlecht zusammengefügte Minderheit beschränkt, auf die die sozialdemokratische Partei obendrein ziemlich scheel sah. Eine gesetzlich geordnete Interessenvertretung für die große Masse der Industriearbeiter und regelmäßige unbefangene Aussprache mit den Arbeitgebern in einer Reihe von Arbeitskammern hätte damals einem elementaren Bedürfnis entsprochen und hätte vielleicht zu einer Verständigung der Klassen geführt, die heute in mächtigen Arbeitgeberverbänden und Arbeitergewerkschaften als vielmillionenköpfige Heere, bis an die Zähne gerüstet, drohend und kämpfend, einander gegenüberstehen und erst allmählich sich wieder zu Friedensverträgen zusammenfinden.

Jenes Wort des sozialen Erlasses von 1890 aber ist leider damals nicht erfüllt worden. Im Reichstage kehrten zwar die alten und neuen Forderungen nach Arbeitskammern wieder, in dem Sitzungsabschnitt 1898 bis 1900 rückten auch die Vertreter der Nationalliberalen und der Freisinnigen mit Sonderanträgen auf den Plan; jedoch die Regierung hüllte sich in Schweigen. Erst 1904 trat sie mit einer Zusage aus ihrer Zurückhaltung heraus. Aber wiederum verflossen drei Jahre, bis der nunmehrige Staatssekretär des Innern v. Bethmann-Hollweg dem Reichstag im Winter 1907/08 einen Gesetzentwurf über die Kammern vorlegte. Dieser etwas flüchtig und engherzig skizzierte Entwurf, der mehr zur Erkundung der sozialpolitischen Strömungen als zur gesetzlichen Verwirklichung gemacht schien, fand auf allen Seiten, bei Arbeitgebern, Arbeitern, wissenschaftlichen und praktischen Sozialpolitikern, gleich starken, wenn auch sehr verschiedenartig begründeten Widerspruch. In Beherzigung dieser Kritiken hat endlich der Bundesrat einen vollständig umgearbeiteten Arbeitskammerentwurf am 25. November 1908 dem Reichstag vorlegen lassen.

Dieser Entwurf beschäftigt gegenwärtig die Sozialpolitiker innerhalb und außerhalb des Reichstags und vor allem die beteiligten beiden Lager aufs lebhafteste. Bereits sind bemerkenswerte Kundgebungen von Arbeitgeberverbänden, Handelskammern, Gewerkschaften und anderen Interessentenkörperschaften erfolgt, die einen Einblick in die zwiespältigen Wünsche und Hoffnungen der Parteien gegenüber der Arbeitskammerfrage gewähren.

Der Entwurf schlägt Arbeitskammern vor, die sich je zur Hälfte aus Arbeitgebern und aus Arbeitern unter einem neutralen, von der Regierung ernannten, beamteten Vorsitzenden zusammensetzen, der zugleich Geschäftsführer und eine Art Schiedsrichter ist. Die Kammern sollen je nach Bedürfnis, das die einzelnen Landesregierungen ermessen, für eine bestimmte Industrie oder Berufsart eines engern oder weitern Bezirks gebildet werden, wobei allerdings das Handelsgewerbe, die Landwirtschaft, sämtliche staatlichen Betriebe der Heeres- und Flottenverwaltung, Eisenbahn- und Schiffahrtsbetriebe von vornherein ausgeschlossen bleiben. In den Industriebezirken, für die Kammern errichtet werden, sollen alle deutschen männlichen und weiblichen Arbeiter über fünfundzwanzig Jahre nach gleichem direkten und geheimen Verhältniswahlverfahren ihre Kammervertreter, die mindestens dreißig Jahre alt sein müssen, auf sechs Jahre wählen; jedoch dürfen die Beamten der Berufsvereine und Gewerkschaften, sofern diese nicht mehr in gewerblichem Arbeitsvertragsverhältnis stehen, nicht in die Kammer gewählt werden. Technische und kaufmännische Industriebeamte finden in diesen Arbeitskammern nicht ihre Vertretung; für sie schafft vielleicht ein späteres Gesetz besondere Vertretungen. Das Wahlrecht der Arbeitgeber kann von der Aufsichtsbehörde nach der Zahl der von den einzelnen beschäftigten Arbeiter abgestuft werden. Über die Aufgaben der Kammern sagt der Gesetzentwurf: „Sie sind berufen, den wirtschaftlichen Frieden zu pflegen. Sie sollen die gemeinsamen gewerblichen und wirtschaftlichen Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer der in ihnen vertretenen Gewerbegerichte sowie die auf dem gleichen Gebiete liegenden besonderen Interessen der beteiligten Arbeitnehmer wahrnehmen.“ So sollen sie insbesondere die Behörden durch tatsächliche Mitteilungen und Erstattung von Gutachten über Durchführung von gesetzlichen Arbeiterschutzbestimmungen, über Vertragsauslegungen und Arbeitsbräuche unterstützen und auf Ansuchen der Behörden bei Erhebungen über gewerbliche und wirtschaftliche Verhältnisse in ihrem Bezirke mitwirken, ferner Wünsche und Anträge beraten sowie Veranstaltungen zur Hebung der Lage und der Wohlfahrt der Arbeiter anregen und fördern, d. h. sich um Arbeitsnachweis, Rechtsauskunfterteilung, Arbeitslosenversicherung, Arbeiterzüge, Wohnungswesen, Reglung der Arbeitsbedingungen, der Lohnzahlungstage, Akkordlohnarbeit, Samstagnachmittagarbeit, Urlaubsgewährung usw. kümmern. Endlich sollen die Kammern bei gewerblichen Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern der in ihnen vertretenen Gewerbezweige, falls ein Gewerbegericht nicht zuständig ist oder als Mittler versagt hat, als Einigungsamt angerufen werden können, um den Frieden wiederherzustellen. Die Kosten der Arbeitskammern haben die Gemeinden des Bezirkes nach der Kopfzahl der in ihnen ansässigen Arbeiter, die zur Kammer wahlberechtigt sind, zu tragen.

So etwa das Bild, das der gegenwärtige Gesetzentwurf von den Kammern gibt. Es bedeutet gegenüber dem des ersten Entwurfes einen unverkennbaren Fortschritt in bezug auf natürlichere Wahlzusammensetzung der Kammer und Anpassung an die räumliche oder berufliche Eigenart der Gewerbe — die Handwerksbetriebe z. B. mit ihren Arbeitern sind nicht mehr von der Arbeitskammer ausgeschlossen. Gleichwohl hat auch der neue Gesetzentwurf in den Kreisen der wissenschaftlichen Sozialpolitik, selbst da, wo man grundsätzlich die Arbeitskammern herbeiwünscht, vielfältige Kritik gefunden.

Der Regierungsentwurf ist stark beseelt von dem Geiste fürsorglicher Bevormundung. Er will die Arbeitskammern nicht frei aus sich selbst und den Verhältnissen heraus sich entwickeln und sich selbst regieren lassen, sondern die Behörden und der von der Regierung angestellte, von der Gemeinde aber aus den Mitteln der Arbeitgeber und Arbeiter bezahlte Vorsitzende sollen die Tätigkeit und Geschäftsführung der Kammern Schritt für Schritt regeln, ihnen vorschreiben, wann sie Erhebungen, wann Gutachten erstatten, wann sie ihre Meinung öffentlich sagen dürfen und wann nicht. Eine solche Kammer aber kann nach der Meinung sozialpolitischer Kenner in Deutschland kaum auf ein gedeihliches Leben rechnen, da, wo die freie Interessenvertretung der Arbeitgeber wie der Arbeiter durch ihre mächtigen gewerkschaftlichen Organisationen, die aus eigner Kraft und Erfahrung, unabhängig von den Behörden, über das ganze Reich hin ihre Arme ausgestreckt haben, für die einzelnen Industriezweige bereits energisch entfaltet ist. Diese freien Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber haben obendrein in langjährigem Ringen miteinander für viele Gewerbezweige und oft für große Bezirke schon den Arbeitskammern ähnliche Gebilde zur gemeinschaftlichen Reglung der Arbeitsangelegenheiten in den Tarifgemeinschaften und Schlichtungsausschüssen geschaffen; eine halbe Million und mehr Arbeiter mögen heute schon ihr Schicksal diesen freien, vertraglich geordneten Vertretungen anvertraut haben. Dazu kommt, daß die gewerbegerichtlichen Einigungsämter in den letzten Jahren an vielen Plätzen — in geradezu hervorragendem Maße z. B. in Berlin und in München — die Vermittlung bei gewerblichen Arbeitskämpfen und die tarifgemeinschaftliche Reglung der Arbeitsbedingungen gefördert, daß die Ausschüsse der Gewerbegerichte von ihrem Recht und ihrer Pflicht, Anträge und Gutachten zu Arbeiterfragen abzufassen, immer mehr Gebrauch gemacht und so eine ganze Reihe von Aufgaben, ja gerade die wichtigsten, die künftig von den Arbeitskammern gepflegt werden sollen, bereits in ihre regelmäßige Praxis aufgenommen haben. Gegenüber dieser halb urwüchsigen, halb auf älterer Gesetzbasis erblühten Konkurrenz dürften nur weitherzig ausgestattete, von Unternehmern und Arbeitern willig begrüßte Arbeitskammern sich zu gedeihlichem Schaffen entfalten können. Kaum aber Arbeitskammern, deren Lebensnerv durch eine allzu strenge bureaukratische Einschnürung von vornherein an manchen Stellen unterbunden ist!

Die Kritiker haben da zunächst die grundsätzliche Einengung der Kammern auf fachlich begrenzte Gewerbezweige im Auge, die an sich durchaus angebracht ist, aber praktisch oft zu einer künstlichen Scheidung enger örtlicher Interessenzusammenhänge zwischen verschiedenartigen Gewerbezweigen, die für sich allein keine Arbeitskammer tragen können, zu führen droht. Gerade das Zusammenwirken von sozialpolitisch fortgeschrittenen Gewerbegruppen, die mit ihren Tarifvertragserfahrungen anderen ein bewährtes Vorbild geben können, in einer bezirksweise zusammengefaßten Arbeitskammer dürfte von Nutzen sein. Ferner greifen die Interessenkreise einer Berufsgruppe oft weit über die Landesgrenzen eines Bundesstaates hinaus. Kann eine Arbeitskammer für die thüringische Textilindustrie ohne Fühlung mit den Vertretern der Textilindustrie des Königreichs Sachsen, wo vielleicht gar die Landesregierung mit der Errichtung einer Arbeitskammer zögert, die Reglung der Arbeiterfragen so umsichtig und wirksam vornehmen, wie wenn die nahe verwandten Textilgruppen verschiedener Landesteile durch Bundesratsbeschluß in einer Arbeitskammer zusammenwirkten?

Am anfechtbarsten ist die behördliche Bestellung eines beamteten Vorsitzenden, der die Leitung und Verwaltung nicht nur einer Kammer, sondern unter Umständen mehrerer Berufskammern gleichzeitig besorgen soll. Wenn die Regierungen nicht sozialpolitische Genies auf Vorrat haben, die die widerstrebenden, in unabhängiger Organisations- und Selbstverwaltungsarbeit aufgewachsenen Vertretergruppen der Arbeiter und der Arbeitgeber wunderbar durch überragende Sachkunde und Menschenkenntnis zu dirigieren und das Vertrauen beider Lager sich schnell zu erwerben wissen, dann werden viele Arbeitskammern an der Unzulänglichkeit der Leitung notwendig zu Schaden kommen müssen. Denn so viel lehrt die Geschichte aller Einigungsämter, aller Tarifgemeinschaften und vieler gemeinschaftlicher sozialer Ausschüsse: nicht bureaukratische Routine und Korrektheit, sondern das Vertrauen in die Persönlichkeit und die tiefe, soziale Einsicht des Vorsitzenden vermögen allein die Arbeit solcher Einrichtungen erfolgreich zu gestalten. Schon heute aber lehnen sich Arbeitgeber und Arbeiter gegen den Beamten auf, der ihnen von oben auf die Nase gesetzt werden soll. Sie wollen, wenn sie überhaupt auf die Arbeitskammern sich mit Eifer einlassen sollen, einen Mann ihres Vertrauens an die Spitze stellen und volles Selbstverwaltungsrecht haben. Aus demselben Grunde verlangen auch die organisierten Arbeiter — und sie werden, wie überall, als Träger der Kammer eine ausschlaggebende Rolle spielen — daß sie die Beamten ihrer Gewerkschaften, die Führer, zu denen sie von jeher mit Vertrauen aufschauen, als Vertreter in die Kammer wählen dürfen, während der Gesetzentwurf dies versagt. Auch eine rein praktische Erwägung spricht für diese Zulassung. Wenn die Kammer als Einigungsamt in großen Arbeitszwisten, die selten ohne entscheidende Mitwirkung der verschiedenen Gewerkschaftsorganisationen sich abspielen, vermittelnd eingreifen, einen Friedensschluß und einen allgemeinen, dauernden Tarifvertrag vielleicht herbeiführen

soll, so ist das ohne direkte Verhandlung und verantwortliche Beteiligung der einflußreichen, erfahrenen und gewandten Gewerkschaftsführer, die Verbandsvollmachten haben," in den meisten Fällen gar nicht denkbar. Nur da, wo eine gewerkschaftliche Organisation nicht vorhanden oder nur kümmerlich entwickelt ist, also bei den Heimarbeitern, den ungelernten Arbeitern, der Transportarbeitern, großen Gruppen der Hüttenarbeiter, werden Arbeitskammern mit amtlicher Spitze, ohne den Einschlag gewerkschaftlicher Vertretungseinflüsse, als Einigungsamt und öffentliche Stelle für die Reglung der Arbeitsangelegenheiten überhaupt in Frage kommen.

Alle die kritisierten Punkte sind ernsthafte Schwächen und Fehler des Gesetzentwurfs über die Arbeitskammern; aber sie sind heilbar, und ihre Abänderung würde keineswegs eine völlige Zerstörung des Gesetzes bedeuten. Schwierigere Hemmnisse für die Verwirklichung und die praktische Durchführung des Arbeitskammerplanes überhaupt aber bietet die abweisende Haltung der beteiligten Interessentenlager, der Arbeitgeber und der Arbeiter. Die Arbeitgeber fast aller Industrien, mit wenigen Ausnahmen einiger sozialpolitisch fortgeschrittenen Gruppen, wollen von Arbeitskammern, von einem Zusammenberaten mit den Arbeitervertretern in einer gesetzlich geordneten Form überhaupt nichts wissen. Teils widerstrebt es ihrem Herrenbewußtsein, teils ist es ihnen zu umständlich und lästig, teils versprechen sie sich von dem freien, formlosen Verhandeln mit den Gewerkschaften mehr Gewinn als von den Kammern. Mögen die Arbeiter, so sagen viele Arbeitgeber, wenn ihnen durchaus eine gesetzliche Interessenvertretung gewährt werden soll, reine Arbeiterkammern erhalten, in denen sie ganz unter sich sind. Deren Gutachten, Anträgen und Beschlüssen braucht man dann, da sie ohne Beteiligung der Arbeitgeber zustande gekommen sind, natürlich kein großes Gewicht beizulegen, kann sie als sozialdemokratische Phrasen und radikale Agitationsprodukte bequem abtun. So etwa sind die Kundgebungen bedeutender Arbeitgeberverbände zu verstehen. Auffallenderweise fordern aber die freigewerkschaftlichen Vertreter der Arbeiterschaft, obgleich noch vor wenigen Jahren die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage ausdrücklich gemeinschaftliche Arbeitskammern verlangte, heute ebenfalls reine Arbeiterkammern, nicht nur weil sie reine Interessenvertretungen für besser halten als die „paritätischen Wohlfahrtsausschüsse für Krähwinkel und Umgegend", die der Gesetzentwurf ihnen angeblich vormalt, sondern weil sie den Grundsatz der Gleichberechtigung mit theoretischer Folgerichtigkeit verwirklicht wissen wollen: haben die Unternehmer ihre Handels- und Handwerkskammern, so müssen die Arbeiter ihre Arbeiterkammern haben. Diese sollen, mit vollster Selbstverwaltungsbefugnis ausgestattet, die Reglung und Beaufsichtigung des Arbeiterschutzes und die grundlegende Entwicklung des Arbeiterrechts durch Tarifverträge betreiben. Ob dieser theoretisch verlockende Gedanke in der sozialpolitischen Praxis die gewünschte Frucht zeitigen würde, und ob nicht vielmehr die christlichen und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine mit ihrem Eintreten für Arbeitskammern eine klügere Sozialpolitik treiben, das kann nur die Erfahrung der Zukunft lehren.

Der neue Obersthofmeister Kaiser Franz Josephs.

Kaiser Franz Joseph hat am 5. Januar den Fürsten Alfred v. Montenuovo als Nachfolger des verstorbenen Fürsten von und zu Liechtenstein zu seinem Ersten Obersthofmeister ernannt. Fürst v. Montenuovo ist kein Neuling im Hofdienst. Vor elf Jahren wurde er zum Zweiten Obersthofmeister des Kaisers ernannt und hat als solcher bereits eine überaus verdienstvolle Tätigkeit entwickelt. Ein leidenschaftlicher Freund der Kunst und Natur, insbesondere der Blumen, hat er eine Reihe von Verbesserungen in den Sammlungen, Schlössern und

Alfred Fürst v. Montenuovo.

Gärten des Kaiserhauses durchgeführt. Insbesondere Schönbrunn, das jetzt fast zum ständigen Aufenthalt des Kaisers geworden ist, verdankt dem Fürsten zahlreiche Verschönerungen. Auch den Hoftheatern hat er eine hervorragende Fürsorge gewidmet.

Alfred Fürst v. Montenuovo, der in Wien geboren wurde, in Heidelberg studierte und als Einjährig-Freiwilliger den bosnischen Feldzug mitmachte, steht im fünfundfünfzigsten Lebensjahre und ist seit 1879 mit einer Tochter des Fürsten Kinsky, einer der schönsten Frauen der Wiener Aristokratie, vermählt.

Wochenschau.

Der deutsche Reichstag.

187. Sitzung. Zweite Lesung des Etats des Reichsjustizamts. — Nachdem in der Woche zuvor das Arbeitskammergesetz nur gegen den Widerspruch der Polen und der Sozialdemokraten, aber sonst fast unter einmütiger Zustimmung aller Parteien in erster Lesung im Sinne der Regierung erledigt und an eine Kommission verwiesen worden war, folgte am 18. Januar die zweite Lesung des Etats des Reichsjustizamts. Den Reigen der Redner eröffnete Dr. Wagner (Kons.), der es als ein hocherfreuliches Zeichen erklärte, daß zum erstenmal seit vielen Jahren zum Justizetat keine Resolutionen vorliegen, und das Bürgerliche Gesetzbuch als ein festes Band deutscher Rechtseinheit bezeichnete. Der Abg. Dr. Belzer (Zentr.) kam auf die schlimme Lage des Anwaltsstandes zu sprechen und erwähnte den Sensationsprozeß Eulenburg, wodurch er dem Staatssekretär Nieberding Gelegenheit gab festzustellen, daß in diesem Prozeß wie in jedem andern verfahren worden sei. In seinen übrigen Ausführungen stellte der Redner die Vollendung der Vorarbeiten zur Reform des Strafgesetzbuchs für den Sommer in Aussicht. Im Verlauf der weitern Debatte kamen noch mehrere Redner auf den Fall Eulenburg zu sprechen, die zum Teil der preußischen Justiz ihr Vertrauen in dieser Sache ausdrückten.

188. Sitzung. Fortsetzung des Justizetats. — Im Vordergrund der Verhandlungen vom 19. Januar stand die Rede des Abg. Dr. Junck (Natl.), der unter anderm hervorhob, daß das Reichsgericht von der Ehrenrechtsprechung über die Anwälte entlastet werden könnte, und des bedauerlichen Attentats in einer Sitzung des Reichsgerichts Erwähnung tat. Der Abg. Dr. Müller-Meiningen (Freis. Vp.) wies auf die systematischen geistigen Diebstähle hin, die seitens tschechischer Bühnen an deutschen dramatischen Schriftstellern an der Tagesordnung seien, und bat um Abhilfe. Alsdann besprach der Redner den Entwurf der großen Strafprozeßnovelle, die er als Flickarbeit ohne kräftige Initiative bezeichnete. In seiner Anklagerede gegen die Klassenjustiz kam der Abg. Dr. Frank (Soz.) auf die Vorgänge bei der Hinrichtung der Grete Beier zu sprechen und erhob Vorwürfe, die der sächsische Kommissar nicht als unberechtigt zu bezeichnen vermochte. Im Anschluß an die Beratung des Justizetats wurde die Novelle zum Wechselstempelsteuergesetz in zweiter Lesung und das Gesetz, betreffend die Preisfeststellung beim Markthandel, in dritter Lesung angenommen.

189. Sitzung. Schwerinstag. — Die Verhandlungen erschöpften sich in einer nicht sehr inhaltreichen Debatte über den Antrag der Sozialdemokraten auf reichsgesetzliche Regelung des Vertragsverhältnisses des Gesindes und der landwirtschaftlichen Arbeiter mit ihren Arbeitgebern.

190. Sitzung. Interpellationen, betreffend die Handhabung des Vereinsgesetzes. — Die Sitzung des 21. Januar wurde mit einem Nachruf des Präsidenten Grafen zu Stolberg auf den an diesem Tage verschiedenen Senior des Reichstages, den Grafen Alfred v. Hompesch, eröffnet. Der Abg. Brey (Soz.) begründete die Interpellation seiner Partei wegen der Handhabung des Reichsvereinsgesetzes, besonders des Sprachenparagraphen, und behauptete unter anderm, daß der letztere ständig in unrechtmäßiger Weise zur Ausführung gebracht werde. Auch der Abg. Brejski (Pole) wendete sich in scharfen Worten gegen das Gesetz, dessen Bestimmungen von dem Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg in einer großen, häufig von dem Beifall der Mehrheit unterbrochenen Rede verteidigt wurden. Am Schlusse seiner Ausführungen betonte der Minister, daß alle Parteien an der loyalen Handhabung des Gesetzes das gleiche Interesse haben, und daß er ungeachtet aller Angriffe hierfür sorgen werde.

191. Sitzung. Fortsetzung der Besprechung der Interpellationen. — Zu Beginn der Tagung des 22. Januar erbittet und erhält Präsident Graf zu Stolberg die Genehmigung, dem Kaiser die Glückwünsche des Hauses zu seinem fünfzigsten Geburtstage zu übermitteln. Alsdann zieht der Abg. Roeren (Zentr.) gegen den Hakatismus zu Felde, worauf er von dem Abg. Gans Edler zu Putlitz (Kons.) zurückgewiesen wird, ein Bestreben, in dem diesen der Abg. Dr. Junck (Natl.) in wirksamster Weise unterstützt. Auch der Abg. Dr. Müller-Meiningen (Freis. Vp.) tritt für die Segnungen des Gesetzes ein, ohne zu verkennen, daß dessen Ausführung nach verschiedenen Richtungen hin noch mangelhaft ist. Nach längeren Debatten, in denen unter anderm der elsässische Bevollmächtigte Dr. Sieveking die Zweifel an der Loyalität der reichsländischen Regierung bei der Handhabung des Vereinsgesetzes für durchaus unbegründet erklärt, wird die Weiterberatung auf den 23. Januar vertagt.

192. Sitzung. Beseitigung der Doppelbesteuerung und Vereinsgesetz-Interpellation. — Nach Verabschiedung der Wechselstempelnovelle in dritter Lesung folgte am 23. Januar zunächst die Beratung der Novelle zum Reichsgesetz wegen Beseitigung der Doppelbesteuerung, wonach unter anderm die in Reichs- oder Staatsdiensten stehenden Deutschen nur in dem Bundesstaat besteuert werden dürfen, in welchem sie ihren dienstlichen Wohnsitz haben. Nachdem von mehreren Seiten das Entgegenkommen Preußens in dem Entwurf anerkannt worden war, wurde die Weiterberatung von der Tagesordnung abgesetzt, um die Besprechung über die Handhabung des Vereinsgesetzes wieder aufzunehmen. Den Angriffen des Fürsten Radziwill (Pole) entgegnete Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg in außerordentlich temperamentvoller Weise. Im weitern Verlauf der Debatte kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Abg. Ledebour (Soz.) und dem Präsidenten.

Eine bedeutsame Rede des Fürsten v. Bülow im Abgeordnetenhaus. — Das preußische Abgeordnetenhaus hatte am zweiten Tag der allgemeinen Etatsdebatte (19. Januar) seine große Sensation dadurch, daß Fürst v. Bülow in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident eine große Rede hielt, die weniger die preußische Landespolitik berührte, als vielmehr die Reichsfinanzreform, das Verhältnis von Kaiser und Volk und die Behandlung der Sozialdemokratie zum Inhalt hatte. Der Reichskanzler ergriff unmittelbar nach einer nicht immer glücklichen Rede des freisinnigen Abgeordneten Dr. Wiemer das Wort, um zunächst von der Sparsamkeit zu sprechen, die niemals auf Kosten der Schlagfertigkeit des Heeres und damit des Friedens des Landes erfolgen dürfe. Wohl aber ließe sich bei der Militärverwaltung selbst sparen. Die Parlamente trügen auch Schuld an der gegenwärtigen finanziellen Misere; sie müßten aufhören,

Alfred Graf v. Hompesch,
† am 21. Januar.

Dr. Nikola Mandić,
Vizebürgermeister von Sarajevo, Führer der für Österreich-Ungarn wirkenden Partei in Bosnien.

Prinz Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach,
† am 19. Januar.

Engelbert Pernerstorfer,
sozialdemokratischer Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses.

immer auf neue Ausgaben zu drängen, nur um sich bei den Wählern lieb Kind zu machen. Bereits im Sommer vorigen Jahres habe er seinen Ministerkollegen in Preußen und in den Reichsressorts durchgreifende Maßnahmen zur Sparsamkeit als unerläßlich bezeichnet. Alsdann ging der Kanzler auf die Nachlaßsteuer über, deren früherer Gegner er gewesen sei. Er sei aus einem Saulus zu einem Paulus geworden, und er hoffe, daß das gleiche auch bei den Konservativen noch der Fall sein werde. Er richte deshalb an die Vertreter der Landwirtschaft die Bitte, der Notwendigkeit Rechnung zu tragen, da große Aufgaben große Opfer erforderten, die von der Gesamtheit getragen werden müßten. Nachdem der Kanzler den Fall Schücking erörtert hatte, betonte er bezüglich der politischen Beamten, daß sie der Politik der Staatsregierung nicht nur keine Hindernisse in den Weg legen dürften, sondern sie zu unterstützen und zu fördern hätten. Fürst v. Bülow bedauerte sodann die Erkrankung des Ministers Holle und kam dann auf die Kaiserdebatten im Reichstag und den Artikel im „Daily Telegraph" zu sprechen. Er habe damals alles hervorgehoben, was geeignet war, die unglückliche Wirkung jener Interviews abzuschwächen; aber er habe auch die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Träger der Krone nicht irre werde an dem Lande und das Land nicht irre an dem Träger der Krone, daß die historische Stellung der Krone nicht aufs Spiel gesetzt und nicht abgenutzt werde. Den Schluß seiner Rede bildete ein Appell an die bürgerlichen Parteien, fest zusammenzustehen im Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Ehe der Weg der Gesetzgebung gegenüber den Sozialdemokraten zu beschreiten sei, müsse die Regierung die Überzeugung erlangt haben, daß die vorhandenen Mittel selbst bei einer starken, furchtlosen Anwendung nicht mehr ausreichen. Von den bürgerlichen Parteien müsse Maßhalten in der Kritik verlangt werden. In dieser Richtung sei in den letzten Jahrzehnten auch in Kreisen, zu deren Tradition die Unterstützung des Königtums in erster Linie gehört, gesündigt worden. Mit einem Hinweis auf die Lehren in der Geschichte und der Forderung, daß wir an allen Stellen stark, bescheiden, einfach und tüchtig sein sollen, schloß die großangelegte, in Einzelheiten glänzend pointierte Rede, die zu den besten gehört, welche der Kanzler je gehalten hat, und die in der Presse aller Parteien des In- und Auslandes ein lebhaftes Echo fand.

Die Ankunft des schwedischen Asienreisenden Dr. Sven v. Hedin in Stockholm am 17. Januar.

1. Dr. Sven v. Hedin. 2. Stadtarchitekt Hedin, der Vater, 3. Ingenieur Hedin, der Bruder, 4. und 5. die Schwestern Dr. Sven v. Hedins.

Der Kaiser im Reichstag. — Zwar nicht um einer Debatte der Reichstagsboten beizuwohnen, sondern als Zuhörer bei dem Vortrag, den der Staatssekretär Dernburg über seine Reise durch Südwestafrika auf Wunsch der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin-Charlottenburg, am Abend des 21. Januar im Sitzungssaal des Reichstags hielt, betrat Kaiser Wilhelm, umgeben von zahlreichen Mitgliedern seiner Familie, die Hofloge des Parlamentssaales, in dem sich neben Abgeordneten aller Parteien viele Vertreter aus den ersten Kreisen der Gesellschaft, der Marine und der Schutztruppe eingefunden hatten. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten der Gesellschaft, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, in der dem Danke für die Ehre des kaiserlichen Besuchs Ausdruck gegeben wurde, begann Staatssekretär Dernburg von der Rednertribüne seinen Vortrag, in dessen Einleitung er den englischen und deutschen kolonialen Behörden seinen Dank aussprach für das ihm erwiesene Entgegenkommen. Nach einer Darstellung der an unser Schutzgebiet angrenzenden Landstriche der Kapkolonie erörterte er statistische Angaben in dem Keetmanshooper Bezirk, gedachte der Tätigkeit der Deutschen Farmgesellschaft und teilte mit, daß für die Landwirtschaft im allgemeinen in Südwestafrika die Errichtung von Landwirtschaftskammern geplant sei. Es sei vorläufig anzunehmen, daß etwa hunderttausend Weiße in dem für besiedelungsfähig gehaltenen Teil des Schutzgebiets ihr gutes Fortkommen finden könnten. Aussichtsreich sei die Straußenzucht, und auch der Bergbau werde eine günstige Entwicklung nehmen. Besonderes Interesse fanden die Ausführungen des Redners, die sich mit den Diamantenfunden befaßten. Die Ausbeute betrug im September vorigen Jahres 6680, im Oktober 8600, im November 10 200 und im Dezember 11 500 Karat; das bedeute einen Verkaufswert von 1 100 000 ℳ. Ein Druck auf den Weltmarktpreis werde durch diese Funde nicht ausgeübt; doch müsse dafür gesorgt werden, daß dem Fiskus von Südwestafrika eine Beteiligung mit etwa der Hälfte des Reingewinns an der Diamantenförderung gesichert werde und die Ausbeutung dem deutschen Kapital verbleibe. Die militärische Lage des Schutzgebietes erfordere noch immer eine Besatzung von 2500 Mann mit zweieinhalb Millionen Kosten. Bezüglich der Verkehrswege bekannte der Kolonialsekretär, daß er sich im Vorjahre hinsichtlich der für Swakopmund notwendigen Anlagen getäuscht habe. Was den Etat angeht, so sei schon heute mit Sicherheit vorauszusehen, daß das Land sich bald selber tragen werde, so daß nur der notwendige Schutz und die Kosten dafür als Reichslast verbleiben. Einst werde dieses Schutzgebiet ein schöner Preis deutscher Arbeit werden. „Mit Mühe erworben, durch Fleiß erschlossen, auch der Heimat eine Freude!" Der Kaiser selbst gab das Zeichen zu dem lebhaft einsetzenden Beifall, worauf Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg die Sitzung mit dem Wunsche schloß, daß dieser Abend nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Neue Kämpfe an der Nordwestgrenze von Kamerun. — Nachdem schon bald nach Neujahr ein Berliner Blatt von neuen blutigen Zusammenstößen unserer Schutztruppen in Kamerun mit den Eingebornen zu berichten wußte, ward am 11. Januar amtlich bestätigt, daß die gemischte deutsch-englische Grenzexpedition, die deutscherseits unter Führung des Oberleutnants v. Stephani stand, in der Weihnachtswoche einen heftigen Kampf mit den Muntschis zu bestehen hatte, wobei die letzteren geschlagen und zerstreut wurden, aber auch unsere Truppen Verluste zu beklagen hatten. Unter den Verwundeten befand sich auch der Oberleutnant v. Stephani. Die Muntschi wohnen vom Quellgebiet des Katsena Allah noch auf deutschem Territorium bis zu der Einmündung dieses Flusses in den Binuë in Britisch-Nord-Nigeria.

Avers. Revers.

Die Medaille der Brüsseler Weltausstellung des Jahres 1910.

Die Jury der Weltausstellung von Brüssel hat einen guten Griff getan und einen vornehm künstlerischen Geschmack entwickelt, indem sie dem Entwurfe von Godefroid Devreese den ersten Preis erteilte und ihn zur Ausführung bestimmte. Dieser Belgier zählt seit einer Reihe von Jahren zu den bedeutendsten Medaillenkünstlern unserer Zeit, und es zeichnet sich in der Tat eine jede seiner Plaketten durch eine besonders feine Technik und eine stilvolle Auffassung aus. Auf der vorliegenden Medaille sind der Zweck und die lokale Bedeutung derselben in einen gut erfundenen Einklang gesetzt: ein Arbeiter steigt die Löwentreppen des Brüsseler Rathauses hinauf, in den Händen das Zeugnis seines Fleißes, und empfängt dafür den Siegeskranz von der Hand der durch eine Frauengestalt symbolisierten Stadt. Auch die Rückseite der Medaille, der berittene Herold, der den Namen des Preisgekrönten verkündet ist originell erdacht.

Totenschau.

Robert Hausmann, Professor, ausgezeichneter Cellist, besuchte das Gymnasium in Braunschweig, Schüler von Theodor Müller (dem Cellisten des ältern Müller-Quartetts), studierte 1869 bis 1871 auf der Berliner Hochschule und bei Piatti in London, war von 1872 bis 1876 Mitglied des Gräflich Hochbergschen Quartetts in Dresden, seit 1877 Lehrer an der Königlichen Hochschule in Berlin, wurde 1879 Mitglied des Joachim-Quartetts, am 13. August 1852 zu Rottleberode (Harz) geboren, † in Wien am 18. Januar.

Alfred Graf v. Hompesch, bekannter Parlamentarier, besuchte das Gymnasium zu Düsseldorf und die Universität Straßburg, wo er Jura und Kameralien studierte, übernahm die väterlichen Rittergüter Rurich und Schloß Rurich im Kreis Erkelenz, gehörte dem konstituierenden und dem ersten norddeutschen Reichstag, sodann dem Reichstag selbst seit 1874 als einer der Führer des Zentrums an, Vertreter des Wahlkreises Düren-Jülich, war lebenslängliches Mitglied des preußischen Herrenhauses für den Grafenverband der Rheinprovinz, am 16. September 1826 auf Schloß Voordt (Belgien) geboren, † in Berlin am 21. Januar. (Porträt s. S. 135.)

Dr. **Hermann Minkowski**, Professor der Mathematik, studierte in Königsberg und Berlin, promovierte 1885 in Königsberg, wurde 1887 Privatdozent daselbst, 1893 außerordentlicher Professor in Bonn, 1896 Professor der höhern Mathematik am Polytechnikum in Zürich, 1902 an der Universität Göttingen, zugleich Direktor des Mathematisch-Physikalischen Seminars, am 22. Juni 1864 zu Alexoten (Rußland) geboren, † in Göttingen am 12. Januar.

Rudolf Palme, Professor, vortrefflicher Organist und Schöpfer wertvoller Orgelwerke, Schüler von A. G. Ritter, seit Jahren an der Heiligen-Geist-Kirche zu Magdeburg tätig, am 23. Oktober 1834 zu Barby a. E. geboren, † in Magdeburg am 10. Januar.

Prinz Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach, der dritte Sohn des Prinzen Herrmann, eines Vetters des Großherzogs Karl Alexander, und der Prinzessin Auguste von Württemberg, studierte Jurisprudenz in Tübingen und Jena, promovierte zum Dr. jur., betrat 1885 die militärische Laufbahn als Leutnant beim 1. württembergischen Dragonerregiment Königin Olga, 1891 Oberleutnant und Adjutant der 27. Kavalleriebrigade, trat 1892 als Eskadronchef wieder beim Regiment ein, 1897 bis 1900 zum Generalkommando des 13. Armeekorps kommandiert, 1901 mit der Führung des Dragonerregiments Königin Olga betraut, 1902 Oberstleutnant, 1905 Oberst, seit 1906 als Oberst à la suite der württembergischen Olga-Dragoner und Kommandeur der 21. Kavalleriebrigade in Frankfurt a. M., am 9. August 1859 zu Stuttgart geboren, † in der Heilanstalt Neuwittelsbach in München am 19. Januar. (Porträt s. S. 135.)

Dr. **A. W. F. Sprung**, Professor, erfolgreicher Meteorolog, studierte und promovierte 1876 in Leipzig, wurde Assistent an der Deutschen Seewarte in Hamburg, 1886 Abteilungsvorsteher des Königlich Preußischen Meteorologischen Instituts in Berlin, 1892 Vorsteher des Meteorologisch-Magnetischen Instituts in Potsdam, konstruierte zahlreiche wertvolle Registrierapparate, verfaßte mehrere, viel beachtete wissenschaftliche Publikationen, darunter (1885) das „Lehrbuch der Meteorologie", am 5. Juni 1848 zu Kleinow bei Perleberg geboren, † in Potsdam am 19. Januar.

Dr. **Hermann Tischler**, langjähriger Chefredakteur der „Gartenlaube", studierte in Leipzig Medizin, wandte sich dann dem Journalismus zu, wurde 1886 Redakteur der „Gartenlaube", machte als deren Chefredakteur die verschiedenen Wandlungen des Verlags durch, am 15. März 1845 zu Peterswalde (Ostpreußen) geboren, † in Berlin am 16. Januar.

Das Virchow-Denkmal.

Das Relief auf der Rückseite des Denkmals.

Das Virchow-Denkmal für Berlin nach dem nunmehr zur Ausführung bestimmten Entwurf von Fritz Klimsch.

Nach photographischen Aufnahmen von Franz Linkhorst in Halensee-Berlin.

Theater und Musik.

— „**Der Hühnerhof**", Schwank von Tristan Bernard, der am 4. Dezember 1908 im Théâtre Michel zu Paris günstig aufgenommen wurde, ist in Berlin von der Zensur verboten worden; es sollte am Deutschen Theater zur Aufführung kommen.

— „**Meister Tutti**", Posse mit Gesang und Tanz in drei Akten von Jean Kren und Alfred Schoenfeld, erlebte unter Mitwirkung von Alexander Girardi am 15. Januar ihre ungewöhnlich erfolgreiche Erstaufführung am Thaliatheater zu Berlin.

— „**Mrs. Dot**", Lustspiel in drei Aufzügen von W. Somerset Maugham, deutsch von B. Pogson, ein ziemlich schales, auch durch etliche derb-komische Szenen nicht genießbar gewordenes Werk, erzielte bei seiner Erstaufführung am 16. Januar im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin nur mäßigen Beifall.

— „**Das Himmelbett**", Vaudeville in drei Akten von A. Brisson, Musik von J. Frenelle, fand bei seiner Erstaufführung am 19. Januar im Berliner Operettentheater des Westens bei einem genügsamen Publikum vielen Beifall.

— „**Revolutionshochzeit**", Schauspiel in drei Akten von Sophus Michaelis, das mit derben und meist nicht neuen Effekten zugkräftig aufgebaut ist, fand bei seiner deutschen Erstaufführung am 21. Januar im Hebbel-Theater zu Berlin viel Beifall.

— „**Die fremde Frau**", Schauspiel in vier Akten von Alexander Bisson, eine mit den derbsten Rühr- und Schauereffekten überfüllte Arbeit des als kecker Possenfabrikant stets gern gesehenen Franzosen, weckte bei seiner Erstaufführung am 23. Januar im Neuen Theater zu Berlin viel Rührung und Beifall.

— **Prof. Karl Panzner** in Bremen wurde zum Städtischen Musikdirektor in Düsseldorf ernannt.

— „**Bub oder Mädel**", Operette in drei Akten von Felix Dörmann und Adolf Altmann, Musik von Bruno Granichstädten, war bei seiner reichsdeutschen Uraufführung, die am 23. Januar im Neuen Operettentheater zu Leipzig stattfand, von durchschlagendem Erfolg begleitet, der zumeist der liebenswürdig-flotten Erfindungsgabe des jungen Komponisten zu danken war.

— „**Don Juanito**", Komödie in vier Akten von A. H. Schmitz, wurde bei ihrer Uraufführung am 22. Januar im Mannheimer Hoftheater, dank des in vielen Szenen wirksamen, geistreichen Dialogs, günstig aufgenommen.

— „**Don Juans letztes Abenteuer**", Drama in drei Akten von Hans Otto, eine etwas schwerflüssige, dramatisch bedeutungslose Dichtung aus dem Felde der lyrischen Renaissance, wurde bei seiner Uraufführung im Hoftheater zu Stuttgart am 16. Januar mit großer Zurückhaltung aufgenommen.

— „**Die ersten Menschen**", Tragödie von Otto Borngräber, sind im Residenztheater zu Stuttgart verboten worden.

ARTHUR GARRATT

Nach dem Konzert. Original

Zeichnung von Arthur Garratt.

Strauß—Hofmannsthal „Elektra".

„Das Fürchterliche ist nicht für das Herz
des Menschen! Wenn es kommt, wenn es sich anzeigt,
so muß man flüchten aus den Häusern!"

Der 25. Januar machte die Welt des Theaters um eine Sensation reicher. Sie hieß: „Elektra". Stätte der Geburt: Dresden. Urheber: Richard Strauß und Hugo v. Hofmannsthal. Mithelfer: der künstlerisch-glänzende orchestrale, szenische, solistische Apparat der Königlichen Hofoper und ein berühmter Gast.

Den Charakter der Sensation trug die beinahe ängstlich anmutende Heimlichkeit, die die Bekanntgabe des Klavierauszuges*) der jüngsten Schöpfung des „Salome"-Komponisten erst am Tage der Uraufführung verstattete. Sensationell war ferner das Erscheinen der Novität an der Spitze einer regulären Strauß-Festspielwoche, deren Abonnenten gezwungen waren, dem neuen Werk gleich zweimal zu begegnen. Sensationell war, wenigstens für deutsche Verhältnisse, die nach Baireuther Muster zugeschnittene Höhe der Eintrittspreise. Minder sensationell war schließlich der äußere Erfolg.

Zunächst einige Worte über den Text und seinen Dichter. Das schöngewaltige Schicksalsdrama des Sophokles, das Nietzsche mit den Worten kennzeichnet: „Der hellenische Dichter berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythos, so daß er plötzlich zu tönen beginnt, — in sophokleischen Melodien," hat sich schon so manche Bearbeitung und Metamorphose gefallen lassen müssen, wie ja auch der Elektra-Stoff selbst zahlreiche Poeten angelockt hat. Von Voltaire und Alfieri bis auf Wilbrandt und Wilamowitz-Möllendorff. Der jüngste Elektra-Bearbeiter ist Hugo v. Hofmannsthal, der 1903 mit seiner Tragödie an die Öffentlichkeit trat und bei deren Uraufführung im Kleinen Theater zu Berlin einen nachhaltigen Erfolg davontrug, einen Erfolg, der dem seltsam kühnen Werk die Pforten der meisten Bühnen erschloß. Der talentvolle Wiener Neuromantiker, der zuvor nur als Lyriker Beachtung gefunden und seither mit seinen weiteren dramatischen Werken „Das gerettete Venedig" und „Ödipus und die Sphinx" nur geringes Glück gehabt hat, bezeichnete seine „Elektra"-Tragödie als „frei nach Sophokles", zumeist wohl aus dem Grunde, um auf die Quelle, aus der er die Grundstoffe zu seiner Arbeit nahm, im Gegensatz zu den Dramen des Äschylus und Euripides hinzuweisen, nicht aber, um seine Umprägung des antiken Stoffes als vom sophokleischen Genius geweiht zu bezeichnen. Nichts wäre freilich auch verwogener gewesen! Denn von dem antiken Vorbild hat Hofmannsthal nur die Umrisse, Wirkungen und Namen übernommen. Geist, Seele und Empfindungswelt des Dramas, nicht zuletzt auch die Tendenz der Sprachform ist unter seinen feinen, nervösen Händen eine grundandere geworden. Aus dem aus ehernen Quadern geschichteten Drama der Blutrache, über dem unweigerlich der Wille des Schicksals waltet, wurde ein glühendes Gedicht hysterischer Sinnlichkeit, dessen Heldin in brünstigen Paroxysmen schwelgt und auch vor krankhafter Zärtlichkeit der eignen Schwester gegenüber nicht zurückschreckt. Hofmannsthals Sprachmeisterschaft — ihrer Wesensart nach weit mehr orientalisch als hellenisch befruchtet — ist über dieses nervöse Griechentum ausgegossen, dessen Repräsentantinnen aus einer extremen Affektsituation in die andere fallen, um mit ornamentalen lyrischen Schwelgereien im Munde, in dionysischem Sinnestaumel in sich selbst zusammenzubrechen. Die Handlung der Hofmannsthalschen „Elektra" kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden*). An dieser Stelle sei nur noch auf die Abänderungen hingewiesen, die der Dichter, nachdem sich Strauß zur Vertonung dieser Tragödie entschlossen hatte, auf Wunsch des Komponisten vornahm.

Die Tendenz, von deren Zwang die Abänderungen geleitet wurden, scheint von mehreren Gesichtspunkten beeinflußt worden zu sein. Zunächst handelte es sich darum, alles nur irgendwie entbehrliche Beiwerk der vorbereitenden Dialoge zu entfernen. So finden sich neben zahlreichen Weglassungen scheinbar belangloser Wendungen aber auch einzelne größere Stellen gestrichen, die für die intimere Psychologie, wie sie das Wortdrama erheischte, von Bedeutung waren. Beispielsweise in der ersten großen Zwiesprache zwischen Elektra und Chrysothemis, wodurch die von Hofmannsthal in seiner Urdichtung mit einer gewissen Liebe behandelte jüngere Tochter des Agamemnon, in vieler Hinsicht des Dichters eigenste Schöpfung, von der des Sophokles Vorbild kaum etwas weiß, im Textbuch fast zum Objekt für die Wahnsinnsideen der Elektra zurücksinkt. Wie sehr es Strauß darum zu tun war, die pathologische Gestalt seiner Titelheldin zum bevorzugten Mittelpunkt des Interesses zu stempeln, erhellt auch aus der Szene, in der Klytämnestra der ungebärdigen Tochter, die sie gleichzeitig haßt und fürchtet, ohne doch zu verschmähen, sich ihren Sehersinn nutzbar zu machen, Einblick in die furchtbaren Qualen ihrer Träume und Nächte gewährt: der selbsttrügerische Rechtfertigungsversuch der Gattenmörderin fiel dem Rotstift zum Opfer, indessen die schaurig-plastischen Rachebilder, die Elektra aus ihren blutrünstigen Wahnvorstellungen heraus entwirft, nicht der Schwester, sondern der Mutter enthüllt werden. Die Änderung geschah wohl, um die an und für sich schon breitgesponnene, fürchterliche Szene noch mehr ins Grauenhafte zu steigern. Weniger erklärlich ist die Kürzung der Szene, in der Elektra die Schwester im Zwange einer Art Hypnose zur Ausübung der Mordtat bestimmen will. Es sei denn, daß der Grund darin zu suchen ist, daß selbst einem Richard Strauß dieses Wühlen in pathologischen Wahnvorstellungen, in denen der nimmersatte Hofmannsthal schwelgt, zu viel geworden ist. Doch erscheint diese Lösung des Rätsels angesichts der fühlbaren Wonnen, mit denen der Tondichter sonst in perversen Wogen plätschert, wenig glaubhaft. Die bedeutsamsten Abänderungen finden sich am Schluß des Werkes. Während die Originaldichtung nach dem Ende des Ägisth in raschen, grandiosen Schritten dem Schlusse zueilt, fordert das Libretto im Schatten der verwesenden Leichen nochmals zum Verweilen auf. Ein Zwiegesang der Schwestern muß überwunden werden, ehe die todgeweihte Agamemnonstochter sich zum wollusttaumelnden Todestanze anschickt, an dessen Ende ihr und uns die Erlösung von aller Qual winkt.

Und nun zur Musik! Seit der am 9. Dezember 1905 an derselben Stelle erfolgten Uraufführung der „Salome" ist unendlich viel über Strauß als Musikdramatiker, als erfolggekrönten Propagandisten der Symphonieoper geschrieben worden. Was diesem gewinndurstigen Musiker, dem, am Maßstab der Gegenwart gemessen, die Bezeichnung eines genialen Kopfes nicht abzusprechen ist, versagt blieb, solange er mit seiner dramatischen Kunst in den Bahnen Richard Wagners wandelte, das fiel ihm in den Schoß, als er sein eminentes Können, seine mühelose Beherrschung einer bis dahin unerhört polyphonen Schreibweise, seine Fähigkeit, jedem Instrument die gesteigertste Skala an Klangeffekten abzugewinnen, und die Gabe, grobe Äußerlichkeiten mit dem Schimmer sinnlicher Schönheit zu vergolden, in den Dienst eines Dramas stellte, das — an sich schon ganz auf einer seltsam eindringlichen Art von krankhaft-erotischer Stimmungsmalerei aufgebaut — nur auf die Vertonung durch Richard Strauß gewartet zu haben schien, um seine schon etwas matt gewordene Kraft wieder flott zu machen. An Stimmen, die nach seiner „Salome" schwere Vorwürfe gegen ihn erhoben, hat es nicht gefehlt. Doch auch nicht an solchen, die mit beredtem Enthusiasmus für ihn eintraten und womöglich gar aus der in Musik gesetzten Perversität ein Erlösungsdrama machen wollten. Der Meister wurde gegen den Vorwurf, daß er sich den grausigen Stoff nur um der ihm innewohnenden effektreichen Sensation willen zur Vertonung erkoren habe, energisch in Schutz genommen. Auch angesichts seiner „Elektra" wird es an solchen Stimmen nicht fehlen. Aber ob sie Glauben finden? Allzunahe liegt der Verdacht: daß der Tondichter, nachdem er seine Begabung erkannt hatte, just für die Ausprägung hysterischer Frauencharaktere in musikalische Münze den rechten Ausdruck zur Hand zu haben, sich einzig und allein von der Hoffnung auf neue Siege leiten ließ, als er den Bund wegen der „Elektra" schloß. Die Musik zur „Elektra" bedeutet gegenüber den musikalischen Illustrationen zu Wildes Drama keinerlei sonderliche Überraschung. Wie dort, so arbeitet Strauß auch hier mit einer frappanten Beherrschung des riesigen Orchesterapparates, mit einer relativ beschränkten Anzahl von wirksamen thematischen Einfällen und mit dürftiger melodischer Erfindung. Wie dort — ja noch in gesteigertem Maße — liegt der Schwerpunkt der musikalischen Äußerungen, des Ausdrucks, der Charakterisierung, das ganze Seelenleben des Dramas in dem Orchester, das in einer bei einmaligem Hören ganz undefinierbaren Gestaltungsfähigkeit nicht nur zum Dolmetsch der intimsten Regungen der Personen vor und hinter der Szene wird, sondern sich auch mit aufdringlicher Wollust zum Illustrator von kostümlichen und mimischen Details macht. So malt ein nervöses Thema das „Glitschen im Blute", ein anderes das „Schleppen und Schleifen des Opferzuges", ein drittes das „Klirren der Edelsteine", die Klytämnestras Schmuck bilden. Die Ausgrabung des Beiles, mit dem der Racheakt vollzogen werden soll, wird ausgiebig dargestellt, nicht minder die Beilhiebe selbst, die Agamemnon trafen. Daneben fehlt es auch an psychologisch begründeten Motiven nicht; doch tritt hierbei die Schwäche Straußens, der von je mehr ein Finder als ein Erfinder war, in den Vordergrund. Weder die verschiedenen Themen, die das Innenleben Elektras, der Chrysothemis und der Klytämnestra illustrieren, noch die Formeln, die den Schlüssel zu dem Charakter des Orest geben sollen, sind sonderlich überzeugend gewählt, und auch der Freudentanz der Elektra ist kein glücklicher Wurf. Stark mußte befremden, daß der Tondichter von prägnanten Anleihen bei seiner eignen „Salome" freigebigsten Gebrauch gemacht hat; so sieht das Knechtschaftsmotiv der Elektra dem Hauptthema der Herodiastochter zum Verwechseln ähnlich, der feige Ägisth schmückt sich mit dem flatternden musikalischen Mantel des Herodes, und die rhythmischen Witzchen des Judenquintetts haben ebensowohl wie der Fluch des Jochanaan wieder in der „Elektra" Verwendung gefunden. Am stimmungssichersten offenbart sich der um Hilfsmittel nie verlegene Eklektizismus der Straußschen Muse an den Stellen, wo er, auch der letzten Rücksicht auf das deklamierte Wort oben auf der Szene ledig, mit dem riesigen Instrumentalapparat allein hantieren darf. Wie es da glimmt und glüht, zischt, zuckt und stöhnt! Aus dem mit kakophonischen Unmöglichkeiten und rhythmischen Salto mortales gefüllten Hexenkessel des Orchesters steigen auch sonst melodische Blüten auf, farbenprächtig und duftig genug, um für Augenblicke wenigstens die Exzentrizitäten eines hysterischen Paroxysmus, der über dem Ganzen sein mitleidloses Zepter schwingt, vergessen zu lassen. So sehr an sich aber die kühne und enorme kontrapunktische Arbeit interessiert, so wenig kann aus der Totalität dieses meist sturmgepeitschten Ozeans von Tönen etwelcher nachhaltige Genuß geboren werden. Dafür sind die Vorzüge zu gering: sie vermögen die aus dem Mangel an real-dramatischem Empfinden und dem Fehlen normalen Schönheitsgefühls resultierenden Defekte nun einmal nicht aufzuwiegen. So bleibt ein Rest, zu tragen peinlich!

Die Wertung der neusten Schöpfung Straußens darf nicht beschlossen werden, ohne wenigstens mit einigen Worten der Interpreten zu gedenken, die ihre Kräfte für das unbeschreiblich anspruchsvolle Werk eingesetzt hatten. Szenisch bietet die Tragödie, die sich ohne Dekorationswechsel in hundertfünf Minuten abspielt, keine nennenswerten Schwierigkeiten. Die unheimliche Stimmung des Bühnenbildes ward anderswo schon besser getroffen als diesmal in Dresden. Auch die Lösung der Kostümfrage war nicht durchweg glücklich. Wo blieb das Hellenentum? Eine ganz unvergleichliche Meisterleistung vollbrachte das aus hundertdrei Mann bestehende Orchester; einen bessern Piloten durch die zahlreichen klippenstarrenden Untiefen seines Werkes als Ernst v. Schuch dürfte Strauß kaum finden. Eine Talentprobe von imponierender Vollendung ist die Elektra der Frau Krull zu nennen: in darstellerischer, deklamatorischer und musikalischer Hinsicht erschöpfte sie das krankhafte Wesen dieses Charakters bis zur Glaubwürdigkeit. An Schärfe der Gestaltung und Verwirklichung des Wollens von Dichter und Komponist ebenbürtig erschien Frau Schumann-Heinck als halb Schauder, halb Mitleid weckende Klytämnestra, hinter der die Chrysothemis des Frl. Siems etwas zurückstand. Für den Orest fand Hr. Perron plastische Töne.

Der Erfolg dokumentierte sich in zahlreichen Hervorrufen. Darum bleibt doch als Ceterum censeo das an der Spitze dieses Aufsatzes stehende Wort der nach Liebe, Licht und Luft verlangenden Chrysothemis in Kraft. Und die Stunde wird kommen, da wird das Publikum, hat es erst einmal seine Neugier befriedigt, aus den Theatern flüchten, sobald der Dramatiker Strauß seine Stimme erhebt. Vielleicht nicht heute, nicht morgen, doch in naher Zukunft. Wenn anders . . . wahrlich, dann wäre Wagners Wirken und Wollen ein Wahn gewesen, dann wären wir seiner Werke nicht wert! Otto Sonne.

Richard Strauß' „Elektra": Der innere Hof von Klytämnestras Palast; Dienerinnen und Aufseherinnen am Ziehbrunnen. Originalzeichnung von W. Gause.

Erste Magd: „Daß die Königin solch einen Dämon frei in Haus und Hof sein Wesen treiben läßt."

*) Erschienen bei Adolf Fürstner in Berlin; eine musiktechnische Meisterleistung von Otto Singer, auch typographisch hervorragend ausgestattet, leider aber mit einem beispiellos stil- und geschmackwidrigen Umschlagsbild von Louis Corinth bedacht; auch eine Sensation, die den schlimmsten Ahnungen betreffs des Werkes selbst die Wege bahnt.

*) Vgl. Nr. 3156 der „Illustr. Ztg." vom 24. Dezember 1903.

Richard Strauß' „Elektra": Klytämnestra erscheint mit ihren Begleiterinnen in der Türe des Palastes. Originalzeichnung von W. Gause.

Klytämnestra: „Sie ist heute nicht widerlich. Sie redet wie ein Arzt."

Richard Strauß' „Elektra": Orest neigt sich zu Elektra, sie zu umarmen. Originalzeichnung von W. Gause.

Elektra: „Orest! Orest! Orest! Es rührt sich niemand! O laß deine Augen mich sehen, Traumbild, mir geschenktes Traumbild!"

Die Dame in Kunst und Mode.

Die anspruchsvollste Kulturerscheinung unserer Tage ist die moderne Dame. Sie in all ihren Variationen, dem Raffinement und der ihr eignen Delikatesse darzustellen, ist jetzt von einer Ausstellung unternommen worden, deren Reinertrag dem Fonds der Erholungshäuser für Heimarbeiterinnen zugeführt werden soll. Obgleich die Ziele dieser Ausstellung den Interessen der „Dame“ unserer Tage gelten sollen, begegnen wir dennoch, was gerade die Mode betrifft, auf Schritt und Tritt historischen Reminiszenzen. Denn diese mächtigste Tyrannin ist heute ein Gemisch von so und so vielen Stilarten, zwischen denen sie unruhig hin und her schwankt.

Da die Mode mit ihrem großen Apparat an Toiletten, Wäsche, Juwelierarbeiten, Spitzen und Stoffen in dieser Ausstellung durchaus im Vordergrunde steht, so kommt man erst in zweiter Linie dazu, zu übersehen, wie sich die Dame im Rahmen der reinen Kunst widerspiegelt. Vielleicht gibt der von Theodor Veit in München geschaffene Repräsentationsraum hier das reichste Bild und den stärksten Eindruck. Zwölf von weißem Mull verhüllte Glühkörper verbreiten von der Decke aus ein gleichmäßig mildes Licht. Sechs Türen, von mattrosenfarbenen Vorhängen verdeckt, münden in den ovalen Raum; ebenso viele schmale, sehr klare Kristallspiegel und bauchige Vitrinen, in denen Kostbarkeiten aller Arten enthalten sind, statten ihn aus. Die mattgrauen, senkrecht eingeteilten Wände sind mit dunklerm Holzwerk eingefaßt. Ein wahres Wunder moderner Tapisserie deckt den Boden; es ist ein riesengroßer ovaler Teppich, dessen volle Rosenbordüre so ausgezeichnet schön in diesen entzückenden einzigartigen Saal paßt. Belebung in die äußerst zurückhaltenden Farben des Ganzen bringen sechs dekorative Bilder über den Türen, in denen Adolf Münzer mit viel Grazie und Kraft phantastische Szenen aus der weiblichen Sphäre dargestellt hat. Das Selbstgenügen der Schönheit ist in zweien dieser Supraporten in wundervoller Art durch nackte badende Mädchen illustriert. Den Genuß an elegantem Damensport zeigt uns ein pikantes Modedämchen, das einen bildhübschen Pony kutschiert. Eine Schlittenfahrt im Rausche von Zärtlichkeiten, Karnevalshuldigungen mit ihren geheimnisvollen Reizen lassen uns da die Freuden der eleganten Schönen ahnen.

Ausstellung von der Deutschen Kaiserin, der Kronprinzessin und der Prinzessin Eitel Friedrich.

Repräsentationsraum von Theodor Veit in München mit Supraporten und Teppichentwurf von Adolf Münzer.

Die Dame in Kunst und Mode. (Phot. Elite, Berlin.)

Die neuen Hutformen der Frühjahrsmode; hohe Fassons mit Krempen- und seitlicher Garnierung. Modelle Regine Friedländer.

Die übrigen Räume stehen dem Beschauer wohl näher. In ihnen aber steigert sich vielleicht gerade das Interesse der Frauenwelt am intensivsten, weil sie ihrem intimen Leben gewidmet sind, und es wird in den Damensalons, den Schlaf- und den Toilettenzimmern seinen Höhepunkt erreichen. Auch hier ist es wieder Theodor Veits Salon, der die größte Anziehungskraft ausüben dürfte. Es ist zum mindesten in ihm Neues und Kühnes gegeben, Farben wie rötliches Lila und Lavendelblau gegeneinandergestellt. So waren die Wände in ihrer gleichfalls lotrechten feinen Einteilung mit lavendelblauem, in sich gemustertem Stoff bespannt, Sofa und Sessel waren rotlila bezogen.

Rudolf Schröder stellt ein Toilettenzimmer in Kirschbaum aus. In dem danebenliegenden, den ständigen Besuchern des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses schon lange bekannten Schlafzimmer mit dem Rohrgeflechtbett traf man eine Blondine vor der prachtvollen Psyche beim Frisieren, eine Beschäftigung, der sie sich in Permanenz ergibt, allerdings ohne jede Anstrengung; denn sie ist von Wachs bossiert und macht den ganzen Ausstellungstrubel (wie die Schar ihrer Kolleginnen, die mehr oder minder vorteilhaft die herrschenden Moden in den verschiedenen Räumen vorzuführen haben) ohne jede innere Erregung mit. Sie sitzt in einem Traum von Frisiermantel gehüllt, der in wahrer Blumenzartheit ihre Figur umhaucht. In ihrer Umgebung fesselt uns die reiche und kostbare Wäscheausstattung, die die geöffneten Schränke füllt und Sessel und Chaiselongue wie ein Feengespinst bedeckt.

Ein anderes Schlafzimmer von Rudolf und Fia Wille machte bei großer Noblesse einen äußerst heimlichen Eindruck. Vielleicht lag das daran, daß das weißlackierte, einfache Bettgestell von einem Seidenvorhang in altrosa Farbe umgeben war, den man aber glücklicherweise so zurückgeschlagen hatte, daß man den Anblick einer herrlichen weißen Atlasdecke, über die sich eine Spitzenwoge ausbreitete, genießen konnte.

Einen Begriff davon, was eine elegante Schöne in ihren Koffern notgedrungen beherbergen muß, bekam man in dem Schlaf- und Toilettenzimmer einer überaus luxuriösen, aber wenig „aufgeräumten" Dame. Doch sie war ja wohl kurz „vor der Abreise!" Vor dem Chaos der köstlichen Zutaten an Gewändern, Blusen, Mänteln, Wäschestücken standen die Besucher zunächst verblüfft und ein wenig entsetzt. Ein auf Hochkant gestellter Kleiderschrank-Rohrplattenkoffer gab schließlich einen Anhalt in dem Gewirr; aus ihm quollen kostbare Roben in reizendem Farbenakkord. Der Hutkoffer ließ einen Blick auf moderne Kopfbedeckungen tun, die umfangreiche Bekrönungen der Krone der Schöpfung darstellten. Ein kleines Vermögen lag allein in Gestalt von seidenen Strümpfen, Gürteln und Taschentüchern auf Sesseln und dem Teppich herum. Die Besitzerin all der Herrlichkeiten selbst war leider nicht zu sehen. Sie hatte aber schon gearbeitet (auf ihrem Bett lag ein französischer Roman) und gefrühstückt, Eierreste und Krümel waren auf einem silbernen Teegeschirr zu sehen. Neben diesem Raume war das mit schwarzen und weißen Marmorfliesen ausgelegte, mit Glaswänden versehene Badezimmer von Ernst Friedmann nebst einer Nische, in der sich die porzellanene Badewanne befand. Es entsprach allen praktischen und hygienischen Anforderungen aufs genauste. Eine Theaterloge wäre noch unter den Räumen zu nennen. Sie glich leider mit ihren Bewohnerinnen, die sich wächsern und leblos in modernen Toiletten spreizten, und mit ihrer schlecht gemalten Raumperspektive einer Panoptikumszenerie und gereichte daher der Ausstellung keinesfalls zur Zierde.

Eine besondere Note hatte das Unternehmen dadurch erhalten, daß die Damen der Gesellschaft — an der Spitze die Deutsche Kaiserin und die Kronprinzessin — die Ausstellung mit sehenswürdigen Objekten aus ihrem Privatbesitz beschickt hatten. Unser Bild zeigt die Ausstellungsgruppe der Damen aus dem Kaiserhause. Auch die Prinzessin Eitel Friedrich sandte ein sehr kostbar gesticktes Kleidungsstück und zwei ihrer Spazierstöcke ein.

Was sich im übrigen in den einzelnen Räumen als modischer Luxus verteilt hatte, umfaßte naturgemäß das ganze Gebiet der Damenwelt. Von den neuen Besuchskarten Ernst Aufseesers in München fehlte nichts bis zum neusten Abendschuh, von Künstlerhand entworfen. Im allgemeinen konnte man, was im speziellen die Präsentation der Toilette betraf, dabei sagen, daß die Kleider, die nicht auf Wachsfiguren aufgezogen waren, mehr den vornehmen Stil der Ausstellung trafen und einen bei weitem verführerischern Eindruck machten. Die einzige Ausnahme davon bildete vielleicht die Gruppe des Hauses Kosterlitz, das drei ziemlich gute Figuren mit Toiletten neusten Genres, darunter eine sehr faltig drapierte, vor dem Rocksaum abschneidende Spitzentunika, aufgestellt hatte.

Im übrigen konnte man, wie schon gesagt, beobachten, daß das einfach hingelegte kostbare Kleid der Phantasie mehr Spielraum und den Reiz gewährt, sich eine individuelle Persönlichkeit hineinzudenken, eine Vorstellung, die dem künstlerisch Sehenden und feinfühligern Beobachter sympathischer ist als das rein schneiderliche Interesse, das die aufgestellten Mannequins erweckten. Allerdings werden sich Modeenthusiastinnen durch diesen Umstand wenig stören lassen. Das merkte man besonders in dem Raume, wo auf riesigen Wachsfiguren zwei Gesellschaftstoiletten ausgestellt waren, vor deren Kostbarkeit einzelne Besucherinnen nur noch andächtig zu flüstern wagten. Die eine Toilette von gesticktem Tüll über blauem Silbertuch zeigte die besondere Neuheit dieses Winters, die viereckige Schleppe; die andere, einseitig drapiert, cerisefarbig und pelzverbrämt, hatte höchst effektvolle Kristallstickerei erhalten (Aussteller W. N. Spitzer, Königlicher Hoflieferant, Berlin). Die dritte Toilette aber, die bescheiden und „kopflos" hinter den beiden Wachsriesinnen stand, war erst „die wahre Königstochter"; das mattblaue Panneprinzeßkleid mit einer Spitzentaille stammte sozusagen aus der Schmuckschatulle der Frau Dr. James v. Bleichröder. Seine köstlich genähten Handspitzen waren mit Diamanten übersät, und das unruhige Gefunkel auf dem ekrüfarbigen Spitzengrund wirkte geradezu märchenschön und bezaubernd.

In die friderizianische Zeit versetzte uns dagegen eine überaus reizende und phantastische Toilette aus himbeerfarbenem Samt mit Kameenschmuck und schwarz und weißem Netzwerk. Das Kleidchen gemahnte sonderbarerweise, wenn auch natürlich ganz ins Weibliche übersetzt, an einen der berühmten Cassaquins, die Friedrich der Große gern zu Hause trug (Ausstellerin Frau Minna Schmidt-Bürckly, Berlin). Daneben lag ein goldenes Feenkleid, ein französisches Produkt, das, wie auch die Toiletten, die Madame Cécile Torel ausgestellt hatte, echt französischen Geschmack und französische Kleidergrazie bekundete. Es ist unmöglich, zu schildern, was im übrigen an Toilettenpracht, Spitzenschönheit, feinster Schuhmacherkunst, Stoffen, Sonnenschirmen, Fächern, Bijouterien und Haararbeiten zu sehen war. Die Namen S. Ungar, Emil Jacoby, Maison Blaauw, Anna Benon, Gérard, Gustav Cords, Michels u. Ko., Otto A. Koch, M. Schöneberg, J. Roeckl, F. B. Grünfeld, Alex Sachs, B. Mannheimer bürgen da für die Erstklassigkeit der ausgestellten Objekte der Eleganz und Mode. Wie der Tau in den Frühlingsmorgen, gehören die Schätze der Goldschmiedekunst in das Reich der eleganten Dame. Hier schien ein sagenhafter Perlen- und Diamantenregen niedergegangen zu sein. Die Juwelenbesitzerinnen der Gesellschaft sowie die Juweliere hatten aus ihren Kleinodien hergegeben, was zu Staunen und Bewunderung hinreißt. Aus dem unübersehbaren Gebiet der Toilette seien nur noch die Frühjahrshüte von Frau Regine Friedländer erwähnt, die in Eleganz und modernsten Formen wie feinster Farbenzusammenstellung exzellierten. Unsere Abbildung zeigt sie in den Haupttypen der Frühjahrsmode, die naturgemäß jetzt schon jede Frau interessiert. Es wird uns schwer, in diesem Bericht die wundervollen Nachahmungen der Natur in heutigen künstlichen Blumen zu übergehen. Neben einzelnen, herrlichen Exemplaren von Ballbuketten und Garnituren zierten prachtvolle dekorative Sträuße Vasen und Gesimse in den Zimmerkojen. Das Schönste unter diesem Blumenflor war eine lange, dicke Girlande von Hunderten von Tulpen, Iris und Sternblumen (Aussteller Julius Weigert, Berlin). Sie hing vergnüglich bunt und üppig, wie aus einem alten Gartensaal entnommen, über einer Tür, einer Phantasie Verwirklichung gebend. Bei der Wanderung durch die Ausstellung wurde man überall von Gemälden begleitet, von denen, obwohl die Namen Kaulbach, Lenbach, Sargent, Orlik, Lawrence vertreten sind, nur zu sagen ist, daß sie leider eine Schilderung der eleganten Weiblichkeit in ihrem undefinierbaren Reiz vermissen ließen. Die „Dame" ist zwar bei ihnen nach mehreren dekorativen Richtungen hin ausgebeutet worden, bloß nicht nach der, wo Kleid und Persönlichkeit einander zum Ausdrucksmittel werden, also das Menschliche, Individuelle siegreich die Spitzen, Atlas und Seide, Modeschnitt und Frisur und alles übrige Drum und Dran durchbricht und durchleuchtet. Auch das Dämonische, das einer genial erfundenen Toilette anhaften kann, das Geheimnisvolle, ist nur in ganz geringem Maße betont. Das ist sehr zu bedauern, da es aus allen Zeiten und Kunstepochen hervorragende Damenporträte gibt, von denen manches an sich allein genügt hätte, diese ganze Ausstellung in eine höhere Sphäre künstlerischer Bedeutung zu rücken. Interessanter waren die bildlichen Darstellungen von Straßengruppen und Zusammenkünften der großen Welt in Foyers, in Sälen und bei Rennen. Da ist viel Frisches und Flottes zu sehen. Einige Rokokoszenen in Strichmanier gereichten den kleineren Salons zur Zierde; sie gaben Ähnliches wie die Kunstblätter, die den Katalog schmücken, obwohl diese von sehr verschiedenem Werte sind. Jedenfalls ist Somows Gartenszene besonderer Beachtung würdig; sie ist von reizvoller Eigentümlichkeit erfüllt.

A. E. Volker.

Gruppe von modernen Toiletten auf naturalistischen Wachsfiguren. Modelle: F. Kosterlitz, Berlin.

Die Dame in Kunst und Mode. (Phot. Elite, Berlin.)

Hans Licht: Waldausgang.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Zur philosophischen Literatur.

Von Prof. Dr. Geo. Runze.

I.

Um das Problem des Monismus wird gegenwärtig ein Kampf ausgefochten, dem man von seiten der Naturforscher wie der Philosophen und der an theologischen Zentralfragen Interessierten mit Spannung wenigstens zuschaut, soweit nicht eigene Beteiligung bereits in eine Stellung für oder wider hineingenötigt hat. Nach dem Vorgange der von Paul Carus herausgegebenen amerikanischen Zeitschrift „The Monist“ sind jetzt, seitdem 1906 in Jena der Monistenbund gestiftet wurde, auch in Deutschland spezifisch monistische Journale begründet worden; so die „Neue Weltanschauung“ von Dr. W. Breitenbach. Die wirksamste Förderung hat diese auf einheitliche Weltbetrachtung unter deszendenztheoretischer Flagge gerichtete Bewegung durch Haeckels in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete „Welträtsel“ gefunden. Ob aber eine solche auf die breitesten Schichten rechnende Popularisierung des an sich jedenfalls sehr löblichen Bestrebens, das gesamte physische und geistige Dasein mit dem Einheitsgedanken der Entwicklungslehre zu umspannen, nicht doch ihr Bedenkliches habe, weil nur allzuhäufig gerade hier subjektive Meinungen und unbewiesene Hypothesen als begründete Wahrheiten ausgegeben werden, und sonach ihre massenhafte Verbreitung sich als verfrühtes Unterfangen erweise, das ist eine ebenso naheliegende wie schwerwiegende Frage. Es zeugt für die Objektivität der genannten Monatsschrift, daß in ihr auch Vertretern eines ausgesprochenen Dualismus das Wort verstattet wird. Aber vor allem: Was heißt Dualismus und Monismus, Theismus und Pantheismus? Diese Kategorien befassen jede eine große Zahl möglicher Denkweisen unter sich. In seiner Abhandlung über „Die Grenzen der Religion und Naturwissenschaft“ hat erst jüngst der Gießener Professor der Naturwissenschaft Adolf Hansen zur Kritik von Haeckels monistischer Religion und Naturphilosophie die nicht unzutreffende Schlußbemerkung gemacht: „Warum verschweigt der Monismus, der den Geist durch die Natur austreiben will, daß gerade Naturforscher, d. h. alle Physiker, die Frage für diskutabel halten, daß Materie durch Übergang in Energieformen verschwinden und durch Umformung von Energie entstehen könne? Das wäre ein anderer Monismus als jener zwei- und vieldeutige der »Welträtsel«, der Materie und Energie als Attribute einer Substanz ansieht, deren Hauptbestandteile Masse und Äther sein sollen.“ Von anderer Seite wird sogar der auf dem Mosaismus ruhende christliche Monotheismus als der wahrhafte Monismus angesehen. Wer es gewohnt ist, sich niemals durch modische Schlagwörter imponieren zu lassen, Wort und Sache streng zu scheiden und die Vieldeutigkeit aller in Worte gefaßten natürlichen wie künstlichen Begriffe zu durchschauen, dem wird es willkommen sein, daß Artur Drews in einem jetzt vollendeten zweibändigen Werk „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter“ (Jena, Eugen Diederichs Verlag; 10 ℳ 50 ₰) in historischen und systematischen Ausführungen einzelne der hervorragendsten Bekenner des Monismus zu Worte kommen läßt. In der Einleitung erwähnt der Verfasser die verschiedenen, oft sehr voneinander abweichenden Theorien und empfiehlt schließlich den „konkreten Monismus“ Ed. v. Hartmanns als die Krönung des Ganzen. Merkwürdig ist, daß, während der Leser über Schopenhauer, Fechner, Lotze, Eucken unterrichtet wird und als Autoren nebeneinander Bruno Wille, Christoph Schrempf, Friedrich Steudel, Hans Thoma u. a. redend auftreten, der zugesagte Beitrag über Haeckel ausgeblieben ist, wohl aber der eines scharfen Kritikers an Haeckels Monismus, Leonhard Beeh, Aufnahme gefunden hat. Besonders ansprechend ist der Dialog „Parmenides“ von K. P. Hasse, der dem unendlichen all-einen Weltorganismus in seinem innersten Wesen Aktualität und Bewußtsein beimißt, sowie die kurze Analyse der mosaischen Schöpfungsgeschichte von Thoma. Letzterer sieht in der biblischen Darstellung ein Lehrgedicht von tiefster Wahrheit. Das Wort: „Es werde Licht!“ sei zugleich das treffendste Sinnbild für das Erwachen des menschlichen Selbstbewußtseins, diesen wunderbaren Anfang der eigentlichen Weltschöpfung.

Im Vordergrunde des idealen Zeitinteresses steht ja überhaupt neben der im engern Sinne philosophischen die religiöse Frage. Einerseits die historisch-kritische Beurteilung des Urchristentums, andrerseits die Stellungnahme zu den kirchlich-religiösen Einrichtungen der Gegenwart, insbesondere zu dem immer klaffender werdenden Gegensatz, wie er zwischen dem dogmatisch umgrenzten Katholizismus und vielen freier Denkenden auch innerhalb dieser Kirchengemeinschaft sich allmählich aufgetan und zu einer zahlreichen modernistischen und antimodernistischen Literatur Anlaß gegeben hat. Manche Zeichen deuten darauf, daß die aussichtslos erscheinenden Kämpfe bereits viele ernstere Vertreter einer idealen Weltanschauung, auch aus katholischem Lager, in die Reihen des Monismus gedrängt haben, dessen energischste und siegesgewisse Vorkämpfer allen Ernstes von einer neuen Religionsgemeinschaft auf naturphilosophischer Basis reden. Ein übersichtlich orientierendes Buch dieser Art ist Max Werners „Das Christentum und die monistische Religion“ im Verlage von Carl Curtius in Berlin, das, von vornherein in zehntausend Exemplaren gedruckt, auf zweihundert Seiten unter reichlicher Zitierung der besten Zeugen, wie Pfleiderer, Johannes Weiß, Paulsen, Gustav Gerber, ein lebendiges Bild von dem gegenwärtigen Stand der wichtigsten innern Kulturfrage bietet, den Kern des Gottesglaubens nicht bloß unangetastet läßt, sondern ihn mit wirklich religiöser Wärme positiv zu begründen sucht, von Jesu Person mit Verständnis und mit Ehrfurcht spricht, aber merkwürdigerweise aus mehr äußerlichen Gründen das Symbol des Kreuzes und die zentrale Stellung Christi aus der monistischen Zukunftskirche ausgeschaltet wissen möchte. Eine in ähnlichem Geiste geschriebene Schrift, die das neben dem Gottesglauben wichtigste Religionsproblem in gedankenvoll lyrischer und zugleich philosophischer Weise behandelt, ist Felix v. Stenglins Büchlein „Über die letzten Dinge und die Überwindung des Leides. Ein Versuch Trost zu geben im Sinne freien Denkens“ (Leipzig, 1909, Alfred Kröner Verlag). Man mag über einzelnes anders denken: der Ton des Ganzen wird deshalb auch Gegnern Sympathie abnötigen, weil er ebenso Ernst und Milde, freie Anschauung und innige Versenkung in die Tiefen des Lebensproblems bekundet. Als Mittlere zwischen entwickelndem Essay und perlenartiger Aufreihung von Aphorismen erinnern diese Elegien in Prosa an zwei der schönsten Bücher, die, der Weltliteratur angehörend, dem gleichen Thema gewidmet sind: Tennysons „In memoriam“ und Ernst Zitelmanns „Memento vivere“, nur daß diese beiden in Reimstrophen gedichtet sind. Ein persönliches Erlebnis, wie es diesem zugrunde lag, und wie es auch Stenglin zu seiner feinsinnigen und zarten Darbietung inspiriert haben mag, wird sympathischer Wertschätzung immer sicher sein; hier aber werden einzelne Gedanken mit ausdrücklicher Hindeutung auf zeitgenössische Wissenschaftsfragen so erörtert, daß der Leser sich aus der individuellen Sphäre herausgehoben und dem Weltproblem gleichsam Aug' in Auge gegenübergestellt fühlen soll. Was endlich auch diese positivistische Betrachtungsweise mit dem frommen Tennyson und den kritisch-vermittelnden Ideen Zitelmanns verbindet, das ist wiederum das Verständnis für den Gottesgedanken, das innige, tief geschöpfte Vertrauen auf eine weltleitende Vorsehung.

Denen, die den philosophischen Grundproblemen mehr mit geschichtlichem als mit systematischem Interesse nachgehen, werden als die klassischen Vertreter des Monismus auch in Zukunft die Männer gelten, die man sonst als Identitätsphilosophen bezeichnete. Den Reigen eröffnen die Neuplatoniker. Auch da hat dem interessantesten und schwierigsten unter ihnen, Plotin, vor kurzem A. Drews eine umfassende Monographie gewidmet. Über Johannes Scotus Erigena, Nikolaus von Cusa und Spinoza führt dann der Weg zu den Neueren, unter denen neben und über Schleiermacher und K. Chr. Fr. Krause den ersten Platz wohl immer Schelling behaupten wird. Lange Zeit hat man sich um die großzügig angelegte, wenngleich nur unter Schwankungen entwickelte Systembildung Schellings wenig bemüht; jetzt scheint das Interesse an diesem vielseitigen und ebenso poesiereichen und verstandeshellen Genius wieder zu wachsen. Erfreulich ist daher die aus der kostspieligen Gesamtausgabe seiner Werke neuerdings getroffene Auswahl in drei Bänden, die der Leipziger Verlag Fritz Eckardt veröffentlicht hat (20 ℳ). Otto Weiß als Herausgeber hat eine orientierende Einleitung mit ausführlicher Lebensbeschreibung Schellings vorausgeschickt, und wiederum Drews fügt einige einführende Worte hinzu, die dem Unternehmen in sinniger Weise den Weg ebnen möchten. Da sagt er S. XIX: „Unsere Zeit ist von einer tiefen Sehnsucht nach einer monistischen Auffassung der Weltwirklichkeit erfüllt. Die bisherigen Versuche, der wesenhaften Einheit alles Seins von der Seite der Natur her beizukommen, haben sich als im Prinzip verfehlt erwiesen. Schelling bietet uns das Bild eines Denkers dar, der im vollen Bewußtsein der Bedeutung jener Aufgabe nach einer wirklichen Versöhnung der entgegengesetzten Gebiete des Daseins ringt, ohne dabei das eine auf Kosten des andern herabzusetzen. Unsere Zeit hat sich übersättigt an der rein verstandesmäßigen Zergliederung der Wirklichkeit und strebt nach einer lebensvollern und anschaulichern Betrachtung des Natur- und Menschenlebens. Schelling schaut mit den Augen des Künstlers in die Welt. Der Gedanke, die Philosophie als Kunst zu üben und die Wirklichkeit als ein großes Reich ästhetischer Ideen darzustellen, schwebt ihm als höchstes Ideal vor Augen, befeuert seinen Sinn und spiegelt sich schon in dem begeisterten Schwunge des Stiles mancher seiner Jugendschriften.“ Aus allen Perioden seiner reichen Entwicklung hat Otto Weiß die charakteristischen Werke gewählt: zuerst aus der Fichteschen des subjektiven Idealismus, dem objektiven Idealismus der Naturphilosophie, dem Dualismus zwischen dieser und dem transzendentalen Idealismus, endlich dem abgerundeten Identitätssystem; sodann aus der Periode des Theismus und der Freiheitslehre, eine allerdings manche Lücken aufweisende Wahl, an der man vielleicht das Fehlen des gegen Jacobi gerichteten „Denkmals“ sowie der „Weltalter“ und der fragmentarisch-philosophischen Novelle „Clara“ (über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt), vor allem des naturphilosophischen Lehrgedichts in Knittelversen vom Jahre 1800 bedauern mag, die bloß auszugsweise Wiedergabe der „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“ aber billigen wird. Drei ausgezeichnete Titelporträte aus verschiedenem Lebensalter Schellings erhöhen den Wert der Ausgabe.

Wenn das Studium Schellings wohl immer eher ein Vorzugsrecht für philosophische Feinschmecker als eine unumgängliche Aufgabe für alle ernsteren und tieferen Forscher sein wird, so sind über die bleibende Bedeutung Kants und die Notwendigkeit, sich vor allem an ihm zu orientieren, die meisten namhaften Forscher der Gegenwart einig. Und mehr und mehr hat man erkannt, daß zur einleitenden Orientierung für Anfänger wie zur nachträglichen Übersicht für Eingeweihte den treusten Einblick in das unvergleichlich gediegene und fruchtbare Werkgefüge Kantscher Gedankenbildung jene kleine Schrift gewährt, deren Präzision, Klarheit und Tiefe schon Schopenhauer rühmte, und deren zündende Wahrheit Ernst Mach, der berühmte Physiker, als richtunggebend für seine naturphilosophische Weltanschauung an seiner Person erlebt hat: die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“ vom Jahre 1783. Diese epochemachende Schrift, die in konzentrierter Form das leistet, was Helmholtz von Kants Philosophie überhaupt sagt, daß sie nämlich beabsichtige, „die Quellen unseres Wissens und den Grad seiner Berechtigung zu untersuchen, ein Geschäft, das für immer der Philosophie verbleiben wird, und dem sich kein Zeitalter ungestraft wird entziehen können“, bedarf trotz ihrer verhältnismäßigen Durchsichtigkeit doch, mit Rücksicht auf Kants eigenartigen Stil und die Gedrängtheit mancher Ausführungen, eines aufklärenden Kommentars, damit nicht der für das Verständnis unerläßliche Aufwand an Nachdenken unnötig auf Nebendinge verschwendet werde. Vaihinger, der für die „Kritik der reinen Vernunft“ ein Riesenwerk von kommentierenden Erläuterungen geliefert (und beiläufig in den „Prolegomena“ eine Blattverschiebung entdeckt) hat, bahnte hier den Weg, schrieb aber für den engsten Kreis eingeweihter Fachgelehrter und ließ sich dabei von dem Bestreben absoluter Vollständigkeit, Gerechtigkeit und Treue in Berücksichtigung fremder vorgängiger Auffassungen leiten. Ein mehr für die breitere Schicht der philosophisch interessierten Leser berechnetes, rein analytisches Hilfsmittel hat nun jetzt Dr. Max Apel veröffentlicht, das allen, die sich mit Kant beschäftigen wollen, warm empfohlen werden darf: „Kommentar zu Kants Prolegomena. Eine Einführung in die kritische Philosophie. I. Die Grundprobleme der Erkenntnistheorie“ (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“; 2 ℳ 50 ₰). Der Verfasser hat das Büchlein mit wahrem innern Vergnügen durchgelesen, nicht obwohl, sondern gerade weil ihm die „Prolegomena“ seit vierzig Jahren eins der vertrautesten Bücher geworden sind, nachdem er sie, wie E. Mach, als Achtzehnjähriger in der väterlichen Bibliothek entdeckt hatte. Die „Prolegomena“ gehören zu den wenigen Werken, die man, wie die Bibel, Homer, „Hamlet“, „Faust“ und einige wenige philosophische Schriften, nicht nur immer wieder lesen kann, sondern lesen muß, weil man bei jedesmaligem Lesen einen vermehrten Antrieb zu erneuter Lektüre empfängt.

Eine ganz eigenartige Publikation, die vielen überraschend sein wird, ist die jüngst bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienene Darstellung des katholischen Prälaten Dr. Engelbert Lorenz Fischer „Der Großgeist das höchste Menschenideal. Grundlinien zu einer Philosophie des Grenzgenies“ (1908, 280 Seiten, 4 ℳ). Ein fesselndes Buch nach Inhalt und Form: es zeigt in prägnanten Zügen die charakteristischen Eigenschaften der genialen Männer, der Künstler, Forscher, Staatsmänner, Helden, Religionsstifter und Kulturerneuerer. Nur einen scheint er nicht zu kennen, Martin Luther, der doch wohl als treuster Verkörperer der deutschen Volksseele noch gekannt und verehrt sein wird, wenn man über Nietzsche und so manche andere Genies, die Fischer eingehend würdigt, zu einer maßvollern Einschätzung gelangt ist. Ob ferner die Unterschätzung der moralischen Mängel an Napoleon und die übermäßige Anerkennung seines Willens zur Macht, seiner zielbewußten Energie, seiner konzentrierten Intelligenz nicht ebenfalls mit einer Verkennung der tiefsten Genialität, der Macht des Gewissens und der Überzeugungstreue, mit einer Überschätzung der äußern Autorität und ihrer organisierenden Kraft zusammenhängt? Immerhin gewährt das Buch durch seine oft treffenden Schlaglichter auf die Eigenart z. B. eines Michelangelo, Leibniz, Goethe, Bismarck großen Genuß und regt zu Betrachtungen über das Verhältnis der freien Persönlichkeit zu ihrer providentiellen Aufgabe an.

Mit der Wertschätzung der Einzelpersönlichkeit verbindet unsere Zeit ein gesteigertes Interesse an den allgemeinen Gesetzen der Kulturentwicklung, ein Interesse, in dem wiederum zwei an sich differierende Motive sich vereinigen: das geschichtliche und das philosophische. Den Sinn für den Individualwert der „Großgeister“ auf eine abschließende Höhe geführt zu haben, bleibt das unbestrittene Verdienst Nietzsches; aber er übersah und verachtete dabei den „Nutzen der Historie für das Leben“. Das historische Verständnis gilt demgegenüber mit Recht fast allgemein als die Vorbedingung jeder selbständigen, auf das Ganze einer Weltanschauung gerichteten Urteilsbildung; neu aber ist die Art seiner innern Verflechtung mit dem philosophischen Erkenntnisstreben, eine Kombination, mit deren gegenwärtiger Vervollkommnung alte, frühzeitig wieder abgebrochene und lange brachgelegene Traditionen aus der Zeit der Romantik von Herder bis Hegel nunmehr wieder aufgenommen werden. Eine Reihe von geschichtsphilosophischen Versuchen bezeugt dies, sei es, daß man von den realen Lebensinteressen der Gesellschaft ausgeht oder die tatsächlichen Fortschritte in der Entwicklung der kulturellen Ideen als Hauptgesichtspunkt ins Auge faßt, also wirtschaftspolitisch und soziologisch verfährt, wie Lamprecht, Barth, Simmel, Eisler, oder kulturphilosophisch, wie Breysig, Vierkandt, M. Kronenberg. Der letztgenannte, dessen popularisierende Monographie über Kant große Anerkennung gefunden hatte, tritt jetzt mit einer im ersten Bande bereits erschienenen größern Arbeit über die „Geschichte des deutschen Idealismus“ (I. Die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis Kant, München 1909, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung; geb. 7 ℳ) hervor, die, in fließender Darstellung geschrieben, über die unvergleichlich fruchtbare Epoche seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Hegels und Goethes Tode orientieren will, aber weit mehr bietet, indem sie trotz einer fast spielend erscheinenden Leichtigkeit und Gewandtheit in Bewältigung der schwierigsten kulturhistorischen Probleme doch insofern zugleich gründlich verfährt, als sie mit Anaxagoras, Parmenides, Sokrates anhebt, den Eintritt des christlichen Urgedankens in die nur scheinbar absterbende griechisch-römische Kultur, die Patristik, Scholastik, Mystik des Mittelalters, die Renaissance und die Vorgeschichte der Aufklärungszeit in ein großes, einheitliches Bild zusammenfaßt und einstweilen mit Herder und dem vorkritischen Kant abschließt: eine Darstellung (beiläufig in schönster buchhändlerischer Ausstattung), die dadurch eigenartig wirkt, daß sie nicht bloß Kulturgeschichte, sondern Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie in einem ist und so das ältere, prinzipiell umfassendere Werk von Willmann in besonderer Weise ergänzt. Ob freilich die an sich richtige, aber doch sehr der Hegelschen Spekulation abgesehene Schablone der wechselseitigen Beziehung des Subjektiven und Objektiven ausreicht, um alle Erscheinungen des Idealismus in der Geistesgeschichte der abendländischen Völker danach zu bemessen, ob nicht dabei das Individualpersönliche, z. B. in Jesus, zu kurz kommt, den Kronenberg fast lediglich als mythisch personifizierten Niederschlag des Christusideals und seiner hellenisch-jüdisch-allgemeinmenschlichen Motive, als Phantasieprodukt der in die reine Innerlichkeit sich zurückwendenden Subjektivität des Menschengeistes und schließlich als Resultat ihrer Transponierung aus der individuellen Sphäre in die universelle der reinen Geistigkeit auffassen lehrt: darüber ließe sich streiten. Hinter dem Geistigen tritt zu sehr zurück das Seelische, auch in der Darstellung Goethes, Herders, Lessings und Kants. Das schöne Wort Augustins von Gott und Seele versteht Kronenberg so, als ob es sich nur um Gottes- und Selbsterkenntnis handelte. Daß jede Menschenseele ein Unikum in ihrer Art ist, daß alles Individualpersönliche ein Mysterium umschließt, dem gerade der deutsche Idealismus (man denke an Kants „verborgene Kunst in den Tiefen der Seele“, an Schellings „geheimes, wunderbares Vermögen“, an Goethes „Kern der Natur Menschen im Herzen“) das tiefste Verständnis entgegengebracht hat — diese Einsicht, auf die Person Jesu angewendet, führt bezüglich der individuellen Einfühlung in solch mysteriöses Seelenleben zu Forderungen, denen selbst Nietzsches „Antichrist“ trotz seiner entsetzlichen Konsequenzen doch in gewissem Sinne mehr gerecht zu werden bestrebt ist, als alles Jonglieren mit abstrakten Kategorien es je vermöchte.

Felix Mendelssohn Bartholdy. Originalzeichnung von F. Haß.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages.

Von **Ernst Wolff**, Köln.

Motto: „Kurz war dein Pfad, doch trug er Blum' an Blume,
Und wie Achill sankst du in deinem Ruhme."
(Emanuel Geibel.)

Ein Künstler, dessen Leben selbst wie ein Kunstwerk anmutet, dessen poetische, lebensvolle Persönlichkeit ebenso wie seine Werke vom Hauche reiner, klassischer Schönheit umweht ist, der von der Vorsehung berufen schien, wie „selige Genien droben im Licht zu wandeln" — so steht heute vor unserm geistigen Auge der große Tondichter, der vor hundert Jahren der Welt geschenkt wurde. Mögen gewaltige Meister der Töne uns durch ihre Kunst noch geheimnisvollere seelische Tiefen erschlossen haben — in der vielseitigen, harmonischen Ausbildung und Entfaltung aller Gaben, die der Genius verschwenderisch über ihn ausgeschüttet hatte, findet Felix Mendelssohn, den Robert Schumann als den „Mozart des neunzehnten Jahrhunderts" feierte, in der ganzen Geschichte der Tonkunst kaum seinesgleichen. Von bedeutenden Menschen abstammend, in einer geistig hervorragenden Umwelt aufgewachsen unbeirrt durch die gemeine Not des Lebens, in der so oft die Früchte genialer Begabung verkümmern, konnte er die reichen Schätze seiner tondichterischen Phantasie zu lauterm Golde ausmünzen. Daß er es tat, daß er sein ganzes Leben, man kann nicht sagen in Mühe und Arbeit, aber in unablässigem, aus reinem Herzen quellendem, nach dem Höchsten ringendem Schaffen verzehrte das stellt auch den Menschen Mendelssohn, den kein Kampf ums Dasein zu dieser rastlosen Tätigkeit antrieb, auf eine sittlich so hohe Stufe. Und wenn wir ihn heute auch in erster Linie als Schöpfer unvergänglicher musikalischer Meisterwerke feiern — welch bewundernswerte Vielseitigkeit des Geistes zeigt uns die Geschichte seines kurzen, achtunddreißigjährigen Lebens! Auf dem Gebiete der Tonkunst selbst war er nicht nur als Schaffender, sondern als Dirigent, als Klavier- und Orgelspieler einer der Ersten seiner Zeit. In der Mal- und Zeichenkunst, der er zeitlebens in seinen Mußestunden eifrig huldigte, brachte er es zu nicht gewöhnlicher Fertigkeit, und durch eine unerschöpfliche Fülle geistvoller und fein stilisierter Briefe, die nach seinem Tode in verschiedenen Sammlungen nach und nach ans Licht kamen, hat er sich auch in der deutschen Literatur einen Platz gesichert. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die hervorragenden musikalischen Stellungen, die er nacheinander in Düsseldorf, Leipzig und Berlin bekleidete, die Arbeitskraft eines ganzen Mannes forderten. Und dennoch vermochte er auch noch in der Zwischenzeit durch ausgedehnte Konzertreisen nach England an dem musikalischen Leben des Inselreiches lebhaft tätigen Anteil zu nehmen, durch siebenmalige Leitung der Niederrheinischen Musikfeste diese periodischen Veranstaltungen der höchsten Blüte zuzuführen und gar noch durch die Begründung des Leipziger Konservatoriums im Jahre 1843 der musikalischen Pädagogik in Deutschland ganz neue, fruchtbringende Wege zu weisen. Bei all dieser fieberhaften, den Geist und die Nervenkraft selbst eines genialen Menschen aufs äußerste anspannenden Tätigkeit bewahrte er sich im innersten Kern ein harmloses Kindergemüt, das an seiner Familie und seinen Freunden mit inniger Hingabe hing, und dem eine tiefe Religiosität mehr war als nur das Ergebnis seiner protestantischen Erziehung. So lebt er im Gedächtnis der Nachwelt nicht nur als Tondichter von angeborener Kraft und Eigenart, sondern auch als „wahrhaft glücklicher und beglückender Mensch", wie ihn sein Jugendfreund Eduard Devrient so schön und treffend bezeichnete.

Felix Mendelssohn Bartholdy im dreizehnten Lebensjahre.
Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel. Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

Wie bekannt, entstammte Mendelssohn einem durch Geist und sittliche Tüchtigkeit ausgezeichneten jüdischen Geschlecht, und wenn er auch durch seine Erziehung und nach innerster Überzeugung ein gläubiger Christ geworden war, so können wir doch in der orientalischen Farbenfreudigkeit seiner Phantasie und ebenso in dem technischen Scharfsinn, womit er die schwersten Probleme des Kontrapunktes spielend bewältigte, ein Erbteil seiner Rasse wiederfinden. Durch die großartige Schilderung von dem Triumph Israels über die ägyptische Knechtung in dem hundertvierzehnten Psalm, durch die feurigen, fanatischen Arien des eifernden Saulus, des rächenden Elias klingt der Unterton alttestamentlicher Kraft und Leidenschaft; und in dem duftigen Gewebe der Mendelssohnschen Scherzi glüht und schillert es wie in den Märchen aus „Tausendundeine Nacht". Daß diese rassige, angeborene Eigenart sich mit den edelsten Bildungselementen vermählen durfte, die Goethes Zeitalter zu bieten vermochte, gibt Mendelssohns Künstlererscheinung ihr geschichtliches Gepräge.

Jakob Ludwig Felix Mendelssohn Bartholdy wurde am 3. Februar 1809 in Hamburg geboren. Sein Großvater war der bedeutende Philosoph und unermüdliche Vorkämpfer für die Emanzipation des Judentums Moses Mendelssohn, der sich nach entbehrungsvoller Kindheit in Berlin zu einer geachteten Stellung als Kaufmann und Schriftsteller durchgekämpft hatte; ein Mann von hoher Sittenreinheit und Idealität des Wesens, hat er bekanntlich seinem Freunde Lessing als Vorbild zu dessen „Nathan" gedient. Sein Sohn Abraham, des Tondichters Vater, siedelte 1811 nach Berlin über, wo er mit seinem ältern Bruder Joseph das heute weltbekannte Bankhaus Mendelssohn gründete und zu Reichtum und Ansehen gelangte. Abrahams Frau Lea, geborene Salomon, zeichnete sich durch Anmut, vielseitige Bildung und musikalische Begabung aus. Der Ehe entstammten vier Kinder, denen die Eltern eine gründliche, auf geistige und körperliche Ausbildung gleichmäßig bedachte Erziehung angedeihen ließen. Felix ist zeitlebens ein ausgezeichneter Schwimmer und Reiter und ein leidenschaftlicher Tänzer gewesen. Die Kinder wurden im Christentum erzogen, das der vorurteilslose, freidenkende Abraham Mendelssohn wegen seines sittlichen Gehalts dem Glauben seiner Väter vorzog. Er selbst trat erst 1822 zum Christentum über, Felix wurde schon 1816 getauft. Den Namen Bartholdy fügte Abraham seinem Familiennamen bei zur Erinnerung an seinen ebenfalls Christ gewordenen Schwager Salomon, der sich beim Übertritt zum Christentum Bartholdy genannt hatte und als preußischer Generalkonsul in Rom sowie als Förderer der Freskomalerei Ansehen gewonnen hat.

An seinem Vater hing Felix mit abgöttischer Verehrung. Seiner Erziehung verdankte er „des Lebens ernstes Führen", die gefestete Weltanschauung und die nimmer rastende Arbeitsfreudigkeit, und seinem Rat folgte er mit blindem Vertrauen und unbedingtem Gehorsam, bis der Tod im Jahre 1835 den trefflichen Mann abrief. Bald danach schrieb der tiefgebeugte Sohn einem Freunde: „Denn der Wunsch, den ich mir vor allen jeden Abend wieder gewünscht hatte, war der, diesen Verlust nicht zu erleben, weil ich an meinem Vater so ganz und gar gehangen hatte, oder vielmehr hänge, daß ich nicht weiß, wie ich mein Leben nun fortsetzen werde, und weil ich nicht bloß den Vater entbehren muß (ein Gefühl, das ich mir schon seit meiner Kindheit als das herbste dachte), sondern auch meinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und meinen Lehrer in der Kunst und im Leben." Nächst dem Vater übte die dreiundeinhalb Jahre ältere Schwester Fanny, die spätere Gattin des Malers Wilhelm Hensel, auf Felix den größten geistigen Einfluß aus. Sie teilte mit dem Bruder das ungewöhnlich frühreife, umfassende musikalische Talent und begleitete ihn nicht nur mit zärtlicher Geschwisterliebe, sondern auch als mitfühlende, verständnisvolle Kunstgenossin durch das Leben. Schon im zarten Kindesalter erhielten Fanny und Felix Klavierunterricht bei ihrer Mutter, im Jahre 1816 auch einige Zeit bei Frau Bigot, einer trefflichen Mozart-Spielerin, in Paris, wohin der Vater mit beiden Kindern gereist war. Später wurde Felix Schüler des ausgezeichneten Klaviermeisters Ludwig Berger in Berlin, dem er seine sattelfeste, nie versagende Klaviertechnik verdankte. In der Theorie und Komposition unterwies ihn Karl Friedrich Zelter, der vom Maurerhandwerk zur Musik übergegangene Dirigent der Berliner Singakademie und Freund Goethes. Wenn wir nun

Felix Mendelssohn Bartholdys Wohnung in Leipzig (Lurgensteins Garten).
Nach einem im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig befindlichen Aquarell von Felix Mendelssohn Bartholdy aus dem Jahre 1839.

auch den nachwirkenden Einfluß dieses ziemlich philiströsen Lehrers auf Mendelssohns Schaffen nur gering anschlagen können, so hat sich Zelter doch um seinen genialen Schüler nach zwei Seiten unstreitig verdient gemacht: er vermittelte ihm die Bekanntschaft mit Johann Sebastian Bachs Werken, deren er handschriftlich eine Menge besaß, und führte ihn bei seinem großen Freunde Goethe ein. Und Bach und Goethe sind die künstlerischen Leitsterne geworden, denen Mendelssohn sein Leben lang folgte und treu blieb. Schon in seinem neunten Jahre trat der Knabe zum erstenmal öffentlich als Klavierspieler auf, und mit elf Jahren begann er seine regelmäßige Kompositionstätigkeit, die durch ihre Mühelosigkeit und ihren Erfindungsreichtum Staunen erregte. Seine Jugendwerke kamen bei den im elterlichen Hause seit 1822 regelmäßig stattfindenden Sonntagsmusiken zur Aufführung. Felix dirigierte dabei ein aus Mitgliedern der Hofkapelle zusammengesetztes Orchester und legte dadurch früh den Grund zu seiner Instrumentations- und Direktionskunst.

Die alte Thomasschule in Leipzig.

In den Anlagen das von Felix Mendelssohn Bartholdy am 6. August 1840 gestiftete Bach-Denkmal. Nach einer im Besitz von Prof. A. Mendelssohn Bartholdy in Würzburg befindlichen Bleistiftzeichnung von Felix Mendelssohn Bartholdy; gezeichnet Anfang der vierziger Jahre von Lurgensteins Garten aus.

Einen tiefen und nachhaltigen künstlerischen Eindruck empfing er durch Karl Maria v. Weber, der am 18. Juni 1821 seinen „Freischütz“ in Berlin zur ersten Aufführung brachte und damit der romantischen Oper Bahn brach. Im November 1821 durfte Felix seinen Lehrer Zelter zu dem Altmeister Goethe nach Weimar begleiten und gewann sich durch sein bezauberndes Wesen und seine staunenswürdigen Leistungen im Phantasieren und Vomblattspielen im Sturm das Herz des Dichters und die Bewunderung seines Kreises. Dieser sechzehn Tage währende Besuch ist in seinen anziehenden Einzelheiten oft geschildert worden; er legte den Grund zu dauernden freundschaftlichen Beziehungen zwischen Goethe und Mendelssohn. Im Sommer 1822 unternahm Abraham Mendelssohn mit seiner ganzen Familie eine längere Reise nach der Schweiz. Auf der Hinfahrt wurde in Frankfurt die Bekanntschaft des hochbegabten Knaben Ferdinand Hiller gemacht, der mit Mendelssohn durch langjährige Freundschaft verbunden blieb und ihm in seinen „Erinnerungen“ ein schönes Denkmal freundschaftlicher Pietät gesetzt hat. Auf der Rückreise weilten Mendelssohns längere Zeit in Weimar, um Goethe zu besuchen, und überzeugten sich, wie herzlich der Greis dem Knaben Felix zugetan war. Erst im Dezember 1822 kehrte die Familie nach Berlin zurück, und Felix begann wieder rastlos künstlerisch zu arbeiten. Die Sonntagsmusiken gewannen an Ausdehnung und Bedeutung, berühmte durchreisende Künstler suchten das Mendelssohnsche Haus auf, und der Freundeskreis des jungen Tonkünstlers erweiterte sich mehr und mehr. Im November 1824 konzertierte der ausgezeichnete Klaviermeister Ignaz Moscheles in Berlin und gab auf Ersuchen der Frau Lea Mendelssohn ihren Kindern einige Klavierstunden. Da er bei Felix sehr bald empfand, daß er „neben einem Meister, nicht neben einem Schüler säße“, verwandelte sich das pädagogische Verhältnis schnell in ein freundschaftliches, das der später erschienene Briefwechsel zwischen beiden Künstlern in helles Licht rückt. Eine Persönlichkeit, die zeitweise großen Einfluß auf Felix ausübte, war ferner der bekannte Musiker und Musikschriftsteller Adolf Bernhard Marx, mit dem sich Mendelssohn indes später (1839) dadurch entzweite, daß er es aus künstlerischen Gründen ablehnte, A. B. Marxens Oratorium „Mose“ aufzuführen. Sehr nahe stand ihm auch der Sänger, Schauspieler und Theaterdichter Eduard Devrient, der später eine „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ herausgab und ebenfalls sehr wertvolle „Erinnerungen an Mendelssohn“ veröffentlicht hat. Sein intimster Herzensfreund aber wurde im Laufe der Zeit der dichterisch begabte hannoversche Gesandtschaftssekretär Karl Klingemann, obwohl er zehn Jahre älter war als Mendelssohn, und nicht nur manches stimmungsvolle Klingemann-Mendelssohnsche Lied, sondern auch der kürzlich erschienene, zwanzig Jahre umfassende Briefwechsel beider Freunde ist ein beredtes Zeugnis ihres Herzensbundes. Auch der später berühmt gewordene Historiker J. G. Droysen zählte zu Mendelssohns nächsten Jugendfreunden. Außer den Genannten aber verkehrten in seinem Elternhause die führenden Geister des damaligen Berlins: A. v. Humboldt, Hegel, Henriette Herz, Varnhagen v. Ense mit seiner Gattin Rahel, die Dichter Heinrich Heine und Wilhelm Müller sowie viele andere künstlerische und literarische Größen, wodurch der empfängliche Geist des reifenden Künstlers reiche und vielseitige Nahrung fand. Für das glänzende geistige Leben, das sich hier entfaltete, bot das schöne Heim in der Leipziger Straße 3, wohin die Familie Mendelssohn im Spätsommer 1825 übergesiedelt war, den günstigsten Rahmen. „Die Sommermonate wurden zu einem ununterbrochenen Festtag voll Poesie, Musik, sinnreicher Spiele, geistvoller Neckereien, Verkleidungen und Aufführungen“, so schildert Mendelssohns Neffe, Sebastian Hensel, in seiner anziehenden Familienchronik das Leben im Hause Mendelssohn.

Unter den zahlreichen Werken jeder Gattung, die Felix bis zum Jahre 1825 schuf, ist das H-Moll-Quartett op. 3 wohl das bedeutendste und auch dadurch bemerkenswert, daß es „Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister, Geheimrat von Goethe ehrfurchtsvoll gewidmet“ wurde. Aber der kritische Abraham Mendelssohn war trotz der Bewunderung, die sein genialer Sohn allerseits erntete, doch noch im Zweifel, ob seine Begabung die Wahl der Musik als Lebensberuf rechtfertige, und wünschte das Urteil einer „europäischen“ Autorität einzuholen. Als solche erschien

Thun. Nach einem Aquarell von Felix Mendelssohn Bartholdy vom 9. Juni 1847.

Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Links unten von Mendelssohn Bartholdys Hand der Anfang des ersten „Liedes ohne Worte". Nach einer im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig befindlichen Bleistiftzeichnung von Eduard Bendemann.

ihm Cherubini, zu dem er denn auch im März 1825 mit Felix nach Paris reiste. Wie nicht anders zu erwarten war, fiel Cherubinis Entscheidung bejahend aus. Überhaupt imponierte der deutsche Jüngling den französischen Musikern gewaltig, während er selbst in jugendlich übertreibender Schärfe an den Parisern kein gutes Haar ließ und eine Abneigung gegen die Lichtstadt faßte, an der er eigentlich sein ganzes Leben lang festhielt. Auf der im Mai unternommenen Rückreise wurde wiederum in Weimar bei Goethe Rast gemacht und das H-Moll-Quartett in einer Abendgesellschaft dem Dichter vorgespielt, dem nach seinen eignen Worten „diese persönliche hör- und vernehmbare Dedikation" sehr wohltat.

Mendelssohns Werke aus dem Jahre 1825 zeigen schon den vollendeten Meister. Als alle anderen überragend sei hier nur das wundervolle Oktett für Streichinstrumente op. 20 genannt, das der Künstler seinem nahen Freunde, dem ausgezeichneten Violinspieler Eduard Rietz, als Geburtstagsgeschenk widmete. Es ist ein formvollendeter Ausdruck der schwärmerischen, romantischen Natur des sechzehnjährigen Tondichters und ein Höhepunkt der nachbeethovenschen Kammermusik. Etwa um dieselbe Zeit wie das Oktett entstand auch die komische Oper „Die Hochzeit des Camacho"; sie wurde schon 1825 beendet, erlebte aber erst am 29. April 1827 ihre erste und einzige Aufführung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin und brachte ihrem Schöpfer hauptsächlich durch die geringschätzige Behandlung, die ihr der damals noch allmächtige Generalmusikdirektor Spontini angedeihen ließ, mancherlei Ärgernisse, die den Grund zu Mendelssohns später mehr und mehr hervortretender Abneigung gegen das Kunstleben in Berlin legten. Aber dennoch hatte der Mißerfolg seiner Oper keineswegs seine Schwingen gelähmt; im Gegenteil spornte er seine Schaffenskraft zu immer glänzenderen Leistungen an. Am 26. August 1826 wurde die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" vollendet, die ihrem Schöpfer einen Platz unter den großen Tondichtern aller Zeiten sicherte. Daß der junge Künstler aber keineswegs einseitig in der Musik aufging, bewies er in demselben Jahre durch seine metrische Übersetzung der Terenzischen Komödie „Andria", die sein Lehrer K. W. L. Heyse mit Einleitung und Anmerkungen herausgab. Auch Goethe erhielt die Arbeit zugeschickt und beauftragte Zelter, „dem trefflichen tätigen Felix schönstens zu danken für das herrliche Exemplar ernster ästhetischer Studien". Seit Ostern 1827 hörte Mendelssohn auch Vorlesungen an der Berliner Universität bei Gans, Lichtenstein und Hegel; am meisten aber interessierten ihn Ritters geographische Vorträge. Unter seinen Kompositionen aus den Jahren 1826 bis 1828 verdienen das etwa gleichzeitig mit der „Sommernachtstraum"-Ouvertüre entstandene liebenswürdige A-Dur-Quintett op. 18, das Streichquartett op. 12 in Es-Dur und ganz besonders die durch Goethes „Meeresstille und glückliche Fahrt" angeregte gleichnamige Konzertouvertüre genannt zu werden. In derselben Zeit erwarb sich der zwanzigjährige Künstler ein unsterbliches Verdienst dadurch, daß er Bachs Matthäus-Passion, die hundert Jahre fast verschollen gewesen war, durch eine glänzende Aufführung in der Berliner Singakademie am 11. März 1829 zu neuem Leben erweckte und dadurch den ersten entscheidenden Anstoß zur Pflege Bachscher Kunst gab. Bald darauf trat er seine Wanderjahre an, die ihn zunächst nach London führten, wo er als Klaviervirtuos und Komponist das Publikum und die Presse im Sturm eroberte und den Grund zu seiner künstlerischen Machtstellung in England legte. Im Spätsommer unternahm er mit seinem inzwischen nach London versetzten Freunde Klingemann eine Erholungsreise nach Schottland, deren Glanzpunkt der Besuch der Fingalshöhle auf der Insel Staffa war, wo er das geheimnisvolle Thema seiner „Ouvertüre zur einsamen Insel" fand; so nannte er damals das später als „Hebriden"-Ouvertüre berühmt gewordene poetische Tonstück. Im Dezember 1829 kehrte er auf einige Zeit nach Berlin zurück, um die silberne Hochzeit seiner Eltern durch die Aufführung seines reizenden Liederspiels „Die Heimkehr aus der Fremde" zu feiern; den Text dazu hatte Klingemann verfaßt. Schon im März 1830 rüstete sich Felix zur Reise nach dem Süden, erkrankte aber an den Masern und konnte erst am 7. Mai aufbrechen. Nach kurzem Aufenthalt in Dessau, der Heimat seines Großvaters, traf er am 20. Mai in Weimar ein, wo er seinen väterlichen Freund Goethe zum letztenmal von Angesicht sah und vierzehn Tage voll reicher geistiger Anregungen verlebte. Goethes Bericht an Zelter, Mendelssohns eigne Briefe aus diesen Tagen und die frischen Tagebuchaufzeichnungen der mit Goethes Haus befreundeten, damals neunzehnjährigen Jenny v. Pappenheim geben einen Begriff davon, wie der geniale Jüngling von dem Goetheschen Kreis bewundert und auf Händen getragen wurde. Der Dichter selbst schenkte „dem lieben jungen Freunde", dem „kräftig-zarten Beherrscher des Pianos", zur Erinnerung einen Bogen des „Faust"-Manuskriptes.

Über den weitern Verlauf der großen Reise Mendelssohns, die ihn über München, Wien und Venedig am 1. November 1830 nach Rom führte, sind wir durch seine Reisebriefe genau und anschaulich unterrichtet. In Rom weilte er ein halbes Jahr, verkehrte in der vornehmsten Gesellschaft, lernte viele Künstler, unter ihnen Thorwaldsen, Horace Vernet, Berlioz, kennen und entfaltete nach des letztern Ausspruch als „producteur infatigable", der selbst an Schirokkotagen gearbeitet hätte, eine reiche schöpferische Tätigkeit, als deren schönste Frucht die Komposition von Goethes „Walpurgisnacht" reifte. Nach kürzeren Aufenthalten in Neapel, Mailand und München, wo das berühmte Klavierkonzert in G-Moll op. 25 in kurzer Zeit entstand, finden wir ihn Mitte Dezember 1831 in Paris, wo er vier Monate blieb, ohne sich jedoch trotz persönlicher Erfolge mit dem dortigen Leben und Treiben zu befreunden. Er verkehrte mit der daselbst weilenden internationalen Künstlergemeinde, so mit Chopin, Meyerbeer, Liszt, Baillot, Kalkbrenner, Ole Bull, Heine, Börne und besonders freundschaftlich mit Ferdinand Hiller, brachte seine „Sommernachtstraum"-Ouvertüre in der Société des Concerts zur Aufführung und spielte daselbst Beethovens G-Dur-Konzert. Im April 1832 kam er wieder nach seinem geliebten London, wo er eine reiche musikalische Tätigkeit entfaltete. Im Juli 1832 kehrte er nach mehr als zweijähriger Abwesenheit in das Elternhaus nach Berlin zurück, als Mensch gereift, als Künstler von der Sonne immer wachsenden Ruhmes bestrahlt, aber auch an schmerzlichen Erfahrungen reicher; waren ihm doch in der ersten Hälfte des Jahres 1832 sein geliebter Freund E. Rietz, sein väterlicher Gönner Goethe und sein alter Lehrmeister Zelter durch den Tod entrissen worden. Sein Wunsch, nunmehr in Berlin einen angemessenen künstlerischen Wirkungskreis zu finden, erfüllte sich nicht. Bei der Wahl eines Direktors der durch Zelters Tod verwaisten Berliner Singakademie am 22. Januar 1833 unterlag er gegen den unbedeutenden Rungenhagen, wodurch sich seine Abneigung gegen Berlin verschärfte. Dagegen erhielt er 1833 den ehrenvollen Antrag, zu Pfingsten das Niederrheinische Musikfest in Düsseldorf zu leiten. Sein glänzender Erfolg bei diesem Fest, dem sein Vater beiwohnte, führte zu seiner Anstellung als städtischer Musikdirektor in Düsseldorf. Vor und nach dem Fest brachte er wiederum einige Wochen in London zu, kehrte im August mit seinem Vater, der ihn auch nach England begleitet hatte, nach Berlin zurück und siedelte im September 1833 nach seinem neuen Wirkungskreise Düsseldorf über.

Damit begann für ihn ein neues Leben. In selbständiger Stellung, dem unmittelbaren Einfluß des Elternhauses entrückt, durch die Frische des rheinischen Volks- und Kunstlebens angeregt, fühlte er sich frei und glücklich. Durch sein Amt auch zur Leitung kirchlicher Aufführungen verpflichtet, beschäftigte er sich eifrig mit geistlicher Musik, veranstaltete große Choraufführungen und trat auch zu dem Theater in Beziehungen, indem er den „Don Juan", den „Wasserträger", den „Figaro" und den „Oberon" dirigierte. Aber sein Verhältnis zu Immermann, mit dem er gemeinschaftlich ein Theaterunternehmen großen Stils leiten sollte, trübte sich bald; das Komödiantentum war ihm unsympathisch, und er war froh, als er durch eine etwas rücksichtslose Absage im November 1834 „das ganze Theaterwesen über Bord geworfen hatte". Um so eifriger widmete er sich nun seiner eigentlichen Lebensaufgabe, dem tonkünstlerischen Schaffen, als dessen bedeutendste Ergebnisse in der Düsseldorfer Zeit die „Melusinen"-Ouvertüre und größere Teile des „Paulus" zu nennen sind. Auch für seine Beschäftigung mit der Mal- und Zeichenkunst fand

er in der Malerstadt reiche Anregung, und ihrem gesellschaftlichen Leben gab er sich genußfreudig hin, besonders gern in dem gastfreien und musikalischen v. Woringenschen Hause, wo er auch die Anregung zu seinen volkstümlichen a-cappella-Quartetten empfing. Im Juni 1835 leitete er in Köln das Niederrheinische Musikfest, zu dem seine Eltern und Schwestern von Berlin gekommen waren. Ende Juli begleitete er seine Eltern nach Berlin und kehrte nicht wieder in sein Düsseldorfer Amt zurück. Denn er hatte die ihm angetragene Leitung der Leipziger Gewandhauskonzerte angenommen, siedelte am 30. August 1835 nach Leipzig über und nahm seine Wohnung im mittleren Vordergebäude von Reichels Garten, eine Treppe hoch. Mit ihm kam ein neuer musikalischer Geist in die ehrwürdige Pleißestadt, über der noch der Schatten des gewaltigen Thomaskantors schwebte. Durch seine reiche künstlerische und weltmännische Bildung, durch seine Genialität als schaffender Künstler, Dirigent und Klavierspieler machte er Leipzig zum Mittelpunkt des europäischen Musiklebens.

Am 4. Oktober 1835 eröffnete er das erste Gewandhauskonzert mit seiner „Meeresstille“ und leitete dann seinem Vertrage gemäß allwöchentlich ein Abonnementskonzert. Diese sogleich von glänzendem Erfolge gekrönte Tätigkeit mußte er auf kurze Zeit unterbrechen, um seinen am 19. November in Berlin plötzlich gestorbenen Vater zur letzten Ruhe zu geleiten. Dabei traf er mit seinem Jugendfreunde, dem trefflichen Geiger Ferdinand David, zusammen, nahm ihn mit nach Leipzig und bewirkte seine Anstellung als Konzertmeister beim Gewandhausorchester, wodurch er für seine reformatorische Tätigkeit einen treuen Helfer gewann. Schon im März 1836 wurde er von der philosophischen Fakultät der Universität „ob insignia in artem musicam merita honoris causa“ zum Dr. phil. promoviert. Am 22. und 23. Mai 1836 brachte er auf dem Niederrheinischen Musikfest in Düsseldorf seinen „Paulus“ mit glänzendem Erfolge zur ersten Aufführung. Am 4. Juni reiste er nach Frankfurt a. M., um seinen kranken Freund Schelble in der Leitung des Cäcilien-Vereins zu vertreten, und machte daselbst die Bekanntschaft von Cécile Charlotte Sophie Jeanrenaud, mit der er sich am 9. September in Kronberg bei Frankfurt verlobte, nachdem er einige Sommerwochen fern von der Geliebten in Scheveningen zugebracht hatte. In ihr fand er eine seiner würdige Lebensgefährtin, eine feinsinnige, zarte Natur von poetischem Reiz, die auf den zehn Jahre älteren, lebhaften und reizbaren Mendelssohn einen wohltätigen persönlichen Einfluß gewann und mit ihm in glücklichster Ehe lebte.

Die Hauptereignisse des Konzertwinters 1836 bis 1837 in Leipzig waren die erstmaligen Aufführungen des „Israel“ von Händel und des „Paulus“. Bald nach der letztern reiste Mendelssohn nach Frankfurt, wo am 28. März 1837 in der französisch-reformierten Kirche — Cécile Jeanrenaud war die Tochter eines reformierten Geistlichen — seine Trauung in französischer Sprache stattfand. Die Hochzeitsreise führte das junge Paar nach dem Oberrhein und Schwaben. In der zweiten Hälfte des Septembers 1837 leitete Mendelssohn das große Musikfest in Birmingham, wo er gleichfalls seinen „Paulus“ aufführte. Am 2. Oktober finden wir ihn wieder in Leipzig, wo die Neuvermählten in Lurgensteins Garten, in dem ersten Hause links, zwei Treppen hoch, Wohnung nahmen. In der nun folgenden Zeit widmete sich Mendelssohn hauptsächlich der Vervollkommnung des Leipziger Musiklebens, wobei ihm sein begeisterter Verehrer und Freund Robert Schumann, der Begründer und Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“, als kritischer Vorkämpfer zur Seite stand. Großartig geplante historische Konzerte wechselten mit bedeutenden Oratorienaufführungen und glänzenden Darbietungen interessanter Virtuosen, wie Klara Wieck, Moscheles, Thalberg, ab. Daneben genoß der Meister das ungetrübte Glück einer behaglichen Häuslichkeit; im Februar 1838 wurde ihm sein erster Sohn Karl Wolfgang Paul (später Geschichtsprofessor in Freiburg) geboren. Im ganzen entsprossen der zehnjährigen Ehe Mendelssohns fünf Kinder, deren jüngstes Lili (geboren am 19. September 1845) als Gattin des Geheimen Rats Prof. Dr. Wach noch heute in Leipzig lebt. Mendelssohns im Winter sehr anstrengende, ja aufreibende Stellung gewährte ihm einen Sommerurlaub von sechs Monaten, den er 1838 wieder bei seinen Lieben in Berlin verlebte. Diese frohen Tage unterbrach er nur, um am 3. und 4. Juni das Niederrheinische Musikfest in Köln zu leiten; dank seinen unablässigen Bemühungen bei dem Komitee finden wir auf dem Programm dieser Feste zum erstenmal Sebastian Bach mit einer Kantate vertreten.

Auch für Mendelssohns Schaffen wurde dieser Sommer ergiebig; als bedeutendste Werke seiner ersten Ehejahre sind die drei Psalmen 42, 95 und ganz besonders 114 („Da Israel aus Ägypten zog“) zu nennen. Im September 1838 kehrte der Meister nach Leipzig zurück; das musikalische Ereignis des Winters wurde die Aufführung der von Schumann aus Wien als Manuskript mitgebrachten C-Dur-Symphonie Franz Schuberts. Auch im Sommer 1839 leitete Mendelssohn wieder das Niederrheinische Musikfest in Düsseldorf, dem die englische Sängerin Klara Novello besondern Glanz verlieh. Dieser Zeit entstammt auch sein beliebtestes Kammermusikwerk, das D-Moll-Trio op. 49. Im Winter 1839/40 tauchte Franz Liszt in Leipzig auf; Mendelssohn bewunderte den großen Virtuosen und erwies ihm die freundlichste Kollegialität, dagegen lehnte er in seinen Briefen den Komponisten Liszt aufs entschiedenste ab. Für das vierhundertjährige

Cécile Charlotte Sophie Mendelssohn Bartholdy, geb. Jeanrenaud.

Nach einer Bleistiftskizze zu einem Ölbild von Philipp Veit (Frankfurt a. M. 1836). Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst, das in Leipzig Ende Juni 1840 glanzvoll begangen wurde, komponierte Mendelssohn zwei größere Werke. Der Festgesang „Vaterland, in deinen Gauen“ wurde bei der Enthüllung der Gutenberg-Statue auf dem Marktplatz gesungen; die Aufführung der Symphoniekantate „Lobgesang“ in dem Festkonzert in der Thomaskirche am 25. Juni gestaltete sich zu einem Triumph für den dirigierenden Meister. Gleich darauf leitete er vom 8. bis 10. Juli das Musikfest in Schwerin, bei dem er seinen „Paulus“ aufführte, und am 6. August 1840 gab er in der Leipziger Thomaskirche „solissimo“, wie er schreibt, ein Orgelkonzert zum Besten eines Bach-Denkmals vor der Thomaskirche. Auch in den Gewandhauskonzerten hatte er bereits eine wirksame Propaganda für Bach eingeleitet. Am 23. September brachte er bei dem Musikfest in Birmingham seinen „Lobgesang“ zur Aufführung und traf am 9. Oktober wieder in Leipzig ein, wo er nun eine geradezu fieberhafte Tätigkeit entfaltete. Unter anderm dirigierte er zweimal seinen „Lobgesang“, am 16. Dezember 1840 in Anwesenheit des Königs von Sachsen, und trat allein von Neujahr bis Ende März 1841 neunmal als Klavierspieler auf, neben seiner angespannten Direktionstätigkeit eine wahre Kraftleistung. Am 31. März 1841 dirigierte er zum erstenmal die B-Dur-Symphonie seines großen Kunstgenossen Robert Schumann, der dadurch mit einem Schlage als Tondichter Ansehen gewann. Die Beziehungen beider Künstler waren im ganzen durchaus freundschaftlich, wenn auch bei der großen Verschiedenheit ihrer Naturen ein ganz intimer Verkehr nicht recht aufkam. Am 4. April 1841 nahm Mendelssohn mit einer Aufführung der „Matthäuspassion“ in der Thomaskirche, wo das Werk 1729 zuerst unter Bachs Leitung erklungen war, von Leipzig Abschied.

Schweren Herzens hatte er sich zum Verzicht auf seinen ihm lieb gewordenen Wirkungskreis entschlossen, um einem ehrenvollen Ruf des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin zu folgen. Aber Ruhe und Zufriedenheit folgten ihm nicht dahin; seine unklaren Anstellungsverhältnisse in Berlin, seine eingewurzelte Abneigung gegen das dortige Kunsttreiben bewirkten, daß er sich aus seiner äußerlich glänzenden und mit dreitausend Talern dotierten Stellung eigentlich schon wegsehnte, ehe er sie noch angetreten hatte, und nicht eher ruhte, als bis er im September 1844 unter Verzicht auf zwei Drittel seines Gehalts aller offiziellen Pflichten ledig war und nur als Komponist zur Verfügung des Königs zu stehen hatte. Mit Leipzig blieb er auch während seiner Berliner Zeit in dauernder Verbindung; so verbrachte er daselbst im Juli 1841 einige Wochen. Dann begann er im Auftrag des preußischen Königs die Musik zur „Antigone“ des Sophokles zu komponieren; sie kam am 28. Oktober 1841 im Neuen Palais zu Potsdam vor dem Hof und geladener Gesellschaft zur erfolgreichen Uraufführung. Auch die Familie Mendelssohn war dabei zugegen; überhaupt bildete der Verkehr mit den Seinen für Mendelssohn den einzigen Lichtpunkt seiner Stellung in Berlin. Im Januar 1842 schloß der Meister seine „schottische“ A-Moll-Symphonie ab, die ihn schon seit der Reise in Schottland (1829) beschäftigt hatte. Das Werk erlebte, von Mendelssohn selbst dirigiert, in Leipzig am 3. März 1842 seine erste Aufführung. Zwei Tage darauf leitete er im Leipziger Theater die „Antigone“-Musik, aber schon am 8. März war er wieder in Berlin, durch Konzerte, Hofsoireen und Konferenzen reichlich in Anspruch genommen. Im Mai leitete er zum letztenmal das Niederrheinische Musikfest in Düsseldorf. Dann ging er nach London und hatte diesmal die Freude, seine Frau den englischen Freunden vorstellen zu können. Zweimal war er bei der Königin Viktoria und dem Prinzgemahl, die seine Werke genau kannten und schätzten, zu Gast. Nach einer Erholungsreise in der Schweiz verlebte er zwei Wochen in Frankfurt, wo er den Orden pour le mérite (gleichzeitig mit Rossini, Liszt und Meyerbeer) erhielt. Am 2. Oktober leitete er in Leipzig das erste Abonnementskonzert. Nach Berlin zurückgekehrt, suchte er sich von der Bürde seines Amtes zu befreien, erreichte aber nur, daß ihm nun „die Oberaufsicht der kirchlichen und geistlichen Musik als Wirkungskreis“ übertragen wurde, und erhielt den Titel Generalmusikdirektor.

Inzwischen siedelte er wieder mit seiner ganzen Familie nach Leipzig in die alte Wohnung über und blieb vom sechsten Abonnementskonzert (12. November) an daselbst in regelmäßiger Tätigkeit. Am 12. Dezember 1842 starb ihm seine geliebte Mutter; damit zerriß das letzte Band, das ihn an Berlin fesselte. Unter den musikalischen Ereignissen des Winters in Leipzig ist die Aufführung der umgearbeiteten „Walpurgisnacht“ und das Auftreten von Hektor Berlioz als Komponist und

Der Anfang von „Ein Frühlingslied ohne Worte". Nach der Handschrift von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Im Besitz von Frau Dora Mendelssohn Bartholdy in Würzburg.

Dirigent bemerkenswert. Am 23. April 1843 veranstaltete Mendelssohn zur Feier der Enthüllung des von ihm gestifteten Bach-Denkmals ein Morgenkonzert, das nur Bachsche Werke enthielt. Das schlichte Denkmal „ist nahe am Thomaspförtchen unmittelbar den Fenstern gegenüber, die der ehemaligen Amtswohnung des Kantors an der Thomasschule angehörten" (A. Dörffel). Auch mit der am 3. April 1843 erfolgten Eröffnung des Leipziger Konservatoriums, das später für andere ähnliche Anstalten vorbildlich geworden ist, war eine Lieblingsschöpfung Mendelssohns ins Leben getreten. Seine Verdienste um die Stadt fanden am 13. April durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts gebührende Anerkennung. Im Sommer 1843 blieb der Meister zumeist in Leipzig und führte am 19. August in einem Konzert der Viardot-Garcia den zwölfjährigen genialen Knaben Joseph Joachim in die Öffentlichkeit ein. In demselben Konzert spielte er selbst mit Frau Schumann die neuen B-Dur-Variationen ihres Gatten für zwei Klaviere. Unter den für den preußischen König unternommenen Arbeiten ragt hoch hervor die unvergleichliche „Sommernachtstraum"-Musik, die am 14. Oktober im Neuen Palais zu Potsdam ihre Uraufführung erlebte. Im Leipziger Stadttheater erschien sie zuerst am 30. Dezember 1843. Ende November war Mendelssohn mit „Sack und Pack und mit Frau und Kindern" wieder nach Berlin gezogen, wo er die Symphoniesoireen der Königlichen Kapelle leitete, auch oft als Solist auftrat und fleißig komponierte, darunter besonders schöne geistliche Musik für den Berliner Domchor. Ende April 1844 brachte er seine Familie über Leipzig nach Frankfurt und ging dann im Mai nach London, wo er die letzten Konzerte der philharmonischen season leitete und dabei auch seinen Schützling Joachim einführte. Am 10. Juli 1844 verließ er London und traf schon am 13. bei seiner Familie in Soden ein, mit der er eine köstliche, ungebundene Sommerfrische genoß. In dieser heitern, sorgenfreien Stimmung reifte eins seiner unvergänglichen Meisterwerke, das Violinkonzert op. 64. Im September fuhr er wieder nach Berlin, aber nur, um sein unbefriedigendes amtliches Verhältnis endgültig zu lösen. Das gelang ihm; er dirigierte auf Wunsch des Königs noch einige Konzerte und reiste dann am 30. November nach Frankfurt, wo er drei viertel Jahre blieb und ungestörtem Schaffen lebte.

Im August 1845 nahm er seinen festen Wohnsitz wieder in Leipzig im Hause Königsstraße 5 (jetzt 12), eine Treppe hoch, wo jetzt eine Gedenktafel an ihn erinnert, und teilte sich mit Gade in die Leitung der Gewandhauskonzerte. Den Monat November verlebte er in Berlin, um seine im Auftrag des Königs geschaffene Musik zum „Ödipus auf Kolonos" und zur „Athalia" zur Aufführung zu bringen. Nach Leipzig zurückgekehrt, leitete er am 4. Dezember das Konzert, in dem Jenny Lind das Publikum des Gewandhauses in einen Taumel des Entzückens versetzte, und bereitete tags darauf den Leipzigern, die ihn anderthalb Jahre lang nicht gehört hatten, einen ungewöhnlichen Genuß, indem er in einem Extrakonzert abwechselnd mit der schwedischen Nachtigall auftrat. Am 14. Februar 1846 führte er die „Tannhäuser"-Ouvertüre von Richard Wagner auf — das erste und einzige Mal, daß er ein Werk seines großen Antipoden leitete — und am 12. April wirkte er in einem Konzert der Jenny Lind neben Klara Schumann und David mit. Inzwischen hatte er seine Hauptkraft dem aufblühenden Konservatorium und der Vollendung des „Elias" gewidmet, der schon seit 1837 seinen Geist beschäftigte. Er plante, seine öffentliche Tätigkeit ganz aufzugeben und nur dem Schaffen zu leben; durch rastlose Arbeit überanstrengt, begann er an Nervosität und häufigen Kopfschmerzen zu leiden. Trotzdem leitete er am 1. und 2. Juni in Aachen das Niederrheinische Musikfest, wohnte der sechshundertjährigen Feier der Einführung des Fronleichnamsfestes, wofür er sein „Lauda Sion" komponiert hatte, am 11. Juni in Lüttich bei und dirigierte gleich danach seinen „Festgesang an die Künstler" op. 68 in Köln. Am 27. Juni war er wieder in Leipzig, wo er die letzte Hand an den „Elias" legte. Das vollendete Werk brachte er am 26. August in Birmingham mit beispiellosem Erfolge zur Aufführung. Dessenungeachtet machte er sich, nach Leipzig zurückgekehrt, sofort an eine einschneidende Umarbeitung des Werkes. Auch im Winter 1846/47 leitete er in regelmäßiger Abwechslung mit Gade die Gewandhauskonzerte. Dann ging er im April 1847, von Joachim begleitet, zum zehnten- und letztenmal nach England, um vier Aufführungen seines „Elias" in der Londoner Sacred Harmonic Society und zwei weitere in Manchester und Birmingham zu leiten. Außerdem ließ er sich mehrfach öffentlich und privatim als Klavierspieler hören, auch wieder vor dem königlichen Paare. Tief erschöpft reiste er am 8. Mai von London nach Frankfurt, wo ihn durch die Kunde von dem plötzlichen Tode seiner geliebten Schwester Fanny Hensel ein furchtbarer Schlag traf, von dem er sich nicht mehr erholte. Zwar suchte er sich in Baden-Baden und in der Schweiz durch Naturgenuß und künstlerische Tätigkeit wieder aufzurichten, insbesondere aquarellierte er emsig; aber seine Lebenskraft war gebrochen.

Matt und gealtert kehrte er Mitte September 1847 nach Leipzig heim und brachte gleich darauf noch eine traurige Woche bei den Verwandten in Berlin zu. Nach seiner Rückkunft befiel ihn am 9. Oktober im Hause seiner musikalischen Freundin, der Sängerin Frau Livia Frege, gebornen Gerhardt, ein heftiges Unwohlsein, gegen Ende des Monats erlitt er mehrere Schlaganfälle, und am 4. November 1847 ging er zur ewigen Ruhe ein. Seine irdische Hülle wurde in der Familiengruft auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin beigesetzt. Die Stadt Leipzig ehrte den Entschlafenen durch eine großartige Trauerfeier und einige Jahrzehnte später sein Andenken durch ein ehernes Standbild, das am 26. Mai 1892 vor dem neuen Gewandhause feierlich enthüllt wurde. Die künstlerische Arbeit seiner letzten Lebensmonate galt vorzugsweise der von Geibel gedichteten Oper „Loreley" und dem Oratorium „Christus". Die von beiden Werken vorhandenen herrlichen Bruchstücke zeigen, daß die schöpferische Kraft des Meisters keineswegs erlahmt war, als er in der Blüte des Mannesalters die Augen für immer schloß; denn sie tragen wie Mendelssohns gesamte Kunst den Stempel blühender Jugendlichkeit, ungesuchter Schönheit und meisterhafter Formvollendung. Und wenn auch manche seiner einst gepriesenen Werke heute schon verblichen sind, wenn seine keusche und innige Tonsprache vor geräuschvolleren Erscheinungen des modernen Musiktreibens zeitweise verstummt ist, so wird doch der Name Felix Mendelssohn Bartholdy auch noch späteren Geschlechtern unvergessen bleiben, solange edles Menschentum und aus dem vollen schöpfende künstlerische Gestaltungskraft ihren Rang behaupten.

Felix Mendelssohn Bartholdys „Lieder ohne Worte".

Man fürchte nicht, daß ich — folgend dem Zuge der Zeit — eine tiefgründige, schöngeistige Analyse der „Lieder ohne Worte" geben werde; solche Dinge sind ebenso erbaulich als oft ergötzlich zu lesen, verraten fast immer unendlichen Scharfsinn — sind aber doch meistens verlorne Liebesmüh'. Zweck dieser Zeilen ist nur der, auf ein Gebiet des Schaffens Mendelssohns nachdrücklich hinzuweisen, das im modernen Musikgetriebe fast verschollen erscheint. Welch ungeheuere Beliebtheit und Verbreitung die „Lieder ohne Worte" vor wenigen Jahrzehnten hatten, weiß jeder, dem Violin- und Baßschlüssel nebst einiger Kenntnis der Tasten keine „böhmischen Dörfer" sind. Die enorme „Umwertung" aller Musik durch Wagner und Liszt drängte natürlich den vornehmsten Vertreter der delikatesten formellen Vollendung zuerst in den Hintergrund, und so haben wir — gleich Flut und Ebbe — nach einer Zeit, in der sogar ein Robert Schumann den lieben, in künstlerischen Fragen stets recht saumseligen Deutschen entsetzlich formlos und verwirrt erschien und Mendelssohn als der Gipfelpunkt der musikalischen Entwicklung in Deutschland für seine Zeit mit Recht gepriesen wurde, es erlebt, daß ein so feinsinniger, gemütswarmer, großer Meister wie Mendelssohn fast vergessen, jedenfalls total unterschätzt wurde und wird. Um alle, die für Mendelssohn heute nur noch ein mitleidiges Lächeln übrig haben, auf die völlige Verkehrtheit — um nicht zu sagen Verbohrtheit — ihrer Ansicht aufmerksam zu machen, sei nur kurz konstatiert, daß, nachdem das Gebiet der Orgelliteratur nach Bachs Tode in ewigem Schlummer versunken war, erst Mendelssohns Orgelsonaten als markanteste Neuerscheinungen — fast hundert Jahre nach Bachs Tode — auftraten. Wer da weiß, welche Unmasse von Orgelmusik in der Zeit vom Ableben Bachs bis Mendelssohn geschrieben wurde, kann so ungefähr beurteilen, welch wirklich „große Tat" Mendelssohns Orgelwerke sind. Die Musikwelt besitzt sodann an der „Sommernachtstraum"-Ouvertüre, an der „Hebriden"-Ouvertüre solch edle Juwelen echt deutscher Musik, solch glänzende Vorbilder herzenswarmer, vollendeter Kunst, die ihrem Schöpfer für immer die Unsterblichkeit verleihen.

Daß eine so überragende Erscheinung wie Mendelssohn sofort zahllose Nachahmer fand, die sich nicht genugtun konnten, es dem Meister nachzumachen, ohne „er selbst" zu sein, dadurch aber eine bedenkliche Verflachung des Stils, des gedanklichen Inhaltes herbeiführten, ist ebenso wahr, wie daß die „geistigen Sklaven" des größten dramatischen Genies aller Zeiten, Richard Wagners, auch nicht mehr „Bleibendes" schaffen werden als jene. Es wird vielleicht manchen meiner Kunstgenossen baß wundern, daß ich mich so gerne mit Mendelssohn beschäftige, seine

Moses Mendelssohn.

Nach einer Silhouette aus Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“.

„Lieder ohne Worte“ sehr oft spiele. Vielleicht hält man mich für einen „verkappten Rückschrittler“, vielleicht „freut“ sich so mancher, daß ich nun endlich bekehrt bin vom chromatischen Wahn und von anderen „erschröcklichen“ Dingen, freizügiger Harmonik, fesselloser Tonalität, und wie alle diese meine unsühnbaren Verbrechen gegen die „edle“, „wahre“ Kunst heißen, gegen die Kunst, die jene so lieben, die beim Musikhören so ungern in ihrer Ruhe gestört werden möchten.

Was mich bei Mendelssohn so anzieht, ist die Wahrheit des Ausdruckes, des Empfindungslebens eines auch menschlich durch und durch vornehmen Künstlers. Dabei offenbart sich besonders in den „Liedern ohne Worte“ eine derartige Vollendung des klaviertechnischen Materials, eine solch absolute Beherrschung des musikalisch-formellen Elements, daß man all den verwirrten und verirrten jungen Übermenschen, bei denen Musik überhaupt erst beim achten Horn, beim vierfachen „Holz“, bei vierundsechzig Schlaginstrumenten und einigen Dutzenden verschieden gestimmter Glocken beginnt, ein gründliches „Stahlbad“ in Mendelssohn nur aufs dringendste empfehlen kann.

Man jammert heutzutage, daß die edle Hausmusik auszusterben droht. Hier wäre der Moment, die „Lieder ohne Worte“ wieder zu Ehren zu bringen, wenn man zu der Einsicht gelangen könnte, daß Musik auch ohne den Prunk moderner Konzertsäle, ohne Preisschau der letzten Modeneuheiten genossen werden kann. Um dieses Ziel, die „Lieder ohne Worte“ in der Hausmusik wieder zur Geltung zu bringen, zu erreichen, bedarf es zuerst der Mitwirkung derer, die im öffentlichen Musikleben als ausführende Künstler oder als Kritiker eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Es muß leider konstatiert werden, daß in dieser Beziehung in der Presse, dann von den jüngsten „Feuerköpfen“ oft stark gesündigt wird. Ich kenne so manchen „Preßhelden“, so manchen jungen, mit mißverstandenem Wagner und Liszt durchseuchten jüngsten „Propheten“, die höhnisch die Nase über Mendelssohn rümpfen; dabei kenne ich diese Herren sehr genau und weiß nur zu gut, das positive Können, die kompositorische Veranlagung dieser „Gernegroße“ werden nie so weit reichen, daß sie — alle zusammen — nur eine Komposition von der Güte und Vollendung eines „Liedes ohne Worte“ zustande brächten.

Sollte es ferner einem feinnervigen Pianisten, dessen Ideal weniger die Erzielung eines möglichst robusten Anschlages ist, wirklich nicht mehr möglich sein, durch poesievollen Vortrag von Mendelssohnschen Klavierstücken einigen Beifall zu ernten? Hat nicht ein so eminenter Künstler wie Bülow die größte Hochachtung vor Mendelssohn gehabt und bis in seine spätesten Jahre Mendelssohn öffentlich gespielt? Und es wird wohl kein Mensch Bülow, der stets auf der vordersten Barrikade des Fortschrittes kämpfte, der „Rückständigkeit“ in der Erkenntnis und Urteilsfähigkeit zeihen! Bülows innerster Wahlspruch: „Ehret eure deutschen Meister“, verpflichtet auch uns, den großen, deutschen Meister Felix Mendelssohn zu ehren für immerdar. Reger.

Fanny und Rebekka,

Mendelssohn Bartholdys Schwestern. Gezeichnet von Wilhelm Hensel (1828).

Philipp Veit.

Nach einem Ölgemälde von Overbeck. Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

Moses Mendelssohn und seine Nachkommen in Kunst und Wissenschaft.

Fünfzig Jahr begraben ist ein Tag des Gerichts, aber hundert Jahr geboren, das ist ein Tag der Ehre und froher Lobpreisungen“, heißt es in den „Lebensläufen“ des alten Hippel, dessen Schriften kluger Sprüche so voll sind wie nur irgendeines Dichters oder Philosophen Werke aus jener Zeit der Weltweisheit, zu deren Helden Moses Mendelssohn zählt. Das Wort hat sich an Felix Mendelssohn merkwürdig bewährt. Als vor einem Jahrzehnt sein fünfzigjähriger Todestag kam, waren nicht viele zu echter, herzlicher Trauer gestimmt und bereit, aus dem Lärm des Tages mit einer aufrichtigen Klage um die gute alte Zeit sich zum 4. November 1847 zurückzudenken, an dem er, ein früh Vollendeter, im Glanze seines Weltruhms und in der von ihm höher geschätzten innigen Liebe seiner Nächsten, seiner Kunstgenossen und Mitbürger starb, oder zum 7. November, an dem seine Leiche in fürstlichem Ehrenzug aus der freigewählten Heimat seines Schaffens nach Berlin geführt wurde, das ihm im Leben die tiefsten Schmerzen angetan, und über das er oft in heiligen Zorn ausgebrochen war. Heute hat sich das wunderbar gewandelt. Die Augen der Menschen sind, wenn sie in die Geschichte zurückschauen, weitsichtig. Erst nach hundert Jahren ist die Bewunderung und Liebe für das romantische Alter wiedererwacht, versenken wir uns in Brentanos Zaubereien, genießen wir die stille Schönheit der Bilder aus der Großväterzeit und singen uns gern ein einfaches Lied zur Laute. Vom Festtag der hundertjährigen Geburt, vom 3. Februar 1909 an können wir, ungeniert durch modische Vorurteile, in einer Reihe von Feiertagen die Werke neu aufgehen lassen, denen vor fast hundert Jahren die Vorfahren mit Entzücken gelauscht haben: das Oktett und die „Sommernachtstraum“-Ouvertüre, die „Heimkehr aus der Fremde“ und die „Hebriden“, das erste Heft „Lieder ohne Worte“ — wie zauberhaft wirkt das auf einen, der die letzten hundert Jahre vergißt und es zum erstenmal hört — und nun in Hülle und Fülle die Melodien, die ins Volk tief hineingegangen sind: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, „Auf Flügeln des Gesanges“, „Leise zieht durch mein Gemüt“, „Oh, säh' ich auf der Heide dort“, „Der Frühling naht mit Brausen“, jauchzender Frühling und klagender Herbst, Mondscheinzauber im Hochwald und Sonntagmorgen auf blumiger Wiese, weiter Himmel über dem Ozean und Murmeln des Baches im eng versteckten Talgrund;

Karl Mendelssohn Bartholdy.

Nach einer Buntstiftzeichnung von J. B. Laurens (3. Oktober 1853). Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

und in allem der leise Duft einer kleinen, frisch gepflückten Blume, ein Hauch von Veilchen — so werden die Schöpfungen aus Felix Mendelssohn Bartholdys Jugendzeit erstehen, so sind sie an seiner Wiege von den Feen gesungen worden, denen er später im „Pervonte“ ihre deutsche Oper hätte schreiben sollen.

In einem besondern Sinne bleibt freilich auch von solchen allgemeinen Festtagen der engere Kreis der nächsten Freunde und Angehörigen zur innerlichsten Feier gesellt; die wenigen Überlebenden lassen im Schein festlicher Lichter den Abglanz aufglühen, der auf sie von der leuchtenden Seele des Künstlers gefallen ist, und die jüngeren Glieder der Familie finden sich in dem Gelöbnis, daß jeder in seiner Weise seinen Teil am Erbe wohl bewahren und keiner dem Namen Unehre machen wolle, einem Gelöbnis, das ihre Herzen stolz und doch bescheiden macht. Mag auch dem Jüngsten die Zukunft lorbeergeschmückt vor Augen schweben, mögen seine Träume voll sein vom Dionysischen Rausch des Künstlerruhms oder vom strengern Gewinn der Forscherehre — für keinen von uns wird das Schicksal den Reichtum seiner besten Gaben ausschütten wie über die großen Vorfahren. Unser Los ist das verehrende Aufblicken aus dem Dämmerlicht zu dem Dreigestirn, das uns zu Häupten steht: dem Gründer des Namens, Moses Mendelssohn, ihm, der aus eigner Geisteskraft sich die Unsterblichkeit geschaffen hat, die sein „Phädon“ lehrt, der sich auf dem hebräischen Siegel seiner Briefe nannte: „Moses, ein Fremdling, kommend aus Dessau“, und der von den besten Geistern seiner Zeit geliebt, von seinem Volk als ein neuer Sokrates bewundert starb; und neben ihm seine beiden Künstlerenkel, der Musiker Felix Mendelssohn Bartholdy und der Maler Philipp Veit. Was diesen dreien das Schicksal gegeben hat, das wird sich an keinem andern wiederholen. Denn was ist die Schärfe des Geistes, die Gewalt der Töne, die Meisterschaft der Formen neben der Weihe der echten Frömmigkeit, die das Bild eines jeden dieser drei in die Herzen seiner Glaubensgenossen gesenkt hat? Moses Mendelssohn, der erste Übersetzer der Psalmen und der Bücher Mose für die deutschen Juden, der Schöpfer ihres „Jerusalem“; Felix, der Wiedererwecker der Bachschen Passionsmusik und der Begründer einer neuen Oratorienform, die sich aus dem kirchlichen Leben der Protestanten in Deutschland und England nicht mehr wegdenken läßt, und zuletzt der Maler des Mainzer Doms und der lieblichsten Madonnenbilder neuer deutscher Zeichenkunst, in seinem Leben und Schaffen ein Vorbild katholischer Gläubigkeit.

Vielen unter den Nachkommen Moses Mendelssohns ist Kunst oder Gelehrsamkeit zum Lebensberuf geworden. Seiner Tochter Dorothea Anteil am künstlerischen Schauen und Schaffen ihres zweiten Mannes Friedrich v. Schlegel ist erst jüngst durch gelehrte Untersuchungen (F. Deibel, „Palaestra“ XL) ans Licht gezogen worden, wenn sie schon früher als eine der bedeutendsten Frauen des schönen Romantikerkreises bekannt war und die zwei Bände des Briefwechsels mit ihren Kindern Philipp und Johannes (v. Raich, Mainz 1881) trefflich ediert waren. Unter den Enkeln des Philosophen begegnet uns der erste Gelehrte, Benjamin Mendelssohn, Professor der Geographie in Bonn und Herausgeber der mustergültigen Gesamtausgabe von „Moses Mendelssohns Werken und Briefen“. In der gleichen Generation stand neben Felix seine Lieblingsschwester Fanny Hensel, deren musikalische Gaben das gewöhnliche Maß so weit überstiegen, daß ihre Lieder zwischen denen Felix Mendelssohn Bartholdys ohne Beschämung erscheinen konnten, und deren geistiges Bild in ihren Briefen und in dem Buch ihres Sohnes Sebastian uns so lieblich und klug lebendig geblieben ist wie ihr körperliches in der Lithographie von Wilhelm Hensel, einer der schönsten Porträtlithographien jener Zeit. Von den Urenkeln hat sich Felix' ältester Sohn Karl Mendelssohn Bartholdy als Gelehrter in einer viel zu früh geendeten Laufbahn

Einleitung der Ansprache an die Schüler des neugegründeten Leipziger Konservatoriums bei der Verkündigung der Prüfungsergebnisse.

Nach der Handschrift von Felix Mendelssohn Bartholdy. Im Besitz von Prof. A. Mendelssohn Bartholdy in Würzburg.

ausgezeichnet; ihm, dem Historiker des jungen Griechenlands und dem Verfasser der klassischen Studie über „Goethe und Mendelssohn“ ist wie den Vorfahren beschieden gewesen, über das engere Vaterland hinaus in den Übersetzungen seiner Schriften zu wirken. Auf der gleichen Linie steht Sebastian Hensel, der Verfasser der vielgelesenen, fast zu einem Volksbuch des deutschen Bürgertums gewordenen und noch mehr in England und Frankreich als eine angenehme Verbindung mit deutscher Kultur geschätzten „Familie Mendelssohn“; vor einigen Jahren ist die Biographie seines schicksalsreichen Lebens als ein bedeutender Beitrag zur Geschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von seinen Kindern Paul und Lili veröffentlicht worden. Und in diese Generation zählt auch Arnold Mendelssohn, dessen kräftig-ernste musikalische Eigenart ihm neuerdings mehr und mehr Verehrer zu der stillen Schar der Kenner seiner trefflichen Kirchenmusik zuführt. Heute schließt sich an diese Älteren eine ganze Reihe von Gelehrten und Jüngern der Kunst an. Zwei Söhne Sebastian Hensels haben Lehrstühle der Philosophie und der Mathematik in Erlangen und in Marburg inne; ihre Schwester Lili du Bois-Reymond ist vielfach publizistisch hervorgetreten und übt in großem Maße praktische Philanthropie. Von einer Enkelin Rebekka Dirichlets, Frl. Marie Baum, berichteten die Zeitungen vor Jahresfrist, daß sie in kräftiger Wahrung ihrer Rechte die soziale Bedeutung der Stellung verfochten habe, die ihr als der zweiten badischen Fabrikinspektorin zukam; sie bleibt damit in der Tradition der Dirichlets, bei denen die starke geistige Begabung sich mit politischem Temperament paart. Ein Enkel Philipp Veits, Friedrich Veits Sohn, pflegt die Kunst seines Vorfahren in München. Der Verfasser dieses Aufsatzes lehrt an der Universität Würzburg die Rechtswissenschaft. Auch Felix Mendelssohns Neffe Gotthold hat sein Haus in Süddeutschland gegründet, und zwei seiner Söhne, Gustav und Herbert Mendelssohn Bartholdy, haben den gelehrten Stand des Historikers und Philosophen ergriffen. In England hält ein Enkel Felix Mendelssohns, Paul Benecke, als gelehrter Theosoph, Tutor am Magdalen College in Oxford und ausgezeichneter Musiker, die geistige Tradition aufrecht. Dessen Bruder Eduard Benecke hat der Tod in seinen jungen Jahren in den Schweizer Alpen aus unserer Reihe gerissen, in der er zu den glänzendsten Taten berufen schien; vier Arbeiten über lateinische Dichter und ein Bändchen Gedichte zeugen dafür.

Würzburg. A. Mendelssohn Bartholdy.

Felix Mendelssohn Bartholdy in seinen Briefen.

Die hundert Jahre, die seit Mendelssohns Geburt verflossen sind, haben mit der gewaltigen Umwälzung des Verkehrs in Wesen und Bedeutung des Briefes tiefgehende Wandlungen hervorgerufen. Als Mendelssohn im Jahre 1829 die Heimkehr von seiner ersten Englandreise in zehn Tagen bewirkte, wurde das als eine Glanzleistung angesehen, und solchem Zeitmaß entsprach die kostspielige Postverbindung und die Bewertung des Briefes.

Je kürzer und geschäftsmäßiger der Briefwechsel unserer Tage mit der Erleichterung des Verkehrs geworden ist, um so bedeutsamer werden die Briefe aus den Tagen, die trotz der Kürze der verflossenen Zeit nun schon so weit hinter uns liegen, und die erschienenen und fortgesetzt noch erscheinenden Briefsammlungen sind ein wesentliches Stück unseres Schrifttums geworden.

Felix Mendelssohn ist von je zu den Meistern des Briefes gerechnet worden, und auf die ersten in den sechziger Jahren von Paul Mendelssohn Bartholdy herausgegebenen Sammlungen ist eine ganze Reihe von Veröffentlichungen gefolgt, die letzthin durch die an Karl Klingemann in London gerichteten Briefe eine auch insofern wesentliche Ergänzung erfahren haben, als dieser von 1827 bis zu Mendelssohns Tode 1847 reichende Briefwechsel wie kein anderer mit Mendelssohns ganzem künstlerischen und persönlichen Leben im Zusammenhang steht.

Gerade die Briefe geben Zeugnis von der erstaunlichen Frühreife des Menschen und Künstlers, und es ist bezeichnend, daß am Anfang der briefstellerischen Leistungen der Name Goethe steht. Der Brief des elfjährigen Knaben über seinen ersten Aufenthalt bei Goethe ist von überraschender Anschaulichkeit. Und wie Goethe schon dem Knaben in seiner überragenden Größe entgegengetreten ist, so ist er dem Künstler allzeit ein Inspirator geblieben und hat nicht zum wenigsten auch auf die edle Form seiner Briefe eingewirkt. Neben Goethe steht Jean Paul und in etwa auch Heinrich Heine. Man vergleiche den Plauderbrief des eben Neunzehnjährigen an Klingemann vom 5. Februar 1828, der mit behaglicher Breite die Neuigkeiten des damals und lange noch recht kleinstädtischen Berlin erzählt. Dann machen die Reisejahre wie in der Entwicklung des Künstlers so auch in der des Briefstellers einen tiefen Einschnitt. Wie diese Jahre dem jugendlich genialischen Treiben im Elternhause ein Ende setzten, so bezeichnen sie auch in der Hauptsache den Abschluß des Freundeskreises, an dem Mendelssohn mit großer Treue festgehalten und mit dem er den brieflichen Verkehr in ausgedehntem Maße fortgesetzt hat. Dank einer mit regem Ordnungssinn verbundenen Pietät sind auch die Briefe der Freunde an den Künstler in überaus großer Zahl erhalten und werden ohne Zweifel noch manches Wichtige zutage fördern. Aus dem Kreise derer, an die Mendelssohns Briefe vornehmlich gerichtet sind, können hier nur die Hervorragendsten genannt werden. Neben den Eltern und Geschwistern stehen aus der Zahl der Jugendfreunde die Musiker Marx, Moscheles, Rietz, der Sänger und Schauspieler Eduard Devrient *), der Orientalist Friedrich Rosen und der in dauernder, innigster Freundschaft ihm verbundene Karl Klingemann, der in der bescheidenen Stellung eines Registrators und Kanzlisten bei der hannoverschen Gesandtschaft durch hervorragende künstlerische Begabung sich den Eingang in die Künstlerkreise Berlins erwarb und im Mendelssohnschen Hause besondere Liebe und Freundschaft genoß. Klingemanns spätere Stellung als Sekretär der hannoverschen Kanzlei und Gesandtschaft in London vertiefte noch durch Mendelssohns Vorliebe für England und seine häufigen Besuche in London die in Berlin gewonnenen Beziehungen, und seine Briefe an Felix und das Mendelssohnsche Haus verdienen es, in engster Verbindung mit Mendelssohns eignen Briefen genannt zu werden. Zum ursprünglichen Freundeskreise gehörten auch der Historiker Droysen und die Theologen Schubring und Bauer. Zahlreiche Briefe

*) Vgl. Eduard Devrient, „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy und seine Briefe an mich“. 3. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 6 ℳ.

Interlaken. Nach einem Aquarell von Felix Mendelssohn Bartholdy (seine letzte Zeichnung).

Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

sind ferner an Ferdinand Hiller, mit dem die erste Bekanntschaft schon in der Knabenzeit geschlossen wurde, gerichtet. Aus der spätern Leipziger Zeit sind noch Ferdinand David, Konrad Schleinitz, Niels Gade vor anderen zu nennen. Dazu kam eine Fülle von beruflichem Briefwechsel, von Beratung jüngerer Künstler, wie denn überhaupt kaum eine künstlerisch hervorragende Persönlichkeit aus jenen Tagen, wo Deutschlands geistiges Leben im umgekehrten Verhältnis zum politischen und staatlichen Leben stand, außer Beziehung zu Mendelssohn blieb, von den zahlreichen Berührungen mit dem Kunstleben des Auslandes zu schweigen.

Mendelssohn klagt gelegentlich über das allzu große Maß der Briefpflichten. So schreibt er am 11. Dezember 1836 an Klingemann: „Briefschulden sind wie ein anderes Laster, man plumpt immer tiefer hinein, mit jedem Tage. Aber ich kann nicht wieder heraus. Du hast keinen Begriff, wie es geht, so habe ich im vergangenen Monat über 20 Rthlr. an Porto zu zahlen gehabt, und Du weißt, was das in Deutschland heißt. Ich habe im Durchschnitt zwei Briefe täglich empfangen und geschrieben, und die wenigsten waren nett.“ Zwei Briefe, das bedeutet bei dem Umfang und Inhalt damaliger Briefe freilich eine Leistung.

Felix Mendelssohns Briefe geben vor allem Zeugnis von dem innigen Familienleben, das er vom Elternhause auf das eigne beglückte Heim verpflanzte. Die mit unwandelbarer Ehrfurcht verbundene Liebe zu seinem Vater, die persönliche und künstlerische Gemeinschaft mit seiner Schwester Fanny, die um ein weniges im Tode ihm voranging, tritt dabei besonders hervor. Mit Recht ist ein Brief Abraham Mendelssohns an den Sohn vom 10. März 1835, der ein überraschend klares Urteil über musikalische Fragen offenbart, unter Felix' Briefen veröffentlicht. Felix antwortet darauf: „Ich habe Dir noch zu danken für den letzten Brief über mein Ave; ich kann es oft gar nicht begreifen, wie es möglich ist, über Musik ein so genaues Urteil zu haben, ohne technisch musikalisch zu sein, und wenn ich das, was ich allerdings dabei empfinde, so klar und anschaulich sagen könnte, wie Du, sobald Du darüber sprichst, so wollte ich keine einzige konfuse Rede mehr in meinem Leben halten.“

Auf schöne, ernste Worte, die ihm Klingemann nach des Vaters Tode über das eigenartig schöne Verhältnis von Sohn und Vater schrieb, antwortete er: „Es geht mir sonderbar, nach kurzer Unpäßlichkeit fühle ich mich wieder körperlich wohl, ganz wie früher, bin zum Arbeiten gezwungen gewesen und habe mich selbst dazu gezwungen, und die entsetzliche Veränderung, die mit meinem Leben vorgegangen ist, fange ich erst ganz nach und nach an zu spüren. Es ist nicht Aufregung, in der ich jetzt lebe und Dir schreibe, auch der Schmerz quält mich nicht wie in den ersten Tagen, aber es ist das sichere und bestimmte Gefühl, daß meine Jugend mit dem Tage vorüber war, und alles, was dazu gehörte, mit ihr. Das fängt sich nach und nach an, in jeder Stunde, an den verschiedensten Dingen, die ich treibe, zu zeigen, und gibt mir nur den Wunsch, dem Vater ähnlich zu werden und dem nachzukommen, was er von mir erwartete.“

Einen wunderschönen Brief Mendelssohns aus den ersten Tagen seiner beglückenden Ehe hat Ed. Devrient veröffentlicht, dem sich nun aus dem Briefwechsel mit Klingemann eine Fülle von Äußerungen des reinsten Glückes anreihen. Gerade die auf den innersten Kreis seines Liebens sich beziehenden Briefe beweisen es, welch ein Vielgeliebter Felix Mendelssohn gewesen ist.

Und zu dem beglückendsten Gut seines reich begnadeten Lebens gehört die Freundschaft. Ist auch vielleicht die bewegliche Natur des Künstlers und die ganze Art seiner Zeit in Äußerungen und Bezeigungen der Freundschaft freigebiger, als es unserm nüchterner gewordenen Empfinden entspricht, so atmen doch die Briefe an den weitern und engern Kreis seiner Freunde eine Herzlichkeit, der man das Echte und Wahre anfühlt. So schreibt er an Devrient, dem ein elfjähriges Töchterlein gestorben war: „Den schweren, harten Verlust, den Du und Deine Frau zu erleiden gehabt, erfuhr ich durch einen Brief von Hause, und daß ich seitdem täglich mit meinen Gedanken bei Euch gewesen und mit Euch um Euer liebes, schönes Kind getrauert habe, weißt Du; denn Du weißt, wie unwandelbar und herzlich ich Dein Freund bin, und von allem Glück und allem Leid des Lebens mir mein Teil nehme.“ Es ist Mendelssohn beschieden worden, den Besten seiner Zeit nicht nur mit seiner Kunst etwas zu geben und von ihnen Gegengaben zu empfangen. Es mag wie ein Nachklang aus dem gesamten Briefverkehr mit den Freunden und wie ein im Namen vieler ausgesprochenes Urteil erscheinen, wenn Klingemann kurz nach Mendelssohns Tode an dessen Witwe schreibt: „Diese liebe Stimme, diese herzlichen Reden, so viel innigstes Leben, wer kann das je vergessen! Mir ist es jetzt ein Wunder, daß ein solcher Reichtum mein gewesen ist, ich fühle recht in tiefster Demut, wie unverdient es war, und wie wenig ich Ihm habe sein und geben können für alle die Fülle des Besten und Schönsten, das er über mein vergangenes Leben ausgestreut hat, — aber dem gütigen Himmel danke ich fort und fort, der mir so reichen Segen verliehen hat, ich nehme es wie meinen besten Reichtum mit hinein in meine alten Tage, und will mich immer und immer wieder daran erquicken!“

Der Zahl und dem Umfang der Briefe, dem ausgedehnten Kreis des brieflichen Verkehrs entspricht die Fülle des Inhalts. Auch das ist bezeichnend, daß man schon so bald nach Mendelssohns kurz bemessener Laufbahn bei Lebzeiten der meisten Beteiligten es wagen konnte, so vieles aus seinen Briefen zu veröffentlichen. Findet sich naturgemäß hin und wieder ein scharfes, ablehnendes Urteil, so ist doch kaum ein verletzendes Wort zu verzeichnen, und daneben so viel Herzensgüte, so viel freundliches Wohlwollen und Anerkennung auch anders gearteten künstlerischen Strebens. Jetzt ist vollends die Zeit gekommen, wo das in Mendelssohns Briefen entrollte Zeitbild unverkürzt der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Denn in der Tat, ein Zeitbild malen uns diese Briefe, das weit über den Kreis der Musikfreunde hinaus belehren und erfreuen muß.

Daß Felix Mendelssohns eigne Kunst, die Musik, im Vordergrunde steht, ist selbstverständlich, und gerade die Briefe an seine kunstverständigen Freunde, an den Vater, an die Schwester Fanny, an Klingemann, Moscheles, Hiller und viele andere offenbaren uns den Ernst, mit dem Mendelssohn den künstlerischen Beruf auffaßte, das Ringen, seine Werke immer vollkommener zu gestalten. Aus meiner eignen Sammlung verweise ich auf den Brief aus Rom vom 26. Dezember 1830 und 2. Januar 1831, auf den Brief vom 6. Dezember 1846 über die Fortarbeit am „Elias“. Und die Briefe an Devrient wie an Klingemann über den ersehnten Operntext beweisen, wie an einem in diesem Falle vielleicht übertriebenen Ernst der Herzenswunsch des Künstlers nach solchem Text scheiterte. Auch auf die zeitgenössische Kunst und künstlerische Persönlichkeiten fallen manche Streiflichter.

Aber der umfassenden Bildung Mendelssohns entspricht es, daß außer der Musik eine Fülle von Lebensgebieten in seinen Briefen berührt wird. Es ist bekannt, mit welcher Feinheit er zeichnete, und von seinen Düsseldorfer Jahren her hatte er zur Malerwelt herzliche Beziehungen bewahrt. Besonders aber ist es das damalige Berlin in seiner langsamen Entwicklung zur Großstadt und dem eigentümlichen Ringen von künstlerischen Bestrebungen mit altpreußischer Nüchternheit, das in überaus lebendigen Zügen geschildert wird. Allerdings tritt dabei eine Abneigung gegen Berlin zutage, die weder durch die Anhänglichkeit an das Elternhaus noch durch das überaus gütige Entgegenkommen König Friedrich Wilhelms IV. überwunden werden kann. Mögen alte Enttäuschungen sein Urteil dauernd beeinflußt und vielleicht in ein Vorurteil gewandelt haben, so spiegelt sich doch in den Briefen deutlich genug die politische und gesellschaftliche Enge, in der die Verhältnisse des damaligen Berlin gefangen lagen. Und der Rückblick nach sechzig Jahren gründlicher Wandlung in so manchen Hauptsachen ist um so eigenartiger, als doch noch heute das Kunstleben der Hauptstadt an manchen der alten Schäden krankt.

Ein feiner Natursinn, ein offner Blick für die Eigenart der Menschen und der Dinge machen Mendelssohn zu einem raschen, scharfen Beobachter. Schon die Jugendbriefe aus Paris an die Eltern, dann die zahlreichen Reisebriefe und die Briefe aus England und über England lassen das erkennen. Vornehmlich England mit der warmherzigen Begeisterung seiner musikalischen Kreise hatte es ihm angetan, obgleich er für die Schwächen des englischen Kunstlebens ein offnes Auge hatte, und so ist wohl über das England jener Zeit von wenigen so Gutes und Treffendes gesagt worden wie von Mendelssohn in seinen Briefen.

Meisterbriefe sind Felix Mendelssohns Briefe in ihrer edeln Sprache, in ihrem warmen Ton, in ihrem sittlichen Ernst, mit dem ein feiner Humor sich aufs anmutigste paart. Sie geben uns ein Bild des Künstlers und Menschen, dem immer noch viel Liebe gehört, einen unentbehrlichen Beitrag, und keiner, der sie liest, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß er sich in guter, edler Gesellschaft bewegt.

K. Klingemann.

Das Mendelssohn-Bartholdy-Denkmal vor dem Gewandhaus in Leipzig.
Modelliert von Werner Stein.

Die Muse Felix Mendelssohn Bartholdys im zwanzigsten Jahrhundert.

„Mit gutem Grunde können wir annehmen, daß Fortstreben zur Vollkommenheit, Zunehmen, Wachstum an innerer Vortrefflichkeit die Bestimmung vernünftiger Wesen sei. — Als einfache Wesen sind sie unvergänglich; als für sich bestehende Naturen sind auch ihre Vollkommenheiten fortdauernd und von unendlichen Folgen.“

Recht als ein beweisführendes Beispiel zur obenstehenden Lehre des Philosophen Moses Mendelssohn breitet sich vor dem prüfenden Blick das Leben und Schaffen seines Enkels, des am 3. Februar 1809 zu Hamburg gebornen und am 4. November 1847 in Leipzig dahingeschiedenen Tondichters Felix Mendelssohn Bartholdy. Ihm, dem ahnungsreiche Hoffnung der Eltern den glückverheißenden Vornamen Felix mit auf den Lebensweg gegeben hatte, und der diesen Namen zeitlebens bis an sein leider allzu frühes Ende mit vollem Rechte führen konnte, ist Fortstreben zur Vollkommenheit, Mehrung und Betätigung der innern Vortrefflichkeit Seelen- und Geistesbedürfnis gewesen. In sich selbst glücklich und seiner Umwelt Glück und Freuden spendend, wandelte er, allezeit sinnig beobachtend und herzfroh schaffend, seine sonnige Lebensbahn dahin, und ein freundlicher Nachglanz seines lichtvollglücklichen Wesens ist der Menschheit in seinen Schöpfungen

erhalten geblieben. Im Gegensatz zu den meisten anderen Schaffenden, die sich entweder aus Dürftigkeit und Lebensnot mühselig aufringen oder mancherlei Bande und Fesseln sprengen mußten, um zu künstlerischem Freisein zu gelangen, war Mendelssohn von einer gütigen Vorsehung nicht nur mit den schönsten Talenten und liebenswertesten Charaktereigenschaften begabt, sondern auch in Verhältnisse hineingestellt worden, die eine ganz außergewöhnlich sorgenlose und harmonische Entfaltung seiner Anlagen und Fähigkeiten ermöglichten.

Im geistig belebten Elternhause zu Berlin hatte er frühe schon mit allem Schönen aus Literatur und Kunst Fühlung gewinnen können, und die ahnungsvolle Freude, mit der er allen Geistesoffenbarungen lauschte, wurde durch hervorragende Lehrmeister bald zu verständiger Aufnahmefähigkeit gesteigert und vertieft. Kammermusikspiel und Orchesteraufführungen im elterlichen Hause boten dem wunderbar begabten Jüngling reiche Gelegenheit, seinen Klangsinn zu bilden, sich in leitendem oder mitwirkendem Interpretieren klassischer Tonkunstwerke zu üben und Selbsterfundenes alsogleich mit dem Gehöre nachprüfen zu können, und neben solchem schönen Heranreifen zum Musiker erwarb sich Mendelssohn ziemlich umfassende Sprachenkenntnis und beträchtliche Fertigkeit im Zeichnen, die gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung seines Feingefühls für die Logik musikalischer Formen und für Plastik beim Melodiebilden geblieben sind. Der frühzeitigen Einfriedigung seiner im Grunde durchaus romantischen Musikernatur mit dem festen Gehege klassischer Prinzipien des Maßhaltens und der Ebenmäßigkeit hatte Mendelssohn eine ganz erstaunlich frühreife Meisterschaft im formalen Gestalten zu verdanken, jene Leichtigkeit und Sicherheit im klaren und schönen Formen, die am spätern Schaffen des Meisters durchaus klassizistisch anmutet, vielfach aber auch als inhaltsgleichgültigeres Sichergötzen am schönen Formenspiel vorgewaltet und zur Komposition von schnell alternder Oberflächenmusik verführt hat. Mendelssohns ganzes Wesen war Lebensbejahung, nicht die leidesstolz-heldische Lebensbejahung eines Beethoven und auch nicht die erlösungssehnsüchtig-trotzige Lebensbejahung eines Wagner, sondern feinsinnig-liebenswürdiges Bejahen eines kampflos-glücklichen Daseins, über das sanfte Melancholie, an der ein Schumann zum Grübler werden mußte, nur gleich leichten Wolkenschatten dahinglitt, und das auch mit seinen herbsten Schmerzesschickungen nur stille Leidesversonnenheit, nie aber die Raserei der Verzweiflung brachte. Und wenn Mendelssohn jemals sein Geistesauge von der für ihn glückesreichen realen Welt abwandte, so zeigten sich ihm keine rächenden Überirdischen und keine Dämonen, sondern allgütige Gottheiten und friedlich-frohe Licht-, Luft- und Wassergeister, die ihm Weiheweisen und Heiterklänge zuraunten.

Er war ein Sonntagskind, das überall nur Schönes und Freundliches gewahrt, und da er alles Liebe und Gute, das er zu verkünden hatte, in anmutreichen, von Tiefsinnigkeiten freien Weisen und Klängen mitzuteilen vermochte, so hörte man ihm alsogleich mit Freude zu und drängte sich, beglückt und entzückt, in hellen Scharen um den liebenswürdigen Plauderer. Bald hallte die ganze musikalische Welt vom Ruhme Mendelssohns wider, und die berechtigte, begeisterungsvolle Wertschätzung der Mendelssohnschen Musik artete schnell in Überschätzung, in einen ganz unsinnigen Kultus des Höflich-Liebenswürdigen und Elegant-Zarten in der Musik aus. Eine allgemeine Geschmacksverweichlichung griff um sich, lähmte das Interesse an den kraftvolleren und ernsteren Tonkunstwerken der Klassiker, machte die musikalische Menschheit untauglich zum sofortigen Erfassen der gemütstieferen Schumannschen und der geistesstrengeren Wagnerschen Kunst und führte schließlich durch übermäßige Pflege und sentimentalische Verhunzung der Mendelssohnschen Musik zur teilweisen Vernichtung des neuen Kunstideals.

Es brach dann in der Musiköffentlichkeit eine Zeit völlig ungerechter Unterschätzung der Mendelssohnschen Kunst an, und erst das beherzte Eintreten Hans v. Bülows, der als berufener Fürsprecher und Sachwalter laut bezeugte, daß der Komponist Mendelssohn gar nicht der süßliche Augenverdreher, sentimentale Empfindling und Tapetenzeichner gewesen sei, zu dem ihn manche von seinen Freunden und die Menge gefühlsschwelgerischer Dilettanten gestempelt hatten, sondern ein zwar etwas weich, aber gesund-natürlich empfindender und klassischer Ebenmäßigkeit im Gestalten und in der Wiedergabe des Gestalteten zugeneigter Edelkünstler, hat den Anstoß zu einem Umlernen über Mendelssohn und zu einem neuen, verständigeren Herantreten an seine Kunst gegeben. Abseits von allen diesen Wandlungen stand und steht eine Mendelssohn-Gemeinde, der immer noch alles, was Mendelssohn je geschrieben, als heilig gilt, und die mit Bieneninstinkt gerade dem Süßen in den Tonblüten Mendelssohns zustrebt. Diese kritiklosen Honiganbeter können als rückständig gelten; das aber ist Mendelssohns Kunst — in ihren edelsten Offenbarungen wenigstens — keineswegs, und es steht sicher zu erwarten und im Hinblick auf die zunehmende Melodieentfremdung der modernen Musik auch dringend zu erhoffen, daß der gute Geist Mendelssohns noch im zwanzigsten Jahrhundert weiterwirken und zu manchem Sichbesinnen auf das Rein-Schöne in der Tonkunst anregen werde.

Unsere Gegenwartsmusik krankt hinsichtlich der Melodik an Auszehrung, hinsichtlich der Formen und der Harmonik an Elefantiasis und hitzigem Wechselfieber und hinsichtlich des Klangmittelaufgebotes an Tobsucht und den entsprechenden Depressionen, und allem solchen Kranken könnte neben dem Lauterquell der Haydn-Mozartischen Kunst auch die Mendelssohnsche Musik als ein Gesundbrunnen dienen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist der gelegentliche Gebrauch dieses Gesundbrunnens ganz allgemein üblich gewesen, und daß selbst die größten Meister jener Zeit sich jeweils daran erfrischt haben, das bezeugen beispielsweise das zweite Thema im Anfangssatze der Brahmsschen D-Dur-Symphonie und — das Liebeslied und der Feuerzauber aus Wagners „Walküre“.

Neben und mit ihrer gesunden Klarheit ist es aber noch ein anderes, was den Dauerwert der Mendelssohnschen Musik bedingt: eine große und vorwiegend wahrhaft edle Volkstümlichkeit, die ihr in hohem Grade eignet, und die insonderheit an vielen von Mendelssohns vierstimmigen Gesängen, Duetten und Liedern gar herzerfreuend zutage tritt. Nunmehr, da man durch erneutes Vorherrschen der klassischen Symphoniker, durch das große Erlebnis der Wagnerschen Kunst, durch Vertrautgewordensein mit dem edel-ernsten Johannes Brahms und durch vermehrte Pflege der Kammermusik weithin wieder zu einem kraftvolleren Anpacken und Genießen von Tonkunstwerken erstarkt ist und die ehedem beliebte ewige Wiederkäuerei und gleichzeitige Versüßlichung der mehreren „beliebtesten“ Kompositionen von Mendelssohn seit längerem schon aufgehört haben, wird es möglich werden, das Gesamtschaffen Mendelssohns vorurteilsfrei und völlig gerecht sichten und alles Wertvollste davon in das zwanzigste Jahrhundert hinüberretten zu können.

Die reichste Ausbeute dürften da die ein-, zwei- und mehrstimmigen Gesangskompositionen des Meisters darbieten. Unter den Liedern Mendelssohns, deren Wiedereinkehr ins deutsche Haus und in die Konzertsäle entschieden zu bewillkommnen wäre, befinden sich neben vielen ehedem vielgesungenen und unvergänglich schönen Stücken gar manche kaum gehobene oder doch allzufrüh vergessene Meisterschöpfungen, und allen denen, die über den Liederkomponisten Mendelssohn hinwegsehen zu dürfen meinen, sei zur Belehrung und zur Bekehrung ein prüfendes Aneinanderreihen der schlicht-schönen Lieder „Das Schifflein“ und „Hirtenlied“ und der drei herrlichen Gesänge „Neue Liebe“, „Der Mond“ und „Durch den Wald, den dunkeln, geht holde Frühlingsmorgenstunde“ anempfohlen. Ich meine, daß mit dem ausdrucksgesunden und stimmschönen Vortrage derartiger Lieder dem Konzertpublikum des zwanzigsten Jahrhunderts eine rechte Wohltat erwiesen werden könnte. Und wie gerne wollte man auch heute noch darauf lauschen, wenn sich zwei jugendfrische Stimmen zum „Gruß“, zum „Volksliede“ („Oh, säh' ich auf der Heide dort“), zum „Sonntagsmorgen“ oder zum „Ährenfeld“ zusammenfänden! Und wenn neben dem vierstimmigen Männergesange, den Mendelssohn in „Der Jäger Abschied“, „Wasserfahrt“, „Der frohe Wandersmann“ und „Komitat“ mit unvergänglichen Lautergaben beschenkt hat, das edlere Miteinandersingen von Sopran, Alt, Tenor und Baß mehr gepflegt würde, als es leider, leider geschieht, so müßten gerade Mendelssohns wunderbar schöne Kompositionen für gemischtes Quartett, die „Tragödie nach Heine“, „Frühlingsahnung“, „Morgengebet“, „Abschied vom Walde“ und andere mehr beglückend und erhebend auch durch das zwanzigste Jahrhundert fortklingen.

Die größeren weltlichen Gesangswerke des Meisters dürften mit alleiniger Ausnahme der vorwiegend instrumentalen, ewig jugendfrischen „Sommernachtstraum“-Musik trotz manchen in ihnen enthaltenen schönen und selbst genialen Einzelheiten der Vergessenheit anheimfallen, nicht aber Mendelssohns heute zwar nicht mehr in früherer Leuchtkraft erschimmernde, aber immer noch sanft durchhellende und erwärmende Oratorien („Paulus“ und „Elias“) und größere Psalmenkompositionen, und mit den „Christus“-Fragmenten sollten auch die „Loreley“-Bruchstücke dauernd gewahrt bleiben und an das zu frühe Hinscheiden des bis ans Ende liebevollsinnig den Wundern des Christentums und den Märchenzaubern der Romantik zugeneigten Meisters gemahnen. Es ist möglich, daß in späterer Zeit der Versuch gemacht werden wird, die größeren Werke Mendelssohns zu zerbröckeln und herrlichste Tonsätze aus den Oratorien und den weltlichen Gesangswerken zu gemischten Programmen zusammenzustellen, und ich glaube sogar, daß mit dem Nacheinander von wohlgewählten Bruchstücken aus „Die erste Walpurgisnacht“, „Lobgesang“, „Paulus“ und „Elias“ ein ganz besonders helles Aufleuchten der Mendelssohnschen Kunst erzielt werden könnte.

Auch bei den Werken und selbst innerhalb der einzelnen Werke, die Mendelssohn für Klavier, für Kammermusik oder für mit Orchester konzertierende Instrumente komponierte, sondert sich bereits recht ohrenfällig Bleibendes von Zeitverfallenem. Betreffs der Werke für Klavier allein hat man eine zutreffende Bevorzugung der vollkommensten und wertvollsten Opera schon leit langem wahrnehmen können, und zu wünschen bleibt da nur noch, daß mit den wohlbekannten Lieblingsstücken auch die vortrefflichen Charakterstücke op. 7, die B-Moll-Kaprice aus op. 33 und die Präludien und Fugen op. 35 wieder mehr gespielt würden, daß von den sinnig-schönen „Liedern ohne Worte“ auch die temperamentreichen Agitato- und Presto-Stücke 5, 8, 10, 15, 17, 24 und 38 häufiger erklängen, und daß man die „Lieder ohne Worte“ ganz im allgemeinen recht herzhaft-frisch anstimmte und beispielsweise das berühmte As-Dur-Duetto nicht als zerfließenden Liebeszwiegesang, sondern als ein schönes zweieiniges Bekennen zu dem Herrn, dessen Wort wie Feuer ist, vortrüge.

Von den Quartetten mit und ohne Klavier, dem Oktett und den sonstigen vielstimmigen Kammermusikwerken sprechen eigentlich nur noch einzelne Sätze, und zwar zumeist die Scherzi, mit voll-überzeugender Ausdruckskraft zum modernen Hörer, wogegen die in den Finalsätzen allerdings fatal rhythmisierten, sonst aber vollkommen-schönen Trios in D-Moll und in C-Moll wohl für immerdar ihren fesselnden Reiz behalten werden. Zwei durchaus unvergängliche Werke, das Violinkonzert und das nach längerer Pause immer wieder faszinierende G-Moll-Klavierkonzert, neben dem das D-Moll-Klavierkonzert sich doch wohl nur mit seinem ersten Satze behaupten kann, führen zur Orchestermusik Mendelssohns hin, wo dann über die A-Moll- und A-Dur-Symphonie und über die sonstigen Symphonien hinaus mit der „Sommernachtstraum“-Ouvertüre auch die „Hebriden“-Ouvertüre als genie-gesegnetes Ewigkeitswerk aufragt.

So ist denn selbst bei strengerem Sichten dem Gesamtschaffen Mendelssohns ein reicher Hort von in sich ganz vollkommenen größeren und kleineren Schöpfungen zu entnehmen, und mit diesen edlen „Vollkommenheiten“ möge Felix Mendelssohn Bartholdys liebenswürdig-schöne Kunst auch im zwanzigsten Jahrhundert „fortdauernd und von unendlichen Folgen“ sein.

Arthur Smolian.

Felix Mendelssohn Bartholdy auf dem Totenbett. Nach einer Bleistiftzeichnung von Ed. Bendemann.

Im Besitz von Frau Geheimrat Wach in Leipzig.

Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli.

(12. Fortsetzung.)

Als man endlich spät in der Nacht aufbrach und langsam durch die kühlen Straßen heimzog, schloß sich Walter ihr an und hängte sich in ihren Arm, lachend, laut, fröhlich.

„Warum bist du heute so fad gewesen?" fragte er sie.

„Weil du so lustig, so toll warst."

„Ist's ein Verbrechen, lustig zu sein, wenn man noch so jung ist wie ich?"

„Du bist verlobt, du solltest ernster werden!"

„Meinst du? Aber ich will nicht ernst sein, ich will die Dinge nicht tragisch nehmen. Sieh die anderen an, wie sie durch ihr Temperament vorwärts kommen."

„Sie teilen deine Geschicke nicht, sie haben nicht dieselbe Vergangenheit", sagte Babette herb und böse.

„Vergangenheit? Hab' ich auch schon eine Vergangenheit?" Er lachte laut auf. „Oder willst du mich ewig ernst haben, weil mein Vater und meine Mutter zwei unglückliche Leute waren? Weil ich mit nicht allzuviel Geld auf die Welt kam? Weil ich Gefahr lief, aus der Reihe zu kommen? Du möchtest mich klein, gefügig haben, hausbacken, ja, hausbacken, wie du selbst bist! Aber ich will nicht. Ich will leben, mich freuen, froh sein, nicht immer grübeln und denken!"

„So sprichst du zu mir, die ich dich aufgerichtet habe?"

„Sag' doch gleich, aus dem Sumpf geholt!" rief er böse.

Sie war über seine offene, stürmische Art bis ins Innerste erschreckt.

„Ja, liebst du mich denn nicht mehr?"

„Die trauernde Babette lieb' ich nicht; ich liebe nur die frohe!"

„Worüber soll ich froh sein?"

„Das fragst du? Du sollst dich freuen, daß du hier bei mir bist, und nicht immer mich und dich quälen!"

Die Tränen standen ihr in den Augen. „Geh morgen mit mir zu deiner Mutter!" bat sie.

„Ich geh' nicht hin zu ihr; ich habe mich mit ihr gestritten. Und was sollen wir dort? Sie um ihren Segen bitten?"

Babette schwieg tief verletzt. Was war in Walter gefahren! Also auch mit der Mutter vertrug er sich nicht mehr. In Groll und Sorgen trennte sie sich von ihm, während die anderen fröhlich vor dem Hotel schwatzten und lachten.

Walter von Derkorn kehrte nach Hause zurück. Der genossene Wein, der Streit mit Babette, die vielen Reden hatten ihn aufgeregt, so daß er nicht ans Schlafen dachte. Leise schlich er durch die Küche in sein Zimmer. Die dort drinnen neben der Küche schlief, die liebte ihn auch, aber quälte ihn nicht so, dachte er unwillkürlich.

Er machte Licht in seinem Zimmer. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, die quälenden Gedanken in sich durch irgend etwas niederzuringen.

Er nahm Wangens Buch, das er bis jetzt noch nicht gelesen, vom Bücherbrett. Heute war er in der Stimmung, das Evangelium dieses Mannes zu hören, dessen Lebensglauben in sein Herz aufzunehmen.

Er setzte sich zum Tisch. Wie im Fieber verschlang er alle Sätze und Worte. Lockend, jubelnd klang nur immer das eine Wort an sein Ohr: Lebensglaube.

Aus jeder Zeile sprach dieser Glaube. Das, was er gesucht, wonach er all die Jahre her gelechzt, gab ihm das Buch: den Glauben an sich, an die Schönheit des Lebens, an die Kleinheit aller Sorgen und Übel, die ihm begegneten.

„Alles ist nur so groß, wie es einem erscheint. Das Leben ist lebenswert. Was dir auf der Schule immer vorgehalten wurde, daß du apathisch, bescheiden leben und sein sollst, daß auf Erden nichts einen Wert habe, war Unsinn, war Knebelung. Genieße die Schönheiten der Natur, der Menschen, der Kunst! Plage dich nicht, quäle dich nicht; in der Stunde muß es dir gegeben werden! Glaube, glaube, selbst wenn du an etwas irr geworden! Glaube ans Schöne, ans Gute; denn Schönheit und Güte sind Macht, nur sie sollen dein Leben beherrschen! Grüble nicht, frage nicht; glaube ans Leben und handle! Sei nicht unentschlossen und müßig! Das Leben ist Bewegung und will auch von dir Bewegung und Taten; darum handle, bewege dich, wie es jedem Wesen zukommt! Ruhe ist Tod, Ruhe ist Ermüdung, Ruhe ist Auflösung! Du hast nicht das Recht, zu zweifeln und zu verzweifeln, zu fragen und zu deuten! Glaube ans Leben, vertraue dich ihm an; es führt und leitet dich nach ewigen Gesetzen! Liebe deine Mitmenschen; aber liebe auch dich, schätze, achte auch dich!"

Er las und las, und jedes Wort wurde ihm zur Offenbarung, wurde ihm zum Evangelium. Sein ganzes Leben sah er in dem Spiegel dieser Worte, seine ganze Zukunft begann er danach zu richten.

Als es schon dämmerte, hatte er das Buch ausgelesen. Taumelnd erhob er sich wie einer, der ein köstliches Geschenk erhalten hat, dem sein Leben neu gegeben worden ist.

Er wusch sich, riß das Fenster auf. Alles kam ihm anders, lichter, freundlicher, fröhlicher und bedeutungsvoller vor, die Straße unten, die Menschen.

Als ihm Anna um acht Uhr, wie gewöhnlich, den Morgenkaffee brachte, sah er auch sie mit anderen Augen an.

„Ja, Sie waren ja noch gar nicht im Bett!"

„Nein, Fräulein Anna! Es gibt Nächte, um die es schade wäre, wenn man sie schlafend zubrächte." Fröhlich lachend kam es über seine Lippen.

Aber Anna Scheirer verstand ihn nicht. Kopfschüttelnd schlich sie aus dem Zimmer.

Dann erhob sich Walter. Er wollte einen ausgiebigen Spaziergang in der frischen Morgenluft machen und sich die neue Welt mit neuen Augen besehen.

Ja, sie war anders. Als er um die Straßenecke bog, merkte er es; sie war heiter, fröhlich, schön, so heiter, so fröhlich, so schön, wie sie Wangen beschrieben hatte. Die Ladenmädchen liefen in die Geschäfte rasch an ihm vorbei. Was da für nette Gesichtchen dabei waren! Das war ihm früher nicht aufgefallen. Die Wagen jagten durch die Straßen. Wie mutig und schnell die Pferde ausgriffen! Die „Omnibusse" polterten vorüber. Wie bunt sie waren, und was für köstliche Gesichter die Kutscher darauf machten! Trotz des grauen Herbsttages war für ihn über alles Licht und Wärme gebreitet.

* * *

Babette hatte in der Nacht nahezu nicht geschlafen. Was sie in München geahnt, war eingetreten. Walter hatte sich ihr immer mehr entfremdet. Er empfand ihr Verlöbnis als Zwang und Qual. Das Mädchen, das mit allen Fasern ihres Herzens an ihm hing, konnte nicht verstehen, wie sehr es ihn nach Freiheit gelüstete.

Als letzte Hoffnung blieb ihr noch ein Besuch bei seiner Mutter. Zuerst wollte sie den Freiherrn von Wangen bitten, sie zu der Baronin Derkorn zu führen. Aber dann sagte sie sich wieder, daß das, was sie einander zu offenbaren hätten, nicht für Wangens Ohr war.

So begab sich Babette allein auf den Weg.

Mit der Energie der Verzweiflung rüstete sie sich zu diesem Gang. Ehe sie sich darüber klar geworden, was sie mit der Mutter ihres Bräutigams reden wollte, stand sie in der bescheidenen Stube der Baronin.

„Mein Name ist Babette Kerr . . . Ihr Sohn Walter wird Ihnen ja schon von mir erzählt haben." Mit gesenktem Blick, ihren letzten Mut zusammennehmend, hatte sie diesen Satz herausgebracht.

„Walter sagt mir wenig oder gar nichts. Aber ich glaube, Ihren Namen vom Freiherrn von Wangen schon in München gehört zu haben. Sie waren Walters guter Geist, seine treue Beraterin und Freundin."

„Ich wünschte es noch jetzt sein zu können, Frau Baronin!"

„Sie leben jetzt in Wien?"

„Nein, ich bin mit Wangen nur zu einer Premiere hergekommen. Aber ich wollte doch auch einmal Walters Mutter kennen lernen. Ich, ich lieb' ihn ja über alles!" Schluchzend, stammelnd kam es über ihre Lippen.

„Sie Ärmste! Ist das so schrecklich?" Sie hatte sich neben Babette gesetzt und fuhr ihr streichelnd über die Hand.

„Er ist so anders geworden in Wien", kam es von Babettes zuckenden Lippen.

„Es gärt und stürmt eben in ihm, Fräulein Kerr. Er zerreißt die Fesseln, sprengt die Eierschalen und glaubt die Welt jetzt zu kennen; aber er kennt sie noch nicht. Das geht jedem jungen Manne so. Das darf Sie nicht so kränken!" Ruhig und tröstend hatte die Baronin das gesagt.

„Darf er deswegen unser Gelöbnis, mich, die Vergangenheit verleugnen und gering einschätzen?"

„Ich kann nicht Richterin sein über meinen Sohn."

„Aber ihn halten, ihn zurückrufen vom Verderben, das können Sie. Darum komme ich."

„Man kann keinen von dem Unglück, von dem Verderben mit dürren Worten abhalten. Ist er von gutem Holz, dann wird er ihnen entkommen."

„Er hätte nicht Künstler werden, nicht nach Wien kommen sollen."

„Gönnen Sie mir ihn nicht? Aber trösten Sie sich, arme Babette, ich hab' nicht viel mehr von ihm als Kummer und Sorge. Ich habe keine Macht über ihn, denn ich bin für ihn nichts mehr als seine Gebärerin. Ja, es ist traurig, daß ich es sagen muß, aber auf mich hört er nicht."

„Er schrieb doch anfangs voller Freude, seine Mutter getroffen und gefunden zu haben!"

„So? Schrieb er das, war er dessen wirklich froh?"

Glücklich fragte es die Baronin. „Dennoch habe ich keine Macht über ihn. Ich bin ein zu kurzes Stück Weges an seiner Seite gegangen, als daß ich ihm helfen könnte. Er mißtraut mir, er klagt mich in seiner jungen Seele an, er hält mich für schlecht . . . ja, für schlecht, Babette!"

Erstaunt, erschreckt, ergriffen hörte Babette der Baronin zu. Für einen Augenblick vergaß sie ihren eignen Kummer.

Aber schon suchte sie ihren Sohn wieder zu entschuldigen. „Das ist die rasche Jugend in ihm, die anklagt, ohne zu urteilen. Gewiß, Fräulein! Daß er es böse meint, daß er, selbst verderbt, nur verderbt denken kann, das glaub' ich nicht von meinem Sohn."

„Sie haben sich den Glauben an ihn bewahrt? Wenn ich das auch könnte!" Seufzend sagte es Babette.

„Ich bin ja seine Mutter!" Stolz, hoheitsvoll kam es über ihre Lippen. „Und er ist doch mein einziger Sohn!"

„Ich danke Ihnen für Ihren Glauben an ihn. Ich will diesen Glauben mit Ihnen teilen."

„Ob Sie das können werden? Ihn straucheln sehen, ihn fallen sehen, und doch an die beste Kraft in ihm glauben? Wenn Sie das können, wenn Sie so geduldig wie eine Mutter ausharren können, dann bleibt er Ihnen. Aber es wird lange dauern, bis er gereift ist . . . allzulange für ein junges Mädchen!"

„Ich kann auch tapfer sein!"

„Geduldig, gütig müssen Sie sein!"

Dann trennten sie sich. Ein bißchen aufgerichtet und getröstet, verließ Babette das Haus.

Als sie am Nachmittag mit Walter zusammentraf, konnte sie es nicht übers Herz bringen, von ihrem Besuch bei der Mutter zu schweigen.

Aufgeregt fuhr er sie an: „Hinter meinem Rücken läufst du zu meiner Mutter! Willst mich wohl bei ihr schlecht machen?"

„Ich wollte sie nur besuchen."

„Besuchen und ihr vorklagen, wie böse ich wäre. Aber ich lasse mich zu nichts zwingen, Babette, auch nicht zur Liebe und Ehe!"

„Wer zwingt dich denn?"

„Du mit deinen Tränen und Bitten, mit deinen Klagen und Besuchen! Gib mich frei, freiwillig . . . wir passen nicht zusammen! Gib mich frei, sonst mache ich mich frei!" Hart, befehlend hatte er das gesprochen, bereit, kein Wort mehr zurückzunehmen.

„Du bist frei!" Totenblaß stand sie da. „Wenn du den Mut hast, mich zu lassen und alles zu vergessen!"

„Ich habe den Mut. Jetzt, heute habe ich ihn!"

Er streckte ihr die Hand zum Abschied hin. Sie nahm sie nicht. Einen Augenblick beschlich ihn wieder das Mitleid. Nein, er durfte sie nicht so tief verletzen. Aber dann richtete er sich auf. Er hielt diesen Schritt für notwendig zu seiner innern Befreiung; er mußte die Härte, die Kraft aufbringen, jetzt für immer von dannen zu gehen.

Ohne auf ihr Schluchzen zu hören, entfernte er sich.

Er mochte eine Zeit gegangen sein, da fiel ihm ein, daß er eigentlich nach Hause sollte, um sich zum Besuch der Premiere vorzubereiten. Aber er wollte nicht wieder in jenen Kreis von Menschen zurück, die ihn an seine Vergangenheit erinnerten.

Mit aller Kraft bekämpfte er die tobenden Gedanken, das Mitleid in sich, sein klopfendes, wundes Herz.

Schlecht war er, wortbrüchig war er, ungerecht; aber er mußte es sein.

Er lief durch die Gassen und stand plötzlich vor dem Hause, wo er wohnte. Ohne zu wissen, warum, ging er hinauf.

In der Küche saß Fräulein Anna und nähte. Er nahm sich zusammen, um ganz gleichgültig zu erscheinen.

„Sie werden sich die Augen verderben! Sie sollten sich ins Wohnzimmer setzen", sprach er, um nur etwas zu sagen.

„Sie haben recht, das kann ich auch. Vater kommt so vor der Nacht nicht nach Hause. Er ist zu einem Kollegen nach Klosterneuburg auf eine Kegelpartie."

„Sie sollten auch öfter an die Luft! Oder war's nicht schön damals?"

„Oh, gewiß, aber" . . .

„Was aber?"

„Nichts, nichts!" Und sie kicherte glücklich.

Er ging in seine Stube und warf sich auf das Sofa. Nebenan im Wohnzimmer entzündete Anna die Lampe und setzte sich an den Tisch.

Walter, der sich vor Aufregung hin und her warf, gab sich alle Mühe, nicht an den Bruch mit Babette zu denken.

Eine lange Episode seines Lebens war aus. Strich darunter. Fertig.

Er nahm Wangens Buch zur Hand, um sich zu beruhigen. Aber es war schon zu dunkel zum Lesen. Er wälzte sich auf dem Sofa, dann sprang er in die Höhe und riß die Türe zum Wohnzimmer auf.

„Ich darf doch die Türe offen lassen, daß ein bißchen Licht zu mir hereindringt", sagte er zu Anna.

„Bitte, bitte, oder soll ich Ihnen eine Lampe bringen?"

„Nein, nein, ich liege gern im Halbdunkel."

Er warf sich wieder aufs Sofa, während die Türe offen stand.

„Erzählen Sie mir was Schönes, Fräulein Anna!"

„Ich weiß nichts Schönes. Aber Sie haben doch jetzt Ihre Braut zu Besuch, Sie müssen was wissen."

„Ich habe keine Braut."

„Warum wollen Sie das leugnen? Ich bin Ihnen darob doch nicht böse."

„Ich habe gottlob keine Braut mehr, Anna."

„Ja, wieso denn?" Halb erschreckt, halb erfreut fragte sie es vom Nebenzimmer aus.

Da brach es plötzlich los in ihm. „Weil ich ein schlechter Kerl, ein Schuft bin, ein gemeiner, weil ich . . . Aber was interessiert Sie das!"

„Nein, Walter, Sie sind kein schlechter Kerl, Sie nicht, das weiß ich!"

Sie hatte zu nähen aufgehört. Nach einer Pause sagte sie plötzlich: „Sie werden schon wissen, warum Sie sich entlobt haben!"

„Ja, das glaub' ich auch!" Er lag noch immer im dunkeln Zimmer auf dem Sofa, nur ein matter Lichtstrahl fiel zu ihm hinein. „Ich mußte frei sein. Ich kann keine Liebe brauchen, die mich knechtet; ich muß eine haben, die mich befreit. Aber Kopfweh kostet so ein Bruch, Kopfweh!"

„Soll ich Ihnen einen Umschlag machen, Sie Armer?"

„Nein, danke, nur Ihre schlanken Hände sollen Sie mir auf die Stirn legen."

„Ich darf nicht!"

„Sie dürfen, Anna. Ich bin doch frei, so frei!" Bitter kam es von seinen Lippen.

Sie war inzwischen sachte ans Sofa herangekommen. Er zog ihre Hände an seine brennenden Schläfen. So stand sie eine Weile im Halbdunkel vor ihm.

„Was für gute, kalte Händchen Sie haben!"

„Wenn sie Ihre arme Stirn nur kühlen!" Scheu, leise, bange, glücklich sprach sie diesen Satz.

Dann war es wieder ruhig und feierlich um sie.

Plötzlich nahm er ihre Rechte von seiner fiebernden Stirn und führte sie streichelnd an seinen Mund.

„Walter!" bat sie hauchend.

Da richtete er sich plötzlich mit einem Ruck auf und zog sie zu sich aufs Sofa, daß sie neben ihm saß.

„Ich bin nicht schlecht, Anna! Ich kann mich nur nicht knechten lassen. Was hab' ich damals vom Leben und Lieben gewußt, was vom Verloben und Heiraten! Ich bin nicht schlecht, ich möchte so gerne ein Mädchen glücklich machen. Aber es dürfte von mir nur Liebe verlangen, flammende, lodernde Liebe."

Dabei preßte er sie an sich. In seinem Jammer nahm er dieses weibliche Wesen für die andere.

„Ich bin nicht schlecht! Nicht wahr, Anna? Ich habe ein warmes Herz, habe warme Lippen, die gerne küssen" . . .

Und er zog ihren Kopf in seine Arme.

Anfangs sträubte sie sich, aber dann schlugen die Wellen der Leidenschaft auch über sie zusammen. Seitdem er hier wohnte, ersehnte sie diesen Weihekuß seiner Liebe. Was dachte sie jetzt daran, daß nur der Schmerz um sein verstoßenes Lieb ihn sie so brünstig küssen ließ!

„Anna, du Gute, Vernünftige!"

„Walter, du armer, du braver Kerl!"

Und wieder fanden sie sich in einem Kuß. Das Glück, das er vor kurzem der einen genommen, gab er hier einer andern.

Sie war glücklich und zufrieden, daß es ihr zufiel. Für eine Stunde nur, für einen Augenblick!

X.

Der junge Derkorn hatte sich in der Gesellschaft Wangens und Bergs nicht mehr gezeigt, schon um Babette nicht zu begegnen. Diese hatte gedacht, es nicht ertragen zu können, der Schmach, dem Schmerz erliegen zu müssen; und doch war sie mit ihnen allen nach München zurückgekehrt. Der Alltag hatte wieder begonnen, und gehorsam erfüllte sie ihre Pflichten.

Das Stück Bergs hatte einen starken Erfolg gehabt, so daß er jetzt tatsächlich an eine Heirat mit der Lingen denken konnte. Die geschäftige Fröhlichkeit dieser glücklichen Braut tat der armen Babette doppelt weh. Sollte sie, um der lauten Freude zu entgehen, in ihre Heimat zurückkehren, zu ihren alten Eltern? Aber gerade dort in der Stille fürchtete sie sich doppelt vor dem Alleinsein. Hier hatte sie ihre häuslichen Arbeiten und Sorgen, hier nahm man schonend auf ihren Seelenzustand Rücksicht. Zu Hause wußte man davon nichts. Freilich, man würde es dem einst so heitern, sichern Mädchen bald angemerkt haben, wie wund ihr Herz war; aber das hätte den Eltern nur Kummer gemacht, und zum Schlusse wären lange Ermahnungen und unnütze Fragen an sie ergangen.

So zog sie es vor, in Wangens gastlichem Hause zu bleiben. Ganz allmählich sah sie auch ein, daß es nicht anders kommen konnte. Der Schmerz hatte sie zusammengebracht, die Freude mußte sie trennen. Walter war ein Jüngling gewesen, voll gärender Gefühle, voll Weltschmerz, als sie sich mit ihm verlobte. Nun reifte er zum Manne, hatte seinen Beruf gewechselt und stellte andere Anforderungen ans Leben.

Mit ihrer herben Lebensauffassung hinderte sie seinen Höhenflug. Ballast war sie für ihn, der ihn abhielt zu steigen.

Sie quälte sich mit verzweifelter Mühe, froh, sorgenlos zu werden. Auch sie las immer und immer wieder in Wangens Buch. Aber für sie blieb es tot; die düstere Stimme in ihrem Innern sprach lauter als das gedruckte Wort.

Ihre schmerzensreichen Gedanken, denen sie sich oft tagelang hingab, und aus denen nicht einmal Wangens Aufheiterungsversuche sie zu reißen vermochte, unterbrach plötzlich ein anderer Vorfall, der im Hause viel besprochen wurde.

Leutnant von Fritz hatte bald nach seiner Verlobung Sophie Welter als Frau heimgeführt. In der ersten Zeit schien es wirklich, als wäre Fritz ein anderer geworden. Das geregelte Leben, die Sorgenfreiheit, die allzeit geschäftige Hand Sophies, das alles tat ihm sehr wohl. Er sah besser aus und trank nicht so viel; auch war seine Toilette gepflegter. Freilich, ein Glück, wie die Welter es sich einst erträumt hatte, eine lodernde Leidenschaft verband die beiden nicht. Dazu waren sie schon vom Schicksal zu arg gezaust worden, dazu fehlte ihnen die Frische der Jugend, das Feuer der Zwanzigjährigen.

Aber Sophie war mit ihrem Los zufrieden; ihre späte Erbschaft wie ihre späte Liebe kam doch wenigstens einem armen Menschenkind zugute. Nur auf eins hoffte sie an seiner Seite vergeblich: einen Funken Poesie, den er in ihr Heim bringen sollte.

Fritz wurde hausbacken und bequem. Das störte sie. Sie gab ihm Geld genug, daß er fröhlich werden konnte. Nachdem er eine Zeitlang den Frieden der häuslichen Stille ausgekostet hatte, begann er wieder auszugehen, zu trinken und spät nach Hause zu kommen. Wie ein ängstlicher Freund schloß sie sich ihm an, um ihn vom Allzuviel abzuhalten. Aber dafür trank er heimlich, zog schon des Vormittags von Frühschoppen zu Frühschoppen und zechte mit Wildfremden den ganzen Tag.

Das Geld brachte ihm und ihr keinen Segen. Er war aus der Reihe geworfen und haltlos geworden; daran konnte auch das Geld nichts mehr ändern. Zum Kavalier erzogen, war er zum Lumpen geworden.

Eines Nachmittags brachten sie ihn röchelnd, vom Schlage getroffen, mit dem Rettungswagen in seine Wohnung. Die Kunst der Ärzte und Sophies Samariterdienste erhielten ihn zwar am Leben; aber dieses Leben war nur noch ein Vegetieren, bei dem er, zu jeder Bewegung unfähig, an den Stuhl gefesselt blieb.

Nun hatte sie ihren Mann, der hilfloser als ein kleines Kind geworden war, ständig zu Hause um sich. Mit rührender Hingebung pflegte sie ihn.

All ihre sorgende Liebe legte sie in seine Pflege. Es war ihr Bedürfnis, zu helfen, zu sorgen.

Mit allen Kosenamen, die sie früher den anderen zugeflüstert, rief sie den apathischen Mann; mit aller Liebe, die sie für andere empfunden, umgab sie ihn, drückte seinen welken Körper schützend an sich.

Sie hatte etwas zum Pflegen und Herzen, mehr begehrte sie nicht; denn die stolze „Römerin" war im Grunde ihres Herzens ein echtes, rechtes Weib.

Auch hier in diesem Falle war Wangen anfangs ein bereitwilliger Helfer und Freund gewesen. Er hatte Sophie tapfer zur Seite gestanden und ihr die tüchtigsten Ärzte, die besten Mittel genannt.

Obgleich er an diesem Beispiel wieder die traurigen Schattenseiten des Lebens und des Genusses sah, ließ er sich doch nicht in seinem Glauben irre machen.

Walter von Derkorn hingegen lebte in Wien nur seiner Kunst. Seit dem Bruche mit Babette war eine innere Ruhe über ihn gekommen, die nur dann und wann durch böse Gewissensbisse gestört wurde. Losgelöst von diesen Fesseln, entfremdet von seiner Mutter, gewissermaßen nur auf sich gestellt, konnte er ungestört arbeiten.

Bild um Bild wurde fertig, so daß er sich mit dem Gedanken trug, im Frühjahr eine Ausstellung zu veranstalten. Es war ein fieberhaftes Schaffen, das freilich einem Betäuben verzweifelt ähnlich sah.

Die kurzen Stunden des Glücks, die er mit Anna verbracht, waren rasch verweht. Nicht, daß ein Zerwürfnis zwischen ihnen entstanden wäre; die gesteigerte Stimmung, die sie damals einander genähert, hatte nur diesen Abend gewährt. Es war ein Verbinden und ein Trennen. Beide wußten es, daß nur die Stunde diese Liebe geboren, daß die Stunde sie wieder begrub.

Kein Wort darüber fiel zwischen ihnen in den nächsten Tagen, nur daß Annas Wangen aus ihrer sonstigen Blässe heraus plötzlich rot aufleuchteten, wenn er an ihr vorüberkam, und daß ihre Augen einen Schimmer des Glückes erhielten, wenn er zu ihr etwas sagte.

Die stumme Liebe schien sie dabei langsam zu verzehren, der lodernde Brand in ihrem Herzen verzehrte ihre letzten schwachen Kräfte, ihr sonstiges Hüsteln wurde zu einem atembeklemmenden Husten und Röcheln, so daß der Arzt, der längst schon, seit der Krankheit ihrer Mutter, den Zustand erkannt hatte, ihre Überführung in ein Krankenhaus anordnete.

Ohne Widerrede fügte sie sich seinem Willen.

Nur von Walter wollte sie noch Abschied nehmen. Die Hand auf ihre schmerzende Brust gedrückt, trat sie leise in sein Zimmer.

„Ich danke Ihnen für die Liebe und Güte, die Sie mir erwiesen haben", sagte sie stockend und einfach.

„Wer wird denn danken, Anna! Laß dich gut auskurieren, und wenn du gesund bist, machen wir wieder einen Ausflug in den Wiener Wald."

Aber sie schüttelte nur den Kopf: „Ich meine, daraus kann nichts mehr werden! Und es ist auch besser so. Wenn ich gesund und schön wäre, dann würde ich Sie genau so von der Arbeit abhalten wie Ihre frühere Braut."

„Du bist ja viel vernünftiger, viel einsichtiger!"

„Unbequem bin ich Ihnen nie gewesen, gelt?"

„Aber, Annerl! Ruhig, zufrieden, wunschlos hast du mich gemacht."

„Wenn das wahr wäre!" Glücklich kam es von ihren dünnen Lippen.

Sie tat ihm leid, wie sie fiebernd und abgezehrt vor ihm stand.

„Ich küss' dich gesund", sagte er, sie sanft an sich ziehend. „Komm, ich küss' dich gesund!"

Aber sie entzog sich ihm. „Nicht küssen, nicht küssen!" rief sie ängstlich. „Da drin sitzt der Tod."

„Das Leben, die Jugend will ihn bezwingen!" sagte er lockend und doch tief ergriffen.

„Den bezwingt keiner, kein Arzt, kein Kuß, keine Liebe! Aber gelt, wenn ich recht krank bin und einsam liege im Spital, dann kommen Sie noch einmal an mein Lager, daß ich ruhig sterbe?"

Er versuchte zu scherzen, aber es ging nicht. Mit einem stummen Händedruck ließ er sie ziehen.

Kopfschüttelnd blieb er über seinem Zeichentisch gebeugt sitzen. Nun lösten sich auch diese Bande von ihm, und er stand ganz allein, mutterseelenallein da.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

An das Glück!

Neige, Göttin, mir die goldne Schale
Mit des Glückes wundertät'gem Trank:
Reich' ihn mir zum letzten Freudenmahle,
Eh' der Abend schattend niedersank.
Netze mir die fieberheißen Lippen,
Die um Lethe bangverdürstend flehn;
Einen einz'gen Tropfen laß mich nippen —
Gib zu einem letzten Himmelsfluge
Meinen wunden Schwingen Götterkraft,
Segne sie zum stolzen Sehnsuchtszuge
Nach den Höhen hehrer Leidenschaft.
Laß mich dort nur für Sekunden schweben,
Wie der Adler, reglos hoch im Blaun;
Einmal laß, in schauerndem Erbeben —
Ein Gottgeküßter — mich die Sonne schaun.
Ob im Sturze ich dann jäh zerschelle,
Wo der Strom der Erdentränen rauscht —
Hab' ich einmal an der Zauberschwelle
Deines Reiches, Göttin, doch — gelauscht!

Mathilde Stubenberg.

Phot. J. Hamann, Hamburg.

Ein nettes Oktett.

Von der Liebe.

Skizze von **Paul Hermann Hartwig.**

Der Sonnenball stand schon tief im Westen, Purpurströme zogen über das Meer, und die weißen Dünen waren in Rosenschimmer getaucht. Ein weicher Abend krönte den heißen, brennenden Tag.

Auf der Düne, die am weitesten ins Meer vorsprang, ruhten drei Frauen. Keine wußte vom Leben der anderen besonders viel. Sie hatten einander unten in einer vornehmen Pension des anmutigen Badeortes kennen gelernt. Sie gehörten ähnlichen gesellschaftlichen Sphären an und hatten mancherlei Berührungspunkte. Ihre Männer, die durch Reisen oder Beruf zurückgehalten wurden, erwarteten sie erst in einigen Wochen.

Alle drei waren hübsche, wohlgepflegte Erscheinungen, die Brünette sogar von hoher Schönheit. Sie machten sich aber keine Konkurrenz, denn es gab nichts zum Flirten.

Von den üblichen, zwischen Damen meist verhandelten Dingen, von Kleidern, Hausschneiderinnen, neuen Romanen und Festen, hatten sie gesprochen, in der gewissen leichten tändelnden Art, die interessiert erscheint und im Grunde voll Gleichgültigkeit ist.

Nun schwiegen sie.

War es die laue, einlullende, von keinem Seewind bewegte Luft, war es die unerhörte Rosenglut, die aus der scheidenden Sonne brach, plötzlich sprachen sie von der Liebe.

Es war die Aschblonde, die mit dem blassen Gesicht, die am wenigsten glänzende von den dreien, die wohl aus unbewußter Sehnsucht heraus davon angefangen hatte. Und nun war es, als hätten die anderen nur darauf gewartet. Das Gespräch, das sonst so eindruckslos an Nichtigkeiten vorübergeglitten war, wurde bald sehr persönlich. Als ob die sinkende Sonne, der langsam in ahnungsschwerem Blau verdämmernde Abend Geheimstes in ihnen freimachten.

Die zarte Aschblonde hatte von dem merkwürdig Bewegenden gesprochen, das einst ihr Jungmädchenherz belastete, von all dem Innigen, das ihr in süßer Schwere das Herz bedrängte.

Die schöne Brünette hörte mit halbem Ohre zu. Sie lag in einer Senkung, das Haupt ein wenig erhoben. Wie wunderschön sie war, wie fein sich die Linien unter der leichten, gelblichen Seide ausprägten! Ihre schlanke Rechte hielt ein paar gelbliche Teerosen mit feinem rötlichen Anhauch. Das blauschwarze Haar hatte sich unter der Hitze ein wenig gesenkt und lastete schwer, gerade noch durch ein paar Schildpattnadeln gehalten, im Nacken. Das blasse Gesicht leuchtete, und die Augen, unter bräunlichen Lidern halb versteckt, verrieten manches, was der heiße rote Mund verschwieg.

Nun sprach sie:

„Es ist etwas Wundervolles um die Träume, die Gewißheit werden sollen — alle Empfindungen in eine zu sammeln. Liebesfeste ahnen, die man nur dem einen bereiten will, ihm zustreben mit allen Fibern, in ihm vergehen und ihn immer wieder zum Glücklichsten der Sterblichen machen. Einen Reiz und eine Macht auszuüben, die nicht altern kann, solange wir selbst den ernsthaften Willen zur Schönheit haben — eine Macht, die herrscht, indem sie sich in Demut neigt."

Die Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln, das ebensogut Erinnerung wie Spott bedeuten konnte.

Die rotblonde Schlanke saß so hoch, daß ihr feiner Kameenkopf sich scharf von der Luft abhob. Ihr fehlte die lässige Anmut der Brünetten; sie hatte korrekten Schick, eine bewußte Rasse. Den Hut hatte sie abgenommen, ein herrlich gearbeiteter Perlenkamm verlieh ihrem Profil einen besonders pikanten Reiz.

„Wie seltsam solche Stunden Erinnerung an Vergangenes erwecken! Ich pflege sonst nicht zu träumen, aber einmal, als sich mein Schicksal nahte, habe ich einen solchen Sonnenuntergang hineingewünscht. Schön ist es, zu herrschen, in den Ehrgeiz des einen Mannes seinen eignen hineinzugießen. Zu treiben, zu drängen, mitzuarbeiten und zu wachsen. Was man so Liebe nennt, mag höchste Krönung sein, etwas Seltenes, wie ein Lohn. Emporsteigen und herrschen in Gemeinsamkeit, das schien mir das Höchste. Odaliskenwünsche haben da freilich keine Stätte."

Die dunkle Blasse lächelte, nun offenbar voll Spott. Sie vermutete bei der andern spitze Ellbogen und am Ende auch Vertiefungen bei den Schlüsselbeinen, „Salzfässer". Sie trug immer geschlossene Kleider und machte auch die Mode der Halbärmel nicht mit.

„Odaliske und Genossin, das mögen im Grunde wohl die beiden Pole sein," sagte sie lässig, „ich finde die Genossin ermüdend. Wer keine Rätsel aufzugeben hat, wirkt leicht langweilig."

„Ich habe lange über die Zeit hinaus mit Puppen gespielt", sprach leise mit einer süßen, ein wenig gebrochenen Stimme die Aschblonde. Sie trug ein weißes Leinenkleid mit herrlichen Spitzen; in dem Gürtel von Silberband steckte ein vollerblühtes Geranium, das fast wie ein Blutfleck unterhalb des Herzens wirkte.

Die beiden anderen belächelten die Puppenleidenschaft — so sah die kleine Frau wahrhaftig aus.

„Und dann habe ich mir Kinder gewünscht, lieber ein Dutzend als keins. Ich hätte sie alle in Weiß gekleidet mit breiten Seidenschärpen."

Ein schmerzlich weher Zug trat in das weiche Gesicht, wie ein Reflex heimlichen, ungestillten Kummers.

Der Blick der Rotblonden erhielt etwas Fernes. Das war ja eine törichte kleine Frau — sich Kinder zu wünschen und gleich im Überfluß, eine Familie, die jedes Jahr mehr wurde, wie hemmend.

Die Brünette strich mit der Linken fast zärtlich über die weichen Linien ihrer Gestalt — es hätte für sie keinen Zweck gehabt, etwas zu bemerken.

„Nun kann ich nichts, als meinem Manne den Alltag ertragen helfen", sagte die Aschblonde leise, gleichsam für sich.

Den Alltag ertragen — keine von den dreien, auch die Sprecherin nicht, fühlte, wie unendlich viel das sei. —

Vom Wasser her heulte die Sirene eines in den Fluß einlaufenden Dampfers.

Über das metallische Grün und letzte Rot des Westhimmels zogen breite Rauchschwaden. Mit dem Dampfer mußten die Kopenhagener Herren ankommen, die in dem Pensionat erwartet wurden.

Die Brünette erwähnte, daß sie sich umkleiden müsse, und die beiden anderen hatten ebenfalls daran gedacht. Sie hatten keine Zeit mehr, von der Liebe zu sprechen; die Kopenhagener Herren waren in der Tat angekommen.

Ein Stück Orient an der Elbe.

Die wegen ihrer Kunstschätze und ihrer einzigartigen reizvollen Umgebung gern besuchte Hauptstadt des schönen Sachsenlandes, Dresden, hat einen neuen Anziehungspunkt erhalten. Beim Überschreiten der Marienbrücke fesselt jetzt den Blick des Reisenden ein Gebäude, welches ihn zweifeln läßt, ob er an den Fluten der Elbe oder an denen des Bosporus sich befindet. Von dem freigelegenen Elbgelände hebt sich der stolze Bau in schimmerndem Weiß ab. In streng orientalischem klassischen Stil gehalten, wird das monumentale Gebäude gekrönt von einer mächtigen Kuppel und flankiert von schlanken Türmchen und hochragenden Spitzen. Mit seiner reich ornamentierten Fassade, den bunten Mosaikeinlagen und den maurischen Fensterbögen, deren Charakteristik in jedem Stockwerk in einer anderen Form hervortritt, wirkt der Bau auch auf den Vielgereisten bezaubernd. Die Erbauerin ist die Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Inhaber Hugo Zietz. Sie ließ den Bau aufführen, um ihre fünf in Vorstädten Dresdens zerstreut liegenden Fabriken zu einem einzigen Betrieb zu vereinigen. Die riesige Verbreitung ihrer Spezialmarke Salem Aleikum ergibt sich aus der Tatsache, daß von den etwa siebzehnhundert beschäftigten Personen der größte Teil mit der Herstellung dieses einen Fabrikates beschäftigt wird; das bedeutet eine Produktion von vielen hunderttausend Stück an einem Tage. Der Tabakgenuß in Form des Zigarettenrauchens ist unserem modernen Genußvermögen am besten angepaßt. Die kleine Menge Tabak belästigt die Nerven nicht. Hieraus erklärt sich der zunehmende Konsum in Zigaretten. Der Aufschwung in der deutschen Zigaretteninduftrie ist in wirtschaftlicher Beziehung sehr zu begrüßen. Abgesehen davon, daß in der Hauptsache weibliche Arbeitskräfte lohnende Verdienstgelegenheit in der Zigarettenbranche finden, wird eine weitere bedeutende Anzahl von Arbeitern auch in den vielen Hilfs- und Nebenindustrien beschäftigt, deren Hauptabnehmer die Zigarettenfabrikanten bilden. In anbetracht der hohen Leistungsfähigkeit der deutschen Zigarettenindustrie sollte die deutsche Raucherwelt das deutsche Produkt bevorzugen. Es gibt kein Fabrikat der Zigarettenbranche, welches mit größerer Gewissenhaftigkeit und gründlicherer Ausnützung fachmännischer Erfahrungen hergestellt würde, als das deutsche. Viele Millionen werden alljährlich dem deutschen Nationalvermögen entzogen und für solche Fabrikate verausgabt, die in Deutschland besser und billiger hergestellt werden. Bei der Überschätzung des Deutschen, die er allem zollt, was von weit her kommt, war es ein Akt der Selbsthilfe und der Notwendigkeit, durch eine möglichst reizvolle, imposante Gestaltung einer deutschen Zigarettenbetriebsstätte dem deutschen Konsumenten einen augenscheinlichen Beweis von der Bedeutung der vaterländischen Industrie zu geben. Diese Aufgabe ist bei der Aufführung des Neubaues ohne Zweifel gelöst worden. Der Verkehr an der Stelle, wo das Gebäude gelegen, unmittelbar an dem Bahnkörper, den täglich Hunderte von Personenzügen passieren, ist von internationaler Bedeutung. Leuchtet bei Eintritt der Dunkelheit die über 17 m hohe Kuppel in topasfarbigem magischen Lichte auf, so ist der Blick der nach vielen Tausenden zählenden Passanten wie gebannt nach dem märchenhaft schönen Bilde gewendet. —

Der Bau verdient nicht allein seiner reizvollen Zeichnung, sondern auch seiner eigenartigen Technik und des Baumaterials wegen Beachtung. Es ist wohl der erste Bau Sachsens, welcher bei so großen Abmessungen in Eisenbeton gehalten ist. Bei der Verblendung des Rohbaues ist zum ersten Male in großem Umfange Kunstsandstein verwandt worden, ein erheblich widerstandsfähigeres Produkt als Natursandstein und selbst Granit. Die Hauptfront des Gebäudes ist 70 m lang. Daran schließt sich hufeisenförmig ein Flügel an der Magdeburgerstraße. Das Gebäude enthält taghell erleuchtetes Souterrain, fünf vollständig ausgebaute Stockwerke und ausgebaute Dachräume; auch die letzteren empfangen durch die großen Fenster der mansardenartigen Aufbauten das unbegrenzte Licht. Der Mittelbau, welcher die Kuppel trägt, enthält zehn Stockwerke; der gesamte Kuppelbau, bis auf den Teil, welcher die bunte Verglasung trägt, ist für gewerbliche Zwecke ausnutzbar. Die Verglasung der Kuppel ist von drei Kolliers smaragd- und rubinfarbener edelsteinartig geformter Gläser gebildet; darüber entwickelt sich das Flechtwerk bis zur Kuppelkrönung, die in einem schweren Bronzeaufsatz endet. Der Mittelbau hat die respektable Höhe von über fünfzig Metern, sodaß er bei der von innen erfolgenden elektrischen Belichtung der Kuppel weit über Dresdens Weichbild hinaus als ein beredtes Zeugnis von der wachsenden Bedeutung der deutschen Industrie sichtbar ist.

Die Inneneinrichtung ist namentlich in den Empfangs-, Beratungs- und Bureauzimmern eine Sehenswürdigkeit für sich. — Bei der Ausarbeitung des Innenbaues sind alle gesundheitsdienlichen Einrichtungen berücksichtigt worden. Der Fußboden sämtlicher Arbeitsräume ist mit Linoleum belegt, sodaß die Räume nach Arbeitsschluß schnell und gründlich gereinigt werden können. In einem vom Hauptgebäude getrennt liegenden Maschinen- und Kesselhaus sind Akkumulatoren, Dynamo- und Dampfmaschinen untergebracht, welche den Betrieb mit elektrischem Licht, mit Kraft für die Bearbeitungs-Maschinen und mit Heizung versehen. Mittels Abdampf und direktem Dampf wird das ganze große Gebäude innerhalb einer halben Stunde auf das Behaglichste erwärmt. Ausgenommen sind hiervon nur die Lagerräume, welche die kostbaren orientalischen Tabake enthalten, von denen jegliche künstliche Wärme ferngehalten werden muß. Die Arbeitsräume können von den darin Beschäftigten nur nach Passieren der Garderobezimmer und Waschtoiletten betreten werden. Bei letzteren sind Fußböden und Wände mit Steinfliesen und weißen Kacheln ausgelegt. In umfangreichem Maße angeordnete Entlüftungsvorrichtungen bewirken eine ununterbrochene Luftauswechslung. In den Räumen, wo die Entstehung von Staub unvermeidlich ist, bewirken Staubsaugapparate die Überführung desselben in Sammelbassins. Im Dachgeschoß befindet sich ein mächtiger Speisesaal, nach welchem das Personal der unteren Stockwerke mittels elektrisch getriebener Aufzüge gelangt. Dem Wirtschaftsbetrieb steht der Verwalter vor, dem der Betrieb unentgeltlich überwiesen ist. Warme und kalte Speisen werden mit geringem Aufschlag auf die Selbstkosten verabreicht. Aufwärmevorrichtungen nehmen die vom Personal mitgebrachten Speisen auf. In jedem Stockwerk befinden sich Feuerlöschvorrichtungen. Außer der Haupttreppe ist eine breite Nottreppe überall schnell zu erreichen. Eine beachtenswerte Einrichtung ist die in der Nähe des Speisesaales gelegene Ruhehalle. Sie steht je zur Hälfte für Männer und Frauen gesondert zur Verfügung. Hier sind Liegestühle aufgestellt, und damit ist insbesondere älteren ruhebedürftigen Arbeitern Gelegenheit zu wohltuender Erholung geboten. Von hier aus ist auch die Plattform des Daches zu erreichen, welche zu gärtnerischer Anlage für den Sommer vorgesehen ist. Man genießt von hier aus eine unbeschränkte Fernsicht über die Stadt und auf das liebliche Elbgelände.

Im Dachgeschoß sind auch Brause- und Wannenbäder (Kalt- und Warmwassereinrichtung) untergebracht, die den Arbeitern unentgeltlich zur Verfügung stehen. Auch ein Krankenzimmer, woselbst Kranken die erste Hilfe zuteil wird, fehlt nicht.

Der Inhaber und Gründer der Firma Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Hugo Zietz, hat sich offensichtlich mit gutem Erfolg bemüht, das Salem Aleikum, zu deutsch „Friede sei mit dir“, dem von ihm beschäftigten Personal gegenüber in die Wirklichkeit zu übertragen. —

Arsène Lupin, der Einbrecher aus Passion.

Von Maurice Leblanc.

(Fortsetzung.)

Devanne eilte herbei und stieg die Stufen hinab. Unter der Wagendecke sah er sorgfältig verpackt seine Möbel, Bilder und Kunstwerke. Der Unteroffizier, an den man allerlei Fragen richtete, wies auf die Order, die ihm vom diensthabenden Feldwebel übergeben worden war. Laut dieser Order, vom Obersten Beauvel unterzeichnet, hatte die zweite Kompagnie des vierten Bataillons Wagen und Leute beizustellen, um die an dem Kreuzweg von Halleux im Walde von Arques-la-Bataille hinterlegten Sachen um drei Uhr zu Herrn Devanne, Besitzer des Schlosses Thibermeslin, zu schaffen.

„An dem Kreuzwege", fügte der Unteroffizier hinzu, „stand alles bereit auf dem Rasen, dem Schutze des Publikums anvertraut. Das schien mir freilich komisch, aber Befehl ist Befehl."

Einer der Offiziere sah sich genau die Unterschrift des Obersten an: sie war falsch, aber vorzüglich nachgeahmt.

Die Musik hatte zu spielen aufgehört. Man lud die Sachen ab und schaffte sie an ihren alten Platz.

Mitten in der allgemeinen Aufregung blieb Nelly allein am äußersten Ende der Terrasse. Sie war ernst und nachdenklich. Plötzlich bemerkte sie Belmont, der herankam. Sie wäre ihm gern ausgewichen; doch die Ecke der Steinbalustrade, die die Terrasse einsäumt, und eine Reihe Kisten mit Oleander- und Lorbeerbäumen schlossen sie nach drei Seiten hin ein. Ihr blieb zum Rückzug nur der Weg offen, auf dem der junge Mann ihr entgegenkam. Sie rührte sich nicht. Ein Sonnenstrahl zitterte auf ihrem Goldhaar.

„Ich habe mein Versprechen gehalten", sprach jemand ganz leise zu ihr.

Arsène Lupin stand neben Nelly, und rings um sie war niemand.

„Ich habe mein Versprechen gehalten", wiederholte er zögernd mit schüchterner Stimme.

Er wartete auf ein Wort des Dankes, auf eine Gebärde wenigstens, die bewiesen hätte, daß sie an seiner Handlung Anteil nehme. Aber sie schwieg und rührte sich nicht.

Diese Verachtung reizte Arsène Lupin. Gleichzeitig aber kam ihm zum Bewußtsein, wie tief nun der Abgrund zwischen ihm und Nelly sei, wo sie die Wahrheit kannte. Er hätte sich entlasten, entschuldigen wollen, ihr sein Leben zeigen, mit allem, was es an Größe und Kühnheit enthielt. Im voraus aber schämte er sich dessen, was er sagen wollte, indem er zugleich die Nutzlosigkeit jeder Aussprache einsah.

„Wie fern die Vergangenheit ist!" flüsterte er, überwältigt von der Flut der Erinnerungen. „Gedenken Sie der schönen Stunden an Bord der »Provence«. Ah! Sie hatten damals wie heute eine Rose in der Hand, eine bleiche Rose gleich dieser ... Ich bat Sie darum ... Sie schienen meine Bitte nicht zu hören ... Sie hatten sie wohl vergessen ... Ich habe sie bewahrt" ...

Nelly antwortete noch immer nicht. Sie schien fern, weit fern von ihm.

„In der Rückerinnerung dieser Stunden", fuhr er fort, „denken Sie nicht mehr an das, was Sie wissen. Lassen Sie die Vergangenheit mich an die Gegenwart knüpfen. Vergessen Sie den, den Sie heute nacht gesehen haben. Lassen Sie mich der von ehemals sein und Ihre Augen mich, wenn auch nur einen Augenblick lang, betrachten, wie Sie mich einst betrachteten ... Ich bitte Sie ... Bin ich denn nicht mehr derselbe?"

Sie hob die Augen, wie er's verlangte, und sah ihn an. Und dann legte sie, ohne ein Wort zu sagen, den Finger auf seinen Ring, den er an der Hand trug. Man konnte nur den Reif sehen, denn der prächtige Rubin war nach innen gedreht.

Arsène Lupin errötete. Dieser Ring gehörte Georg Devanne.

Er lächelte bitter.

„Sie haben recht. Was war, wird immer sein. Arsène Lupin ist und kann nur Arsène Lupin sein, und zwischen Ihnen und ihm kann nicht einmal die Erinnerung bestehen ... Verzeihen Sie mir ... Ich hätte begreifen müssen, daß meine Gegenwart allein Sie beleidigen muß" ...

Er drückte sich an die Balustrade, den Hut in der Hand. Nelly ging an ihm vorüber. Noch einmal faßte ihn die Versuchung, sie zurückzuhalten, anzuflehen. Der Mut fehlte ihm dazu. Er folgte ihr mit den Augen, wie an jenem Tage, da sie über den Landungssteg im Hafen von Neuyork schritt. Einen Augenblick noch hob sich ihre feine Gestalt von dem Marmor der Vorhalle ab. Er sah sie nicht mehr.

Eine Wolke fuhr über die Sonne. Arsène Lupin betrachtete unbeweglich die Spur der kleinen Füße im Sande. Plötzlich schreckte er aus seinen Träumen auf. Auf der Oleanderkiste, an die sich Nelly gelehnt hatte, lag eine Rose, die bleiche Rose, um die er sie zu bitten er nicht gewagt hatte. Vergessen ohne Zweifel. Aber absichtlich oder aus Zerstreuung vergessen?

Er faßte hastig danach. Blätter fielen ab. Er hob sie auf, eins nach dem andern wie Reliquien.

„Gehen wir," sagte er, „ich habe nichts mehr zu schaffen. Denken wir an den Rückzug. Um so mehr, als es böse werden könnte, wenn Sherlock Holmes sich dreinmischt."

* * *

Der Park war menschenleer. Beim Wächterhäuschen am Eingang sah Lupin eine Abteilung Gendarmen. Er sprang deshalb ins Gebüsch, kletterte über die Umfassungsmauer und schlug, um zur nächsten Bahnstation zu gelangen, einen Fußsteg ein, der durch die Felder führte. Er war noch keine zehn Minuten dahingeschritten, als ihm an der Stelle, wo der Pfad, von zwei Böschungen eingezwängt, sich verengte, jemand entgegenkam.

Es war ein Mann in den Fünfzigern, ziemlich stark, mit glattrasiertem Gesicht und scharf ausgeprägten Gesichtszügen. Er trug in der Hand einen schweren Stock und quer über der Schulter eine Reisetasche.

Sie gingen auf dem engen Pfade dicht aneinander vorüber.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte der Fremde mit einem kaum bemerkbaren englischen Akzent in der Aussprache, „bin ich hier recht auf dem Wege zum Schloß?"

„Immer gerade fort und dann links, sobald Sie an der Parkmauer sind. Man erwartet Sie schon mit Ungeduld."

„Ah!"

„Ja. Mein Freund Devanne hat uns Ihren Besuch gestern abend angekündigt."

„Herr Devanne hätte besser getan zu schweigen."

„Und ich freue mich, Sie als erster begrüßen zu können. Sherlock Holmes hat keinen eifrigern Bewunderer als mich."

Die leichte Färbung von Ironie, die in seiner Stimme lag, machte den andern stutzig. Denn dieser musterte ihn von Kopf bis zu Füßen mit einem so scharfen Blick, daß Arsène Lupin den Eindruck hatte, als würde er davon erfaßt, gefangengenommen, photographiert.

Das Bild ist aufgenommen, dachte er bei sich. Überflüssig, mich jetzt noch vor dem Alten zu verstellen. Es fragt sich nur: Hat er mich erkannt?

Sie grüßten einander. Da ertönte Pferdegetrappel. Gendarmen kamen angeritten. Die beiden Männer mußten sich an die von hohem Gras bedeckte Böschung drücken, um nicht niedergestoßen zu werden. Die Gendarmen kamen vorüber, und da sie ziemlichen Abstand voneinander hielten, dauerte das eine geraume Zeit.

Lupin dachte: Alles hängt ab von der Frage, ob er mich erkannt hat. Wenn ja, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß er seinen Vorteil ausnutzt. Die Geschichte wird brenzlig.

Als der letzte Reiter vorüber war, richtete sich der Engländer auf und begann, ohne ein Wort zu sagen, seinen staubbedeckten Rock abzuklopfen. Der Riemen an seiner Tasche hatte sich in einen Dornenzweig verwickelt. Arsène Lupin half ihm diensteifrig sich freizumachen. Eine Sekunde lang maßen die beiden einander schweigend.

„Besten Dank, mein Herr!" sagte der Engländer.

„Es ist nicht der Rede wert", erwiderte Lupin.

Und sie trennten sich. Lupin ging der Station, Sherlock Holmes dem Schlosse zu.

Der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt waren nach vergeblichem Bemühen nach Dieppe zurückgefahren. Sherlock Holmes wurde mit der neugierigen Ungeduld erwartet, die sein großer Ruf rechtfertigte. Man war ein wenig enttäuscht durch sein spießbürgerliches Aussehen, das so wenig dem Bilde entsprach, welches man sich von ihm machte. Er glich in nichts dem Romanhelden, der rätselhaften Persönlichkeit, die sein Name vor unserer Phantasie erstehen läßt.

„Da sind Sie endlich, Meister!" schrie Devanne vor Begeisterung. „Welches Glück! So lange schon hoffte ich ... Ich bin beinahe froh über alles, was geschehen ist, da es mir das Vergnügen verschafft, Sie kennen zu lernen. Aber wie sind Sie denn hierhergekommen?"

„Mit dem Zug."

„Wie schade! Ich hatte Ihnen mein Automobil zur Anlegestelle der Dampfer geschickt."

„Ein offizieller Empfang, na freilich! Warum nicht gleich mit Musik und flatternden Fahnen? Glänzendes Mittel, mir meine Aufgabe zu erleichtern", brummte der Engländer.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus Jndustrie und Technik.

Fulguration.

Eine erfolgreiche neue Operationsmethode des Krebses.

Von Dr. phil. Gustav Eichhorn, Zürich.

In jüngster Zeit hat sich eine neue Operationsmethode des Krebses herausgebildet, nämlich die sog. „Blitzbehandlung" oder Fulguration nach Dr. de Keating-Hart. Es handelt sich bei dieser eminent wichtigen Neuerung um die Verwendung schneller elektrischer Schwingungen in der gleichen Hochfrequenz-Erzeugungsmethode wie für die Zwecke der drahtlosen Telegraphie. Eine Anzahl Leidener Flaschen, einige Windungen einer Drahtspule und eine Funkenstrecke bilden den sog. primären Schwingungskreis, während die übrigen Windungen der Spule, an deren Kopf heftige Ausstrahlungen im Resonanzfalle auftreten, eine in dieser Ausführung der Apparatur galvanisch angekoppelte Resonanzspule (Oudinscher Resonator, der in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein aufgespulter Luftdraht der drahtlosen Telegraphie) darstellen, die durch richtige Windungszahl in ihrer Eigenschwingung so abgeglichen sein muß, daß sie in Resonanz mit dem primären Kreis ist. Dann erzielt man am Kopf der Spule maximale Ausstrahlung. Um diese Ausstrahlung (Fulguration) an die zu operierende Stelle handlich zu dirigieren, schließt man an diesen Kopf ein isoliertes Kabel an, das in die sog. Fulgurationselektrode verläuft. Letztere ist beweglich in einem isolierenden Rohr (Porzellan oder Ebonit) angebracht, das man in der Regel von einem schwachen kalten Kohlensäure- oder Luftstrom durchströmen läßt, den man aus Bomben mit flüssiger Kohlensäure oder Luft entnimmt, zur Reduktion der auftretenden Wärmewirkung. Zur Erzielung maximaler Wirkung hat der Arzt noch folgende wichtige physikalische Gesichtspunkte zu beachten.

Fulgurationsapparat von Siemens u. Halske A.-G.

Die Funkenstrecke im primären Schwingungskreis soll auch bei Benutzung vieler und großer Leidener Flaschen nicht über 1 bis höchstens 1,5 cm groß gemacht werden; eine weitere Vergrößerung erzeugt keineswegs eine Steigerung der Schwingungsenergie, sondern infolge vergrößerter Dämpfung eine nutzlose Energievergeudung. Geht in dieser primären Funkenstrecke ein kräftiger Funkenstrom von klatschendem Geräusch über, so erzielt man kräftige primäre Schwingungen, und das übrige ist dann nur Sache der Abstimmung der Resonanzspule, was man bei der beschriebenen Apparatur durch Drehen der Spule nach rechts oder links erreicht. Der Anschluß der Fulgurationsröhren vertieft die Schwingung und verändert so die Resonanzeinstellung, die ohne solche gefunden wurde. Ist die wiedererreichte maximale Ausstrahlung an der Fulgurationselektrode (etwa 10 bis 25 cm lange Funken) für gewisse Zwecke zu stark, so hat man es in der gleichen Weise in der Hand, jede beliebige Reduktion der Fulgurationsfunken durch Verstimmung der Resonanzspule (Drehen derselben) zu erzielen. An der primären Funkenstrecke aber ändere man nichts. Tritt an Stelle des primären kräftigen Funkenstromes in der Funkenstrecke ein Lichtbogen auf, so setzen die Schwingungen sofort aus, wodurch natürlich auch die sekundären Hochfrequenzausstrahlungen verschwinden. Meistens liegt dies an einem unrichtig dimensionierten oder unrichtig betriebenen Induktor, der zum Aufladen des primären Kreises dient. Am besten würde die Benutzung der sog. Resonanzinduktoren sein, was aber eine ziemlich kostspielige Anlage erfordert, die zudem für andere Zwecke, z. B. den Betrieb von Röntgeneinrichtungen, nicht ohne weiteres geeignet ist. Läßt man den Induktor primär mit unterbrochenem Gleichstrom arbeiten, so empfiehlt sich (für die Fulgurationsapparate) die Benutzung eines elektrolytischen Wehnelt-Unterbrechers. In vielen Städten ist aber jetzt in den städtischen Netzen Wechselstrom vorhanden, den man natürlich gern benutzen möchte. Das sich hieraus für die Verwendung des Induktors ergebende Problem ist heute nach allen Richtungen befriedigend gelöst. Einmal läßt sich der Induktor so konstruieren, daß man den Wechselstrom direkt durch seine primäre Spule sendet (wobei man das Optimum durch die schon vorher erwähnten Resonanzinduktoren erreicht), dann kann man aber auch so verfahren, daß man in den primären Stromkreis noch sog. elektrolytische Ventilzellen, z. B. die von Prof. Graetz, einschaltet. Eine solche Zelle besteht aus Elektroden von Aluminium und Eisen in Natrium-Bikarbonatlösung und wirkt wie ein Ventil, d. h. sie hat die Eigenschaft, nur die eine Pulsation des Wechselstromes glatt durchzulassen, dagegen die andere (im vorliegenden Falle die von dem Aluminium nach dem Eisen gerichtete) fast vollständig zu unterdrücken. Man erhält also pulsierenden Gleichstrom, den man wieder mit einem Wehnelt-Unterbrecher benutzen kann. Bei Verwendung einer einzigen Ventilzelle wird die eine Halbwelle des Wechselstromes nutzlos abgedrosselt, was natürlich unökonomisch ist, weshalb nach patentierten Schaltungen zwei Zellen oder vier (Brückenschaltung), für Drehstrom sogar sechs Zellen verwendet werden, falls man im letztern Falle nicht zwischen nur zwei Leitern operieren will.

An Stelle der gedämpften elektrischen Schwingungen, die man nach dieser Funkenentladungsmethode erzeugt, könnte man natürlich auch die neuen, ungedämpften Schwingungen nach der Lichtbogenmethode von Duddell-Poulsen benutzen unter Anwendung von primär mindestens 500 Volt Gleichstrom; doch dürften die Ärzte der einfachern Apparatur der erstern Methode wohl den Vorzug geben.

Der medizinische Vorgang zerfällt nach de Keating-Hart in drei Akte: 1. Fulguration, 2. chirurgischer Eingriff, 3. abermalige Fulguration. Als Hauptwirkungen werden angegeben: direkt Gewebezerstörung und Blutstillung; indirekt Beeinflussung der Lymphzirkulation und günstige Einwirkung auf tieferliegende Gewebe. Die erste Fulguration verändert die Dichtigkeit der Geschwulstmassen und erleichtert die Auffindung der Grenze zwischen gesundem und krankem Gewebe, das dann durch die nun folgende Operation losgetrennt wird. Nach dieser Ausschälung geschieht die zweite, wichtigste Fulguration; durch ihre Wirkung bildet sich über der Wunde ein Schorf, der nach einigen Tagen abgestoßen wird, um einer auffällig gesunden, rasch fortschreitenden Gewebebildung Platz zu machen. Die Fulguration bildet offenbar den Ansporn zur Heilung und Vernarbung.

Dr. de Keating-Hart erzielte bisher mit seiner Fulgurationsmethode bei Hautkrebsen 95 Prozent, bei Drüsenkrebsen 50 Prozent und bei Schleimhautkrebsen 25 Prozent Heilungen.

Neuerdings sind mit dieser Blitzbehandlung (Fulguration) des Krebses besonders schwierige Operationen ausgeführt worden, speziell auch in Bern in der Klinik von Prof. Dr. Kocher und bei Prof. Dr. Arnd, beide im Inselspital. Ferner wurde vor kurzer Zeit auch von Prof. Dr. Tavel im Spital Salem ein besonders schwieriger Fall behandelt. Der Patient litt an einem Krebsgeschwür, das, schon zum zweitenmal nachgewuchert, den operativen Eingriff allein äußerst schwierig und zudem wenig aussichtsvoll erscheinen ließ. Deshalb wurde zu dem elektrochirurgischen Verfahren gegriffen, und zwar so, daß Prof. Tavel die Operation und der von Paris persönlich herbeigeeilte Dr. de Keating-Hart die Fulguration übernahm. Die Apparate und Einrichtungen im Inselspital und Salem waren vom Zweigbureau Zürich der Siemens u. Halske A.-G. geliefert. Die Operation gelang aufs beste.

Ob die zum großen Teil sehr guten Erfolge, die Keating-Hart mit seiner Fulgurationsmethode bisher errang, von nun an immer eintreten werden, muß die Zukunft lehren. Es ist daher begreiflich, daß nicht nur die ganze Ärztewelt, sondern auch weiteste Kreise der Laienwelt mit gespannter Aufmerksamkeit alle Darbietungen verfolgen, die über das jüngste Heilverfahren im Kampfe der Menschheit gegen die bis jetzt unbezwungene Krebskrankheit berichten.

Die Technik in der modernen Küche.

„Das Alte stürzt!" Doch Mephistos „Weh dir" prallt an uns Enkeln ab! Wir halten es vielmehr mit Ulrich v. Hutten, der in dem Chaos, das in seinen Tagen der Zusammenbruch alter Ansichten und das Hineinfluten neuen Lichtes in die finstere Nacht des Mittelalters schufen, ausrief: „Es ist eine Lust zu leben." Wohl uns — trotz Goethe — daß wir Enkel sind und erleben dürfen, was der moderne Menschengeist Großes schafft und denkt. Überwältigend sind die Umwälzungen und Umwertungen, die uns die letzten fünfzig Jahre auf jedem Gebiete gebracht haben, vielleicht am meisten, wenigstens für den Laien, in der Technik. Und diese machtvolle Technik, die heute fast die Erde aus den Angeln heben könnte, hat es nicht verschmäht, sich auch in den Dienst der Küche zu stellen und Arbeiten zu verrichten, die meist ungesehen und ungewürdigt bleiben.

„Dort, wo heute Kochkunst im großen Stile ausgeübt wird, wie in den Küchen der Hofhaltungen, der Hotels, der Krankenhäuser und Konservenfabriken," so schreibt unsere geschätzte Mitarbeiterin Antonie Steimann in dem neuen, vor kurzem erschienenen dritten (Ergänzungs-)Bande von Webers

Fulgurationselektroden.

Eine Bauernküche.

„Universal-Lexikon der Kochkunst“ *), „sind die Neueinrichtungen meist von imposanter Art; zahlreiche genial ersonnene Maschinen übernehmen Arbeitsleistungen, zu denen sonst ein Massenaufgebot von menschlichen Arbeitskräften notwendig wäre; Riesenkessel mit Dampfbetrieb ermöglichen es, auch ein Riesenmaterial von Nahrungsmitteln zu bewältigen und in musterhafter Weise seiner Bestimmung zuzuführen. In der Küche gilt heute als oberste Regel der Grundsatz aller modernen Arbeit: in kürzester Zeit mit möglichst geringem Materialverbrauch möglichst viel zu schaffen.“

Eine moderne Hotelküche gleicht heute mehr einer Maschinenbauanstalt als einer „Küche“ nach altväterischen Begriffen. Betrachten wir einen dieser modernen Hotelherde genauer! Es ist ein Koloß von 6 m Länge und 1,5 m Breite. Seine Platte glüht hellrot wie von Schaffensdrang und innerer Lust. Zwei große Kohlenfeurungen — denn nicht für alle Zwecke ist Gas anwendbar — reichen über die ganze Breite des Herdes und können, da dieser frei steht, von allen Seiten bedient werden. Auch die sieben Bratöfen des Herdes gehen durch dessen ganze Breite, und jeder besitzt an beiden Längsseiten eine Tür zur Bedienung. Unmittelbar über dem Herde sind Wasserzapfstellen angebracht, und darüber befinden sich eiserne Gerüste, die das Abstellen der Geschirre ermöglichen. Wie kräftig der ganze Herd gebaut ist, können wir schon an den großen, schweren Kupferkesseln ermessen, die auf seiner glühenden Platte lasten, und in denen die Speisen, im Wasser stehend, gar gekocht oder warm gehalten werden. Neben diesen Herden braucht heute ein erstklassiges Hotel (und auch jeder Luxusdampfer oder jedes vornehme Restaurant) Backöfen für Konditoreizwecke, die mit Gas geheizt werden, ferner größere und kleinere Grill-Apparate für Gas oder Holzkohle, Gratinieröfen, Wärmschränke und -tische, Wasserbäder, Spül- und Waschmaschinen und schließlich Dampfkochanlagen für Bouillon und Suppe, die schon an die Massenküchen in Krankenhäusern und Kasernen erinnern. Ebenso geht der Vorrat an Kesseln, Kasserollen, Pfannen, Formen, Geschirr, Bestecken und Geräten allerart ins Unendliche. Daneben arbeiten Maschinen, durch Elektrizität getrieben, wie z. B. ein Reibstein, eine Passiermaschine, eine Fleischhackmaschine, eine Schneeschlagmaschine, eine Teigknetmaschine, ein Rührwerk, ein Apparat für Gefrorenes, größere und kleinere Bratspieße und Eierkocher mit Uhrwerk, selbsttätige Kaffeemaschinen u. dgl. m.

Aber auch der moderne Privathaushalt sah sich genötigt, mit gar vielem vom Urväterhausrat in den Küchen aufzuräumen und dafür eine Reihe praktischer Neuheiten einzuführen, die nicht allein der Zeit- und Materialersparnis, sondern vor allem dazu dienen sollten, die Hausfrau von fremder Hilfe unabhängig zu machen. Den Hausfrauen muß das Lob erteilt werden, daß sie für diese Neuerfindungen und Verbesserungen im Küchenreich ein reges, weitsichtiges Interesse an den Tag gelegt haben. Und so finden wir neben dem Bestand an modernem Geschirr und Küchengeräten heute auch eine Reihe von neuen praktischen Haushaltmaschinen, die in der Kocharbeit längst wichtige Faktoren geworden sind. Die Ersparnisse an Zeit und Material, die die Hausfrau mit ihnen

*) „Die vornehme Gastlichkeit der Neuzeit.“ Ein Handbuch der modernen Geselligkeit, Tafeldekoration und Kücheneinrichtung. Herausgegeben von Rich. Gollmer. Mit 392 Abbildungen und zwölf farbigen Originalmenüs. In Originalleinenband 5 Mk., auch erschienen als dritter (Ergänzungs-)Band von Webers „Universal-Lexikon der Kochkunst“ (achte Auflage). Drei Bände. In Originaleinband 30 Mk. (Leipzig, Verlag von J. J. Weber).

Kühlvorratsraum im Hotel Adlon in Berlin.

macht, betragen im Laufe der Jahre ein ansehnliches Kapital.

Das ist aber das „neue Leben, das aus den Ruinen blüht“. Welche Wandlung hat die Küche des deutschen Hauses doch erlebt! Als man an den Höfen an prunkvollen Schaugerichten, an überwürzten — das galt als äußerst vornehm — Speisen heterogenster Art, zu einem Gang zusammengewürfelt, und an der Menge der aufgetragenen Braten Gefallen fand, waren die Küche und ihre Geräte mehr als primitiv. Dann kam die Zeit des Luxus, die sogar den Unsinn zeitigte, daß Prunkküchen mit herrlichen Geräten, selbst messingbeschlagenem Brennholz in den Patrizierhäusern nichts Seltenes waren. Natürlich wurde darin nicht gekocht. Darauf aber trat nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder ein Zustand der Ärmlichkeit ein, der bis ins neunzehnte Jahrhundert anhielt. Man begreift heute kaum, wie es möglich war, die so komplizierten und subtilen Gerichte, die die Kochbücher der damaligen Zeit verzeichnen, mit den einfachen Geräten herzustellen. Eine Bauernküche, die wir im Bilde zeigen, ist der Typus für die bürgerliche Küche um 1800. Aber auch mit der Schloß- und Herrschaftsküche stand es nicht viel besser, und in manchem alten Fürstensitz, der sich nur schwer mit modernen Einrichtungen versehen läßt, ruft man heute noch ach und weh, wenn ein hoher Besuch kommt.

Pierre Duval.

Kochküche des Hotels Adlon in Berlin.

Montenegrinische Automobilpostwagen.

Die Regierung von Montenegro hatte mit der Aktiengesellschaft Laurin u. Klement in Jungbunzlau einen Vertrag abgeschlossen, wonach diese Firma sich verpflichtete, in eigner Regie und mit montenegrinischer Staatssubvention den Postbetrieb in Montenegro mittels eigner Automobile einzuführen. Durch diesen Vertrag wurde der genannten Firma das Monopol der öffentlichen Automobilbeförderung von Personen und Waren im Fürstentum Montenegro gesichert. Der Vertrag lautet auf die Dauer von fünfzehn Jahren und bezweckt den beschleunigten Personen- und Warentransport einerseits zwischen Montenegro und der österreichischen Hafenstadt Cattaro, anderseits zwischen den einzelnen montenegrinischen Städten, wie Cetinje, Nikšić, Podgorica und Plavnica. Neben der Firma Laurin u. Klement bewarben sich um dieses Monopol noch verschiedene andere Firmen, darunter italienische; doch entschied man sich zugunsten des österreichischen Hauses.

Diese Automobile sind nun in der vorgesehenen Lieferzeit fertiggestellt und kürzlich mit der Bahn nach Montenegro geschickt worden. Als die Automobile in Wien eintrafen, wurden sie von dem Generaldirektor für Post- und Telegraphenangelegenheiten Sektionschef Ritter Wagner v. Jauregg, Hofrat Hofer, Major Wolf und dem Generalkonsul im Ministerium des Äußern Walter v. Princig besichtigt. Die Fahrzeuge fanden großen Beifall bei den Herren, besonders bei Major Wolf, der als Kommandant der Automobilabteilung im militärtechnischen Komitee die Vorteile des verkürzten Radstandes und des großen Einschlagwinkels der Vorderräder, wie sie diese Automobile zeigen, für das Gebirge wohl zu schätzen wußte. Kurze Zeit nach dem Eintreffen der Wagen in Wien wurde vom Reichskriegsministerium die Weitersendung inhibiert; Generalkonsul v. Princig setzte sich dann aber persönlich dafür ein, daß die Wagen nach Montenegro weitergehen sollen, da irgendein Grund, die Fahrzeuge zu konfiszieren, nicht vorliege. Infolge seiner Bemühungen beim Ministerium des Äußern wurde dann auch die Beschlagnahme aufgehoben. Bei allen denen, die die montenegrinischen Wagen zu sehen Gelegenheit hatten, erregten diese das lebhafteste Interesse. Sie stellen nämlich Spezialkonstruktionen dar. Auf den gewundenen, schmalen Bergstraßen Montenegros würde man mit einem normalen Lastwagen überhaupt nicht vorwärtskommen. Die Länge des Radstandes und der geringe Einschlagwinkel würden in den vielen starken Kurven ein Hindernis bilden, das mitunter selbst durch mehrmaliges Reversieren nicht zu überwinden ist. Mit dieser Tatsache hat denn auch die mit der Herstellung der Postwagen beauftragte Firma gerechnet. Generaldirektor Klement fuhr selbst, bevor man zur Konstruktion schritt, die gesamte in Frage kommende Strecke ab. Man sagte sich in Jungbunzlau: Genau so, wie man Berglokomotiven baut, muß man natürlich auch Bergautomobile bauen können. Und den Eindruck solcher machen die neuen Wagen in der Tat auf den Beschauer. Es galt natürlich in erster Linie, einen möglichst kurzen Radstand bei großem Einschlagwinkel der Vorderräder zu erzielen. Zu diesem Zwecke mußten die Radachsen eng aneinandergerückt werden. Es war von vornherein klar, daß der Sitz des Lenkers nicht hinter dem Motorkasten, sondern über dem Motorkasten sein müsse. Diese Ausführungsform wurde denn auch gewählt. Die dadurch gegebene Stellung des Lenkrades ist nahezu senkrecht. Trotz dieser Anordnung des Sitzes für den Chauffeur ist die leichte Zugänglichkeit des Motors gewahrt; man kann seitlich und von oben bequem zu allen wichtigen Organen. Bei der konstruktiven Durcharbeitung, die unsere Motoren von heute haben, ist es übrigens sehr selten, daß ein Chauffeur einmal unfreiwillig während der Fahrt gezwungen wird, Nachschau zu halten. Der Kühler ist natürlich an der Frontseite des Wagens angebracht. Neben dem Lenkersitz befinden sich noch zwei andere Sitze für Passagiere.

Hinter diesen Sitzen ist ein coupéartiges Kompartiment mit drei bequemen Sitzen im Fond und zwei Notsitzen in der Richtung gegen die Fahrt. Hinter diesem Teil des Wagens ist ein großer, versperrbarer Postkasten angebracht. Die Karosserie ist grauweiß lackiert.

Montenegrinischer Automobilpostwagen.

Ebenso wie man bemüht war, die Hinterräder möglichst nach rückwärts zu verlegen, war man auch bestrebt, die Vorderräder möglichst weit nach vorn zu schieben. Zu diesem Zwecke hat man die Nebenwelle mit dem Differential ganz an den Hinterteil des Chassis verlegt. Die Kette läuft von hier nach vorn zu den Hinterrädern. Die Konstruktion ist also gerade eine Umkehrung derjenigen, wie wir sie bei unseren kettengetriebenen Tourenwagen zu sehen gewohnt sind, wo die Nebenwelle gleich hinter dem Geschwindigkeitswechsel liegt und die Kette nach hinten zu den Hinterrädern geht. Die montenegrinischen Wagen haben durch diese Anordnung ein gedrungenes, aber keineswegs unschönes Aussehen erhalten. Es handelt sich übrigens hier nicht um Luxusvehikel, bei denen die Schönheit der Formen zu wahren ist, sondern um Zweckvehikel für eine kurvenreiche Gebirgsstraße.

Die vorbeschriebenen Fahrzeuge sind für den Personen- und Posttransport bestimmt. Außerdem sind einige Wagen ausschließlich für den Warentransport gebaut. Die Gesamtzahl der Fahrzeuge beläuft sich auf acht. Was die übrigen technischen Details der Fahrzeuge betrifft, so weichen sie nicht wesentlich von jenen des Normaltyps der Laurin- u.-Klement-Omnibusse ab. Der Vierzylindermotor hat 28/32 P. S., der Vergaser ist ein Spritzvergaser mit automatischer Zusatzluftöffnung. Die Zündung erfolgt auf magnetelektrischem Wege mittels Hochspannung. Das Geschwindigkeitsgetriebe enthält vier verschiedene Übersetzungsgrade und eine Rückwärtsfahrt. Die Kuppelung erfolgt mittels eines belederten Konus. Jedenfalls stellen diese montenegrinischen Auto-Omnibusse eine interessante Neukonstruktion dar.

Ein Goldschmiedmeisterstück.

Ein Goldschmiedmeisterstück.

Das k. k. österreichische Kunstgewerbe-Museum in Wien erwarb auf der im vorigen Jahre zu Graz veranstalteten Handwerker-Ausstellung ein Werk, das verdient, weiter bekanntzuwerden: eine Bowlenterrine aus geschmiedetem, feuervergoldetem Silber, die einen kraftvollen Beweis modernen Handwerkerkönnens gibt. Trotz der unendlich vielen entzückenden Details ist der künstlerische Gesamteindruck durchaus einheitlich und abgeschlossen, der die großen Linien zu bester Wirkung bringt. Berührt es an sich erfreulich, daß wieder solche Werke aus schlichten Handwerksstätten in die Welt gehen, so wird dieses Stück um so interessanter, als der Meister, der es entworfen und ausgeführt hat, ein bekannter österreichischer Parlamentarier ist. August Einspinner, der Schöpfer dieser und vieler anderer künstlerischer Goldschmiedearbeiten, wirkt beruflich zu Graz in Steiermark. Der Name des Goldschmiedes Einspinner hat für sämtliche Handwerksmeister des österreichischen Staates auch politisch einen hehren Klang; denn Einspinner schuf jene große Handwerksmeister-Organisation, die diesen Stand in Österreich in den letzten Jahren zu einem beachteten öffentlichen Faktor machte; ihm verdankt das deutsche Handwerk Österreichs das mächtige Wiedererblühen.

Technische Literatur.

Besprochen von F. Wilcke, Leipzig.

Kalender für Wasser- und Straßenbau- und Kultur-Ingenieure. Begründet von A. Rheinhard. Neubearbeitet von R. Scheck. Sechsunddreißigster Jahrgang. Wiesbaden 1909, Verlag J. F. Bergmann. — Das vorliegende Taschenbuch ist dem Wasser- und Straßenbautechniker nicht mehr fremd. Seit Jahren benutzt er es und weiß deshalb auch, daß es ihn bei keiner in sein Fach schlagenden Frage im Stich läßt; er hat aber weiter auch die Überzeugung, daß stets den neusten Fortschritten der einzelnen Techniken im Texte Rechnung getragen wird. Aus diesem Grunde sind beim vorliegenden Jahrgange beispielsweise die Abschnitte Talsperren, Bauausführungen in Beton und Eisenbeton, ferner die Gründungen sowie Angaben aus dem Hochbau neubearbeitet. Umgearbeitet und, soweit erforderlich, auch ergänzt erscheinen die Abschnitte Mathematik und Brückenbau, desgleichen auch der Wasserbau. In Worte gekleidet heißt das, es wurde, wie stets, auch diesmal nahezu der ganze Kalender einer Um- und Neubearbeitung unterzogen, eine Leistung, die dem Herausgeber wohl den besondern Dank seiner Fachgenossen einbringen sollte.

Patent-, Muster- und Marken-Schutz in der Motoren- und Fahrzeug-Industrie. Bearbeitet von Jul. Küster in Berlin. Band 30 der „Autotechnischen Bibliothek". Berlin, Verlag von Richard Karl Schmidt u. Ko. 2 ℳ 80 ₰. — Das vorliegende Werkchen erfüllt augenscheinlich eine doppelte Aufgabe. Einmal gibt es dem Automobilbauer die nötige Belehrung über die in Deutschland geltenden Gesetze betreffs des gewerblichen Rechtsschutzes und weiter eine Übersicht über die wichtigeren Patente und Gebrauchsmuster, die auf dem Gebiete der Motoren- und Fahrzeugindustrie bisher erteilt wurden.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Reisen des Leipziger Orientreiseklubs im Jahre 1909. Zu Pfingsten stattet der Klub auf seiner 32. Reise wiederum Bosnien, der Herzegowina, Dalmatien und Montenegro einen Besuch ab. In den Sommerferien bereist der Klub teils Paris, England und Schottland, teils Schweden und Norwegen bis zum Nordkap. Das interessante ausführliche Rundschreiben, welches gleichzeitig den Plan zu einer Weltreise im Jahre 1910 und im Anhange einen Auszug aus dem Tagebuch des Klubs enthält, steht reiselustigen Damen und Herren gratis durch die Schriftleitung des Orientreiseklubs in Leipzig zur Verfügung.

Wie schützt man sich vor Tuberkulose. Diese Frage ist trotz des hohen Alters der Tuberkulose eine höchst moderne. Die allerorts von den verschiedenen Gesellschaften zur Bekämpfung der Tuberkulose angebrachten Belehrungen bieten viele nützliche Winke. Hier sei nur auf einen einzigen, nicht immer genügend berücksichtigten Punkt hingewiesen. Man achte besonders auf jeden Katarrh der Atmungswege! Im katarrhalischen Zustand sind unsere Atmungsorgane für den überall vorhandenen Tuberkelbazillus besonders empfänglich. Und wie viele achten auf das bißchen Husten gar nicht. Bei jedem Katarrh der Atmungsorgane (Luftröhre oder Bronchien) nehme man „Sirolin Roche". Man merkt schon nach kurzer Anwendung dieses allgemein anerkannten Mittels eine Abnahme der Schleimbildung, Erleichterung des Auswurfes und ein Nachlassen des Hustens.

Die Reihe der Soennecken-Artikel ist wieder um einige erweitert worden, die ebenfalls ihrem Namen Ehre machen. Der neue Soennecken-Bleistiftspitzer Nr. 175 unterscheidet sich nicht nur durch einen billigen Preis vorteilhaft von ähnlichen Maschinen, er übertrifft diese auch an Leistungsfähigkeit. Seine Konstruktion beruht im Grunde genommen auf einer direkten Nachbildung der korrekten Handtätigkeit beim Bleistiftspitzen, und was selten nur der menschlichen Hand in einwandfreier Weise gelingt, vollführt dieser kleine Apparat mit stets gleicher Vollkommenheit in der kürzesten Frist. Der Bleistiftspitzer ist aus fein lackiertem Gußeisen hergestellt. Die Messerchen, die aus feinstem Stahl hergestellt sind, können ausgewechselt und einzeln nachbezogen werden. Der Preis beträgt 4 M. — Der neue drehbare Bücherständer Nr. 383 ist für den Schreibtisch bestimmt; er ermöglicht es, eine größere Anzahl Bücher auf kleinstem Raume übersichtlich aufzubewahren. Der Bücherständer ist aus fein mattiertem Eichenholz äußerst haltbar hergestellt und mit Messinggriff versehen. Der Fuß ist besonders schwer angefertigt, so daß ein Umfallen des Bücherständers ausgeschlossen ist. Mit dem Gebrauch dieser zweckentsprechenden Neuheit ist eine wirkliche Annehmlichkeit verbunden; sie dürfte sich darum bald viele Freunde erwerben. Der Bücherständer hat einen Durchmesser von 30 cm und vier Abteilungen. Der Preis beträgt 15 M. Die neuen Soennecken-Artikel sind in jeder Schreibwarenhandlung vorrätig; wo dies nicht der Fall sein sollte, wende man sich direkt an die Fabrik F. Soennecken in Bonn a. Rh. oder an die Soenneckenschen Fabrikniederlagen in Berlin, Taubenstraße 16/18, in Leipzig, Altes Rathaus, in Brüssel, Rue du Pont Neuf 66/68.

Soenneckens Bleistiftspitzer.

Soenneckens Bücherständer.

Neues Montage-Reglement bezeichnet sich ein kleines Werk, das mit den Neuerungen der Multiplex-Gasfernzünder bekannt macht. Die „Multiplex", Internationale Gaszünder-Gesellschaft m. b. H. in Berlin W. 9, Potsdamerstr. 22a, sendet das Montage-Reglement auf Wunsch Interessenten gratis zu.

Die „Wiener Luftschiffer-Zeitung", ein von Victor Silberer herausgegebenes unabhängiges Fachblatt für Luftschiffahrt und Fliegekunst, erscheint seit Anfang dieses Jahres zweimal (statt bisher einmal) im Monat, und zwar regelmäßig am 1. und 15. Näheres bitten wir in dem bezüglichen Inserat auf Seite 165 dieser Nummer gefälligst nachlesen zu wollen.

Wir bitten

von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefälligst recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Wil[illegible], für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: [illegible] in Wien I. Alleinige Annoncen-Vertreter für Großbritannien und Irland: [illegible] Ltd., Advertising Offices, 163 Queen Victoria Street, London E. C.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3423. Hundertzweiunddreißigster Band. 4. Februar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau

Zur philosophischen Literatur.

Von Prof. Dr. **Geo. Runze.**

II*).

Die Nietzsche-Literatur in ihrer Wirkung auf die Zeitkultur hat noch keineswegs einen Abschluß erreicht; nicht bloß, weil ein in gleichem Maße die Geister aufrüttelndes Phänomen (Weininger vielleicht ausgenommen) nach ihm noch nicht wieder erschienen ist, sondern weil noch nicht alle Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, gezündet haben und vielleicht noch neue von ihm ausgehen werden. Neben vieler Spreu wie viel trefflicher Weizen! Und die Erbitterung, bald der Freunde, die mit dem Freunde einen Kult treiben, bald der Gegner, die ihre Lieblingswerte durch den ausschweifenden „Umwerter“ bedroht sehen, nimmt nicht ab, sondern zu; leider fügen sich dem mehr oder weniger erquickliche Personalien an. Die Differenzen zwischen der Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, und Henri Lou-Salomé sind noch in frischer Erinnerung. Dazu gesellt sich jetzt die Fehde zwischen den Freunden und den Gegnern des verstorbenen Baseler Kirchenhistorikers Overbeck, der, einst der treuste Freund Nietzsches, später sachlich teils durch Schweigen, teils durch offenes Bekenntnis wider ihn zu zeugen sich gedrungen sah. Schon der vor kurzem früh dahingeschiedene Leo Berg hatte Overbecks Beurteilung und ihre angeblichen Motive scharf angegriffen; in milderer Form suchen Max Zerbst im ersten Heft der Münchner Zeitschrift „Der Spiegel“, Lublinski im „Berliner Tageblatt“ u. a. an der Nietzsche-Kritik Kritik zu üben. Zerbst erklärt, nur im Menschlich-Allzumenschlichen habe Overbeck Nietzsche ein wahrhafter Freund und Führer sein können; Lublinski, der, wie später die Gebrüder Horneffer, Nietzsche mit Luther verglichen hat und an Bernouilli lobt, daß er Nietzsche als den „dionysischen Sokrates“ charakterisiere, sieht den Grund der spätern Trennung der zwei Freunde darin, daß Nietzsche in einer dionysischen, Overbeck in einer rationalistischen Humanität das Heil der Zukunft gesehen habe, und bedauert an Bernouillis Werk in der Hauptsache nur den Mangel einheitlicher Form. Von diesem Werk ist nämlich jetzt der zweite Band erschienen, aber leider stark verkürzt durch Schwärzungen, wie man sie sonst nur bei der russischen Zensur gewohnt war. Peter Gast, einer der treusten Freunde Nietzsches, hatte es durchgesetzt, daß die aus seinen Briefen entnommenen Stellen durch Gerichtsbeschluß beseitigt werden mußten. Aber auch so ist das zweibändige Werk „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, eine Freundschaft“. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Karl Albrecht Bernouilli, mit zwei Porträten von Overbeck und fünf Beilagen (Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1908) eine Fundgrube zur Nietzsche-Forschung und wertvolle Bereicherung des Nietzsche-Archivs. Gleichzeitig hat nun Peter Gast die Briefe, die er während ihrer langjährigen Freundschaft von Nietzsche empfangen hat, unter dem Titel „Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast“ (Leipzig 1908, Inselverlag) herausgegeben, was um so erfreulicher ist, als man hier endlich Genaueres über die Entstehung und Vollendung des ebenfalls vor kurzem erst veröffentlichten Nachlaßwerkes Nietzsches, des „Ecce homo“, erfährt, das mehr noch als die dem „Antichrist“ als Ergänzung dienenden Abschnitte, die vor mehreren Jahren unter dem Titel „Der Wille zur Macht, eine Umwertung aller Werte“ erschienen, aber zum größern Teil erst aus aphoristischen Bruchstücken zusammengesetzt werden mußten, wiederum einen einheitlichen, wenngleich schon stark leidenden Nietzsche zeigen und der „Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert“ in Charakter und Anlage wohl am nächsten steht. Am 30. Oktober 1888 schreibt Nietzsche: „An meinem Geburtstage (15. X.) habe ich wieder etwas angefangen, das . . . bereits bedeutend avanciert ist. Es heißt »Ecce homo. Oder Wie man wird, was man ist«. Es handelt, mit einer großen Verwegenheit, von mir und meinen Schriften . . . ich möchte gern einmal eine Probe machen, was ich bei den deutschen Begriffen von Preßfreiheit eigentlich riskieren kann.“ Am 9. Dezember: „Das »Ecce homo« ist an C. G. Naumann abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissensberuhigung, noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe. Es geht dermaßen über den Begriff »Literatur« hinaus, daß eigentlich selbst in der Natur das Gleichnis fehlt: es sprengt, wörtlich, die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke — höchster Superlativ von Dynamit“ . . . Und am 4. Januar 1889, 4 Uhr morgens: „Meinem Maestro Pietro. Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich. Der Gekreuzigte.“

Um 1800.

Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung. Herausgegeben von Paul Mebes. Zwei Bände. München 1908, F. Bruckmann A.-G. Geb. 40 ℳ.

Wir suchen heute in der Architektur und in dem Kunstgewerbe das Neue, das „Moderne“ nicht mehr in dem vollständigen Bruch mit aller Tradition, in der Sucht nach dem „noch nie Dagewesenen“, die zur Stillosigkeit geführt hat. Welche Werte bürgerlicher Wohnkultur uns erstehen, wenn wir an die Bauweise des achtzehnten Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts anknüpfen, hat schon Lichtwark mit beredten Worten geschildert, hat Schultze-Naumburg in seiner Bücherserie „Kulturarbeiten“ und seiner eignen Bautätigkeit bewiesen. Das sind gesunde Bahnen. Aus der Erkenntnis, daß unserer Altväter schlichte, ehrliche und edle Wohnkultur unserer Gegenwart eine neue Kultur erschließen kann, hat Mebes mit großer Umsicht, mit Geschmack und unermüdlicher Ausdauer das Beste, was er in deutschen Landen fand, zu einem bisher vollständigsten und besten Motivenschatz vereinigt. Und das ist unendlich viel. Wir brauchen nicht nach England zu gehen, um Vorbilder guter Wohnungskultur zu finden. Vor lauter Nachahmung der Renaissance und Gotik haben wir keinen Blick gehabt für die Zeit von 1770 bis 1820, die unseren modernen Anschauungen und Bedürfnissen, unserm Geschmack, allen unseren künstlerischen Bestrebungen so naheliegt. Die Sicherheit des Geschmackes, die reiche Phantasie, die mit geringen Mitteln und bescheidenem Material so anmutige Werke geschaffen hat; die gediegene Einfachheit, die zweckmäßige Anmut, die schlichte, edle Formensprache, die sich in jedem Möbelstück ausspricht; die Solidität des Handwerkes, die gediegene, vornehme Zurückhaltung, die Sicherheit des Stilgefühls und überall das Walten einer feinen, einheitlichen und doch abwechslungsreichen Empfindung: das alles sind geistige Güter, die den besten Künstlern unserer Zeit als Ideal vor Augen stehen. Deshalb sind diese beiden Bände ein wahres Geschenk an das deutsche Volk, das tausendfältig gute Früchte tragen wird. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Dieser Wunsch muß jedem aufsteigen, der sie mit Verständnis betrachtet. Bei der Auslese der Abbildungen hat Mebes in erster Linie Beispiele einer einfachen bürgerlichen Bauweise berücksichtigt. Und mit welcher Feinheit hat er sie getroffen! Die Straßenbilder, die Land-, Herren-, Garten- und Fronthäuser, die Pavillons, Tore, Türen, Einfahrten, die Freitreppen, eisernen Gitter, Fenster, Umzäunungen und Denkmäler, die Interieurs und die Möbel, das alles gewährt eine langersehnte Erfrischung; das ist neugewonnenes altes Kulturgut, ein großartiges, grundlegendes Studienmaterial für Baukünstler und insbesondere für Lernende auf den Akademien, ein unvergleichlicher Schatz deutscher Stadt- und Wohnkultur.

Das Süddeutsche Bürgerhaus.

Eine Darstellung seiner Entwicklung in geschichtlicher, architektonischer und kultureller Hinsicht an der Hand von Quellenforschungen und maßstäblichen Aufnahmen von H. Göbel. Text- und Tafelband. Gerhard Kühtmann, Dresden. 48 ℳ.

Auch dieses umfängliche, mit dreißig Foliotafeln und mehr als dreihundert Abbildungen vornehm ausgestattete Werk, die reife Frucht einer jahrelangen, mühsamen Arbeit, das entstanden ist auf Grund genauer maßstäblicher Aufnahmen einer großen Anzahl hervorragender bürgerlicher Bauten und eingehender Quellenforschung aus dem sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert, hat wie die Mebessche Sammlung eine weit über das bloß kunstgeschichtliche Interesse hinausgehende Bedeutung und kann großen und segensreichen Einfluß auf unsere immer gediegener werdende Wohnkultur gewinnen. Das ist die alles belebende und durchwärmende Tendenz dieser gründlichen und fachwissenschaftlichen Publikation. Im ersten Teil weiß der Verfasser aus der Darstellung der Grundrißanlagen ein fesselndes Bild der Sitten und Lebensgewohnheiten unserer Altvordern zu entwerfen. Der zweite Teil behandelt den Innenausbau, einschließlich der gesamten Innendekoration, der Fußboden, Decken, Wände, Treppenausbildungen, der Materialien, der Ornamentik bis in alle Traulichkeiten eines behaglichen bürgerlichen Lebens. Im dritten Hauptteil vereinigt der Verfasser die Resultate seiner Studien zu einem Bilde städtischen Bauwesens, einer ganzen deutschen Städtekultur, die auch für den Kulturhistoriker eine Fundgrube neuer Erkenntnisse ist. P. K.

Das Erlernen der Malerei.

Ein Handbuch von Lovis Corinth. Berlin 1908, Paul Cassirers Verlag. Geh. 7 ℳ 50 ₰.

Grundprobleme der Malerei.

Ein Buch für Künstler und Lernende von Rudolf Czapek. Leipzig 1908, Verlag von Klinkhardt u. Biermann. Geb. 3 ℳ 75 ₰.

Diese beiden Bücher sind eine wertvolle Bereicherung der Kunstliteratur; sie ergänzen sich gegenseitig, ihr gemeinsames Ziel ist das höchste, und sie erreichen es, sie sind Zugänge ins Innerste der Kunst und gehen nicht nur die Lehrlinge und Gesellen der Malkunst etwas an, sondern alle, die sich um die Kunst ernst bemühen, die Kunstschriftsteller und Ästhetiker besonders. Beide Verfasser sind selbst Meister vom Handwerk, und wenn bedeutende Künstler über ihre Kunst sprechen, kommt auch immer etwas Bedeutendes dabei heraus. Leonardos „Buch von der Malerei“, Hildebrands „Problem der Form“, Klingers „Malerei und Zeichnung“, Whistlers „Zehnuhr-Vorlesungen“, den Briefen Feuerbachs, Marées, van Goghs, Rops', dazu den Kunstschriften Konrad Fiedlers müssen wir diese beiden zurechnen, die weitab stehen von den lehrhaften dogmatischen und doktrinären Lehrbüchern, deren positiver Nutzen so gering ist. In dem Corinthschen Buch, dem der Verfasser zahlreiche Abbildungen eigner Werke und solcher von Liebermann, Leistikow, L. v. Hofmann, Leibl, Courbet, Manet u. a. beigegeben hat, spricht ein Meister, dessen kräftiges Frans-Halssches Temperament sich mit einem unübertrefflichen Lehrtalent verbindet. Es gibt kein gehaltvolleres Lehrbuch der Malerei, keins, in dem der Atem der Kunst so frisch weht, keins, das so viel positiven Nutzen bringt. Jede Lehre in diesem das ganze Arbeitsgebiet der Malerei umfassenden Buche ist künstlerisches Erlebnis, intensiv Selbstempfundenes, ein Stück starkes Eigenleben. Die Knappheit und Anschaulichkeit der Sprache und das sichere Erfassen des Gegenstandes machen die Lektüre zu einem Genuß. Czapek, wohlunterrichtet in der Literatur, ein erfahrener Psycholog, zeigt sich als ein Mensch von künstlerischer Feinnervigkeit, der mit einem leidenschaftlichen Gefühl für die Schönheit der Kunst den ganzen Werdeprozeß des Kunstwerkes von der ersten Empfängnis bis zur letzten Ausführung aufrollt, wobei er alle Probleme der Malerei erörtert. Ist seine Sprache hier und da schwerfällig, so formt er auch wieder Sätze von prachtvoller Prägnanz bei sinnlicher Wärme und Greifbarkeit. Dahin gehören seine knappen Charakteristiken der vergangenen Kunstperioden, was er über die japanische Kunst und ihren Einfluß auf Europa, über Farbensinn, Farbenfreudigkeit und Farbenangst, beide als Kulturphänomene, schreibt, vor allem aber seine Abschnitte über die malerische Auffassung des Naturbildes im Gegensatz zur plastischen und über Komposition und Bildeinheit, über die harmonische Bildung und die Unterordnung aller Gegenstände unter diese Wirkung. Das gehört zu dem Besten, was je über dieses bedeutsamste Problem der Kunst gesagt worden ist.

Dr. K.

Von Tieren und Menschen.

Erlebnisse und Erfahrungen von Karl Hagenbeck. Berlin, „Vita“ Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H. Geb. 15 ℳ.

Wenn dieser Mann, der ein ereignisreiches Leben hinter sich hat, der den Wechselfällen des Lebens gegenüber der stahlharte, echte Niedersachse war und alles, was er geschaffen, seiner eignen unermüdlichen Energie verdankt, im hohen Alter sein Leben schildert, so weiß er etwas zu erzählen. Und er kann erzählen, obgleich er sich nie vorher als Schriftsteller versucht hat. Hagenbeck, ein Zauberklang! Menagerien, Zirkusse, Dompteure, alle Kreise des fahrenden Volkes, vom ambulanten Menageriebesitzer bis zu Barnum, diesem „Weltgroßmeister des Humbugs“, Tierhandel, Schaustellungen wilder Völkerschaften in Karawanen von endlosen Zügen, zoologische Gärten, der Zoologische Park, das Tierparadies in Stellingen bei Hamburg, in dem Tiere aller Zonen und aller Kontinente wie in der freien Natur leben können, die großartigste von Hagenbecks Schöpfungen, die ihresgleichen nicht hat in der Welt — das sind die reichen farbigen Bilder eines Lebens, das Hagenbeck nun in der ganzen Fülle seiner Einzelerlebnisse schildert. Man legt das Buch nicht so leicht wieder aus der Hand. Jeder findet dabei seine Rechnung. Insbesondere für den Tierfreund, den Ethnographen, den Zoologen sind darin ganz einzigartige Erfahrungen aus dem Tierleben, die durch ein unschätzbares Bildermaterial unterstützt werden, aufgespeichert. Hagenbecks Leben hat sich von allem Anfang in unmittelbarer Verbindung mit der Tierwelt abgespielt. Sein Vater betrieb in Hamburg ein Fischgeschäft, aus dem der Tierhandel erwuchs; mit der Ausstellung von sechs lebenden Seehunden, damals eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, fing er an. Schildert Hagenbeck in seinen Jugenderinnerungen mit niederländischem Behagen ein Stück vom alten Hamburg, so führt er uns in den weiteren Kapiteln über den ganzen Erdball. Überaus spannend sind die Kapitel über den Fang der wilden Tiere, ihre Behandlung in der Gefangenschaft, die Elefanten- und Schlangenerinnerungen und die kleinen Abenteuer mit den Tieren. Großes Interesse erregen die Belehrungen über die Dressur wilder Tiere, die „zahme Dressur“ ohne Gewalt, allein durch eingehendes Studium der Tierseele, deren Schöpfer Hagenbeck ist, über Zucht und Akklimatisation, das großartige System des Freiluftlebens der Tiere, über kranke Tiere, Menschenaffen und die neuen Züchtungsideen, die für unsere Landwirtschaft von Bedeutung werden können.

Am Webstuhl der Zeit.

Ein Jahrbuch. Herausgegeben von Jeannot E. Frhr. v. Grotthuß. Zweiter Jahrgang. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Geb. 7 ℳ 50 ₰.

Dieses gehaltvolle Jahrbuch erwies sich schon in seinem ersten Jahrgang durch die Gediegenheit seines Inhalts als die beste Jahresrevue über alle Gebiete des Wissens, des gesamten geistigen Lebens unserer vielgestaltigen, mächtig arbeitenden Zeit für die gebildeten Schichten des deutschen Volkes. Der zweite Jahrgang, in derselben vornehmen Ausstattung von Franz Stassen phantasievoll ausgeschmückt, ebenso reich an Kunstbeilagen in schönsten Duplexdrucken, steht auf der gleichen Höhe. Gemeinsam mit einem großen Stab von Mitarbeitern, anerkannten Fachleuten für die einzelnen Gebiete, die sie bearbeitet haben, hat der Herausgeber eine durchaus verläßliche, ebenso sachliche wie geistvolle Jahresüberschau zusammengestellt, die in der vollen Durchdringung des gewaltigen Materials dem gebildeten Leser die Richtungslinien der Kulturarbeit des Jahres deutlich macht. Die dreiundzwanzig Jahresrevuen über Kirche, Schule, Philosophie, Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Hygiene, Völkerkunde, Volkswirtschaft, Rechtsleben, Heer und Flotte, Landwirtschaft, Frauenfrage, Geschichte, Literatur und Kunst, Theater und Musik u. a. bilden den Kern des umfangreichen Bandes, um den sich die übrigen Beiträge, eine lyrische Jahresanthologie, Erzählungen in Prosa, gruppieren. Die Einschaltebilder mit Hauptwerken der bildenden Kunst sind eine wahre Zierde dieses schönen Buches.

*) I s. Nr. 3422 vom 28. Januar 1909, S. 146.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Nr. 3423. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 9 K 94 h, Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9 ℳ, Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. 4. Februar 1909.

Handbuch der Kostümkunde. Von Wolfgang Quincke. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen. Lexikonoktav. In vornehmem, mehrfarbigen Leinenband M. 7.50.

Katechismus der Tanzkunst. Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende, nebst einem Anhang über Choreographie. Von Bernhard Klemm. Siebente Auflage, mit 83 Abbildungen, 3 Mark.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Lohse's Ideal-Maiglöckchen

Der köstliche Duft des deutschen Maiglöckchens

Flasche M. 7.50, M. 10.—, M. 12.—.

Gustav Lohse
Königlicher Hoflieferant
Berlin

Käuflich in allen einschlägigen Geschäften des In- u. Auslands.

Leonhardi's Tinten sind doch die besten!

Schutz-Marke Trade Mark

Aug. Leonhardi, Dresden
Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826
Erfinder und Fabrikant der weltberühmten
Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,
leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I. (6)

Julius Blüthner, Leipzig.

Königlich Sächsische Hof-Pianoforte-Fabrik.

Hoflieferant Ihrer Maj. der Deutschen Kaiserin u. Königin von Preußen, Sr. Maj. des Kaisers von Österreich u. Königs von Ungarn, Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Sr. Maj. des Königs von Bayern, Sr. Maj. des Königs von Württemberg, Sr. Maj. des Königs von Dänemark, Sr. Maj. des Königs von Griechenland, Sr. Maj. des Königs von Rumänien, Ihrer Maj. der Königin von England.

Flügel-Pianinos. (3)

Prämiiert mit nur ersten Weltausstellungs-Preisen, zuletzt Paris 1900 und St. Louis 1904 mit dem Grand Prix (höchste Auszeichnung).

PARIS HOTEL LOUVOIS
SQUARE LOUVOIS (OPER)
Eröffnet im November 1908.
Eins der elegantesten und modernsten Hotels von Paris.
A. STOFER, Besitzer.

Empfehlenswerte Spediteure

Es wird dringend empfohlen, Reisegepäck und andere Sendungen nicht bahnlagernd, sondern an eine der nachstehenden Firmen zu senden.

Bremen F. W. Neukirch, Bahnspediteur, Falkenstr. 32.
Dresden-Neustadt Consortium für Güter-An- u. Abfuhr Pfütze & Co., Dresden-Neustadt Tel. 625 u. 665, Dresden-Friedr. Tel. 1086.
Dresden Dresdner Packetfahrt Philipp & Co.
Krakau H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Spediteur.
Leipzig Leipziger Packetfahrt Albert Meyer.
Oderberg H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Spediteur.
Oswięcim H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Spediteur.
Paris Jankowsky & Maas, Verzollung.
Podwoloczyska & Woloczysk N. Katzner.
Szczakowa H. Mendelsohn, k. k. Nordbahn-Sped.
Warschau Maurycy Luxemburg, gegr. 1869.
Wiesbaden L. Rettenmayer, kgl. Hofsped.
Wiesbaden W. Ruppert & Co. m. b. H. Packetfahrt

☞ Wegen der Beteiligung an dieser Liste erteilt auf Verlangen Auskunft die **Illustrirte Zeitung (J. J. Weber), Abteilung für Anzeigen, in Leipzig.**

GENUA
Eden-Palast- und Park-Hotel.
Einzige ruhige, zentrale Lage beim Römer-Bahnhof. Von grossem Park umgeben. Modernster Komfort. Zimmer und Wohnung mit Bad und Wasser-Klosett. (355)

SAN REMO **Grd Hôtel Méditerranée**
I. R., 1906 vergrössert und vornehm eingerichtet. Zentralheizung. Parkettböden. Eigens installierte Meerwasserbäder im Hotel. Park. **Herm. Seibel.** (260)

Hotel ROYAL **Lana bei Meran**
Komfortabelstes Familienhaus. Pens. samt Zimm. von Kr. 6.— an. Trambahnverbind. m. Meran. Keine Kurtaxe, windstill geleg. Besitzer u. Leiter **Tob. Kreyer.**

Dr. V. Stammler's
Sanatorium Bad Brunnthal München
für Herz-, innere, Nerven- (u. a. sex. Neurasthenie)-, Stoffwechselkranke und Erholungsbedürftige.
Postamt 27. Telephon 219.
Dr. med. H. Cornet. Dr. med. F. Stammler.
Prospekte gratis durch die Direktion. (81)

Zu Hauskuren
Kronen Quelle
Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker, Katarrhe. Broschüren gratis.
Adresse: „Kronenquelle, Bad Salzbrunn." (609)

Hotel Imperial Cairo
(Boulevard Soliman Pacha 3)
Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und besten Betten Ägyptens, in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P. T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

Blankenburg (Harz)
Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. **Müller** u. San.-Rat Dr. **Rehm.**
Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte.

Sanitäts-Rat Dr. P. Köhler.
Sanatorium Bad Elster.
Man verlange Prospekt. (438)

Sanatorium für Magen-, Darm- und
✚ Zuckerkranke ✚
von Hofrat Dr. Decker
München, Seestrasse 4. Ruhige Lage beim engl. Garten; Zimmer mit Liegebalkons nach Süden. Durch die diaetet. Einrichtungen für Magen- u. Darmkranke eignet sich die Anstalt ganz bes. für Zuckerkranke, Behandlung der Zuckerkranken unter Schonung des Kräftezustandes u. des Nervensystems. — Mastkuren und Entfettungskuren. — Prospekte durch die **Verwaltung.** (478)

Wernigerode a. Harz,
Sanatorium Salzbergthal
für innere und Nervenkranke, Erholungsbedürftige u. Rekonvaleszenten.
Prospekte d. **S.-R. Dr. Guttmann,** Nervenarzt. (58)

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Loschwitz Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth
(404)

Kufstein, Hotel Gisela
vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Rodel-Schlitten Preisliste Nr. 5 gratis u. franko.
Curt Weller, Dresden 5. (514)

Nizza Palace Hotel
Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. — Mässige Preise. **W. Meyer.**

Dr. Warda :: Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal) (231)

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (448)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zur Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch **Dr. Tecklenburg.**

Thüringer Waldsanatorium
Winterkuren — Sommerkuren
Schwarzeck
b. Blankenburg i. Schwarzatale.
Hausarzt: Dr. Goetz. Ärzte und Besitzer: Dr. Wiedeburg u. Dr. Schulze.
Neuzeitliche Wohn- und Kureinrichtungen. Auch gesunde Kurgäste zur Abhärtung, Erholung etc. stets anwesend. Ausgeschlossen: Geisteskranke, Tuberkulöse, Schwerkranke. Bildergeschm. Leitsätze u. Beding. umsonst. (406)

Sanatorium Elsterberg (27)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige.
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

Diabetes-Bauer Koetzschenbroda, (Sachsen.) Sommer- u. Winter-Curen.

WINTER- SKI- UND RODEL- SPORT TRIBERG

Triberg
Mittelpunkt der badischen Schwarzwaldbahn.
Wintersportplatz, Winterkurort I. Ranges.
Vortreffliches **Skigebiet,** grosse gepflegte **Rodelbahn,** Bobsleighfahrten, Eisbahn. — **Hotels:** Schwarzwaldhotel, Bellevue (diesen Winter geschl.), Wehrle (Ochsen), Löwen-National, Engel, Sonne, Ueber'm Wasserfall. (265)
Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Unser Februar-Verzeichnis Nr. 122 ca. 7200 Nummern verkäuflicher
Münzen
aller Länder und Zeiten enthaltend, ist erschienen und gegen Einsendung von M. 1.—, welche bei Ankäufen zurückvergütet wird, von uns zu beziehen. Für größere
Münzsammlungen
Münzfunde
sind wir stets gute Käufer. (517)
Zschiesche & Köder in **Leipzig,**
1855 gegründet 1855.

Briefmarkenkunde und -Sammelwesen v. Viktor Suppantschitsch.
Mit 7 Abbild. Preis 3 M. J. J. Weber, Leipzig 26.

THEODORE CHAMPION & Co
13, rue Drouot, PARIS IXe
BRIEFMARKEN PREIS LISTEN GRATIS
WESTERN AUSTRALIA POSTAGE ONE PENNY

August Förster
Flügel Pianinos Harmoniums
Fabrikate ersten Ranges.
Fabriken: Löbau Sa. Georgswalde Böhm.
Vertreter an allen Plätzen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3423. 132. Band. Leipzig, 4. Februar 1909.

König Eduard VII. von England in der Uniform seines preußischen Gardedragonerregiments.

Nach einem vom König dem Regiment geschenkten Gemälde von Emil Fuchs.

König Eduard in Berlin.

Von **Wilhelm v. Massow.**

Die „Staatsvisite", die das englische Königspaar demnächst in Berlin abstatten wird, ist formell eine Erwiderung des Besuchs, den Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria im Herbst 1907 in Windsor und London gemacht haben. Es ist aber zugleich das erste Mal, daß König Eduard seit seiner Thronbesteigung den Boden der deutschen Reichshauptstadt betritt. Daß der König als offizieller Gast in Paris, Wien, Rom, St. Petersburg und fast in sämtlichen anderen Hauptstädten europäischer Mächte gewesen ist, aber noch nicht in Berlin, ist bei uns recht häufig auf eine unfreundliche Absicht zurückgeführt worden, und obwohl der wahre Zusammenhang der Dinge schon öfter vor der Öffentlichkeit klargestellt worden ist, hat sich doch diese Meinung bisher hartnäckig erhalten. Es ist deshalb wohl nicht überflüssig, noch einmal daran zu erinnern, wie es sich mit der Besuchsfrage wirklich verhalten hat. König Eduard hat seine „Antrittsbesuche" — wenn man es so nennen darf — an fremden Höfen in den Jahren 1903 und 1904 gemacht. Daß damals Berlin nicht obenan auf der Liste stand, ist richtig; aber man irrt, wenn man daraus auf die persönliche Stimmung des Königs schließen will. Maßgebend für die Reisedispositionen waren Erwägungen, die durch die diplomatische Lage gegeben waren. Im Winter 1903/04 sagte sich der König für das Frühjahr 1904 zum Besuch in Berlin an; aber es war schwer, den gewünschten Zeitpunkt mit den schon getroffenen Bestimmungen des Kaisers in Einklang zu bringen, und so machte der Kaiser seinem königlichen Oheim den Vorschlag, um die Zeit der Kieler Woche nach Kiel zu kommen, wobei die Zusicherung erteilt wurde, daß dies als offizieller Staatsbesuch gerechnet werden sollte.

Erst später haben zwischen den beiden Herrschern die bekannten persönlichen Verstimmungen Platz gegriffen, die in der Verschiedenheit der Persönlichkeiten begründet waren, infolge der Unterschiede in Lebensalter, Geschmacksrichtung und politischen Grundsätzen zeitweise stärker hervortraten und durch Ungeschicklichkeiten und Unvorsichtigkeiten dritter Personen sowie durch Zuträgereien von Hof zu Hof verschärft wurden. Aber diese Verstimmungen sind längst ausgeglichen, und nachdem das einmal geschehen, ist nicht zu befürchten, daß sie so leicht wieder hervortreten. Denn beide Fürsten haben daraus Erfahrungen gewonnen, deren Wiederholung es für ihre Einsicht und ihr Pflichtgefühl nicht bedarf. Bei dem bevorstehenden Besuche handelt es sich nicht nur um eine gelegentliche persönliche Begegnung zweier gekrönten Häupter, sondern diesmal werden der König und seine Gemahlin als Gäste des deutschen Volks unter uns weilen, und als solche sind sie eines herzlichen Empfanges sicher.

Bestimmte politische Verabredungen sind nicht beabsichtigt; aber eine Aussprache über die politische Lage wird natürlich mit dem Besuch verbunden sein, da außer dem ständigen Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Sir Charles Hardinge, auch ein Mitglied des Kabinetts, Lord Crewe, den König begleiten wird. Diese Feststellung bedeutet keine hochgespannten Erwartungen hinsichtlich der Folgen des Besuchs; wir freuen uns aber jedes aufrichtigen Strebens, die Beziehungen des deutschen und englischen Volkes auf reale Grundlagen zu stellen, zwischen den führenden Kreisen der beiden Völker ein gegenseitiges Verständnis zu schaffen und aus der herrschenden Stimmung überflüssige und beiden Teilen schädliche Verhetzungen auszuschalten. Das wird nicht mit einem Schlage geschehen können. Aber wenn die verantwortlichen Persönlichkeiten und urteilsfähige Kreise fortfahren, Berührungspunkte und gemeinsame Ziele zu finden, so wird das allmählich doch segensreich wirken.

Man hat in den letzten Jahren König Eduard VII. eine persönliche Politik zugeschrieben, die in seltsamem Widerspruch steht mit den Begriffen, die man sich sonst bei uns in Deutschland von dem englischen Königtum gemacht hat. Früher hieß es immer, die Krone habe im britischen Reich eigentlich nur eine repräsentative Bedeutung; der König habe in Wahrheit nichts zu sagen, und nur der Wille der Parlamentsmehrheit komme in Betracht. Seit aber Eduard VII. den Thron bestiegen hat, schiebt man außerhalb des britischen Reichs alles, was auf dem Gebiete der auswärtigen Politik Englands geschieht, der persönlichen Tätigkeit des Monarchen zu; ja, man geht so weit, politische Vorgänge dieser Art mit rein persönlichen Neigungen und Stimmungen des britischen Herrschers in Verbindung zu bringen. Wenn das richtig wäre, so müßte man doch fragen: Woher nimmt dieser König, der doch angeblich ganz von dem Willen des Parlaments abhängig sein soll, die Macht, die ganze auswärtige Politik seines Reiches nach seinem Belieben zu lenken?

Wie es scheint, sind bei uns zum Teil sehr unzutreffende Vorstellungen von der Eigenheit der englischen Staatseinrichtungen verbreitet, die auf ganz anderm Wege entstanden sind als die kontinentalen. In letzteren ist nämlich der Staat gedacht als eine die Glieder des Volkes umfassende Persönlichkeit, als Träger und Ausdruck eines Gesamtwillens. Dieser moderne Staatsbegriff hat auf dem Kontinent den mittelalterlichen Lehnsstaat verdrängt, und zwar ist es der fürstliche Absolutismus, welcher den Übergang gebildet hat, durch den die Entwicklung hindurchgehen mußte, um zu dem bezeichneten Ziele zu gelangen. Der Absolutismus machte sich die moderne Staatsidee zu eigen und paßte ihr nach bestimmten Rechtsgrundsätzen die Einrichtungen an, die die Funktionen des Staates zum Ausdruck bringen sollten. Diesen Charakter haben die kontinentalen Staaten Europas noch heute behalten, wenn auch der Fürst seine Rechte mit dem Volk zu teilen hat. Der Staat ist bei uns eine juristische Konstruktion, die die Aufgabe zu lösen sucht, eine Anzahl von Staatsbürgern — natürlich möglichst unter Achtung ihrer persönlichen Rechte und unter Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse und Neigungen — zu einer Gesamtheit zusammenzufassen, die fähig ist, einen Willen auszudrücken und durchzuführen.

Das Königreich Großbritannien aber ist kein Staat in diesem Sinne. Seine Einrichtungen gehen von der ursprünglichen Grundlage des Volkslebens aus, von den zuerst durch Sitte und Herkommen festgestellten, von Zeit zu Zeit auch durch die Gesetzgebung fixierten, gesellschaftlichen Bedürfnissen des Volkes. Diese Entwicklung ist wohl zeitweise unterbrochen oder umgelenkt, auch von außen bedroht und gewaltsam erschüttert worden, sie hat Irrwege eingeschlagen und ist durch Umwälzungen korrigiert worden; aber ihre Grundlagen sind in der Hauptsache unberührt und in einem gewissen Gleichgewicht erhalten geblieben. Alles, was dazu dienen soll, diese freiheitlich organisierte Gesellschaft zu einem Staate zu machen, d. h. sie nach außen hin zu einheitlichen Willensäußerungen zusammenzufassen, muß an die gegebene Grundlage anknüpfen und bildet mehr eine Ergänzung der gesellschaftlichen Organisation als ein vollständig ausgearbeitetes System von geschriebenen Rechten. So kommt es, daß das Mutterland des Parlamentarismus jetzt sogar der einzige europäische Staat ist, der keine Verfassungsurkunde, kein einheitliches Staatsgrundgesetz besitzt.

Danach muß man auch das englische Königtum beurteilen. Betrachtet man nur die Summe der in der Gesetzgebung festgelegten, politischen Rechte des Königs im Vergleich zu denen des Parlaments und seiner Organe, so kann man glauben, die Krone habe nur eine dekorative Bedeutung. Der Träger der Krone scheint eine Stellung zu besitzen, die man zwar als Vertretung der Nation und sichtbare Verkörperung des nationalen Selbstbewußtseins mit Glanz und Ehrfurcht umgibt, die aber eigentlich recht wenig zu bedeuten hat, soweit es sich um Einfluß und Befugnisse in der Staatslenkung handelt. Man vergißt aber, daß das englische Königtum vor allem eine gesellschaftliche Einrichtung ist. In einem Staatswesen, das so ganz auf dem natürlichen Gewicht der in Freiheit zusammenwirkenden Gesellschaftsgruppen beruht, hat der mit dem vollen Glanze einer Idee umkleidete erste Mann im Staat auch ohne ausgedehnte politische Amtsbefugnisse eine außerordentliche Macht, wenn er sie nur zu gebrauchen versteht. Und dazu gehört allerdings, daß er den Geist seines Volkes genau kennt und sich mit ihm eins weiß. Es sind in England überhaupt nicht die geschriebenen, im Gesetz bestimmmten Amtsbefugnisse, die einem Mann in der Öffentlichkeit Bedeutung verleihen, sondern die persönliche und gesellschaftliche Stellung, die er sich erworben hat, oder die ihm zufällt. Das gilt auch von den leitenden Staatsmännern. Denn sie werden das niemals, weil sie etwa in einer Beamtenlaufbahn durch Befähigung die Aufmerksamkeit ihrer Vorgesetzten erregt haben und so allmählich in einen Wirkungskreis gelangen, dessen Umfang durch ihr Amt bestimmt wird. Es geschieht vielmehr umgekehrt: politische Ämter werden nach dem Maß ihrer Bedeutung nur denen verliehen, die durch ihre gesellschaftliche Stellung oder durch das Vertrauen der öffentlichen Meinung als geeignet erscheinen. Was den König selbst betrifft, so genügt es, daß er, der gesellschaftlich Höchststehende, der natürliche Mittelpunkt aller Parteirichtungen ist, um auch außerhalb seiner förmlichen Befugnisse einen gewaltigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu begründen. Er darf nur nicht in einer dem Herkommen und der Verfassung widersprechenden Form als Befehlender hervortreten.

Zwei Jahrhunderte lang haben es die Träger der britischen Krone nicht oder wenigstens nicht so gut verstanden, diesen Einfluß zu üben, weil sie nicht so enge Fühlung mit der Nation hatten. König Eduard VII. aber, der, als Thronfolger geboren, erst an der Schwelle des Greisenalters auf den Thron gelangte, hat, unterstützt durch besondere persönliche Gaben, zum erstenmal wieder erkannt und zu gebrauchen gewußt, was seine Würde ihm an Macht und Einfluß verleiht. Man hat ihn anfangs für eine vor allem auf Behagen und Genuß gerichtete Persönlichkeit gehalten, und gewiß ist das auch eine Seite seiner Natur; aber zu einem Teil entspringt

Königin Alexandra von England.

es auch nur dem wohlberechneten Streben, sich in Umgang und Lebensweise so zu geben, wie es den vornehmen Kreisen seiner Nation behagt. Wenige wußten, daß dieser so lebhaft für den nationalen Sport interessierte, in allerlei Nichtigkeiten des Highlife scheinbar aufgehende Mann, der sich so harmlos in lustiger Gesellschaft bewegte, daneben seine zähe Arbeitskraft und scharfe Beobachtungsgabe nicht eingebüßt hatte und mit seinem politischen Instinkt und Takt stets bestrebt war, einen reichen Schatz an Personal- und Menschenkenntnis und an politischer Erfahrung zu sammeln. Und den gewonnenen Einfluß und seine reiche Erfahrung stellt er nun unbefangen in den Dienst der von dem verantwortlichen Minister vertretenen Politik seines Landes, indem er auch dafür sorgt, daß in der auswärtigen Politik, die dem Einfluß des Parlaments mehr entzogen ist, eine gewisse Stetigkeit erhalten bleibt.

Die Überraschung über diese verständnisvolle Mitarbeit an der Politik hat dann zu der andern Übertreibung geführt, als ob König Eduard die auswärtige Politik allein leite und die Seele eines Intrigennetzes bilde, das hauptsächlich in feindseliger Absicht gegen Deutschland gesponnen sei. Man stellt sich womöglich vor, daß der König an nichts anderes denke, als Deutschland irgendwie zu schaden. Das ist jedenfalls nicht richtig. In seiner Politik empfindet der König nur als Engländer, und das ist seine Pflicht. Persönlich ist er kein Gegner des deutschen Volkes und seiner Kultur, und was von seinem Deutschenhaß gefabelt wird, ist Legende. Allerdings gehört zu den Traditionen seines Hauses wohl keine Vorliebe für die Entwicklung, die das Deutsche Reich unter preußischer Führung genommen hat, und so lebt vielleicht auch in ihm noch ein ererbter Rest von der Gesinnung der deutschen Kleinfürsten aus alter Zeit, die Heinrich v. Treitschke so scharf gegeißelt hat. Aber auch dieser Rest stiller Antipathie gegen die Hohenzollern und das militärische Preußentum erscheint gemildert durch die Klugheit und politische Einsicht des Königs. Daran ändert auch seine Vorliebe für Paris und Frankreich nichts, und an seinen friedlichen Absichten ist nicht zu zweifeln.

Earl of Crewe, Kolonialminister.

Viscount Althorp, Lord-Kammerherr.

Sir Charles Hardinge, Unterſekretär des Auswärtigen Amtes.

Earl Howe, Lord-Kammerherr.

General French.

Oberstleutnant F. E. G. Ponsonby, Sekretär und Stallmeister.

Admiral Sir Day-Bosanquet.

Admiral Fisher.

Feldmarschall Lord Grenfell.

General Sir Stanley Clarke.

Zu dem Besuch des Königs Eduard in Berlin: Die Begleiter der englischen Königsfamilie.

Wochenschau.

Der deutsche Reichstag.

193. Sitzung. Das Gesetz gegen den unlautern Wettbewerb. — Die Verhandlungen des 25. Januar wurden vor nahezu leerem Hause geführt. Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg begründete den Gesetzentwurf und fand bei fast allen Parteien Zustimmung. Den Abgg. Roeren (Zentr.), Hanisch (Wirtsch. Vgg.) und Werner (D. Rfp.) ging der Entwurf nicht weit genug. Der Abg. Findel (nat.) schob die Schuld an dem Versagen des bisherigen Gesetzes auf den weiten Spielraum, der dem richterlichen Ermessen eingeräumt blieb. Abg. Dr. Müller-Meiningen (Freis. Vp.) geißelte die Auswüchse der Reklame und regte an, den Gesetzentwurf so zu gestalten, daß auch die Revolverpresse davon betroffen werden könne. Der Entwurf ward dann einer Kommission überwiesen.

194. Sitzung. Die Novelle, betreffend Postdampfschiffsverbindungen mit überseeischen Ländern (Hauptlinie Australien-Hongkong über Neuguinea, Anschlußlinie von Neuguinea nach Singapur). — Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg begründete die erneute Einbringung der vorjährigen Vorlage und warnte vor Sparsamkeit am unrechten Ort, namentlich mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zu Neuguinea. Ohne Subvention könne der Norddeutsche Lloyd die Linien nicht aufrechterhalten. Auch der Abg. Dr. Semler (nat.) erkannte die Berechtigung der Subvention an und betonte die politische Seite der Frage. Gleich ihm war der Abg. Hahn (kons.) für Überweisung an die Budgetkommission, indes der Abg. Erzberger (Zentr.) die Vorlage nicht als ein Symptom der vom Reichskanzler in Aussicht gestellten vernünftigen Finanzpolitik bezeichnete. Mit Gründen des allgemeinen Reichsinteresses trat der Abg. Hormann (Freis. Vp.) für die Vorlage ein, von der Staatssekretär Dernburg erklärte, daß sie für Neuguinea die Frage der gesamten deutschen Interessen bedeute. Nachdem von dem Abg. Noske (Soz.) die ablehnende Haltung seiner Partei begründet und von dem Abg. Raab (Wirtsch. Vgg.) gegen die Verwendung von Farbigen auf deutschen Schiffen polemisiert worden war, ging der Entwurf an die Budgetkommission.

195. Sitzung. Fortsetzung der Beratung des Antrages Albrecht (Soz.), betreffend Reglung des Vertragsverhältnisses zwischen den in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben beschäftigten Arbeitern und ihren Arbeitgebern. — Nachdem der Abg. Dr. Stengel (Freis. Vp.) scharf gegen den Abg. Dr. Hahn gesprochen hatte, pries der Abg. Dr. Barenhorst (Rp.) das Los der Landarbeiter, indessen der Abg. Gothein (Freis. Vgg.) sich gegen die Buntscheckigkeit der landesgesetzlichen Bestimmungen wandte und für das Koalitionsrecht der Landarbeiter eintrat. Ihm widersprach der Konservative Abg. Hufnagel. Der Abg. Vegter (Freis. Vgg.) erklärte die Einführung einer bestimmten Arbeitszeit für unannehmbar, und auch der Abg. v. Bolko (Kons.) lehnte den Antrag des Sozialdemokraten ab.

196. Sitzung. Interpellation des Zentrums zur Sicherung des freien Arbeitsvertrages und des Koalitionsrechtes (Schwarze Listen). — Der 29. Januar brachte eine ausgedehnte Debatte über die Zentrumsinterpellation, in der der Reichskanzler gefragt wurde, ob ihm bekannt sei, daß durch „schwarze Listen" und Vereinbarungen ähnlicher Art Arbeiter und Privatangestellte in ihrem Fortkommen gehindert werden, und was er zu tun gedenke, um solche die gesetzlich garantierte Koalitionsfreiheit hindernde Maßnahmen zu unterdrücken. Auf die Begründung der Interpellation durch den Abg. Giesberts (Zentrum) erwiderte der Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg in längerer Rede, in der er allen Parteien mit Erfolg gerecht zu werden versuchte und zu dem Schluß gelangte, daß der Weg der Spezialgesetzgebung nicht gangbar sei. Sozialpolitik mache man nicht nur mit Gesetzen, und wirtschaftliche Gegensätze seien nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen. Aber gefordert werden müsse, daß mit anständigen Waffen gekämpft werde. Wenn auf beiden Seiten der Wille zur Verständigung vorhanden ist, dann werden wir auch vorwärts kommen. Nach längerer Debatte, in der meist nur schon oft Gehörtes vorgebracht wurde, vertagte sich das Haus.

197. Sitzung. Denkschrift über die Ausführung der für die Schutzgebiete erlassenen Anleihegesetze. — Zu Beginn der Sitzung vom 30. Januar erklärte der Abg. Erzberger (Zentr.) den Weg der Kolonialanleihen für völlig verfehlt und kam auf den Kolonialvereinsvortrag des Staatssekretärs Dernburg zu sprechen, der die Ursache einer wahnsinnigen Spekulationswut in Otaviminen geworden sei, vor der seine Partei ernstlichst warnen müsse. Staatssekretär Dernburg wies in seiner Erwiderung die Vorwürfe zurück. Das rasche Steigen der Kurse sei ein Zeichen des erwachenden kolonialen Interesses. Gewichtige Gründe sprächen für die Kolonialanleihen. Zunächst sollen die Finanzen der Kolonien von denen des Reiches getrennt und Schritte eingeleitet werden, die den Kolonien allmählich die Tilgung ihrer Schulden ermöglichten. Alsdann gelangte die Indemnitätserteilung für 1904 begangene Etatsüberschreitungen zur resultatlosen Verhandlung.

Simon Schwendener.

Simon Schwendener.

Zum achtzigsten Geburtstage (10. Februar).

Zu Buchs im Kanton St. Gallen, dessen ehrwürdiges Kloster im Mittelalter als Hochburg der Wissenschaften weit über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt war, wurde am 10. Februar 1829 der an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin als Lehrer der Botanik tätige Geheime Regierungsrat Prof. Dr. Simon Schwendener geboren. Seine Universitätsstudien absolvierte er in den Jahren 1853 bis 1856 in Zürich: der berühmte Nägeli war in der Botanik sein Lehrer, Escher von der Lint in der Geologie, Mousson in der Physik. Am 8. August 1856 promovierte er, ebenfalls in Zürich, mit der Dissertation „Die periodischen Erscheinungen der Natur, insbesondere der Pflanzenwelt“ zum Doktor der Philosophie. Zunächst blieb er an der ihm so lieb gewordenen Alma mater als Privatdozent tätig und trat dann in gleicher Eigenschaft in den Lehrkörper der Universität München. Im Jahre 1867 wurde er als ordentlicher Professor nach Basel berufen. Seit 1878 lehrt er in Berlin Botanik. Seine Sonderforschungen umfassen vor allem die physiologische Anatomie, mechanische und physikalische Fragen der Physiologie sowie Theorie des Mikroskops und der mikroskopischen Wahrnehmung.

Auch als Fachschriftsteller hat sich Schwendener hervorgetan. Von seinen Werken seien hier nur die folgenden erwähnt: „Die Algentypen der Flechtengonidien“, „Aus der Geschichte der Kulturpflanzen“, „Mechanische Theorie der Blattstellungen“, „Botanische Mitteilungen“ — darin unter anderm „Die Schutzscheiden und ihre Verstärkungen“, „Untersuchungen über die Orientierungstorsionen der Blätter und Blüten“ — „Vorlesungen über mechanische Probleme der Botanik“ und „Das mechanische Prinzip im anatomischen Bau der Monokotylen“. Durch das letztgenannte, dem sich ähnliche Werke seiner zahlreichen Schüler anschlossen, wurde Schwendener Begründer der sog. anatomisch-physiologischen Betrachtungsweise des Pflanzenreichs. Die Pflanzenanatomie vor ihm hatte im Grunde nichts weiter getan, als die Zellen und Gewebe des Pflanzenkörpers zu beschreiben sowie ihre Entstehung und Lagerungsweise zu schildern. Schwendener hat Bau und Funktion in Einklang gebracht. Er weist in dem genannten Werke nach, daß die Pflanzen ähnlich wie die Tiere ein Skelettsystem haben, das es ihnen ermöglicht, insbesondere dem Winddruck und, wenn es sich um Wurzeln handelt, auch großen Zugkräften Widerstand zu leisten. Er lehrte uns einsehen, warum die verschiedenen Zellen und Gewebe sich aus sehr ungleichem Material aufbauen, warum ihre Lagerung und ihre Verbindung untereinander so und nicht anders sein kann. Er zog das Zweckmäßigkeitsprinzip in die Betrachtung des anatomischen Aufbaues hinein und erzielte dadurch, daß man jetzt genau so wie bei den Tieren von einem Skelettsystem, einem Ernährungssystem, einem Atmungssystem, selbst von Sinneswerkzeugen spricht.

So reich wie seine wissenschaftlichen Erfolge sind die ihm zuteil gewordenen Ehrungen. Die medizinische Fakultät der Universität Leipzig ernannte ihn zum Dr. med. honoris causa. Außer verschiedenen anderen hohen Auszeichnungen besitzt er den Königlich Preußischen Orden pour le mérite für Kunst und Wissenschaften und den Königlich Bayrischen Maximiliansorden. Er ist Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin und korrespondierendes, bzw. Ehrenmitglied der Akademien in München, Wien, Turin, Stockholm usw. Außerdem rechnen ihn zahlreiche gelehrte Gesellschaften zu den Ihrigen.

Aus Schwendeners Schülern ist eine stattliche Reihe bedeutender Forscher und Fachgelehrter hervorgegangen, so sein als Professor in Freiburg (Schweiz) verstorbener langjähriger Assistent Dr. Westermeier, die Professoren Dr. Haberlandt in Graz, Dr. Fünfstück in Stuttgart, Dr. Voltens, Dr. Reinhardt und Dr. Holtermann in Berlin, ferner Dr. Ambronn in Jena, Direktor Dr. Zimmermann auf Station Amani in Ostafrika sowie die Oberlehrer Dr. Jahn in Berlin und Dr. Weiße in Zehlendorf-Berlin. Sie sind stolz darauf, zu den Füßen eines so bedeutenden Lehrers gesessen zu haben, und einigen sich mit allen, die der botanischen Wissenschaft nahe stehen, in dem Wunsche, daß ein gütiges Geschick den trotz der achtzig Jahre seiner Lehrtätigkeit in seltener geistiger und körperlicher Rüstigkeit frisch und freudig nachgehenden Gelehrten und erfolgreichen Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenwelt noch recht lange erhalten möge. Dietrich Hafner.

Das an seinem hundertjährigen Geburtstag enthüllte Denkmal des Dichters.

Das von Edgar Allan Poe in den Jahren 1844 bis 1849 bewohnte Landhaus in Fordham (Neuyork).

Zur Zentenarfeier für den Dichter Edgar Allan Poe in Neuyork.

Phot. Filip Kester, Berlin.

Totenschau.

Torkel Halvorsen Aschehoug, ein bedeutender Staatsrechtslehrer des Nordens, Autor mehrerer grundlegender Werke für die Staatsverfassung Norwegens und Dänemarks, so namentlich von „Norges offentlige ret“ und „Den nordiske statsret“, Mitglied des Unionskomitees von 1865 bis 1867, Vertreter der konservativen Partei im Storthing von 1868 bis 1882, Ehrendoktor der Universitäten Lund und Königsberg i. Pr., am 27. Juni 1822 zu Id (Norwegen) geboren, † in Christiania am 20. Januar. (Porträt untenstehend.)

E. L. F. Fétis, fruchtbarer Musikschriftsteller, seit 1838 Konservator der Königlichen Bibliothek in Brüssel, Verfasser mehrerer bedeutender musikhistorischer und kritischer Werke, so „Les musiciens belges“ und „Les artistes belges à l'étranger“, am 12. Mai 1816 zu Bouvignes bei Dinant geboren, † in Brüssel am 1. Februar.

Gustav Albrecht Graf v. d. Goltz, trat 1854 als Auskultator beim Appellationsgericht in Frankfurt a. O. in den Justizdienst ein, wurde 1861 Regierungsassessor, wenige Monate später Landrat des Kreises Züllichau, 1878 als Hilfsarbeiter in die Oberrechnungskammer berufen, 1891 zum Oberrechnungskammerdirektor, 1895 zum Vizepräsidenten der Oberrechnungskammer ernannt, 1904 durch den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz ausgezeichnet, 1905 in den Ruhestand versetzt, am 23. Juni 1831 zu Jützer geboren, † in Potsdam am 26. Januar.

Emma Harke, hervorragende Schauspielerin, betrat mit siebzehn Jahren die Bühne, ward nach kurzer Tätigkeit in Görlitz, Stettin, Schwerin und Breslau an das Hoftheater in Kassel engagiert, dessen Verband sie von 1856 bis 1898 mit kurzer Unterbrechung angehörte, vertrat das jugendliche Fach bis zu den Heldenmüttern und den komischen Alten mit ununterbrochenem Erfolg, ging 1898 in den Ruhestand, am 5. Dezember 1834 zu Berlin geboren, † in Kassel am 28. Januar.

Dr. Johannes Peters, Professor, angesehener Zentrumsabgeordneter in den siebziger und achtziger Jahren, besuchte das Gymnasium zu Paderborn, studierte in Münster, Bonn und Berlin klassische Philologie und Geschichte, promovierte 1858, war als Lehrer unter anderm in Münster und Beuthen tätig, kam 1877 an das Königliche Matthias-Gymnasium in Breslau, erhielt 1879 den Professortitel, vertrat von 1870 bis 1875 und von 1882 bis 1887 das Zentrum im preußischen Abgeordnetenhause, am 26. August 1836 zu Allendorf i. W. geboren, † in Breslau am 27. Januar.

Rudi Rother, bekannter Berliner Illustrator, besuchte von 1884 bis 1888 die Berliner Akademie, zeichnete sich durch außerordentlich vielseitige Tätigkeit aus, am 19. Januar 1863 zu Hirschberg (Schlesien) geboren, † in Berlin am 26. Januar.

Menelik II.,

Negus Negesti von Äthiopien, ist schwer erkrankt. Damit tritt die abessinische Erbfolgefrage wieder in den Vordergrund des Interesses. Am meisten Aussichten hat der schon 1908 zum Thronfolger proklamierte, jetzt dreizehnjährige Prinz Lidj Jeassu, ein Enkel Meneliks.

John Singer Sargent,

angesehener amerikanisch-englischer Maler, wurde zum Ritter des Ordens pour le mérite ernannt.

James Bryce,

großbritannischer Botschafter in Washington, wurde zum Ritter des Ordens pour le mérite ernannt.

Prof. Torkel Halvorsen Aschehoug,

bedeutender nordischer Staatsrechtslehrer, † am 20. Januar.

William Morgan in Bristol,

der erste Professor für Motorwagentechnik.

Der fünfzigste Geburtstag des Deutschen Kaisers: Wilhelm II. nimmt im Weißen Saale des Königlichen Schlosses an der Spi

der zur Geburtstagsfeier nach Berlin gekommenen Fürstlichkeiten die Gratulationscour entgegen. Originalzeichnung von W. Gause.

Die Sächsische Wand.

Volkskunst.

Volkskunst ist ursprünglich Bauernkunst. Sie blühte in jenen verschollenen Zeiten, da es noch keine Fabriken, Eisenbahnen und Geschäftsreisenden gab, in der guten alten Zeit, da der Handelsverkehr sich nur von Stadt zu Stadt entspann und der Bauer seine geringen ästhetischen Bedürfnisse aus eigner Kraft befriedigen mußte. In der nächsten Gerichtsstadt ersah er hier und dort ein Motiv der hohen Schmuckkunst, das er vereinfachte und naiv vergröbert in sein Hauswesen einführte. So folgte der Bauer von der Gotik bis zum Zopfstil den Modekünsten in einer respektvollen Entfernung, indem er etwa ein Menschenalter hinter der aktuellen Kunst zurückblieb. Dann kam plötzlich ein Stillstand. Der Laie wundert sich wohl, wieso die alten Volkstrachten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erstarrten und sich nicht weiterbildeten, und wieso das sog. Bauernbarock der endgültige Ausläufer der Volkskunst geblieben ist. Das kommt einfach daher, weil die Bauernkunst im neunzehnten Jahrhundert in den Kulturstaaten ausgestorben ist. Die Kultur, die im Zeitalter der Industrie alle Welt beleckte, hat alles, was der Bauer braucht, ihm für ein billiges vor der Tür abgeladen. Je intensiver ein Land kultiviert ist, um so geringer seine Volkskunst, und daher ist eigentlich nur noch in Halbasien, in unwegsamen Gebirgsländern, im hohen Norden Skandinaviens, in Irland und Grönland und in weiten Bezirken Rußlands die Bauernkunst in ursprünglicher Übung begriffen.

Wenn nun in diesen Tagen der Lyzeumklub zu Berlin unter dem Protektorat der Königin von Rumänien eine internationale Volkskunstausstellung veranstaltet hat, so konnte man sich im ersten Augenblick wohl fragen, was eigentlich mit diesem Unternehmen bezweckt wird. Einem Frauenklub liegt es gewiß fern, neue kunstgeschichtliche Fragen anzuschneiden. Für die Vergangenheit begeistert sich die Frau ihrem Wesen nach nur selten. Sie lebt in der Gegenwart, und ihre Ziele gehen von heute auf morgen. Und bei alledem sind es nicht wissenschaftliche, sondern soziale Gesichtspunkte, für die ein Frauenklub ins Feuer geht. In der Tat sollen wir die Berliner Volkskunstausstellung bei Wertheim unter dem Gesichtswinkel der großen Frauenfrage ins Auge fassen. Die Volkskunst ist tot, es lebe die Volkskunst! Aber nicht eigentlich als Kunst zum eignen Behagen, sondern als Hausindustrie mit einem gewissen künstlerischen Firnis.

Der Lyzeumklub hat sich das edle Ziel gesteckt, das beklagenswerte Los der Heimarbeiterinnen zu mildern, und das kann zumeist dadurch geschehen, daß die Heimarbeit an alte Bauerntechniken wieder anknüpft, womit eben die Bauernkunst künstlich belebt und nach modernen Gesichtspunkten zu neuer Blüte gefördert wird. Es wird da ein Mitteldding zwischen Kunstgewerbe und schablonenhafter Massenware angestrebt, und gewiß ist gerade heute, wo die individuelle Handarbeit wieder hoch in Gunst steht, auf diesem Wege vielen Tausenden ein lohnender Erwerb zu erschließen. Schon seit geraumer Zeit wird auf vielen Kunstgewerbeschulen die örtliche Überlieferung der Völkerkunst galvanisiert. Ebendieses Prinzip brauchte nur auf weitere Volkskreise übertragen zu werden, damit der Heimarbeit zu höheren Zielen verholfen werde. Auch das rumänische Protektorat der Ausstellung war keine bloße Zufallssache. Man weiß, daß in den Balkanländern und zumal unter dem Zepter der Carmen Sylva die textile Volkskunst in Frauenhand andauernd in hoher Blüte steht. Von solchem Hausfleiß können und sollen die deutschen Frauen lernen und sich zu eigner Betätigung anspornen lassen.

Es geht bereits über ganz Deutschland eine planvoll geleitete Bewegung, die der Heimarbeit neue Motive, neue Arbeitskreise und Techniken im Sinne alter Bauernkunst zuzuführen mit bestem Erfolg bestrebt ist. Sachsen ist in diesem Sinne ein Musterland, und zumal ist die von Prof. Seyfert in Dresden im Erzgebirge geförderte Volkskunst oder künstlerisch geadelte Hausindustrie aller Bewunderung wert, wie die betreffende Gruppe in der Berliner Ausstellung schlagend dartut. Begreiflich also, wenn in dieser praktischen Veranstaltung die alte Bauernkunst als Vorbild für neues Schaffen recht reichlich in Szene geführt wird. Museen fast aller deutschen Landschaften haben von ihren Schätzen beigesteuert. Auch hier ist das Königreich Sachsen in der Gruppierung alten Hausrats am planvollsten zu Werke gegangen. Die Sächsische Wand, wie sie heißt, erregt die Aufmerksamkeit allem andern voran. Allerdings konnte es sich das Berliner Museum für Volkskunde gestatten, ein Riesenstück, einen ganzen Brautwagen mit Brautausstattung, prächtig in Bauernbarock bemalt, zur Schau zu stellen. In nächster Nähe dieses Wagens kann übrigens der Kunstforscher eine köstliche Entdeckung machen in Gestalt eines Altargobelins aus Arras vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, das Leben Jesu in sieben Feldern darstellend. In einem märkischen Dorf entdeckt, kam dieser unvergleichlich schöne und unschätzbare Gobelin in den Besitz des Uckermärkischen Museums in Prenzlau, nachdem er von der Berliner Gobelinmanufaktur W. Ziesch u. Ko. gereinigt und kunstvoll restauriert worden war. Lehrreich ist es ferner, wenn hier und da eingeborne Mädchen, wie die schön kostümierte Norwegerin am Webstuhl, die Volkskunst praktisch vorführen, und wenn auch exotische Volkskunst von Japan bis Mexiko und Peru, ja sogar bis Grönland hinauf in ganzer Eigenart zur Anschauung gebracht wird. Da erschließt sich ein

Brautwagen mit Brautausstattung.

Aus der Internationalen Volkskunstausstellung im Lyzeumklub zu Berlin.

unermeßlicher Reichtum an Motiven. Es steht zu hoffen und zu wünschen, daß die Veranstaltung des Lyzeumklubs die weitesten Kreise ziehe und die gegebene Anregung über ganz Deutschland Licht verbreite und das düstere Los der Heimarbeiterinnen nach Menschenmöglichkeit erhelle. M. R.

Die Fünfzehnte Deutsche Geweihausstellung in Berlin.

Am Geburtstage Kaiser Wilhelms II. wurde, wie alljährlich, die Deutsche Geweihausstellung eröffnet, auf der die im Vorjahr von deutschen Jägern im In- und Auslande erbeuteten Trophäen ausgestellt werden. Der Kaiser hatte der Ausstellung schon am 25. Januar einen Besuch gemacht und sie während eines anderthalbstündigen Aufenthalts in allen ihren Teilen eingehend besichtigt, während am Eröffnungstage als einer der ersten deutschen Fürsten der König von Sachsen, als weidgerechter Jäger in der deutschen Jägerwelt bekannt, die Ausstellung mit einem längern Besuch beehrte und sich lobend über das Gesehene aussprach. Und sie ist in der Tat sehenswert; legt sie doch Zeugnis dafür ab, daß die deutschen Wälder eine stattliche Anzahl des edeln Rotwildes sowohl wie des zierlichen Rehwildes beherbergen. Ein Wald von prächtigen Geweihen zieht sich durch mehrere Säle hin; an Rothirschgeweihen sind allein 275 Stück vorhanden, während 64 Damschaufeln, 5 Elchschaufeln, 69 Gamskrickel und mehr als 1000 Rehkronen ausgestellt sind. Mit Entzücken weilt das Auge des Weidmanns auf diesen Trophäen, immer wieder Vergleiche ziehend über Auslage, Stärke und Perlung. Als eine von der Jägerwelt mit Freuden begrüßte Neurung ist hervorzuheben, daß zum erstenmal für die Geweihe aus freier Wildbahn besondere Ehrenschilde bewilligt sind, und zwar acht, während für die Geweihe aus eingegatterten Revieren, die also mit denen aus freier Wildbahn nicht konkurrieren, sechs Ehrenschilde ausgesetzt sind.

Den ersten Preis der Ausstellung, den ersten Kaiserbecher, trug ein kapitaler ungerader Sechzehnender des Fürsten Albert v. Thurn und Taxis aus dessen Tiergarten in der Oberpfalz davon, während der zweite Kaiserbecher an einen ungeraden Zweiundzwanzigender des Fürsten Hans-Heinrich XV. v. Pleß aus seinem berühmten schlesischen Hochwildrevier fiel. Den ersten Schild für Geweihe von Gatterhirschen erhielt ein ungerader Vierzehnender ebenfalls aus dem Plesser Revier, den zweiten ein Achtzehnender des Fürsten v. Thurn und Taxis und den dritten ein ungerader Sechzehnender, den Kaiser Wilhelm in der Schorfheide gestreckt hat, während er den Träger des fünften Schildes, einen Achtzehnender, in Rominten erbeutete.

Ein sehr erfreuliches Bild boten die Geweihe aus freier Wildbahn; sie gaben einen glänzenden Beweis dafür, daß es um unsere deutschen Rotwildreviere, solange noch Träger solcher kapitalen Kronen erlegt werden, nicht schlecht bestellt ist, und daß nicht nur in den großen eingefriedigten Revieren, sondern auch in freier Wildbahn in den letzten Jahren viel für die Hebung des Rotwildbestandes getan ist und, Huberto sei Dank, noch getan wird. Den ersten Schild errang hier ein prachtvoller ungerader Achtzehnender, den Oberförster Boldt in Podanin (Posen) erlegt hat, der zweite Schild fiel an einen Hirsch aus der Mark Brandenburg, einen Sechzehnender, erlegt von Hrn. Max Herz bei Perleberg, den Schild für den besten Gebirgshirsch gewann Friedrich Graf Schaffgotsch für einen bei Queis (Isergebirge) in einem Revier in mehr als 1000 m Höhe erlegten Vierzehnender.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle mit einem Schild prämiierten Geweihe aufzählen wollten; wir heben nur noch hervor, daß der erste Schild für Damschaufeln dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz für einen Damhirsch aus dem Revier Gnewitz zufiel, während der König von Württemberg den zweiten Schild für einen Damschaufler aus dem Park Favorite bekam.

Einen prächtigen Anblick bot der Saal mit den ausgestellten Rehkronen, die alle nach Landesteilen oder Provinzen geordnet sind, nur die zehn bestprämiierten stehen in einer Reihe zusammen. Es ist sicher den Preisrichtern nicht leicht geworden, unter diesen kapitalen Gehörnen die Reihenfolge der Prämiierungen festzusetzen; denn sie sind sich an Stärke der Stangen, Perlung und Auslage fast alle gleich, und die meisten Weidmänner verweilen gerade vor dieser ausgezeichneten Gruppe mit großer Vorliebe, eifrig diskutierend, bewundernd und Vergleiche anstellend. Von den zehn Schilden für Rehkronen sind zwei nach Baden, je drei nach Posen und Schlesien und je einer nach Pommern und Ostpreußen gefallen. Den ersten Schild erhielt Herr W. Brupbacher aus Waldshut in Baden, den zweiten Herr W. Rohr aus Langguhle in Posen, während den Schild für widersinnige Rehkronen Herr Fritz Köhn von der Insel Wollin erhielt. Unsere Abbildungen zeigen die besonderen Kennzeichen der Geweihe und Gehörne, die mit den ersten Preisen bedacht sind, zur Genüge, so daß sich eine nähere Beschreibung derselben erübrigt.

Die von deutschen Jägern im Auslande erbeuteten Trophäen waren in diesem Jahre wieder zahlreich vertreten. Unter ihnen fielen besonders auf mehrere gewaltige Elchschaufeln aus Nordamerika, Büffel- und Nashornköpfe aus Afrika sowie ein Gorilla aus Kamerun und als besondere Seltenheit ein ganz weißer Leopard. Die Wände sind geschmückt mit zahlreichen Gehörnen von Gnus, Büffeln und Antilopen, darunter mehrere der großen, prächtigen Pferdeantilope, dann mit Löwen- und Leopardenfellen, Bären- und Zebradecken, mit Köpfen von Walrossen und Robben, Moschusochsen und Wildschafen. Die meisten dieser Stücke sind tadellos präpariert. Von Interesse ist ein schwerer Prunktisch, dessen Fuß aus Nashornfüßen und dessen Platte aus polierter Nashornhaut gebildet ist, die eine überaus glatte, spiegelnde, rotbraune Fläche darstellt. Alles in allem ist die diesjährige Ausstellung wieder als eine reich beschickte und recht gelungene zu bezeichnen. Dr. Staby.

Norwegerin am Webstuhl.

Volkskunst in Grönland.

Aus der Internationalen Volkskunstausstellung im Lyzeumklub zu Berlin.

1

4

5

2

6

7

3

9

10

8

A. DRESSEL

Aus der Fünfzehnten Deutschen Geweihausstellung in Berlin.

1. Erster Kaiserbecher: Ungerader Sechzehnender. Albert Fürst v. Thurn und Taxis. Eingefriedigtes Revier in der Oberpfalz. 2. Zweiter Kaiserbecher: Ungerader Zweiundzwanzigender. Hans-Heinrich XV. Fürst v. Pleß. Jzoin, Oberschlesien. Eingefriedigtes Revier. 3. Erster Schild für den besten Hirsch aus freier Wildbahn (Staatsforsten): Ungerader Achtzehnender. Oberförster Boldt. Podanin in Posen. 4. Dritter Schild: Ungerader Sechzehnender. Kaiser Wilhelm II. Schorfheide. Eingefriedigtes Revier. 5. Zweiter Schild: Ungerader Sechzehnender. Max Herz. Perleberg in der Mark. Freie Wildbahn. 6. Schild für den besten Gebirgshirsch: Vierzehnender. Friedrich Graf Schaffgotsch. Queis im Isergebirge (Schlesien). 7. Erster Schild für den besten Damschaufler: Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz. Gnewitz. 8. Erster Schild: Rehbock. W. Brupbacher. Waldshut in Baden. 9. Zweiter Schild: Rehbock. W. Rohr. Langguhle in Posen. 10. Schild für Widersinnige: Rehbock. Fritz Köhn. Vietzig auf der Insel Wollin (Pommern).

Londoner Bilder: Sonntagsmarkt in Whitechapel. Originalzeichnung von Otto Gerlach.

Constant Coquelin.

Frankreich hat seinen größten Komiker verloren. Constant Coquelin ist in Pont-aux-Dames in einem Altersheim für Schauspieler, das dank seinen Bemühungen entstand, am 27. Januar plötzlich einem Herzschlag erlegen. Der Tod ereilte ihn, als er die Rolle des Hahns in dem mit größter Spannung erwarteten Versspiel „Chantecler“ von Edmond Rostand einstudierte. Das französische Völklein Thalias ist in Trauer, und mit ihm trauern zahllose Bewunderer des Künstlers in vielen Ländern. Man kann sagen, daß eine der populärsten Persönlichkeiten der Republik mit Coquelin verschwunden ist. Sein Cyrano de Bergerac und insbesondere sein Eingebildeter Kranker waren Gestalten, die in weiten Volkskreisen lang unvergessen bleiben werden. Die Darstellungsvirtuosität Constant Coquelins, sein vornehmer Humor, die ausdrucksvolle Mimik und elegante Geste, dazu sein prachtvoll schmetterndes Organ stellten ihn an die Seite der Sarah Bernhardt und der Réjane, mit denen er das leuchtende Dreigestirn des zeitgenössischen französischen Theaters bildete. Es kann nicht wundernehmen, daß ein so außerordentliches Talent auf die ganze jüngere Darstellerschule befruchtend wirkte. Er trug viel dazu bei, daß wenigstens in der klassischen Komödie die Franzosen auf das ihnen vielfach im Blute liegende Kulissenreißertum verzichteten.

Am 5. Januar 1841 in Boulogne-sur-Mer als Sohn eines Bäckermeisters geboren, besuchte Constant die Volksschule und mußte dann als Lehrling in seines Vaters Backstube arbeiten. Seine Liebe für das Deklamieren und Singen von Chansons wurde zu Hause ungern gesehen; als dankbares Publikum hatte der kleine Mann mit der weißen Mütze nur seinen um sieben Jahre jüngern Bruder Alexandre, der später der kaum minder berühmte Coquelin Cadet der Comédie Française werden sollte. Aber trotz der väterlichen Strenge gelang es den beiden Jungen ab und zu, in einem kleinen Schmierentheater der Hafenstadt Schauerdramen beizuwohnen, und der Direktor dieses Musentempels, Sandre, ein früherer Heldenvater, wurde bald auf seine beiden eifrigen Bewunderer aufmerksam. Er verhalf Constant dazu, sein junges Talent in kleinen Rollen vor einem Matrosenauditorium zu produzieren, und schließlich setzte er es durch, daß der biedere Bäckermeister seinen Ältesten nach Paris aufs Konservatorium schickte. Dort hätte man dem Provinzler gern die Aufnahme verweigert, da er durch die Nase sprach; aber schon neun Monate später errang er den ersten Preis der Komödie und wurde augenblicklich für das Théâtre Français engagiert. Dort debütierte er 1860 und wurde schon zwei Jahre darauf als einer der beliebtesten Künstler zum „Sociétaire“ erwählt.

Seine Spezialität waren die mit so wunderbar vornehmem Witz ausgestatteten Bedientenrollen der Molièreschen Komödien, die er bis in die letzte Zeit mit größter Vorliebe spielte. Sechsundzwanzig Jahre lang verblieb Coquelin im Théâtre Français; dann trat er seine europäischen und amerikanischen Gastspielreisen an, die ihm Berge Goldes und Ruhm eintrugen. Im Jahre 1891 gelang es, ihn an die Comédie Française zu fesseln; aber der gefeierte Komiker war ein zu selbständiger und selbstbewußter Herr geworden, um sich der Disziplin dieser Bühne weiter fügen zu wollen. Im folgenden Jahre versuchte er sich mit Sarah Bernhardt zu assoziieren; doch den beiden Größen war auf einem und demselben Theater der Platz zu beschränkt. Er übernahm 1895 die Kondirektion der Porte Saint-Martin, wo sein bedeutendster Erfolg Rostands „Cyrano de Bergerac“ wurde; die Gascognerrolle lag ihm ausgezeichnet. Mit ihrer glänzenden Darstellung, die ihm am Abend seines Lebens noch einmal Gelegenheit gab, seinen Künstlerruhm gar wundersam zu vergolden, entzückte er nicht nur Paris und Frankreich, sondern die ganze gebildete Welt, in deren Gedächtnis er am stärksten als Cyrano fortleben wird. Seine Verehrung für den Dichter dieses Werkes veranlaßte ihn, an der Seite Sarah Bernhardts im „Aiglon“ aufzutreten, und seitdem erwartete er mit Ungeduld den „Chantecler“. Der kränkliche Rostand verzögerte lange die Vollendung dieser Dichtung, die speziell für Coquelin geschrieben zu sein schien; er sollte darin als Coq auftreten, was ihm besondere Freude machte, da sein sehr bezeichnender Spitzname gerade „Coq“ lautete.

Voll Begeisterung deklamierte er noch am Abend vor seinem Tode seinen Freunden lange Stellen aus dem „Chantecler“ vor, der endlich in einigen Wochen das Licht der Rampen erblicken sollte. Edmond Rostand war einer der ersten, der in Pont-aux-Dames eintraf, wo, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, die Beisetzung in der schlichtesten Weise erfolgte. Die Dynastie der Coquelins, die in Frankreich so berühmt wurde wie einst in Deutschland die der Devrients, ist vom Schicksal hart getroffen, da auch Coquelin Cadet, der den Weg seines Bruders einschlug, wohl für immer wegen einer Nervenerkrankung der Bühne fernbleiben muß; der Sohn des ältern Coquelin, Jean, der in der Porte Saint-Martin spielt, hat ein hübsches Talent, das aber bei weitem nicht an das des Vaters oder des Onkels heranreicht. C. Lahm.

Constant Coquelin, † am 27. Januar.

Teresa Carreño.

Gleichwie in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Blicke der musikalischen Menschheit an dem wunderbaren „Profil d'ivoire“ des jungen Liszt hingen, so kennen und bewundern heutzutage alle Kunstfreunde den gemmenartig schöngeschnittenen Charakterkopf Teresa Carreños, und wie einst Franz Liszt mit der phänomenalen Bravour und Delikatesse seines Spieles und mit den tönenden Flammenausstrahlungen seiner reichen Künstlerindividualität die ganze Welt zu taumelnder Entzückung begeistern konnte, so herrscht seit etwa zwei Jahrzehnten Frau Carreño mit dem zwingenden Zauber ihres sieghaften Temperaments und ihrer grandiosen Technik als größte Meisterin auf dem Gebiete kraftvoll-persönlicher Klavierspielkunst. Mehr noch als Sophie Menter, der ruhmreichen Schülerin Liszts, an deren ungewöhnlich männlicher Kunstbetätigung man sich lange Zeit hindurch hatte erfreuen können, eignet der klavierspielenden Frau Carreño künstlerische Mannesart, das heißt: volle großgeistige Selbständigkeit im Erfassen und

Teresa Carreño.

Wiedergeben von Meisterwerken, absolute Festigkeit im rhythmischen Gestalten, nie versagende Anschlagskraft und unermüdliche Spielenergie, und dazu ist die untadlige Virtuosin auch noch Meisterin in allem weichern, weiblichern Klangnuancieren und Stimmungsschwelgen.

Eigenartig interessant, wie die Persönlichkeit und das Kunstwirken Teresa Carreños, ist auch die Lebensgeschichte dieser außerordentlichen Frau, die am 22. Dezember 1854 in Carácas, der Hauptstadt Venezuelas, als Tochter des Finanzministers von Venezuela und als Großnichte Bolivars, des Befreiers von Südamerika, geboren wurde und frühe schon ihr musikalisches Talent in den Dienst ihrer durch die Revolution verarmten und nach Neuyork geflüchteten Familie stellen mußte. Auf den Konzertreisen, die sie als Wunderkind durch ganz Amerika führten, lernte Teresita den amerikanischen Pianisten und Komponisten Louis Gottschalk kennen und fand in ihm einen freundlichen Förderer ihrer hohen Begabungen. In den Jahren 1866 bis 1874 konzertierte die jugendliche Virtuosin vielfach in Paris und in England, erzielte größte Erfolge, erwarb sich Medaillen und Diplome sonder Zahl und hatte das Glück, in Paris das Interesse Franz Liszts zu erregen und in London mehrmals mit Joseph Joachim vor das Publikum treten zu können. Von 1874 ab weilte die Künstlerin wieder in Amerika, wo sie in nahezu zweitausend Konzerten auftrat und dazwischen auch, mehrfach selbst als Sängerin mitwirkend und hier und da sogar als Dirigentin einspringend, einem italienischen Opernunternehmen vorstand. Schon 1872 war sie mit dem Violinvirtuosen Emile Sauret die Ehe eingegangen, die jedoch bald wieder geschieden wurde, und in Amerika heiratete sie dann den Baritonisten Giovanni Tagliapietra, dem sie die nunmehr auch bereits zu einer tüchtigen Pianistin herangereifte Tochter Teresita Carreño-Tagliapietra schenkte.

Ende der achtziger Jahre kehrte Teresa Carreño erstmalig in Deutschland ein, und hier feierte sie ihre ersten Triumphe in Berlin, das ihr weiterhin zur Heimat geworden ist. Hatte sie während ihrer ersten deutschen Konzertjahre noch stark in exotischen Kraftproduktionen geschwelgt und neben Griegs A-Moll-Konzert, Rubinsteins D-moll-Konzert, Liszts Campanella-Etüde und „Ungarischen Rhapsodien“ mit Vorliebe Gottschalksche Bravouretüden zum Vortrag gebracht, so gelangte sie späterhin und insonderheit während der dreijährigen Ehe mit Eugen d'Albert zu voller Geschmacksläuterung und Vertiefung ihres schönen Künstlertums. Gegenwärtig ist Teresa Carreño nicht mehr nur eine faszinierende Konzertvirtuosin, sondern auch eine sehr bedeutende Interpretin Bachscher, Beethovenscher und Brahmsscher Werke und eine ernsthaft-adlige Kammermusikspielerin. Von der Gediegenheit ihrer musikalischen Entwicklung zeugen auch mancherlei tüchtige Kompositionen — ein Streichquartett und wirksame Klavierstücke — die Frau Carreño, die Komponistin der Nationalhymne von Venezuela, im Laufe der letzten Jahre veröffentlicht hat.

Arthur Smolian.

Theater und Musik.

— „Der Bogen des Philoktet“, Tragödie in drei Akten von Karl v. Levetzow, ein zum allergrößten Teil vollkommen mißlungener Versuch, einen poetisch schönen Ausschnitt aus der Welt der Antike durch phrasenhaftes Pseudophilosophentum dem modernen Empfinden nahezubringen, hatte bei ihrer Uraufführung im Berliner Theater in Berlin am 27. Januar nur mäßigen Erfolg.

— „Das kleine Heim“, Drama in drei Akten von Thaddäus Rittner, ein mit ungelenker Charakteristik und derben Effekten konstruiertes Sittenstück, erlebte am 27. Januar im Schiller-Theater in Berlin seine nur teilweise erfolgreiche Uraufführung.

— „Die Lehrerin“, Dorfkomödie in vier Akten von Alexander Brody, ein ungarisches Sittenstück, das sich in Budapest andauernden Erfolges rühmen kann, vermochte mit seinen krassen Farben und der morschen Theatralik der meisten Szenen bei seiner reichsdeutschen Erstaufführung, die am 29. Januar im Deutschen Theater in Berlin stattfand, nur den Beifall der Landsleute des Dichters zu erringen.

— „Die Welt am Scheidewege“, Drama in fünf Akten von Wilhelm Ortmann, wurde bei seiner Uraufführung im Zittauer Stadttheater beifällig aufgenommen.

— „Seine kleine Freundin“, Schwank in drei Akten von Alexander Engel und Julius Horst, eine etwas mühsam aufgebaute, mit meist längst bekannten Pointen ausstaffierte Arbeit, brachte es bei seiner Uraufführung am 29. Januar im Berliner Lustspielhaus zu keinem rechten Erfolg.

— „Angelus“, Oper in vier Akten mit Prolog von Dr. E. W. Naylor mit Text von W. Thornely, die von dem Verlagshaus Ricordi in Mailand als beste englische Originaloper preisgekrönt wurde, entpuppte sich bei ihrer Erstaufführung, die am 27. Januar im Covent-Garden-Theater in London stattfand, als ein phantasie- und empfindungsarmes Werk ohne genügende Lebenskraft.

— Die Dresdner Richard-Strauß-Woche. An die am 25. Januar erfolgte Uraufführung der „Elektra“, des neusten Werkes von R. Strauß, das in der in- und ausländischen Presse die widerspruchsvollsten Beurteilungen erfahren hatte, aber überall als eine Sensation ersten Ranges gefeiert wurde, schloß sich am 26. eine stimmungsstarke Interpretation der „Salome“ mit Aino Ackté und dem Komponisten als Dirigenten, am 27. eine sorgfältig abgerundete Aufführung der „Feuersnot“ und der „Sinfonia domestica“ und zum Schluß am 28. Januar eine Wiederholung der „Elektra“ mit Frl. v. Chavanne als Klytämnestra. Die Bewunderung der fast beispiellosen Leistungsfähigkeit der Kräfte der Dresdner Hofoper war uneingeschränkt, wie auch der äußere Erfolg des Komponisten kaum Grenzen kannte.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Kaysersberg. Nach einem Aquarell von Otto Günther-Naumburg.

Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli.

(13. Fortsetzung.)

Der Frühling war wieder ins Land gezogen, hatte Blätter und Blüten gebracht und die röchelnden Kranken in den Spitälern von ihren Leiden für immer erlöst. Auch Anna Scheirer hatte der Tod abberufen in sein finsteres Reich.

Das tapfere Sterben Annas hatte auf die reifende Mannesseele in Walter einen tiefen Eindruck gemacht. Wunschlos hatte sie gelebt, bis er zu ihnen gezogen; wunschlos hatte sie ihr Los getragen, bis ein scheuer, erster Kuß ihr schlummerndes Sehnen weckte. Ein Mann sollte ihr gut sein, und dafür umgab sie ihn mit solch stiller, uneigennütziger Liebe. Sie quälte weder sich noch ihn. Sie war glücklich durch seinen Kuß und blieb es bis zur letzten Stunde. Als er blaß und mit feuchten Augen an ihrem Sterbelager stand, lächelte sie ihn noch einmal voll Dankbarkeit an.

So war es plötzlich um Walter ganz still geworden. Alles das, was ihn bedrückt, war bis auf das eine, die Ungewißheit über die Scheidung seiner Eltern, von ihm abgefallen. In der einsamen Ruhe seines kleinen Ateliers, das er nach Annas Tode bezogen hatte, malte er Bilder auf Bilder. Aus dem Zweifler war ein schlichter Arbeiter geworden, einer, der die Kunst als ernstes Tagewerk nahm.

Des Abends zog er allein aus, machte einen Spaziergang, setzte sich in ein kleines Gasthaus und genoß sein bescheidenes Leben. Sein Geld ging immer mehr zur Neige, so sparsam er auch war. Die Zukunft, in die er sah, war nicht glänzend; aber darüber grämte er sich nicht. Er baute auf seine Arbeitskraft und auf seinen Stift.

Etwas wie eine ruhige Entsagung war über ihn gekommen. Wenn er sich nicht als Maler durchsetzen könnte, dann würde er Zeichner werden. Die kleine Ausstellung, die er im Münchner Kunstverein zu veranstalten beabsichtigte, sollte darüber entscheiden.

Aber vorher wollte er noch zu seiner Mutter gehen. Sie sollte ihm die Gewißheit geben, er scheute sich nicht mehr vor ihr. Wie sein Vater, seine Mutter vor fast zwanzig Jahren zueinander gestanden, das konnte für seinen Wert nicht bestimmend sein.

Und doch ängstigte er sich insgeheim. Was würde ihm die Mutter sagen? Seit jener Stunde, da er den schlummernden Verdacht gegen Hofrat Prechtl laut ausgesprochen und beschämt sich aus der Wohnung entfernt hatte, war er nicht mehr zu ihr gekommen. Er wußte, daß Babette Kerr dort gewesen war, um ihr übervolles Herz auszuschütten. Auch aus diesem Grunde hatte er seine Mutter nicht besucht; er fürchtete ihre Einmischung in diese Angelegenheit und mochte keine Vorwürfe darüber hören.

Doch bevor er Wien verließ, um der Ausstellung seiner Bilder in München beizuwohnen, wollte er zu seiner Mutter gehen, sie um Verzeihung wegen des jüngsten Auftrittes und um Aufklärung wegen ihrer Scheidung bitten. Mochte das Resultat sein, wie es wollte, er würde es geduldig tragen. Er war auf alles gefaßt. Was er liebte, war ihm verloren gegangen. Was hatte er da noch zu fürchten?

„Kommst du endlich?" Das war die erste Frage, die die Mutter an ihn richtete. „Hast du endlich doch den Weg hergefunden?"

Er beugte wie in Scham seinen blonden Kopf.

„Warum bist du so lange ferngeblieben? Hast du kein gutes Gewissen gehabt?"

„Ich hab' ruhig werden müssen, Mutter!"

„Bist es jetzt wirklich, Walter?" Dabei sah sie ihm in die unstet blickenden Augen fragend, sorgend.

„Du hast jüngst mir und dem Hofrat ein großes Unrecht zugefügt. Aber das größte hast du dir selber getan: du hast dir den Glauben an deine Mutter genommen. Bist du denn schlecht geworden, so schnell? Oder hat dich nur das Leben verwirrt?"

„Verzeih, Mutter! Es war gewiß ein böses Unrecht von mir; aber die Zweifel haben mich so weit gebracht. Was wußte ich denn von dir?"

„Du hättest es fühlen können, daß an mir solcher Makel nicht haftet!"

„Freilich, Mutter, aber ich war verblendet." Er hatte sich an ihre Seite aufs Sofa gesetzt. Langsam schlich die Dämmerung in den Raum. Eine Weile war es ganz still. Den Kopf gebeugt, wie in Gedanken saß er da. Langsam, mit zitternden Fingern fuhr sie ihm durch sein blondes Haar.

„Mein armer Bub! Bis man sich im Leben zurechtfindet, dauert es lang und kostet einen harten Kampf. Jeder junge Mensch, der in die Welt tritt, bringt eine bessere in sich mit, in dem Glauben, die andere müsse auch so sein, und es sind Stunden schmerzlicher Enttäuschung, wenn er endlich einsehen lernt, daß jene Welt alt und unnachsichtig ist, daß ihre Gesetze, Sitten und Fehler bestehen bleiben und sich nicht ändern lassen."

„Mutter, ich hab' mit der Babette gebrochen! Mutter, die Anna Scheirer, bei der ich wohnte, ist gestorben! Mutter, ich glaub' auch, daß ich gar kein großer Künstler bin!"

Stoßweise kam es hervor, alles, was ihn am meisten bedrückte. Der Verschlossene war plötzlich mitteilsam geworden.

„Daß du mit der Babette brechen wirst, das habe ich längst geahnt. Daß ein krankes Mädchen sterben muß, ist auch solch böses Weltgesetz, das die Verwandten vorher nie glauben wollen. Aber warum zweifelst du an deiner Kunst, Walter? Gerade das ist ein Beweis für dein Künstlertum. Zweifeln heißt in Schmerzen schaffen, und das heißt wieder, ein Künstler sein. Wer sich ehrlich müht und prüft, seine Grenzen kennt und innehält, ist ein Künstler. Er braucht gerade kein großer zu sein; denn große bringt ein Jahrhundert nur wenige hervor."

„Mutter, erzähl' mir vom Vater. Mutter, warum seid ihr auseinandergegangen?" Wie ein qualvoller Schrei kam es plötzlich von seinen Lippen.

Es war fast dunkel in der Stube. Nur die goldenen Erstlingsschuhe drüben auf der alten Kommode leuchteten glänzend herüber.

„Warum wir auseinandergegangen sind?" Mit klarer, zitternder Stimme wiederholte sie die Frage. Einen Augenblick schien sie sich zu sammeln, dann fuhr sie fort:

„Es freut mich, daß du mich endlich darum fragst, offen und ehrlich fragst. Mit Zweifeln und Blicken, mit Anspielungen und Verdächtigungen hast du ja schon oft diese Frage im Geiste an mich gestellt. Warum wir auseinandergegangen sind? Frag' erst, warum wir zusammengekommen sind? Ich war ein hübsches, junges, reiches Mädchen, weltunkundig, als ich deinem Vater begegnete, einem schmucken Reiteroffizier, der einen guten Namen hatte und Schneid und Humor. Er war aus festem Holz gefügt, so schien es, und konnte eine Frau glücklich machen. So heirateten wir: er, der flotte, im Leben und auf der Reitbahn herangewachsene Mann, und ich, das sorglich gehütete, vielleicht über Gebühr gemütsreiche und ideal erzogene Mädchen. Ich konnte ihm nicht recht in den Stall, zu den lustigen Banketten folgen, weder körperlich noch geistig; das hatte ich nicht gelernt. Dies machte ihn verdrossen. Nach vergeblichen Versuchen ließ er mich bei meinen Büchern und ging mit seinen Kameraden. Nur einer hatte Mitleid mit mir. Ein junger, idealer Mensch, dem das rauhe Kriegshandwerk nicht zusagte. Wir trafen uns, wir sprachen zusammen. — Mehr ist nie geschehen. Aber auch das war Sünde in deines Vaters Augen, war durch den Schein Sünde vor Gericht, war vielleicht vor mir selber damals Sünde. Unsere Seelen schlossen sich aneinander, unsere Körper nicht. Ich mußte einen Trost, eine Ansprache, einen treuen Ritter haben. Er wurde im Duell verwundet. Nie mehr habe ich ihn gesehen. Wir aber ließen uns scheiden. Aus Strafe, die ich mir in der Verblendung selbst diktierte, überließ ich dich deinem Vater. Du warst ja sein Kind, so dachte ich damals immerfort, das Kind dieses mir fremd gebliebenen Mannes. Und doch, Walter, später, als du fern von mir aufwuchsest, da merkte ich es, daß du auch mein Kind warst, mein einziges, armes Kind. Ich hatte nicht den Mut, dich zu rufen. Wenn du mein Kind wärest, dachte ich, dann würde dich das gemeinsame Blut schon zu mir treiben. Gelt, Walter, es hat dich getrieben?"

Die Tränen liefen der Frau die Wangen herab. Fragend, flehend sah sie ihn an.

„Verzeih mir, daß ich so spät kam! Verzeih!" Er beugte sich über ihre Hand und schmiegte sich ergriffen an sie. „Warum bist du arm geworden, Mutter, die du reich warst? Warum hast du mich nie geholt?"

„Sollte ich dich dem Vater nehmen, dem nichts, nicht einmal seine Gesundheit geblieben war? Der seine Stelle aufgab und, um darüber hinwegzukommen, von mir Schlimmeres dachte, ohne daß ich es verdiente? Aber halte ihn nicht für schlecht, Walter! Wir waren nur ungleich, ganz ungleich. Das war unser größter Fehler. Er hat dich sehr geliebt, Walter, du warst sein Trost!"

„Ja, er hat mich geliebt!“ In Walters Herz war plötzlich mit dieser Erkenntnis Ruhe eingezogen.

„Du hast aber doch an ihm gehangen, Mutter? Und auch er hat vielleicht später bereut, daß ihr euch habt scheiden lassen?“

„Fast glaube ich's selbst. Doch was geschehen war, auf beiden Seiten war nichts gutzumachen!“

„Und doch bliebt ihr mir beide. Jetzt fühle ich's, und ich danke dir dafür, daß du mir den Vater gelassen und die Mutter neu gegeben hast!“

Er beugte sich nieder über ihre Hände und barg den Kopf in ihren Schoß. Tief ergriffen von dieser Stunde, weinte er Tränen der Rührung.

„Jetzt nehm' ich den Kampf auf mit dem Leben! Jetzt schon!“ rief er plötzlich.

Er erhob sich. Hoch wuchs er vom Boden empor, als wäre eine schwere Last von ihm genommen.

Nach den gärenden Jahren der Jugend fühlte er sich mit einem Male zum Manne gereift, und Mut, Freudigkeit und Zuversicht erfüllten sein Herz, daß er nun nicht mehr Vater und Mutter anzuklagen und vor seinen Richterstuhl zu ziehen brauchte.

Er war ihnen dankbar für alles; er verstand sie, wie nur ein Mann einen Mann, ein Kind seine Mutter versteht.

XI.

Walter von Derkorn verließ Wien, um der Ausstellung seiner Bilder im Münchner Kunstverein beizuwohnen. Über die Versöhnung mit seiner Mutter erfüllte ihn eine Art Siegesgewißheit. Während er im Zuge saß, träumte er von einer schönen, an Erfolgen reichen Zukunft. Nach dem freudlosen Leben der letzten Jahre konnte er sie gut brauchen. Es war fast das letzte Geld, mit dem er die Reise nach München bestritt. Wenn er nicht von Berg, der nunmehr verheiratet war und eine bescheidene Wohnung in der Vorstadt gemietet hatte, zu Gaste wäre geladen worden, hätte er um ein Obdach bangen müssen. Aber so viel hatte er von Wangen gelernt, daß man als Künstler sich nicht durch materielle Fragen beunruhigen lassen dürfte. Seine Bilder, die Arbeit vieler Monate, würden schon für ihn reden und sorgen.

Als er am nächsten Morgen, nachdem er in dem von Glück und Zufriedenheit erfüllten Heim seines Freundes Berg einen gemütlichen Abend verlebt hatte, den Kunstverein betrat, mußte er selbst eine Zeitlang nach seinen Bildern suchen, so wenig fielen sie inmitten der anderen originellen und bunten Arbeiten auf. Die Stille, die ihn in seiner Wiener Einsamkeit umgeben hatte, war in den Bildern haften geblieben; sie waren bescheiden, fast unpersönlich, mit einem ruhigen Fleiß gemalt, den man dem Alter besser als der Jugend anrechnet. Die Landschaften aus dem Wiener Wald zeigten dem, der die Verhältnisse kannte, daß Walter zwar große Fortschritte gemacht hatte, und daß er die Technik ebenso wie die Farben beherrschte. Von Kunst war jedoch wenig zu bemerken.

Walter von Derkorn war erschrocken vor ihnen stehengeblieben. Waren sie wirklich eine Fahrt von Wien nach München, waren sie wirklich so viel Hoffnungsträume wert? Vergebens suchte er nach einem innern Zusammenhang mit ihm selbst. Ja, jene Landschaft dort, dieser Baum da sagte ihm etwas, löste eine Erinnerung in ihm aus. Aber was würde die Kritik nach seinen Erinnerungen fragen!

Wangen selbst kam an demselben Vormittag in den Kunstverein und traf seinen Pflegling vor den Bildern. Zwar lobte er diese, um Walter Mut zu machen. Aber es war zu merken, daß die Worte ihm nicht vom Herzen kamen.

„Dein Bestes schlummert noch in dir; dein Eigenstes wirst du uns erst geben“, versuchte er ihn zu trösten.

Aber hieß das nicht klar: Was da hängt, ist freudlose Handwerkerarbeit? Das brauchte ihm Wangen nicht erst zu sagen. Er selbst fühlte es jetzt, in diesem Augenblick, da aller Ballast von ihm seelisch abgefallen war: er hatte auch künstlerisch eine Menge Ballast mitgetragen, den ihm die Lehrer, die Vorbilder mitgegeben.

Und wenn er sich auch dessen entledigte, würde er dann ganz arm sein? Saß wirklich etwas Eignes in ihm, das des Erweckens wert war? Oder sollte er wieder in einem bürgerlichen Beruf untertauchen als einer, der sich für einen Künstler gehalten hatte und ein Stümper war?

Was wollte er noch bei diesem Berufe, wo es ihm am Notwendigsten, am Gelde mangelte?

Nächsten Tag brachten die Tagesblätter die Besprechungen der letzten Wochenausstellung des Kunstvereins. Was Walter geahnt, als er seine Bilder wiedersah, das konnte er hier schwarz auf weiß lesen; ihnen mangelte die Eigenart, der Schmiß, die Selbständigkeit, das Unkonstruierte. Zwar fand sein Fleiß bei manchem die gebührende Anerkennung; es wurde aber auch die Bemerkung hinzugefügt, daß es der Fleiß eines adligen Dilettanten wäre.

Wieder einmal warf jemand, ein Kenner sogar, ihm seinen Adel vor. Hatte der Adel wirklich etwas mit seinen künstlerischen Eigenschaften zu tun? War dieser an dem Mißerfolg schuld?

Er fragte es sich. Und als er ruhiger geworden, da fand er eine Antwort darauf. Nicht der Adel als solcher trug die Schuld, sondern die Vorurteile, seine Erziehung, die ängstlich alles Eigne in ihm unterdrücken wollte.

Was war ihm von diesem Adel geblieben? Nichts als die Last des Namens, an der er, aller Mittel bar, nun weitertragen mußte. Einen andern Künstler, der ohne Geld dastand, nannte man einen armen Teufel. Er würde wahrscheinlich der verkrachte Aristokrat heißen, der sich den Mantel des Künstlers umzuhängen beliebte.

Vom Adel konnte sich Walter ohne Schmerz trennen; er hinderte ihn ja nur am Steigen. Aber die Kunst, die ihm so viele Enttäuschungen bereitet, durfte er unter keinen Umständen lassen. Wohl hatte er Fehler begangen; aber sie deshalb ganz entbehren, das mochte er nicht.

Ein großer Künstler würde er nie werden; vielleicht konnte er es zu einem kleinen, tüchtigen bringen.

Plötzlich, da ihm die anderen die Fähigkeiten absprachen, erwachte in ihm der alte Trotz, der feste Jünglingsglaube an sein Können. Die Bilder, die da hingen, waren nichts; in der Einsamkeit seiner Wiener Stube hatte er das Sehen nicht gelernt. So wollte er in die Welt hinaus und diese mit offenen Augen betrachten.

Alles, was für ihn Wert gehabt hatte, wollte er zurücklassen, sogar seine alte Kunst; nur seine offenen Augen und den Glauben ans Leben wollte er mitnehmen.

Wien konnte ihn nicht sehend machen, weil ihn dort zu viel bedrückte. In München wollte er aber auch nicht bleiben, weil er befürchtete, durch die alten Bekannten gehindert zu sein. Er dachte an Paris. Aber es war weit, die Fahrt kostete viel Geld, und niemand würde ihn dort kennen. Vielleicht wäre es das Beste gewesen, auf freiem Terrain, mitten in der fremden Großstadt, von niemand beachtet und beraten, sich entfalten zu dürfen. Unbekannt und ungenannt sterben oder es zu etwas bringen!

Wieder blätterte er in der Zeitung. Er freute sich fast, daß sein unerbittlicher Kritiker ihm die Augen über sich selbst geöffnet. Ja, nun sah er es ja, ihm fehlte die Eigenart; freudlos, aus Pflicht hatte er gearbeitet.

Er verließ den Kunstverein und ging durch den Englischen Garten. Was nützten ihm seine Zukunftspläne, die so blitzschnell und trostreich in ihm aufgetaucht, was nützte ihm sein ewiges Hoffen und Glauben, wenn ihm das Geld zur Reise, zum Leben in Paris fehlte?

Er könnte sich dieses verschaffen, von Wangen, von Berg, von Fritz? Was würde es ihm nützen? Nach dem Spaziergang trieb es ihn wieder in den Kunstverein zurück. Er wollte sich an dem Diener vorbeischleichen, damit der nicht merke, daß er schon wieder zu seinen schlechten Bildern käme.

„Herr Baron, eins Ihrer Bilder ist durch Anteilschein erworben worden.“

Walter sah ihn verwundert an. War's möglich? Ja, ein alter Privatier hatte das Bild gekauft. Es war zwar keine große Summe, aber zur Reise nach Paris langte sie. Gerade darüber freute er sich, nicht weil einer an dem Gemälde Gefallen gefunden.

Er trat vor die Bilder und sah sie der Reihe nach an. Sie gefielen ihm nicht mehr. Der Diener kam auf ihn zu und zeigte ihm ein altes Männchen; das war sein Käufer, sein Mäzen.

Ob er ihm danken sollte, danken für seinen schlechten Geschmack? Er brachte es nicht übers Herz. Er sah dem Fremden nach, wie dieser mit erheuchelter Kennermiene von Bild zu Bild schritt.

Für einen Augenblick wich alle Sorge von ihm. Wie von einem Drang ergriffen, riß er sein Skizzenbuch aus der Tasche. In Windeseile zeichnete er dessen große Nase mit der Stahlbrille, die fragenden, jedes Bild mißtrauisch und erstaunt betrachtenden Augen, den struppigen Bart.

„Mein Mäzen. Aus Dankbarkeit!“ schrieb er darunter. Dann lachte er für sich. Die Zeichnung gefiel ihm. Lag ihm das nicht viel besser? Eine innere Freudigkeit, ein schalkhafter Frohsinn war plötzlich über ihn gekommen. Was strebte und suchte er? Lag nicht in dieser Sicherheit, eine Physiognomie als Karikatur festzuhalten, seine Eigenart?

Doch ehe Walter sich darüber klar werden konnte, wurde er durch eine andere Gestalt, die sich ihm zögernd näherte, aus seinen Gedanken gerissen.

Babette war es, die ein unstillbarer Drang hergetrieben hatte, um sich die Bilder ihres frühern Bräutigams im Kunstverein anzusehen. Als sie Walter erblickte, erschrak sie heftig.

Tiefes Rot überzog ihre Wangen. Einen Augenblick wußte sie nicht, was sie tun sollte; dann wandte sie sich rasch um und wollte hinauseilen Walter aber trat ihr in den Weg.

„Du brauchst nicht zu fliehen“, sagte er. „Sieh dir den Schmarren an, den ich gekleckst habe. Bleib nur, du kannst dich überzeugen, wie recht du hattest, als du mir abrietest, Maler zu werden.“

Scheu und geängstigt, blieb sie an seiner Seite. Endlich sagte sie: „Ich habe unrecht gehabt, dich von deinem Künstlerberuf abhalten zu wollen. Die Bilder sind schön!"

Ihr Lob freute ihn nicht.

„Da hast du die Kritiken nicht gelesen."

„Was die sagen, gilt für mich nichts. Ich wollte mich selbst überzeugen."

„Und du glaubst wirklich, daß etwas an den Bildern ist?" Lächelnd, fast mitleidig sagte er es.

„Eins ist sogar schon verkauft. Da klebt ja der Zettel!"

„Gerade das schlechteste, Babette. Aber es macht nichts! Das bißchen Geld wird mir helfen, ins Ausland, nach Paris zu gehen."

Entsetzt sah ihn Babette an. Nach Paris, in diesen Sündenpfuhl wollte er!

„Fahre nicht hin, du wirst dort zugrunde gehen."

„Oder hinaufkommen. Gewiß eins von beiden. Und darum gehe ich nach Paris."

„Tust du mir nichts mehr zuliebe, Walter? Du hast mir schon so Schweres zugefügt!"

„Ich tue dir das eine zuliebe, daß ich danach trachte, ein ganzer Kerl zu werden, und da brauche ich fremde Luft und fremde Menschen um mich."

„Ich hab' dir ja nichts mehr zu befehlen. Aber den Gefallen hättest du mir tun können, nach allem, was zwischen uns bestand."

„Wenn ich's dürfte, gern, Babette. Aber hier angesichts dieser Bilder fühle ich's, ich muß mich finden lernen. Ich ganz allein muß mich mitten unter Fremden in der Fremde finden!"

Babette schüttelte traurig den Kopf; sie verstand ihn gar nicht mehr. Ihr Stolz trieb sie an, davonzueilen, ihn seinem Schicksal zu überlassen; sie hatte ja nichts mehr gemein mit ihm, sie war ja nicht mehr an ihn gebunden. Aber ihre tiefe Liebe hieß sie bleiben.

„Was willst du finden? Dich? Ja, hast du dich noch immer nicht? Ich habe dich ja dir selbst zurückgegeben."

„Nein, bis jetzt habe ich mich nicht frei entfalten können, Babette. Hör' mich ohne Groll ruhig an: Mein Schicksal, mein Name, unsere Verlobung, die Zweifel wegen der Mutter und manches andere ließen mich nicht frei fliegen. Immer bin ich mit zentnerschwerem Ballast zur Höhe aufgestiegen. Auch in der Kunst haben es der Dünkel, die Macht der Lehrer vereitelt, mich selbst zu finden. Stets habe ich scheu abseits vom Leben gestanden. In diesem Sinne hast auch du auf mich eingewirkt. Du hast es gut gemeint, hast mich ängstlich gehütet. Aber im Winkel wird kein Künstler, im Winkel wird kein Mann! Darum habe ich, das erkennend, die Fesseln von mir geworfen, nicht weil meine Liebe zu dir geringer geworden war, sondern weil ich frei sein mußte, um etwas zu werden. Noch bin ich niemand; aber ich weiß, wohin mein Weg geht, und ich fühle es, wenn ich Heimat, Adel, Liebe, Mutter, alte Kunst verlasse, dann könnte aus mir etwas werden. Beileibe kein großer, kein erster Künstler, aber immerhin ein tüchtiger Mann, der durch seinen Beruf reale Werte schafft, sich und die Seinen erhalten kann."

Seine Augen leuchteten, und seine Gestalt reckte sich. Er fühlte den Odem der Zukunft, die ihn zu jemand machen sollte.

Zum erstenmal fehlte Babette der Mut, ihm zu widersprechen; zum erstenmal glaubte sie ihn zu verstehen.

„Und wenn du solch ein ganzer Mann sein wirst, Walter . . . bis dahin bin ich alt und kann dir dann nichts mehr sein."

„Dann kannst du für mich sorgen und mein Weib sein, mein liebes, gescheites, praktisches Weib."

„Dann werde ich dir zu hausbacken, zu kleinlich sein."

„Des richtigen Künstlers Frau muß ein wenig hausbacken sein, um ihn im Zaume zu halten; des Kunstjüngers Geliebte muß toll sein, um ihn zu begeistern."

„Du wirst eine Geliebte haben? Walter, ich kann's nicht erwarten!"

„Du bist ja frei, wir beide sind frei. Jeder geht seinen Weg."

Babette Kerr senkte traurig die Augen. Sie dachte an den Ausspruch der Mutter Walters, sie müsse in Geduld warten, ihn erst werden lassen. Ihre Kraft schien jetzt schon erschöpft. Sie wandte sich ab.

„Ich muß gehen", sagte sie gepreßt. „Du weißt, du bist frei, ganz frei!" Dann eilte sie dem Ausgange zu.

Betroffen blieb Walter stehen. War er wirklich frei? Gewiß, sein Wort hatte sie ihm zurückgegeben, er hatte es ja in Wien von ihr zurückverlangt; aber innerlich band ihn etwas an sie, eine stille, schlummernde Liebe.

„Jeder geht seinen Weg", hatte er zu ihr gesagt. So mußte es auch sein. Ein Fieber ergriff ihn, abzureisen, zu beginnen, und doch fühlte er, ehe er nicht jenen ruhigen Gleichmut hätte, jenes frohe Lächeln über alles, jenes Freuen über die Kleinigkeiten des Lebens, war es zwecklos, ein Eigner sein zu können.

Auf den neuen Weg, den er ging, durfte er keine Last mitnehmen, auch keine, die schlummernd im Herzen lag.

Er ging ins Sekretariat und holte sich das Geld für sein Bild. Dann wollte er Berg fragen, ob dieser ihm irgendeine Summe vorstrecken wollte, so daß er zwei bis drei Monate ohne Sorge aushalten könnte. In dieser Zeit würde er wohl etwas verdienen; sonst lohnte es nicht der Mühe, in diesem Berufe auszuharren.

Noch an demselben Abend fuhr Walter mit dem Nachtzug nach Paris. Berg hatte ihm einiges Geld geliehen, und sein bißchen Französisch mußte ihm ebenfalls weiterhelfen. Er nannte sich von jetzt an einfach bürgerlich Walter Derkorn. Ein Name, von dem drüben noch niemand gehört hatte, ohne Makel, ohne Klang, der aber bald bekanntwerden sollte.

Langsam schlich die Nacht hin. Würde es ihm gelingen? Würde er sich durchsetzen? Hundertmal hatte er es sich, im Dunkel des Coupés müde hingestreckt, gedacht. War er nicht in seinem ganzen Empfinden zu sehr Deutscher, zu sehr der sentimentale Deutsche? Aber den wollte er abstreifen. Das befreiende Lächeln, das er schon öfters empfunden, sollte von nun an vorherrschen, sein Griffel sollte es festhalten. Nicht mit Gefühl, sondern mit Humor mußte er die Welt betrachten. Und was lag im Grunde einander näher als Gefühlsüberschwang und Karikatur, als Weinen und Lachen?

Endlich am Morgen fuhr der Zug in Avricourt ein. Nun war er auf französischem Boden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den dortigen Menschen fehlte ihm. Wie Erscheinungen aus einer andern Welt musterte er die Zollwächter, die Beamten, die neuen Reisegäste, die einstiegen. Fremd schlug ihm ihre lebhafte Rede, ihre Sprache ans Ohr. Beobachtend, forschend sah er sie an, wie Objekte für seinen Griffel bestimmt. Lustige Modelle wurden sie ihm. Und so hielt er die ersten mit raschen Strichen in seinem Notizbuch fest.

Dann sausten sie gegen Nancy zu, durch eine weite, wasserreiche Ebene.

Jeder Baum, jeder Strauch, jede Figur auf dem Felde interessierten ihn, jedes Gesicht erschien ihm typischer, charakteristischer.

Mit anderen Augen, mit den Augen des Fremden und des Malers sah er alles an.

Obwohl er während der Nacht kein Auge zugedrückt, fühlte er jetzt keinen Schlaf. Er war in einer gewissen angenehmen Aufregung, er durchlebte die ersten Stunden seines neuen Lebens. Walter Derkorn sah sich mit freiem Blick die Welt an.

Um die Mittagstunde endlich näherte sich der Zug der Weltstadt Paris, die ihre Arme bereits stundenweit ausbreitete. Kleine Villen, Ansiedlungen zogen sich längs der Hügel hinaus ins Land.

Endlich ging es durch schmutzige, rußige Bauten hindurch der Bahnhofshalle zu.

Der Zug hielt. Walter Derkorn setzte seinen Fuß auf Pariser Boden. Mit seinem Handkoffer bepackt, drängte er durch die Riesenhalle dem Ausgang zu.

Da lag die Stadt vor ihm. In langer Linie zog sich der Boulevard de Sébastopol, durchkreuzt von dem Boulevard de Magenta, ins Herz der Stadt hinein, und Hunderte von Wagen allerart fuhren die breite Straße entlang.

Verwirrt von der Großartigkeit und Lebendigkeit des Anblicks blieb er einen Augenblick stehen, um sich zu orientieren. In einem kleinen Restaurant beim Bahnhof frühstückte er. Alles interessierte ihn: die Speisen, die Hast der Gäste, dabei ihre vornehme Art, sich zu benehmen. Kein Mensch sah auf ihn, desto mehr beobachtete er die Anwesenden. Mit der Trambahn fuhr er in das Quartier Latin: er hatte diese Gegend um die Sorbonne dem Montmartre, dem Eldorado der Kunstjünger, vorgezogen. Bald fand er ein passendes Zimmer. Nachdem er sich gewaschen und umgekleidet hatte, trieb es ihn wieder hinaus ins Pariser Leben.

An seine Landschaften konnte er jetzt nicht denken; das fühlte er. Hier interessierten ihn vor allem die Typen, die sich zu Dutzenden ihm aufdrängten. Und soweit es ging, hielt er sie mit dem Bleistift fest: Kolporteure, Hausierer, Straßenverkäufer, Burschen mit schwarzen Sweatern und Jockeikappen, Frauen und Mädchen mit pikanten Gesichtern ohne Hut, am Arm ihrer Geliebten.

Mit einem Schlage war seine Kunst realem Boden entsprungen.

Als er des Abends, müde und überwältigt von den Eindrücken der Weltstadt, in sein bescheidenes Zimmer heimkehrte, hatte er ein halbes Skizzenbuch voll Straßenfiguren festgehalten, hatte er mehr gesehen als wochenlang in der Heimat.

Am nächsten Tage schon machte er sich daran, die besten dieser raschen Skizzen als Feder- oder Tuschezeichnung auszuführen. Sie alle hatten durch starke Betonung des Charakteristischen einen Zug von Karikatur an sich. Es war ihm der Gedanke gekommen, diese Blätter einer der ersten illustrierten Zeitschriften Deutschlands zu senden. Vielleicht konnten diese einen Text dazu schreiben lassen und sie reproduzieren.

In dem betriebsamen Paris war er plötzlich über Nacht praktisch geworden. Von selbst fast; denn er war ja hergekommen, um zu verdienen. Hier brauchte er Geld, wenn er nicht einsam verhungern und verkommen wollte.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

1

2

3

4

5

6

7

8

9

Aus dem arabischen Zuchtgestüt Königsfeld bei Rochlitz i. Sa.

1. Fünfjährige Stuten im Galopp auf der Koppel. 2. Schloß Königsfeld. 3. Fünfjährige Hengste auf der Koppel. 4. Fohlen im Gestütshof. 5. Deckhengst Mahdi II. 6. Fohlen des Jahrgangs 1908. 7. Zuchtstuten im Gestütshof. 8. Dreijährige Stuten auf der Koppel. 9. Vierjährige Stuten auf der Koppel.

Die Zucht der arabischen Pferde in Deutschland und das Gestüt Königsfeld.

Es ist eine alte Beobachtung, daß mit der Entwicklung der Verkehrsmöglichkeiten auch der Verkehr selbst und seine Ausnutzung sich steigern. Dies gilt in ganz besonderm Maße für das Militär aller Kulturstaaten. Als die Automobile soweit entwickelt waren, daß ihre praktische Anwendung allgemein erfolgen konnte, glaubte man schon, die Reiterei sei überflüssig. Heute wird anerkannt, daß kein modernes Heer imstande ist, auch nur eins der älteren oder neueren Fortbewegungsmittel zu entbehren. Vielfach behaupteten kurzsichtige Menschen, daß das Pferd im Kriege keine bedeutende Rolle mehr spielen werde. Wer die Geschichte des Russisch-Japanischen Krieges einigermaßen verfolgt hat, weiß, daß es den Japanern vielfach möglich gewesen wäre, ihre Siege in ganz anderer Weise auszunutzen, wenn sie genügend Kavallerie besessen hätten. Oder wer den Burenfeldzug und andere Kolonialkriege kennt, versteht, welch außerordentlich große Menge von Pferden hier erforderlich war, und wie der Soldat ohne Pferd seinen Aufgaben nicht gerecht werden konnte. Demgemäß hat jeder moderne Staat das höchste Interesse an der Zucht eines guten Militärpferdes. Fast alle europäischen Staaten beneiden Deutschland um das einzigartige Soldatenpferd, das besonders in Ostpreußen, Hannover und Holstein gezüchtet wird. Frankreich wendet seit dem Feldzug 1870/71 Millionen daran, etwas Ähnliches zu leisten, und England beginnt seit seinen trüben Erfahrungen in Südwestafrika, d. h. erst in allerneuster Zeit, sich eine Zucht von Soldatenpferden zu schaffen, obgleich gerade England das klassische Land für Pferde- und Tierzucht ist.

Zur Erzielung eines schnellen und edeln Soldatenpferdes benutzen wir auf Grund der Erfahrungen von Jahrhunderten das reingezogene englische Vollblutpferd in der Paarung mit Landstuten. Durch Zucht in den großen staatlichen Gestüten gelingt es, die wertvollen Eigenschaften dieses Pferdes, insbesondere seine Geschwindigkeit, seinen Diensteifer, seinen kräftigen Sprung und Galopp, auf den Nachwuchs zu übertragen und so ein ideales Soldatenpferd immer wieder neu zu erschaffen. Aber entsprechend der ganzen Zuchtrichtung des englischen Vollblutes liegt darin eine gewisse Gefahr. Um die höchsten Leistungen zu erzielen, verlangen und erhalten diese Tiere das beste Futter, die sorgfältigste Pflege. Tatsächlich gedeiht das Vollblut am besten da, wo ihm der höchste Luxus zur Verfügung steht. Durch die fortwährende anstrengende Vorbereitung zum Rennen sind die Tiere aber in ihrem Nervensystem oft außerordentlich verfeinert, nicht selten überfeinert. Dadurch kommt bei Nachkommen des Vollblutes, besonders bei Paarung mit Landstuten, zuweilen ein erregbares, schreckhaftes Temperament zum Durchbruch, das für das Militär eine erhebliche Störung bedeutet. Um diese Fehler zu vermeiden oder auszugleichen, benutzt man in neuerer Zeit mit bestem Erfolg eine Einkreuzung von arabischen Pferden. Der Araber ist ja an der Gründung des englischen Vollblutes beteiligt gewesen, aber der Anteil ist im Laufe der langen Zeit zu gering geworden und verlangt Verstärkung für die Zwecke der Landeszucht. Es ist also eigentlich nicht ein fremdes Moment, das man durch Paarung mit Arabern in die Zucht hineinbringt, kein Experimentieren, sondern eine zielbewußte Verstärkung des vorhandenen Guten. Dieses Gute liegt in dem naturwüchsigen Adel des Arabers begründet. Der englische Vollblüter ist eine Kultur-, der Araber eine Naturrasse; er hat sich den natürlichen Scharfsinn und Verstand, die Anpassung der Naturtiere an die äußeren Umstände erhalten. Diese Rasse ist von großer Anspruchslosigkeit in bezug auf Futter und Pflege, ist im Besitz von vorzüglichen Augen und Atmungsorganen, während beim englischen Vollblut oft das Gegenteil der Fall ist. Genügsamkeit, robuste Gesundheit, gutes, williges Temperament soll mit den kräftigeren Muskeln, dem größern Schritt, der flottern Gangart des englischen Vollblutpferdes gepaart werden. Diese Aufgabe, die einem Impfverfahren gleicht, ist nicht ganz leicht; dem geübten Zuchtkünstler gelingt sie aber, sofern er im Besitz gesunden, kräftigen und edeln arabischen Blutes ist. Solches zu erhalten, ist vielleicht die schwierigste Aufgabe. Alle Berichte der Ankaufskommissionen, die nach Arabern ausgeschickt wurden, lassen erkennen, daß gute Pferde dieses Schlages selbst in ihrem Heimatland in nur geringer Zahl vorhanden sind, und daß die Stämme mit Recht das Gute, das sie besitzen, nicht verkaufen. Gelingt es nun wirklich, einige Tiere zu erwerben und nach Mitteleuropa zu bringen, so zeigen sie sehr häufig den Fehler, an dem die meisten frisch importierten Pferde leiden: sie sind unfruchtbar. Demgemäß haben die Zuchten eingewöhnter arabischer Vollblutpferde für alle europäischen Staaten einen sehr hohen Wert. Besonders in Frankreich und in Österreich bestehen große Gestüte dieser Art. In Deutschland hat Preußen neuerdings auf direkte Veranlassung des Kaisers

Der neunjährige Deckhengst Mahdi II. in Trabstellung.

Sechsjährige Stuten auf der Koppel.

Aus dem arabischen Zuchtgestüt Königsfeld bei Rochlitz i. Sa.

eine arabische Zucht in Neustadt a. d. Dosse geschaffen. In Württemberg züchtet das Königliche Privatgestüt Weil seit 1816 weltbekannte Araber. In richtiger Wertschätzung des arabischen Pferdes hat man in Weil diese Reinzucht auch erhalten, als die Schaffung des Rennplatzes und die ganze moderne Geschmacksrichtung zur Einführung der englischen Vollblutzucht veranlaßte. Dieses Königliche Gestüt bietet dadurch in seltener Weise Gelegenheit zu Vergleichen zwischen den beiden grundlegenden Zuchtrichtungen.

In Sachsen befindet sich das dritte deutsche Gestüt für arabische Vollblutzucht, Königsfeld bei Rochlitz, zwischen Leipzig und Chemnitz. Der Gründer des Gestüts, Heinrich v. Ritzschwitz, war wiederholt in den Jahren 1860 bis 1870 im Orient und hat dort den Wert des arabischen Pferdes kennen und schätzen gelernt. Er entschloß sich, trotz der hohen Kosten arabisches Vollblut mit nach Deutschland zu nehmen und dort zu züchten. Gelegenheit dazu bot die Versteigerung des berühmten, von Ibrahim-Pascha auf Abbas-Pascha übergegangenen vizeköniglichen Gestüts. Ritzschwitz kaufte zwei Stuten, Saglavia und Sarne. Erstere zeigte die oben bereits erwähnte Akklimatisationskrankheit, letztere war zu klein, um der Zucht genügen zu können. Infolgedessen handelte es sich darum, neues Material aus der Nähe zu beschaffen, und man griff auf die Araber Weils zurück. In den Jahren 1865 bis 1870 wurden auf den jährlichen Auktionen in Stuttgart einjährige arabische Vollblüter, im ganzen neun Hengste und acht Stuten gekauft. Die geeignetsten hiervon, insbesondere alle Stuten bis auf eine, wurden zur Zucht im Gestüt verwendet. Daneben benutzte v. Ritzschwitz jede Gelegenheit, arabisches Vollblut bester Art für sein Gestüt zu erwerben. Solche fanden sich in dem Gestüt Slavuta des Fürsten Roman Sanguszko in Klein-Rußland. Es ist dies vielleicht das größte arabische Vollblutgestüt und liegt in der Nähe von Kiew. Eine Fuchsstute wurde in dem bekannten ungarischen Gestüt Bábolna erworben. Eine Schimmelstute, von dem berühmten Achmed stammend, lieferte das bayrische Gestüt Rohrenfeld. Gegenwärtig ist in Königsfeld noch ein Bestand von neunzehn Stuten, acht Hengsten und neunundzwanzig jungen, ein- bis vierjährigen Pferden vorhanden.

Die Aufzucht der Tiere erfolgt in dem sächsischen Gestüt möglichst naturgemäß. Vom Mai bis November bleiben die Tiere auf der Weide. Erst vom fünften Jahre ab werden sie aufgestellt, bearbeitet und zum Reiten und Fahren verwendet. Infolge des guten Temperaments und der großen Gelehrigkeit des Arabers bietet das Anlernen der Pferde bei ruhiger, sachgemäßer Behandlung keine Schwierigkeiten. Auffallen wird dem Pferdekenner der Umstand, daß die Tiere erst spät zur Arbeit kommen. Der langsamen Entwicklung entspricht aber auch die lange Ausdauer. Unter den Gebrauchspferden sind zwanzig- bis sechsundzwanzigjährige Pferde nicht selten. Von den Hengsten wurden viele als Beschäler verkauft, insbesondere nach Frankreich, Schweden, Argentinien, Galizien, Mecklenburg und an die preußische Gestütsverwaltung.

Der Königsfelder Araber ist ein Tier von 1,58 bis 1,63 m Größe. Man liest zuweilen davon, daß in einzelnen Gestüten der Araber sich zu einem großen, starken Pferde entwickelt habe. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß ein solches Produkt nichts mehr mit dem edeln, ausdauernden und anspruchslosen Originaltier gemein hat.

Alle Versuche, durch starke Fütterung und bessere Stallhaltung das arabische Vollblut zu vergrößern, haben die strotzende Gesundheit und Natürlichkeit dieses Pferdes vermindert. Für die Vererbung und für die Landespferdezucht sind solche Produkte wertlos. In Königsfeld legt man daher mit Recht Gewicht auf die Zucht edelster Araber. Die Versuche haben ergeben, daß nicht einmal direkte Kreuzung von arabischen Pferden mit Landstuten zum Ziele führen kann. In Königsfeld selbst wurden Kreuzungsversuche der arabischen Hengste mit starken Halbblutstuten aus dem bekannten hannoverschen Gestüt Herrenhausen vorgenommen. Die erhaltenen Produkte waren zwar schön, blieben aber im Verhältnis zur Mutter nur klein; die Fähigkeit des arabischen Hengstes, sich zu vererben, war zu groß. Für die Landespferdezucht lassen sich die Vorzüge des Arabers nur durch seine Paarung mit dem ebenso konstant gezüchteten englischen Vollblutpferde erreichen, wie dies z. B. mit bestem Erfolge in dem französischen Gestüt Pompadour und in ganz Südfrankreich jetzt geschieht.

Den Pferdefreund muß es trübe stimmen, wenn er an das dereinstige Geschick Königsfelds denkt. So sehr man die Opferfreudigkeit des Besitzers anerkennen muß, so bleibt doch zu berücksichtigen, daß ein solches Gestüt arabischer Pferde keine eigentlichen Gebrauchspferde erzeugt, die sich zu gleichmäßig hohem Preise absetzen lassen, sondern daß es sich hier um die Schaffung von Zuchtpferden handelt, von denen eben nur die besten weiter verwendbar sind. Ein solches Unternehmen ist außerordentlich kostspielig. Wenn auch der jetzige, hochbejahrte Eigentümer im Bewußtsein, großen Zwecken zu dienen, diese Opfer bringt, so ist zu befürchten, daß im natürlichen Laufe der Dinge auch dieses wertvolle Gestüt einst der Auflösung anheimfällt, wodurch der Landespferdezucht viel verloren gehen würde.

In Deutschland kommt jedoch erfreulicherweise der Wert des arabischen Pferdes mehr und mehr zur Anerkennung. Der Landstallmeister Dr. Grabensee in Celle, der als einer der bedeutendsten Pferdekenner im Auftrage des Deutschen Kaisers nach Frankreich ging, hat aufs neue bestätigt, wie wichtig diese Zucht für die Gegenwart und für die Zukunft des Soldatenpferdes ist. Es bleibt zu hoffen, daß früher oder später auch den arabischen Gestüten Deutschlands volle Anerkennung zuteil wird und sich ein Weg findet, das Königsfelder Gestüt, dem sich nur wenige in Deutschland zur Seite stellen können, der Zukunft zu erhalten. Stabsveterinär Dr. Goldbeck.

Rosa Bonheur: Zweikampf.

Die Sportbilanz der deutschen Automobilindustrie 1908.

Ein Jahr voll wichtiger und bedeutender Ereignisse, ein Jahr glänzender Erfolge und schwer erkämpfter, aber darum desto wertvollerer Siege liegt hinter der deutschen Automobilindustrie, ein Jahr, wie noch keins da war, und wie es nach der gegenwärtigen Konstellation und Lage der internationalen Automobilindustrien so bald wohl auch nicht wiederkehren wird. Zwar gab es schon einmal eine Periode im Automobilsport, wo deutscher Erfindergeist und deutsche Werkmannsarbeit sich im Auslande allgemeine Achtung und höchste Anerkennung schufen, die Zeit, da der Name „Mercedes“ in aller Munde war, die Jahre 1901 bis 1903, zumal als Jenatzy den heißumstrittenen Gordon-Bennett-Preis für Deutschland eroberte; doch fielen diese Erfolge einer einzelnen deutschen Firma bei der sprunghaften Entwicklung der Automobilindustrie bald der Vergessenheit anheim.

Zäh und tapfer hat die deutsche Industrie seither um den Ehrenplatz gekämpft, den sie heute einnimmt, und Unsummen von Kapital und schöpferischer Arbeitskraft mußten aufgewendet werden, um ihre qualitative Überlegenheit über die mit der erdrückenden Wucht der großen Masse sich ihr entgegenstemmende französische und italienische Industrie zu erringen. Diese Überlegenheit heute noch zu bestreiten, fällt nach den bisherigen Erfolgen sogar den Franzosen nicht mehr ein, und die Tatsache, daß die französischen Konstrukteure nach den durch Deutschland und Italien in den vorjährigen großen Rennen erlittenen Niederlagen durch gemeinsamen Beschluß sich auf ein ganzes Jahr von den Rennen zurückziehen und auf diesem Gebiet Ruhe um jeden Preis verlangen, spricht Bände für ihre Entmutigung.

Das Kaiserpreisrennen im Juni 1907 war das erste große internationale Rennen, in welchem außer Opel, Benz und Mercedes noch eine ganze Anzahl anderer deutscher Firmen, im ganzen nicht weniger als dreizehn, teilnahmen. Heraustretend aus ihrer bisherigen Untätigkeit auf dem Gebiet des Rennsports, unternahmen sie die schwere Aufgabe, Deutschlands Farben gegen alterfahrene Gegner zu verteidigen, und wenn der Sieg in diesem Rennen auch an Italien fiel, so hat Deutschland dabei doch ehrenvoll bestanden, und man kann ruhig behaupten, daß die bei dieser Gelegenheit gesammelten Erfahrungen den Grund zu den jüngsten zahlreichen Siegen deutscher Fabriken gelegt haben.

Ein weiterer, überaus wichtiger Faktor für den Erfolg in Rennen ist die Sorgfalt, mit welcher diese von den konkurrierenden Fabriken vorbereitet werden. Es genügt nicht, leichte Motoren zu konstruieren, die das Maximum dessen leisten, was der Konstrukteur aus der dem Reglement zugrunde gelegten Formel herausholen kann. Diese Motoren müssen auch derartig betriebssicher sein, daß sie vom Start bis zum Ziel wie ein Uhrwerk laufen und willig alles hergeben, was in ihnen steckt; denn die Zeiten, da Reparaturmannschaften und Reserveteile aller Art zur Hilfe und Unterstützung der Fahrer auf der ganzen Rennstrecke verteilt waren, sind längst vorüber. Das Reglement gestattet heute keinerlei fremde Hilfen mehr am Wagen, und alle Betriebsstörungen dürfen nur durch Fahrer und Chauffeur beseitigt werden.

Mit dieser Bestimmung treten natürlich diese beiden Personen stark in den Vordergrund; denn von ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit hängt der Erfolg der betreffenden Firma ab, und die Folge davon war und ist, daß gute Rennfahrer heute sehr gesucht und ausgezeichnet bezahlt sind. Gerade das lange Fernhalten der großen Masse der deutschen Automobilindustrie von den Rennen hinderte aber auch die Ausbildung der deutschen Fahrer, die sich nur langsam die Sicherheit und Erfahrung aneignen konnten, die die kampferprobten Franzosen, Belgier und Italiener schon lange besaßen. Auch hier hat das Kaiserpreisrennen einen überaus günstigen Einfluß ausgeübt, und das wochenlange Training zu diesem großen Rennen hat zur vollen Durchbildung unserer deutschen Rennfahrer nicht wenig beigetragen.

Eine unmittelbare Folge der deutschen Siege in den beiden letzten Jahren ist es jedenfalls, daß der Export französischer Automobile nach Deutschland in den ersten Monaten des Jahres 1908 um nicht weniger als rund 3 Mill. Frank zurückgegangen ist, und daß unsere erstklassigen deutschen Marken trotz der gegenwärtig ungünstigen Geschäftslage immer noch gut und ausreichend beschäftigt sind, während die großen französischen Fabriken über Mangel an Absatz in Luxusfahrzeugen klagen und daher fast ausnahmslos auch die Fabrikation von Nutzwagen, speziell Droschken und Lieferungswagen, aufgenommen haben. B. v. Lengerke.

Der letzte Aufstieg.

Luftballonskizze von **Fritz Reutter.**

Ja freilich, manch ein Abenteuer habe ich auf meinen Luftreisen erlebt. Nie aber war ich so nahe daran, das ›en einzubüßen, wie bei dem letzten Aufstieg, der meine ufbahn als Luftschiffer beschließen und krönen sollte. t vierzig Jahren wollte ich mich vom Geschäft zurückhen. Ich wollte, ich mußte — meiner Braut hatte es in die Hand versprochen — mit der Hochzeit inem gefährlichen Beruf für immer entsagen. Da nichts fehlte, um unabhängig leben zu können, hatte ohne Bedauern eingewilligt und mir bloß ausbedungen, letzten Aufstieg, der zu einer Reihe anderer, auf der sstellung in Hannover vereinbarter Fahrten gehörte, h ausführen zu dürfen.

Der zehnte September, der Tag des letzten Aufstiegs, ich, schönes, beständiges Wetter versprechend, an, und hlichen Herzens blickte ich zum blauen Himmel empor dem Gedanken, daß Hilda heute absolut keinen Grund Unruhe und Besorgnis meinetwegen hätte.

Während ich frühstückte, brachte mir die Post zwei efe; den einen von einem Geschäftsfreund in der Schweiz, mich auf der Hochzeitsreise zu Besuch erwartete. Die esse des andern war von Frauenhand geschrieben, und Öffnen fand ich im Umschlag eine Hundertmarknote und einen halben Bogen Briefpapier, worauf rieben stand:

„Mit herzlichem Dank für das Darlehen.

F. D."

Das lakonische Billett zerriß ich auf der Stelle und f es in den Ofen; die Banknote schob ich in die Tasche em zufriedenen Gefühl, um hundert Mark, auf deren ickzahlung ich überhaupt nicht mehr gerechnet hatte, er zu sein. „F. D." — Fanny Dessoff — die hübsche, ndliche Frau meines Assistenten, eines schweigsamen mes in mittleren Jahren, der sich sein eheliches Leben Eifersucht und Argwohn vergiftete. Eines Abends etwa drei Monaten hatte mich die Frau aufgesucht mich gebeten, ihr doch hundert Mark leihen zu wollen, n sie mir hastig auseinandersetzte, sie hätte soeben Telegramm von Hause in Hamburg erhalten, worin ihr mitteile, daß ihre Mutter auf den Tod krank sei. gab ihr, was sie wünschte, mußte mich aber doch ber wundern, daß ihr Mann nicht imstande gewesen sein sollte, ihr das Reisegeld zu geben, um so mehr als ich ihm erst am Tage vorher sein Monatsgehalt ausbezahlt hatte. Zwei Tage nachher erfuhr ich auch, daß Fanny Dessoff ihren Gatten verlassen, und daß weder er noch ihre Eltern in Hamburg etwas von ihrem augenblicklichen Aufenthalt wußten. Da Dessoff mir gegenüber kein Wort in dieser Sache verlauten ließ, so sagte ich auch nichts über das Darlehen, um ihn nicht noch mehr zu ärgern. Aber nach dem Verschwinden seiner Frau konnte ich nicht umhin, zu bemerken, wie die angeborene Zurückhaltung des Mannes sich nach und nach vertiefte und er ein finsteres, mürrisches Wesen annahm, wie die tiefe vertikale Linie zwischen seinen dichten Augenbrauen nach und nach von langem Brüten über das ihm widerfahrene Unglück zeugte.

Der Poststempel auf dem Kuvert lautete Hannover, Hauptpost, war also zu allgemein, um dem Gatten irgendwelchen Anhaltspunkt bei seinen Nachforschungen zu geben; ich schob es beiseite und begann zu frühstücken.

Plötzlich ging die Türe auf, und zu meinem nicht geringen Erstaunen stand meine Braut vor mir.

Sie schien bleich, und in ihren großen, braunen Augen glänzte fieberhafte Erregung. Es dauerte auch keine Minute, so hatte sie sich mir schluchzend an die Brust geworfen, und aus ihren unzusammenhängenden Worten und Ausrufen erkannte ich schließlich nur das eine, daß das liebe Mädchen sich meinetwegen die ganze Nacht hindurch mit Ängsten und mit Sorgen abgekümmert hatte. Etwas ruhiger geworden, flehte sie mich inständig an, mein Leben durch keinen Aufstieg mehr zu riskieren — sie hätte das bestimmte Vorgefühl, daß mir ein Unglück im Luftmeer droben zustoßen würde.

Zuerst versuchte ich es, diese Ahnungen hinwegzulachen; aber das Lachen verging mir bald beim Anblick ihrer Angst und Sorge meinetwegen. Was blieb mir anders zu tun übrig, als die bebenden Lippen, die bleichen Wangen zu küssen und ihr immer wieder zu versichern, daß die „Stella" mich schon viele hundert Male in die höchsten Höhen emporgetragen und mich nun auch zum letztenmal sicherlich nicht im Stiche lassen würde, und überdies war ja das herrlichste Wetter und mein Assistent ein durchaus zuverlässiger Begleiter. Aber die einzige Antwort auf all meine Tröstungen war ein wiederholtes Schluchzen: „Kurt, geh nicht; wenn du mich liebhast, so geh nicht!" Es tat mir in der Seele weh, ihrer Bitte nicht entsprechen zu können; aber die Vorahnungen eines liebenden Mädchenherzens durften doch das Programm des letzten Tages nicht über den Haufen werfen. Da sie schließlich einsah, daß ich nicht nachgab, versank sie in stummen, seltsamen Gleichmut — die Gelassenheit äußerster Erschöpfung, die mir eigentlich näher ging als ihr leidenschaftliches Flehen.

Sobald sie sich etwas erholt hatte, ließ ich einen Kutscher vorfahren, der uns zusammen nach der kleinen Vorstadtvilla führte, wo ihr Vater wohnte. Ehe ich sie dort wieder verließ, mußte sie mir versprechen, den Aufstieg nicht zu beobachten, um ihre Nerven nicht noch mehr zu erregen. Und sie ihrerseits nahm mir das Versprechen ab, ihr so schnell wie möglich zu telegraphieren, sobald ich wieder auf festem Boden gelandet wäre.

Bei meiner Rückkehr nach Hause sagte mir die Hausfrau, Herr Dessoff wäre dagewesen und hätte mich sprechen wollen. „Ich sagte ihm, Sie würden bald zurückkommen, und bat ihn, einzutreten und zu warten. Aber als ich etwas später in Ihr Zimmer kam, um das Frühstück abzuräumen, erklärte er, er könne nicht länger warten, und ging rasch davon."

Voll schlimmer Ahnungen, ob wohl meinem Ballon, der „Stella", ein Unglück zugestoßen, eilte ich nach der Ausstellung, wo ich Ludwig Dessoff damit beschäftigt fand, den Ballonhals mit der Gasleitung in Verbindung zu'setzen. „Was ist denn los? Weshalb wollten Sie mich 'zu Hause besuchen?" redete ich ihn an, neben ihm stehenbleibend. Beim Klang meiner Stimme fuhr er heftig zusammen, und wie er seine tiefliegenden Augen zu mir aufschlug, schien es mir, als blitze dort etwas von Erregung und Feindschaft — aber nur für einen Augenblick. „Ich wollte Sie nur fragen, ob ich einen neuen Gummiring aufs Ventil setzen solle. Ich habe es jetzt nach eignem Ermessen getan", antwortete er barsch. „Ganz recht, wir müssen immer den sichersten Weg gehen", versetzte ich herzlich und schrieb das unfreundliche Verhalten meines Assistenten vor allem dem Mißmut und der Unruhe zu, die er darüber empfand, daß ich ihm vor einigen Tagen gekündigt hatte, da ich seiner Dienste künftig nicht mehr bedürfe; allerdings hatte ich ihm anstatt längerer Kündigung volle Bezahlung und auch das beste Zeugnis sowie die höchsten Empfehlungen versprochen für den Fall, daß er ihrer bedürfe.

Er war auch noch mißgelaunt, als gegen zwei Uhr das Wetter plötzlich umschlug und dunkle Wolken von Nordwesten her den Himmel drohend überzogen.

„Es wäre höchst mißlich, wenn wir den Aufstieg verschieben müßten", bemerkte ich, als wir in der Nähe des halbgefüllten Ballons den Himmel betrachteten.

Wilhelm Schulze-Rose: Andacht im Spittel.

„Mißlich — es wäre zum Verrücktwerden!“ rief er, sich fast wild gegen mich wendend, aus.

„Aber bitte, bleiben Sie doch ruhig, es ist doch nicht Ihr erster Aufstieg! Weshalb diese Erregung?“

„Nein, aber es ist Ihr letzter“, versetzte er laut auflachend und wandte sich den Ballastsäcken zu, um sie mit Sand zu füllen.

Als wir eine halbe Stunde später in der buntbeflaggten Gondel vor den Augen der zahlreichen Zuschauer Platz nahmen, begann der Regen in großen Tropfen zu fallen, so daß man deutlich vernahm, wie die Wassertropfen gegen die Seidenhülle des Luftschiffes aufschlugen. „Geben Sie das Zeichen zum Starten, und im Nu werden wir über diesen Wolken sein!“ rief Dessoff, aufs höchste erregt. Und er stieß seine Hand in einen der Sandsäcke, um bereit zu sein, die Abfahrt zu erleichtern.

„Anlüften! Laßt los!“

Noch einmal rief ich diese Worte, um mir zum letztenmal die Bahn in die Welt über den Wolken zu öffnen. Langsam erhob sich die Kugel aus Stoff, und zum letztenmal fühlte ich jene immer seltsame Sensation, wenn man vom betäubenden Lärm menschlicher Stimmen und vom Wogen menschlicher Häupter plötzlich in eine weite Welt absoluten Stillschweigens und tiefster Einsamkeit versetzt wird.

Hier war alles heller Sonnenschein, bloß einige Schäfchen zogen am azurblauen Himmel dahin. Sobald die „Stella“ die grauen Regenwolken um mehr als fünfhundert Meter überflogen hatte, folgte sie einer nördlichen Luftströmung, die dem Anemometer zufolge fünfzig Kilometer in der Stunde zurücklegte; einem unerfahrenen Begleiter aber hätte es geschienen, als ob der Ballon bewegungslos gegen den Himmel gebannt sei und fast stillstehe. Noch heute, nach zwanzig Jahren, kann ich mir ein Bild jener hehren himmlischen Regionen so lebhaft vor Augen zaubern, als hätte ich sie erst gestern gesehen. Mit gekreuzten Armen stand ich am Rande der Gondel und schaute um mich; in diesem Augenblick bedauerte ich leise jenes Versprechen, das mich für immer aus dem Luftmeer verbannte. Und dann sah ich den Schatten des Ballons quer über eine unter uns schwebende Wolkenschicht fallen; die fahnengeschmückte Gondel und unsere zwei Gestalten hoben sich von der weißen Oberfläche der Wolken ganz deutlich ab. Und indem ich diese schattenhaften Begleiter voll Interesse beobachtete, bemerkte ich auch, wie der längere Schatten, der meines Assistenten, plötzlich eine Bewegung vorwärts machte und den Arm erhob.

Noch ehe ich mich umwenden konnte, traf mich ein schwerer Schlag auf den Hinterkopf, der mich meiner Sinne beraubte.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden der Gondel, an Händen und Füßen gefesselt. Dessoff neigte sich mit haßerfüllten Augen über mich und schien meine Taschen zu durchsuchen. Wahrscheinlich hatte er dieses Geschäft bereits vollendet und nichts gefunden; denn ein schrecklicher Fluch wütender Enttäuschung kam über seine Lippen.

„Wollen Sie mich ermorden?“ keuchte ich. „Befreien Sie mich sofort!“ Und ich drehte und wand mich, um das mich fesselnde Seil zu lösen. Aber infolge der Anstrengung schoß mir das Blut zu Kopf, und ich war dem Ersticken nahe. Ein heiseres Lachen, das Gelächter eines Verrückten, riet mir, an mich zu halten, meine Wut zu bemeistern und seinen triumphierenden Blick ruhig und durchdringend zu erwidern.

„Wo ist der Brief von ihr — der Brief zu diesem Umschlag, den ich heute früh auf Ihrem Tische fand? Dies, das beweist mir, daß ich ein Dummkopf war und Sie nicht im Verdacht hatte! Nun weiß ich's aber, wer es nicht länger verdient, zu leben, Sie Hund von einem Schurken!“

Er stieß diese Worte zischend hervor, zog das Kuvert aus der Tasche und hielt es mir vor die Augen. Jetzt wurde mir die Situation nur allzu klar: er hielt mich für den Verführer seiner Frau. Und welchen Beweis hatte ich dafür, daß er sich täusche?

„Ja, starren Sie es nur an! Sie schweigen! Und braucht's noch mehr Beweis? Von Ihrer Hausfrau selbst habe ich gehört, daß meine Frau Sie an jenem Abend, als sie verschwand, aufsuchte und sagte, sie hätte von mir eine Botschaft an Sie. Was sagen Sie dazu, Sie heuchlerischer Schuft?“

Um seinen wilden Worten mehr Nachdruck zu verleihen, faßte er mich wütend an den Schultern und schüttelte mich heftig.

„Gewiß kam sie zu mir“, erklärte ich, obgleich ich nicht hoffte, ihn von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen; „aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie mich nur aufsuchte, um von mir das Reisegeld nach Hamburg zu entlehnen. Sie erzählte mir, sie hätte ein Telegramm erhalten, das sie an das Totenbett ihrer Mutter rufe — und dieses Geld schickte sie mir in dem Kuvert mit einigen Dankesworten zurück.“

Voll ungläubiger Verachtung spuckte er mir ins Gesicht und rief: „So zeigen Sie doch diese Dankesworte!“

„Ich zerriß den Briefbogen und warf ihn ins Feuer“ — Sofort hielt ich inne; denn ich erkannte bereits den Fehler, den ich begangen, indem ich ihn nicht in den Glauben eingewiegt hatte, daß ich ihm den Brief auf meinem Zimmer zu Hause zeigen könnte.

„Das glaube ich Ihnen gern“, versetzte er sarkastisch; „derartige Billetdoux sind ein gefährlicher Besitz für einen angehenden Ehemann und glücklichen Bräutigam. Aber was ist aus meiner Frau geworden? Sagen Sie mir, wo sie sich aufhält, Sie Hund!“

„Ich weiß nicht mehr als Sie selbst; auf dem halben Bogen Papier, den sie mir sandte, stand keine Adresse, und auf dem Kuvert können Sie selbst nach dem Poststempel sehen“, antwortete ich.

„Sie haben mich zum letztenmal betrogen. Wir wollen doch sehen, ob Sie es wagen, mit einer Lüge auf den Lippen ins Jenseits zu gehen!“

Mit diesen Worten schwang er sich empor in den Ballonring, und ich sah, wie er bedächtig ein großes Messer aus der Scheide zog und sich daranmachte, einen der acht Haltestricke, die den Korb trugen, zu durchschneiden. Ich begriff seine Absicht, mir durch diese Tortur ein Geständnis zu erpressen. Mit einem Ruck fiel das zerschnittene Ende des Taues in den Korb herunter gerade auf mich, so daß ich voll Todesangst zusammenzuckte. Den nächsten Haltestrick übersprang er und wandte sich also an den übernächsten. Ehe er ihn jedoch durchschnitt, beugte er sich nach dem Korb herunter und fragte mich flammenden Auges: „Wollen Sie jetzt die Wahrheit sagen?“

„Nichts als die reine Wahrheit ist über meine Lippen gekommen. Ich habe Ihnen kein Unrecht zugefügt und weiß absolut nichts von Ihrer Frau“, antwortete ich voll tiefen Ernstes.

Wieder erscholl jenes höllische Lachen des Wahnsinns, und wieder glänzte der scharfe Stahl in seiner Hand.

Ich mühte mich von neuem ab, mich meiner Fesseln zu entledigen; aber der dicke Hanf war stärker als ich, und zitternd und erschöpft sank ich schweißbedeckt zurück. „Kurt, geh nicht; wenn du mich liebhast, so geh nicht!“ Der Schmerzensruf der Liebe klang in meinen Ohren, ich fühlte, wie sich ihr Arm mir um den Hals schlang, wie ihre tränenfeuchte Wange sich gegen die meine preßte —

Ein anderer scharfer Ruck — ein weiterer Schritt zum Tode.

„Sie werden ebenso umkommen wie ich!“ rief ich ihm zu und hoffte, ihn durch einen Appell an seinen Selbsterhaltungstrieb von dem wahnsinnigen Plan abzuhalten. „Und selbst wenn ich abstürze, wird Sie der Ballon in Höhen emportragen, wo Sie ersticken müssen.“ Aber in seinem Wahnsinn war Methode, denn er zeigte lachend auf die Ventilleine und versetzte höhnisch:

„Ich werde das zu verhindern wissen! Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen — wenn Sie nur zur Hölle fahren!“

„Und Sie als Mörder vor Gericht stehen!“ rief ich, unfähig, meine Wut länger zu unterdrücken.

„Das wird wohl nie der Fall sein! Seien Sie ganz unbesorgt! Wenn Sie einmal gefälligst über den Korbrand blicken wollen,“ — mit höhnischem Gelächter über meine Hilflosigkeit — „so werden Sie sehen, daß wir jetzt über der Nordsee schweben, wo Sie den wohlverdienten Tod finden werden. Mich aber wird eine südliche Luftströmung wieder dem Lande zutragen, wo ich eine kleine, einfache Geschichte erzählen werde, wie wir infolge Ballastmangels genötigt waren, die Gondel abzuschneiden und unsere Zuflucht im Ballonring zu nehmen. Leider reichten Ihre Kräfte nicht aus, und Sie fielen ins Meer!“ So schloß er mit spöttischem Kichern und begann ein anderes der Taue zu durchschneiden. Die vier zwischen den Ecken des Korbes liegenden Taue hatte er so bereits durchschnitten und das Gleichgewicht der Gondel damit noch nicht gestört; aber ein schrecklicher Ruck folgte, als er eins der Ecktaue ablöste, und mir schwamm alles vor den Augen, als hätte ich bereits einen Vorgeschmack des Sturzes in die Tiefe.

Im nächsten Augenblick erscholl ein gellender Schrei, und der Ballon schoß samt der Gondel und mir wie ein Pfeil höher empor. In seiner tollen Hast, sein Zerstörungswerk so rasch wie möglich zu vollenden und den Ballon von dem aus seinem Gleichgewicht gebrachten Korbe zu befreien, hatte der Verrückte den Halt verloren und das mir zugedachte Los nun selbst erduldet.

Die „Stella“ schoß immer höher und höher empor, und mit Angst und Bangen wurde ich mir bewußt, daß, wenn ich einem Tode entgangen, mich da droben ein

anderer um so sicherer erwartete; denn ich wurde in die Regionen unatembarer Gase emporgerissen. Und da hing ganz in meiner Nähe, wie um mich zum besten zu haben, die Ventilleine, deren Benutzung allein mich noch retten konnte.

Während ich mich drehte und wand und verzweifelte Anstrengungen machte, meine gefesselten Glieder zu befreien, traf mein Auge plötzlich den am Gondelboden liegenden glänzenden Stahl — das Messer, das beinahe mein Unheil gewesen.

Ich rollte vorsichtig in dessen Nähe, und es gelang mir, es beim Heft zu ergreifen; aber meine Finger waren vor Kälte schon fast erstarrt, und ich fürchtete zu ersticken, wenn meine Anstrengungen nicht mit Erfolg gekrönt würden.

Glücklicherweise konnte ich mich zwei Minuten später als freier Mann erheben.

Ich ergriff die Ventilleine und ließ etwas Gas entweichen; sofort begann der Ballon zu sinken und meine erschöpften Lungen atmeten wieder reine, Leben erhaltende Luft.

Nie zuvor hatten so inständige Dankgebete wie jetzt mein Herz erfüllt; trotzdem war aber meine Lage in dem aus dem Gleichgewicht gebrachten Korb höchst gefährlich.

Bald tat ich dem Sinken der „Stella" Einhalt, und nachdem ich mich vergewissert, daß sie glücklicherweise eine nordsüdliche Luftströmung erreicht, ließ ich mich eine Viertelstunde lang dahintreiben, indem ich darauf rechnete, daß der Wind mich landwärts trage. Und als ich unter die Wolken herunterkam, fand ich auch, daß ich mich nicht getäuscht; denn in der Tiefe lag eine mir wohlbekannte Landschaft, durch die ein breiter Fluß wie ein Silberstreifen dahinrollte. Unmittelbar unter mir vermutete ich die grünen Wiesen von Uffholz, und so öffnete ich von neuem das Ventil. Bald stand ich auch gesund und wohlbehalten unter einer Gruppe Bauern, die mir beim Landen gute Dienste leisteten. Drei Stunden später sah ich meine Braut wieder, die mir weinend und zitternd zuhörte, als ich ihr meine wunderbare Rettung erzählte.

Arsène Lupin, der Einbrecher aus Passion.

Von **Maurice Leblanc.**

(Schluß.)

Dieser so wenig einschmeichelnde Ton setzte Devanne, der mit einem Scherz darüber hinwegzukommen suchte, in Verlegenheit.

„Ihre Aufgabe ist glücklicherweise leichter, als ich es Ihnen geschrieben hatte."

„Weshalb?"

„Weil der Einbruch bereits gestern nacht erfolgt ist."

„Wenn Sie nicht alle Welt von meinem Kommen in Kenntnis gesetzt hätten, wäre dies wahrscheinlich nicht gestern nacht geschehen."

„Und wann denn?" — „Morgen oder noch später."

„Und in diesem Fall" ...

„Hätten wir Lupin auf frischer Tat ertappt, und Sie wären nicht bestohlen."

„Ich bin es ja auch nicht."

„Wieso? Sie sagten doch" ...

„Man hat mir vor einer Stunde mein Eigentum wiedergebracht." — „Wer? Lupin?"

„Nein, zwei Militärgepäckwagen."

Sherlock Holmes setzte heftig seinen Hut auf und nahm seine Reisetasche.

„Was tun Sie?" rief Devanne entsetzt.

„Ich gehe wieder." — „Weshalb?"

„Ihr Eigentum ist da, Arsène Lupin über alle Berge. Mir bleibt somit nichts zu tun übrig."

„Ich brauche aber unbedingt Ihre Hilfe, lieber Herr. Was gestern geschehen ist, kann morgen wieder geschehen, da wir die Hauptsache nicht wissen, nämlich wie Arsène Lupin herein und wie er hinaus gekommen ist, und warum er einige Stunden später die Sachen zurückgeschickt hat."

„Ah! Sie wissen nicht" ...

Die Aussicht, ein Rätsel zu lösen, verbesserte etwas die schlimme Laune des Engländers.

„Schön, sehen wir uns die Sache einmal an. Aber rasch, nicht wahr? Und womöglich allein, wenn ich bitten darf."

Die letzten Worte zielten offensichtlich auf die übrigen Anwesenden. Devanne verstand und führte Holmes in den Salon. In seiner trocknen Art, mit Sätzen, die sparsam abgezählt schienen, fragte ihn der Engländer über die gestrige Abendgesellschaft, die Gäste, die Bewohner und Besucher des Schlosses aus. Dann nahm er die beiden Exemplare der Chronik zur Hand, verglich die Karten des geheimen Ganges und ließ sich die vom Abbé Gelis entdeckten Zitate sagen.

„Sind Sie sicher," fragte er, „erst gestern zum erstenmal von diesen Zitaten gesprochen zu haben?"

„Ja, gestern zum erstenmal."

„Sie hatten sie nie vorher dem Herrn Belmont mitgeteilt?" — „Nie."

„Gut. Lassen Sie Ihr Automobil vorbereiten. Ich fahre in einer Stunde ab." — „In einer Stunde?"

„Arsène Lupin hat auch nicht länger gebraucht, um das Rätsel zu lösen, das Sie ihm aufgaben."

„Ich hätte ihm ein Rätsel" ...

„Gewiß! Sehen Sie denn wirklich nicht, daß Arsène Lupin und Belmont dieselbe Person sind?"

„Wirklich? Oh, ich dachte auch, aber ... Oh, der Schuft!"

„Gestern abend um zehn Uhr haben Sie Lupin die Anhaltspunkte geliefert, die ihm fehlten, und die er wahrscheinlich schon seit Monaten suchte. Im Laufe der Nacht hatte der Bursche genügend Zeit, die Lösung zu finden, seine Bande zusammenzurufen und Sie auszurauben. Nun, ich kann ebenso flink sein wie er."

Er ging im Raume nachdenklich auf und ab, setzte sich dann, schlug seine langen Beine übereinander und schloß die Augen.

Devanne wartete ziemlich erstaunt: Schläft er? Denkt er nach?

Auf gut Glück ging er hinaus, um Auftrag wegen des Automobils zu geben. Als er zurückkam, fand er den Engländer am Treppenfuß der Galerie auf dem Bauche liegen und den Teppich untersuchen. — „Was gibt 's?"

„Schauen Sie ... da ... Kerzentropfen!"

„In der Tat, frische Kerzentropfen!"

„Die ganze Treppe können Sie sie finden und besonders vor diesem Glasschrank, den Lupin gesprengt und dessen Inhalt er hier auf den Lehnstuhl geworfen hat."

„Und Sie schließen daraus" ...

„Gar nichts. Alles das erklärt offenbar nur den Grund, warum er seinen Raub wieder herausgegeben hat. Das ist aber nur eine nebensächliche Frage, bei der ich mich nicht aufhalten will. Hauptsache ist der geheime Gang."

„Sie hoffen also" ...

„Ich hoffe nicht, ich weiß. Nicht wahr, es gibt in der Umgegend so auf zwei- bis dreihundert Meter vom Schloß eine Kapelle?"

„Ja, eine ehemalige zerfallene Kapelle, in der die Gruft des Herzogs Rollon von Thibermeslin liegt."

„Sagen Sie Ihrem Chauffeur, uns bei dieser Kapelle zu erwarten."

„Mein Chauffeur ist noch nicht von Dieppe zurück. Aber ich glaube zu verstehen, daß Sie annehmen, der Gang führe zur Kapelle. Worauf beruht" ...

„Ich würde Sie bitten, mein Herr," unterbrach ihn der Engländer, „mir eine Leiter und eine Laterne zu verschaffen."

„Ah! Sie brauchen eine Leiter und eine Laterne?"

„Wenn ich sie nicht brauchte, würde ich Sie nicht darum bitten."

Devanne, von dieser lakonischen Grobheit eingeschüchtert, schellte. Das Verlangte wurde gebracht. Die Befehle folgten einander nun mit militärischer Barschheit und Schärfe.

„Lehnen Sie die Leiter gegen die Bibliothek, links vom Worte Thibermeslin!" — Devanne tat es.

„Weiter links ... Etwas nach rechts ... Halt! Steigen Sie hinauf! Alle Buchstaben sind im Relief, nicht wahr?"

„Ja."

„Sehen Sie mal den Buchstaben H an. Läßt er sich nicht nach der einen oder andern Richtung hin drehen?"

Devanne faßte den Buchstaben H.

„Allerdings, er dreht sich", rief er erstaunt. „Nach rechts um neunzig Grad! Wer hat Ihnen das enthüllt?"

„Können Sie", fuhr der Engländer, ohne zu antworten, fort, „von Ihrem Standpunkt aus den Buchstaben R

erreichen? Ja? Nun, so versuchen Sie ihn zu schieben, wie Sie es mit einem Riegel täten."

Devanne schob den Buchstaben R beiseite. Zu seiner größten Verblüffung hörte er ein Knacken dahinter.

„Famos!" rief Sherlock Holmes. „Jetzt brauchen wir nur die Leiter an das andere Ende zu rücken. Ganz rechts vom Worte Thibermeslin ... Gut! Und jetzt, wenn ich mich nicht getäuscht habe und die Dinge sich ereignen, wie sie sollen, muß der Buchstabe N sich öffnen wie eine Klappe."

Mit einer gewissen Feierlichkeit zog Devanne an dem Buchstaben N; er öffnete sich. Devanne fiel von der Leiter; denn der ganze Teil der Bibliothek, der zwischen dem ersten und dem letzten Buchstaben des Wortes lag, drehte sich um die eigne Achse und legte den Eingang zum unterirdischen Gange frei.

„Haben Sie sich weh getan?" fragte der Engländer phlegmatisch.

„Nein, nein!" sagte Devanne, während er aufsprang. „Aber ich bin erstaunt ... Diese Buchstaben, die sich bewegen ... Diese gähnende Öffnung" ...

„Nun, entspricht das nicht Wort für Wort dem Zitat aus den Memoiren Sullys?"

„Wie denn?"

„Geben Sie acht: Der H-bicht senkt sich zur R-de, die erzittert und sich am N-de öffnet."

„Und die Notiz Ludwigs XVI.?"

„Ludwig XVI. war ein geschickter Schlosser. Er liebte solche Scherze. Thibermeslin hat sich als wohlerzogener Höfling erwiesen, als er seinen Herrn und Meister in das Geheimnis dieses mechanischen Kunstwerkes einweihte. Und der König notierte sich: »2—6—12«, das heißt: der zweite (H), der sechste (R) und der zwölfte (N) Buchstabe des Wortes."

„Ach! Ich fange an zu begreifen ... Nun, sehen Sie, wenn ich mir auch erklären kann, wie man von hier in den Gang kommt, so verstehe ich nicht, wie Lupin aus dem Gang hereinkam. Denn wohlgemerkt, er kam doch von draußen."

Der Engländer steckte die Laterne an und tat einige Schritte in den Gang hinein.

„Sehen Sie her! Der ganze Mechanismus liegt hier offen zutage wie das Räderwerk einer Uhr, und alle Buchstaben sind hier verzeichnet. Lupin hatte sie also nur von dieser Seite aus in Bewegung zu setzen. Daß er es getan hat, sieht man auch deutlich."

„Wieso?"

„Sehen Sie nicht diesen Ölfleck? Der schlaue Bursche hatte daran gedacht, daß das Räderwerk verrostet sein könnte und geölt werden müßte. Der Mensch scheint an alles zu denken", setzte Sherlock Holmes nicht ohne Bewunderung hinzu.

„Ja, aber dann kannte er den andern Ausgang?"

„Genau, wie ich ihn kenne. Folgen Sie mir! Haben Sie etwa Angst?"

„Nein! Aber sind Sie sicher, sich zurechtzufinden?"

„Mit verbundenen Augen."

Sie stiegen zuerst zwölf Stufen hinab, darauf wieder zwölf und noch zweimal zwölf andere. Dann kamen sie in einen langen Gang, dessen Ziegelwände die Spuren wiederholter Ausbesserung aufwiesen, aus denen an verschiedenen Stellen Wasser in feinen Fäden rieselte. Der Boden war feucht.

„Wir sind unter dem Teich", bemerkte Devanne, keineswegs beruhigt.

Der Gang führte zu einer zwölfstufigen Treppe, der drei andere Treppen mit gleicher Stufenzahl folgten. So stiegen sie mühsam hinan und gelangten in eine enge, aus dem Felsen gegrabene Höhlung.

„Teufel!" brummte Sherlock Holmes. „Nichts als nackte Mauern. Die Geschichte wird verwickelt."

Der Engländer, der die Augen gehoben hatte, stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Über ihren Köpfen wiederholte sich der Mechanismus der Bibliothek. Er brauchte nur noch die drei Buchstaben in Bewegung zu setzen. Ein Granitblock drehte sich. Auf der andern Seite bildete er den Gedenkstein für den Herzog Rollon mit der Reliefinschrift „Thibermeslin". Und sie standen in der kleinen, verfallenen Kapelle, die der Engländer erwähnt hatte.

„Und man gelangt bis zu Gott," sprach er, den Rest des Satzes zitierend, „das heißt: bis zur Kapelle."

„Ist's menschenmöglich," rief Devanne, verblüfft von dem Scharfsinn Sherlock Holmes', „daß dieser verworrene Satz Ihnen zur Lösung genügt hat!"

„Pah!" erwiderte der Engländer, „er war sogar überflüssig. Auf dem Exemplar der Nationalbibliothek endet der Strich, wie Sie wissen, links, in einem Kreise, und rechts, was Sie nicht wissen, in einem kleinen Kreuz, das jedoch so verwischt ist, daß man es nur mit der Lupe sehen kann. Dieses Kreuz kann nichts anderes bedeuten als die Kapelle, in der wir stehen."

Devanne traute seinen Ohren nicht.

„Es ist unerhört, wunderbar und doch so kindisch einfach! Wie ist es möglich, daß niemand vorher darauf verfallen ist?"

„Weil bisher niemand die drei oder vier zur Lösung nötigen Elemente, das heißt: die beiden Bücher und die Zitate, vereint hatte, als Arsène Lupin und ich."

„Aber doch ... auch ich und der Abbé Gelis," warf Devanne ein, „wir wußten beide genau so viel wie Sie, und trotzdem" ...

„Herr Devanne, jedermann eignet sich nicht zum Rätsellösen."

„Aber ich suche die Lösung seit zehn Jahren. Und Sie, in zehn Minuten" ...

„Pah! Die Übung und Gewohnheit" ...

Sie verließen die Kapelle.

„Mein Automobil! Hier!" rief Devanne erstaunt.

„Ihr Automobil? Ich glaubte, Ihr Chauffeur sei noch nicht zurück gewesen?"

Sie näherten sich dem Wagen.

„Edouard," rief Devanne dem Chauffeur zu, „wer hat Sie beauftragt, hierherzukommen?"

„Herr Belmont", sagte der Mann.

„Herr Belmont? Sie sind Herrn Belmont begegnet" ...

„Am Bahnhof. Er sagte mir, ich solle zur Kapelle fahren."

„Zur Kapelle fahren! Aber warum?"

„Um den gnädigen Herrn und den Freund des gnädigen Herrn zu erwarten."

Devanne und Sherlock Holmes sahen einander an.

„Er hat gewußt," sagte Devanne, „daß das Rätsel für Sie ein Kinderspiel sein werde. Das ist eine liebenswürdige Schmeichelei."

Ein befriedigtes Lächeln spielte auf den schmalen Lippen des Detektivs. Die Huldigung gefiel ihm.

„Er ist ein ganzer Mann", sagte dieser achselzuckend. „Man braucht ihn nur zu sehen, um das zu wissen."

„Haben Sie ihn denn gesehen?"

„Wir sind kurz zuvor einander begegnet."

„Und Sie wußten, daß es Horace Belmont, ich wollte sagen, Arsène Lupin war?"

„Nein, aber an einer gewissen Ironie seinerseits hatte ich es bald erraten."

„Und Sie haben ihn laufen lassen?"

„Allerdings, und dabei hatte ich von vornherein gewonnenes Spiel. Es kamen nämlich fünf Gendarmen vorbei."

„Aber Donnerwetter! Das war doch eine Gelegenheit, wie sie niemals" ...

„Sehr richtig, mein Herr! Aber wenn es sich um einen Gegner wie Arsène Lupin handelt, zieht Sherlock Holmes keinen Vorteil aus einer Gelegenheit, die der Zufall ihm bietet. Er schafft sich eine."

Doch die Zeit drängte, und da Lupin die liebenswürdige Aufmerksamkeit gehabt hatte, das Automobil zu schicken, so mußte man es auch ohne Verzug benutzen. Devanne und der Engländer setzten sich in die bequeme Limousine. Edouard drehte die Kurbel um, und los ging es. Wiesen, Äcker, Sträucher, Bäume flogen vorüber. Plötzlich fiel der Blick Devannes auf ein kleines Päckchen, das in einem der Gepäcknetze lag.

„Was ist denn das? Ein Paket! Für wen mag es sein?"

„Für Sie!"

„Für mich?"

„Lesen Sie selbst! Hier steht es geschrieben: »Für Herrn Sherlock Holmes von Arsène Lupin«."

Der Engländer faßte das Päckchen, riß den Bindfaden ab und entfernte das doppelte Umschlagpapier. Darin lag eine Taschenuhr.

„Ah!“ Er ballte die Faust.

„Eine Uhr!“ rief Devanne. „Sollte etwa zufällig“ ...

Der Engländer antwortete nicht.

„Wie? Ihre Uhr? Arsène Lupin schickt Ihnen Ihre Uhr zurück? Ja, aber wenn er sie Ihnen zurückschickt, so muß er sie Ihnen vorher genommen haben. Nein, so etwas! Die Uhr Sherlock Holmes' gestohlen von Arsène Lupin! Gott, wie komisch! Seien Sie nicht böse, aber wirklich, ich kann nicht anders“ ...

Und er fing an zu lachen.

„Oh! Lupin ist ein ganzer Mann,“ fuhr er fort, nachdem er sich beruhigt hatte, „in der Tat ein ganzer Mann.“

Der Engländer rührte sich nicht. Bis nach Dieppe sprach er kein Wort. Sein Schweigen war beängstigender, als es der tollste Wutausbruch gewesen wäre. Am Landungssteg sagte er ohne Zorn, aber in einem Tone, aus dem man die Energie seines Willens heraushörte:

„Ja, er ist ein ganzer Mann, ein Mann, auf dessen Schultern ich mit Vergnügen meine Hand legen möchte, die ich Ihnen hier reiche, Herr Devanne. Und mir schwant, sehen Sie, daß Arsène Lupin und Sherlock Holmes eines Tages, früher oder später, von neuem einander begegnen werden. Und an diesem Tage“ ...

Ende.

Joghurt.

Hinter diesem exotischen Namen steht eine recht gewöhnliche Sache: eine Art Sauermilch; allerdings nicht die bei uns gebräuchliche, sondern eine, deren Heimat der nördliche Balkan, speziell Bulgarien, ist.

Die Kulturwelt Westeuropas hat seit kaum vier Jahren Kenntnis von den vorzüglichen Eigenschaften des Joghurt, und allgemeines Interesse erlangte er erst vor einiger Zeit, als der berühmte Leiter des Pariser Pasteur-Institutes, Prof. Elias Metschnikow, gelegentlich des letzten Kongresses für Hygiene in Berlin auf die hervorragende Bedeutung der neuen Dickmilch hinwies. „Ich glaube,“ schloß er seine Ausführungen, „daß die Zukunft nicht den Getränken gehört, die infolge alkoholischer Gärung entstanden sind, sondern den Milchsäuren oder milchsäurehaltigen Getränken. Alkohol verkürzt das Leben, Joghurt trägt dazu bei, es zu verlängern!“

Und er belegte seine Behauptung durch den Hinweis auf die notorische Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Langlebigkeit der Joghurt genießenden Hirtenvölker: unter vier Millionen Bulgaren gibt es dreitausendachthundert Joghurtesser, die hundert Jahre und darüber zählen, während unter den einundsechzig Millionen Deutschlands nur einundsiebzig Personen vorkommen, die über hundert Jahre alt wurden.

Nicht nur auf diese Statistik stützt Metschnikow seine Annahme; er hat sie auch wissenschaftlich-theoretisch wohl begründet. Sauermilch galt von jeher als hygienisch außerordentlich wertvolles Nahrungsmittel. In den ältesten Schriften finden wir sie als etwas Althergebrachtes erwähnt, bei den verschiedenen Völkern steht sie in Gebrauch: die südrussischen Hirten haben ihren Kefir und Kumys, die Ägypter das Leben raib, die Armenier das Mazun. Doch sind diese einzelnen Dickmilcharten nicht gleichwertig. Unsere gewöhnliche Sauermilch, die durch Gärung aus roher, also nicht sterilisierter Milch entsteht, enthält unerwünschte Nebengärungen, oft sogar Krankheitskeime. Kefir und Kumys haben den Nachteil eines verhältnismäßig hohen Alkoholgehaltes. Nur Joghurt vermeidet alle diese Schädlichkeiten: er wird aus gekochter Milch hergestellt, ist also hygienisch einwandfrei zubereitet, enthält keinen Alkohol, übertrifft aber an Milchsäuregehalt alle übrigen Dickmilcharten.

Als wirksamen Bestandteil weist Joghurt ein Bakterium auf, den sog. Maya-Bazillus (Bacillus bulgaricus), der von zwei anderen, aber weniger wesentlichen Mikroben begleitet ist. Dieses Bakteriengemenge in Milch gebracht, die in einem weiten Gefäß unter gelegentlichem Umrühren bis zur Hälfte des ursprünglichen Volumens eingedampft wird, bewirkt bei einer Temperatur von etwa 45 Grad, daß die Milch in zwölf bis vierzehn Stunden gerinnt. Diese geronnene Masse von puddingartiger Konsistenz, säuerlich aromatischem Geschmack und Geruch stellt den Joghurt dar und kann für sich allein oder mit Zucker, Brot, Fruchtsaucen genossen werden. Man kann Joghurt aber auch dem Kakao, dem Kaffee, dem Tee, auch der Fleischbrühe und den daraus hergestellten Suppen wie überhaupt allen Speisen zusetzen. Durch die Fermentation mit dem Bacillus bulgaricus wird die Milch nicht nur noch nahrhafter und selbst für den schwächsten Magen verdaulich gemacht; es entsteht vor allem eine Nährlösung, die wie nichts anderes die Darmfäulnis bekämpft.

Die Darmfäulnis ist aber einer der gefährlichsten Prozesse, die sich in unserm Organismus abspielen. Infolge der Fäulnis, der abnormen Zersetzung im menschlichen Dickdarm, werden nämlich Gifte gebildet, die, vom Körper aufgenommen, zu schweren Krankheitserscheinungen, den Selbstvergiftungen, Anlaß geben. Allerdings nur dann, wenn diese Gifte in größeren Mengen erzeugt werden. Aber auch in der gewöhnlichen geringen Menge sind sie schädlich, ja sie sind die Hauptursache unseres vorzeitigen Alterns und Sterbens. Denn bei uns reichlich Fleisch essenden Kulturmenschen treten die Selbstvergiftungserscheinungen chronisch auf und bewirken, daß sich die physiologische Tatsache des Alterns allzufrüh einstellt.

Milchsäure aber hemmt jede Art von Fäulnis, also auch die Darmfäulnis. Ein Mittel, das wie Joghurt Milchsäure reichlich enthält, kann demnach die Bildung von Fäulnisgiften verhindern und dadurch Krankheit und Alter hintanhalten. Daß Joghurt diese Wirkung aber nicht bloß seinem Gehalt an Milchsäure dankt, lehrt ein interessantes Tierexperiment des französischen Forschers Bélonowsky.

Dieser fand nämlich, daß Mäuse, die zugleich mit dem sterilisierten Futter Reinkulturen des in Joghurt wirksamen Bacillus bulgaricus erhielten, sich besser entwickelten und zahlreicher fortpflanzten als solche, die dem Futter eine entsprechende Menge Milchsäure zugefügt bekamen. Der Milchsäuregehalt des Joghurt ist es also nicht allein, der ihn zur Bekämpfung der Darmfäulnis geeignet macht; die Joghurtbakterien erfüllen auch noch eine besondere Aufgabe.

In den Darmkanal eingeführt, entwickeln sie sich nämlich in kurzer Zeit aufs üppigste und verdrängen dadurch die übrigen, vielfach schädlichen Darmbakterien. Indem sie, wenn auch nicht die alleinigen, so doch die bevorzugten Bewohner des Darmes werden, übernehmen sie die Funktionen der ehemaligen Darmbakterien. Da sie aber durchaus keine giftigen Stoffwechselprodukte erzeugen, werden sie niemals und unter keinen Umständen schädlich, sondern nur hervorragend nützlich.

Deshalb haben auch die Anstalten, die Joghurt vertreiben, die französische Joghurtgesellschaft und das Hygienelaboratorium in Berlin-Wilmersdorf, neben der Joghurtmilch und dem zu ihrer Bereitung dienenden Maya-Joghurt auch die Joghurt-Tabletten-Mühlrad erzeugt, die nach Metschnikows Anweisung Reinkulturen von Bacillus bulgaricus repräsentieren. Sie eignen sich für die Fälle, bei denen die fäulniswidrigen, desinfizierenden, nicht aber die nahrhaften Eigenschaften des Joghurt erwünscht sind, wie dies bei fettleibigen Personen häufig der Fall ist.

Sonst aber liegt der Vorzug dieser bulgarischen Sauermilch gerade darin, daß sie ein vorzügliches, gut bekömmliches Mittel von außerordentlich hohem Nährwerte ist und gleichzeitig ein energisches inneres Desinfektionsmittel, das imstande ist, unser Leben oder zumindest unsere Jugend zu verlängern. Da Joghurt überdies wohlschmeckend und sehr billig ist, hätte es alle Eigenschaften, die nötig wären, um es zum beliebten Volksgetränk zu machen. Ob Metschnikows Glaube an die Verdrängung des Alkohols durch Joghurt nicht zu optimistisch ist, bleibt aber immerhin noch abzuwarten. Dr. med. Löbel.

Ende des redaktionellen Teils.

Nervenleiden

und Nervensubstanz (Lecithin).

Ein Beitrag zum Verständnis der Bedeutung des durch die Arbeiten von Professor Dr. Habermann und Dr. Ehrenfeld gewonnenen physiologisch reinen Lecithins (Hauptbestandteil des „Biocitin“).

Nachdruck verboten.

Das geistige, geschäftliche und gesellige Leben beansprucht in unserem Zeitalter eine außergewöhnliche Leistungsfähigkeit der Nerven- und Körperkräfte. Ein Mensch mit überanstrengten, verbrauchten Nerven und Muskeln, ob alt oder jung, leistet nicht das, wozu ihn seine Fähigkeiten eigentlich berechtigen; er wird nur zu leicht auf allen Gebieten überholt, verliert das Selbstvertrauen und schafft selbst bei eisernem Willen sein Pensum nur mit Aufbietung eines übermäßigen Kraftverbrauchs, so daß das Übel mit jeder täglichen Leistung vermehrt wird.

Mit ihren feinen Verästelungen, die im Zentralnervensystem — Hirn- und Rückenmark — ihren Ausgangspunkt haben, vermitteln die Nerven jeden, auch den geringsten feinfühligsten inneren und äußeren Lebensvorgang des menschlichen Körpers. Der geringste Schmerz an irgendeinem Körperteil, ja selbst die leiseste Berührung der Haut durch irgendeinen Gegenstand oder Luftzug, auch die normale oder gestörte Funktion irgendeines inneren Organs und selbst unser seelisches Empfinden wird dem Menschen erst durch Vermittlung feiner und feinster Nervenfasern zum Bewußtsein und zum Gefühl gebracht. Der große, starke Muskel wird also von dem kleinen, feinen Nerv beherrscht, den man deshalb auch mit Recht den psychischen Muskel genannt hat; die Nerven sind auch allein die treibende Kraft, die Quelle der Energie, die Seele des Muskels, die ihm zur Arbeitsleistung und Entfaltung seines ganzen Könnens bringt. Der kraftvolle Arm des Athleten leistet nichts mehr, sobald seine Nerven irgendwie verletzt oder krank sind; überhaupt jedes beliebige Organ versagt, sobald die ihn durchziehenden Nerven nicht mehr mittun. Der Magen z. B. — er mag als solcher noch ganz gesund sein — kann nicht mehr die Speisen genügend verdauen, Appetitlosigkeit und alle deren böse Folgeerscheinungen treten auf, wenn die Magennerven entkräftet oder erkrankt sind. Die moderne Zeit verlangt von uns ja nicht Überanstrengung unserer Körpermuskeln, aber sie erfordert unerbittlich täglich aufs neue Einsetzung unserer ganzen Kraft des Geistes und der Nerven. Jeder Beruf unseres hastenden Lebens entnervt uns in erschreckendem Maße mehr und mehr! Mit Mühe erledigen wir unlustig und mechanisch unsere tägliche Berufsarbeit, die uns keine Befriedigung gewährt. Unser Körper wird vernachläßigt; Sport und Spiel ungenügend gepflegt, werden zur unfruchtbaren Anstrengung, statt durch Erfolg und Sieg unsern Geist zu ermutigen, zu erheben. Nervös überreizt, finden wir keinen Appetit, unser Heim verschafft uns nicht mehr Behaglichkeit, Ruhe und Erholung. Unlust, Unzufriedenheit, Unruhe, Sorgen rauben uns den Schlaf, treiben uns unstet umher und lassen uns notgedrungen zu bedenklichen Mitteln greifen, um unsere Nerven künstlich für kurze Frist aufzupeitschen oder zu betäuben. Gegen dieses Elend, welches nur in unseren verbrauchten Nerven fußt und aus ihnen stammt, finden wir in unseren Medikamenten keine dauernde Hilfe, und eine Methode dauernd der wissenschaftlich erprobter Pflege der Nerven, welche allein wirklich helfen könnte, war bisher noch nicht gefunden.

Querschnitt eines gesunden Nervenbündels.

Darin liegt aber das Verdienst der Arbeiten von Professor Dr. Habermann und Dr. Ehrenfeld, daß sie uns ein Mittel zu einer solchen Pflege unserer Nerven an die Hand gaben, mit dem wir hoffen dürfen, unsere Nerven - die seelischen Muskeln — in absehbarer Zeit ebenso kräftigen zu können, wie wir unsere physischen Muskeln schon längst zu stählen vermögen! — Diese Forscher stellten nach einem neuen, von ihnen entdeckten Verfahren Nervensubstanz in physiologisch reiner Form aus den Stoffen dar, aus welchen z. B. auch das sich aus dem Ei entwickelnde Hühnchen Gehirn und Rückenmark aufbaut, nämlich aus den Bestandteilen des Eidotters! Die Wirkung solcher Nervensubstanz, welche auch Lecithin genannt wird, auf den Organismus ist eine ganz überraschend günstige, wie es von Serono, H. Claude, A. Zaky, Lancereaux und Paulesko, Carrier, Artès u. a. m. wiederholt bewiesen ist.

Das Zentral-Nervensystem, der Sitz des Bewußtseins, in welchem alle körperlichen und geistigen Empfindungen zusammenströmen bzw. Willenskundgebungen ausgehen.

Soweit diese guten Erfolge auf rein medizinischem Gebiet (bei Tuberkulose, Zuckerkrankheit, schweren Nerven- und Gemütsleiden, Arterienverkalkung usw.) liegen, interessieren sie uns hier nicht und gehen nur den praktischen Arzt an. Wohl aber ist es für jeden von größtem Interesse, zu erfahren, daß nach den Forschungen unserer Physiologen und Ärzte die erhöhte Zufuhr von Nervensubstanz in den Organismus von außerordentlicher Bedeutung für überhaupt jede gesunde Lebenstätigkeit ist. Denn es findet in den Nerven ein Stoffwechsel an Nervensubstanz statt, und zwar so, daß in dem ermüdeten, schwachen oder kranken Nerv die Nervensubstanz schwindet, wie man es am Querschnitt der Nerven unter dem Mikroskop deutlich beobachten kann. Führt man einem so geschwächten Körper neue Nervensubstanz zu, so wird, wie zuerst die Forscher Desgrez und Zaky in den amtlichen Berichten der französischen Akademie der Wissenschaften erwiesen haben, diese besonders im Gehirn, Rückenmark, überhaupt im ganzen Nervensystem zurückgehalten und für den Lebensprozeß sofort verwendet. Munterkeit, Kraft, Arbeits- und Lebensfreude treten wieder ein und machen den Körper gegen Überanstrengung widerstandsfähig. — Nervensubstanz, Lecithin, nach dem Verfahren von Prof. Dr. Habermann und Dr. Ehrenfeld, in physiologisch reiner Form, wie es allein für den menschlichen Organismus gebrauchsfähig und von guter Wirkung anwendbar ist, gelangt nur im Biocitin zur praktischen Darreichung.

Biocitin ist ein wohlschmeckender, pulverförmiger Extrakt aus den leichtest verdaulichen, natürlichen, also chemisch unveränderten Wertanteilen von Eidotter und Milch (alles schwerer Verdauliche ist daraus entfernt) und enthält von diesen ca. 10% solcher physiologisch reinen Nervensubstanz — Lecithin — nach Prof. Dr. Habermann und Dr. Ehrenfeld. So bildet Biocitin das vertrauenswerte Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden leidenden und erschöpften Organismus jeder Altersstufe in geistiger und körperlicher Hinsicht; es bildet für den Schwerkranken ein gern genommenes, leicht verdauliches, kraftspendendes, überhaupt ideales Nahrungsmittel, schafft eine fundamentale Nährquelle für schwächliche und blutarme Personen, kräftigt und fördert den Substanzersatz Nervenleidender allmählich zu gesunder Funktionstätigkeit und ist für geistig ermüdete und erschlaffte Zustände von kaum je erhoffter Nutzbarkeit.

Biocitin ist in Apotheken und Drogerien vorrätig, sonst wird es auch portofrei von der Biocitin-Fabrik, G. m. b. H., Berlin 29, E. 41, direkt versendet. In keinem Falle versäume man, sich näher über die Methode rationeller Nervenpflege durch eine Broschüre zu orientieren, welche von vorgenannter Fabrik nebst einem Geschmacksmuster Biocitin vollkommen kostenlos versendet wird.

Querschnitt eines degenerierten Nervenbündels; ein großer Teil der Nervenfasern ist vollständig zugrunde gegangen durch Mangel an geeigneter Stoffzufuhr (reines Lecithin).

WINTERSPORT

Die Wintersportfeste Kristiania-Lillehammer finden in der [...]it vom 23. Februar bis zum 8. März d. J. statt. Das ausführ[...]e Programm kann kostenlos bezogen werden von dem Verein [...] Hebung des Fremdenverkehrs in Norwegen (Forening for [...]iselivet i Norge) in Kristiania, 2 Storthingsgaden.

Wiesbaden als Winterkurort. Wiesbaden ist wohl der [...]zige Kurort des Kontinents, der für den Kranken im [...]inter als Heilbad in Betracht käme. Wenn es einerseits [...]on immer von Tausenden von Rekonvaleszenten, von [...]utarmen, Nervösen und Katarrhalikern wegen seines milden [...]d schonenden Klimas aufgesucht wurde, so entwickelt es [...] anderseits immer mehr zum Winterbad. 40000 Kurgäste beherbergt Wiesbaden schon jetzt im Winter, und die Frequenz steigt jährlich. Alle die Rheumatiker und Gichtkranken, die Ischiaskranken, die Bronchitiker und die von schwerer Krankheit Erschöpften, die früher auf den warmen Frühling warteten, ehe sie sich zu einer Badereise entschlossen, sie kommen jetzt im Winter nach Wiesbaden, weil der Winter kurz und mild ist — an 41 Tagen kann man selbst im Freien sitzen — und weil hier alle Einrichtungen im großen Stil vorhanden sind, die zu einer Kur nötig sind. Alle die großen und kleinen Hotels und Badhäuser, alle Pensionen sind auch im Winter geöffnet, ebenso der der Trinkkur dienende Kochbrunnen. Im Kurhaus, dem Sechsmillionenbau, mit seinem herrlichen Wintergarten und seinen schönen Lesesälen, finden alltäglich zwei Konzerte, ferner von Zeit zu Zeit Symphoniekonzerte, Zykluskonzerte, Vortragsabende musikalischer und deklamatorischer Art und dann die berühmten Maskenbälle statt. Ferner sorgen noch vier Theater, ein reges Musikleben und Sportveranstaltungen — in nächster Nähe kann man z. B. trotz des milden Klimas in der Stadt dem Rodel- und Skisport huldigen — für Unterhaltung. Man sieht, wer es nicht nötig hat, zur Wiederherstellung der Gesundheit das altberühmte Wiesbaden im Winter aufzusuchen, der kann sich dort auch durch Vergnügungen die Zeit vertreiben.

Die Bedeutung der Kamera für den Wintersport ist so erheblich, daß es angezeigt sein dürfte, sowohl den Amateur, der auf Skien und Rodeln sich in Lebenslust und Freude herumtummeln will, als auch denjenigen, der es vorzieht, sich als Zuschauer an dem winterlichen Treiben der Jugend zu weiden und nur ab und zu ein charakteristisches Bild mit seinem Apparate einzufangen, auf geeignete photographische Apparate aufmerksam zu machen. Der eine braucht einen leichten, handlichen Apparat, der andere einen besonders schnell arbeitenden größeren. Apparate für solche und andere Ansprüche bauen speziell für den Wintersport die Hüttig-Werke in Dresden-A. 21, deren Katalog Nr. 281 auf Verlangen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung steht.

Allgemeine Notizen.

Die Opernsaison in Monte Carlo verspricht in diesem Jahre ganz besonders glänzend zu werden. Dem Leiter

Herrn Raoul Gunsbourg ist es wiederum gelungen, ein ganz hervorragendes Ensemble zusammenzubringen, lauter Künstler von Weltruf: Felia Litvinne, Lucienne Bréval, Yvonne Dubel, Delmas (Grand Opéra, Paris), Marguerite Carré, Chenal, Bouvet (Opéra Comique, Paris), Van Dyck (Hof-Oper, Wien), Frieda Hempel (Kgl. Oper, Berlin), Bessie Abott, Rousselière (Metropolitan, New York), Ackté (Stockholm), Carelli (Scala, Mailand), Anselmi (Buenos Aires), Smirnoff, Altchewsky (Kaiserl. Oper, Moskau), De Tura (Rom), Swolfs (Brüssel), Tita Ruffo (Madrid) und Chaliapine (Oper St. Petersburg). Ausführliche Auskunft und Prospekte über den Spielplan der Oper, Saison 1909, und über die sportlichen Veranstaltungen sind kostenlos zu beziehen durch das Auskunftsbureau für die Riviera in Berlin, Unter den Linden 69.

Bad-Nauheim hatte im Jahre 1908 eine Gesamtfrequenz von 30238 Kurgästen, wovon 22485 Deutsche und 7753 Ausländer waren. Von den letzteren entfielen auf: Afrika 77, Amerika 1195, Asien 23, Australien 8, Belgien 153, Dänemark 69, Finland 95, Frankreich 193, Großbritannien 836, Holland 356, Italien 73, Luxemburg 11, Norwegen 40, Österreich 619, Ungarn 163, Portugal 12, Rumänien 88, Rußland 3429, Schweden 104, Schweiz 168, Serbien 6, Spanien 32, Türkei 3. Bäder wurden insgesamt 429841 abgegeben, und zwar wurden gefertigt: 396578 in den staatlichen Badehäusern, 18941 im Badehause des Konitzkystifts und 14322 im Elisabethhaus. Nach Mitteilung der Großh. Kurverwaltung beginnt die offizielle Kurzeit in diesem Jahre am 16. April und endigt mit dem 15. Oktober; während dieser Zeit finden auch Konzerte der Kurkapelle (Winderstein-Orchester) statt. Staatliche Badehäuser sind aber bereits ab 15. März geöffnet und bleiben im Herbst nach Bedürfnis bis etwa Ende November im Betrieb.

„Königl. Fachingen" ist einer der wenigen Tafelbrunnen, welche in rein natürlichem Zustande gefüllt werden, und zeichnet sich deshalb seit Jahrhunderten sowohl als Erfrischungs- wie auch als Gesundheitsgetränk vorteilhaft aus.

Auf der Deutschen Kochkunstausstellung, die in Dresden vom 9. bis 14. Januar stattgefunden hat, erhielt die Waffelfabrik von Gebr. Hörmann in Dresden-Mickten die Königliche Sächsische Staatsmedaille und von der Ausstellung die Goldene Medaille.

Der rauhe, harte Winter verursacht Katarrhe, denen insbesondere jene ausgesetzt sind, die mit chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane behaftet sind. Für diejenigen, die nicht in der Lage sind, das rauhe Klima unserer Gegenden mit dem wärmeren des Südens zu vertauschen, bildet das in den Apotheken erhältliche „Sirolin Roche" ein wahres Glück. Der längere Gebrauch dieses ausgezeichneten, wohlriechenden, angenehm schmeckenden Sirups wirkt bei derartigen Katarrhen außerordentlich wohltuend, vermindert den Husten, bessert das Allgemeinbefinden und hebt den Appetit.

Ein Haarfärbemittel, das allen berechtigten Ansprüchen an ein solches entspricht, ist die Aureol-Haarfarbe der Firma J. F. Schwarzlose Söhne, Königl. Hoflieferanten in Berlin, Markgrafenstraße 29. Unschädlichkeit und echtes, natürliches Färbevermögen (in allen Nuancen) sind die Hauptvorzüge dieser nun schon seit mehr als zwölf Jahren mit wachsender Beliebtheit im Handel befindlichen Haarfarbe, die zum Preise von 3 Mk. 50 Pf. in allen Parfümerien käuflich, nötigenfalls auch von genannter Firma direkt zu beziehen ist. Eine Probe kostet 1 Mk. 25 Pf.

LIQUEUR BÉNÉDICTINE

Germania Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Sicherheitsfonds Ende 1907: 341,2 Millionen Mark.

Leibrenten-Versicherung

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit.

Bisher ausgezahlte Renten: 38,5 Millionen Mark.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei durch unsere Herren Vertreter sowie durch **die Direktion, Stettin, Paradeplatz 16.**

Protector * 3 D. R.-Patente

Vollkommenstes Schloss für Geldschränke. Nach offizieller Probe auf Sicherheit gegen Einbruch und Pulver-Sprengung adoptiert für sämtliche wichtigen Verschlüsse der neuen

Reichs-Hauptbank, Berlin.

Vom berühmten Techniker Geh. Reg.-R. Prof. Dr. **Reuleaux** als **„Perle** technischer Arbeit" bezeichnet.

Vorsicht: Die echten absolut unabform- und unabmessbaren Schlüssel tragen stets die Schutzmarke **„Protector"**.

Adr.: an Geldschrankfabriken oder direkt an Theodor Kromer, Freiburg i. B. (2a)

Bar Geld verleiht an Jedermann zu kulanten Bedingungen anerkannt reell, diskret und schnell. Ratenrückzahlung, Provision v. Darlehn. Glänzende Dankschreiben. (358) **Gründler, Berlin W. 448,** Friedrichstr. 196.

Sammlung antiker Uhren ist umständehalber **billig** im ganzen zu **verkaufen.** Ernstliche Käufer erfahren Näheres unter **H. S. 120** durch **Hermann Semper,** Annoncen-Expedition, **Magdeburg.** (501)

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Die Wohnung der Neuzeit

von Prof. Dr. **Erich Haenel** und Baurat Prof. **Heinr. Tscharmann.**

Quart. Mit 228 Abbildungen und Grundrissen ausgeführter Arbeiten der hervorragendsten Innenraumkünstler der Neuzeit sowie 16 farbigen Tafeln. In Künstlerleinen gebunden 7 Mark 50 Pf.

Prakt. Bibliothek für Gärtner u. Gartenfreunde

2 dauerhaft in Leinen gebundene Werke zum Gesamtpreise von **30 Mark** (Einzelpreis 37 Mark) durch jede Buchhandlung zu beziehen. Prospekte bezw. Verzeichnisse mit ausführlicher Inhaltsangabe dieser Bände stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Die einzige, hygienisch vollkommene, in Anlage und Betrieb billigste

Heizung für das Einfamilienhaus

ist die verbesserte Central-Luftheizung.

In jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt.

Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. G. m. b. H. Frankfurt a. M. (22)

Anzeigen

finden durch die seit 1843 jeden Donnerstag in Leipzig erscheinende „Illustrirte Zeitung" die weiteste und wirksamste Verbreitung. Die Insertionsgebühr beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 Mark 50 Pf. Die Inserate werden in der Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache gesetzt, sofern nicht bei der Bestellung ausdrücklich eine andere Schreibweise verlangt wird. Einsendung bis spätestens zehn Tage vor dem Erscheinen erforderlich. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmter Stelle wird keine Garantie übernommen. Insertionsbedingungen und Probenummer auf Wunsch.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig.
(J. J. Weber.)

Sie heizen zu teuer!

5 Mk. kostet der Spar-Gasofen **Radial,** Fabrikat der A. E.-G. Aus Asbest, daher unverwüstlich und absolut geruchlos. Heizkraft geradezu verblüffend. Für 2 Pf. pro Stunde eine warme Stube! Erwärmt den Fußboden! Auf den Gasarm einfach aufzusetzen. In Holzkiste M. 5,80; Nachn. M. 6,10. **Deutsche Radial-Ges., Berlin W. 8,** Friedrichstr. 78. **Prospekt gratis.** (4967)

Cannstatter Misch- u. Knet-Maschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik

Werner & Pfleiderer

CANNSTATT-STUTTGART

Berlin, Köln, Hamburg, Frankfurt a. M., Wien, Haag, Mailand, Paris, Moskau, London, Saginaw U. S. A.

Complete Einrichtungen für Lebensmittel u. Chemie.

Patente überall.

159 höchste Auszeichnungen.

Wir bitten

von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefälligst recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

14 Tage zur Probe!

erhalten Sie meine nur aus Eisenstahlblech konstruierte Schnelldampf-Waschmaschine **„Majutor"** mit unzerbrechlicher Emailletrommel, die allerneueste Erfindung. „Majutor" wird auf jeden Küchenherd gestellt, kocht und wäscht zu **gleicher** Zeit und erspart 75% an Feuerungs- und Waschmaterial. Prospekt Nr. 80 kostenlos. Teilzahlungen. Vertreter gesucht.

Früher. Jetzt.

W. Majut, Berlin, Markgrafenstrasse 15.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . Mark 850 Million.
Bankvermögen . . . . „ 312 „

Unverfallbarkeit, Unanfechtbarkeit, Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei dauernder Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit kann gegen mässigen Zuschlag mitversichert werden. (1103)

Erfrischende, Abführende, Fruchtpastille GEGEN

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Leberleiden, Magenbeschwerden

TAMAR INDIEN GRILLON

Auf jeder Schachtel und jeder Pastille des aechten *TAMAR INDIEN* muss sich die Unterschrift **E. Grillon** befinden.

Paris, 33, Rue des Archives. *In allen Apotheken.* (573)

Naeher's rotierende Pumpen

für jede Flüssigkeit. — Spezialität seit 34 Jahren.

Über 5800 Stück geliefert.

Depesche: Naeher Pumpenfabrik Chemnitz.

als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen. Saughöhe bis 8 Meter, Druckhöhe bis 60 Meter. Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur.

Spezialität: Pumpen jeder Art für elektrischen Betrieb.

J. E. Naeher, Maschinenfabrik, **Chemnitz,** Sachs., Beckerstr. (29)

Menck & Hambrock
G. m. b. H.
Altona-Hamburg 69

bauen als Spezialität:

Heissdampf-Löffelbagger und **Elektrische Löffelbagger** (25)

hervorragend geeignet zur Herstellung von Eisenbahneinschnitten, zum Abtragen von Schlackenhalden, zum Verladen von Erzen, für Abraumarbeiten etc.

Fertig auf Lager! Auch zur Miete!

Für die Redaktion verantwortlich: Kurt Mikke, für den Inseratenteil [illegible] in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: [illegible] in Wien. [illegible] für Großbritannien und Irland: T. B. [illegible] Ltd [illegible] Queen Victoria Street, London E. C.

Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3424. Hundertzweiunddreißigster Band. 11. Februar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau

Geschichtsliteratur.

Besprochen von Dr. **Hans F. Helmolt.**

Bilder-Atlas zur sächsischen Geschichte.

In mehr als fünfhundert Abbildungen auf hundert Tafeln zusammengestellt von Prof. Dr. O. E. Schmidt, Rektor des Königlichen Gymnasiums in Wurzen, und Prof. Dr. J. L. Sponsel, Direktor des Grünen Gewölbes, des Historischen Museums und des Münzkabinetts in Dresden. Mit einer Beilage: „Die Entwicklung der sächsischen Kultur“ von Otto Eduard Schmidt. Leipzig und Dresden, B. G. Teubner, 1909. Geb. 5 ℳ.

Schlechthin vorzüglich, musterhaft, vorbildlich. Ob man nun die knappe Textskizze von sechzehn Seiten in Quart prüft, oder ob man die rund sieben Hunderte von kleinen und großen Bildern an sich vorübergleiten und je nach Bedürfnis dauernd auf sich wirken läßt: überall bleibt nur das Gefühl hoher Befriedigung zurück. Man merkt durchgängig, von zwei trefflichen, zuverlässigen und dabei Geschmack betätigenden Führern beraten zu sein. Die Vorgeschichte des sächsischen Landes, die Kunstentfaltung seines Volkes, seine Reformations- und Literaturgeschichte, Gewerbe und Wirtschaft: alles kommt gleichmäßig zu seinem Rechte. Volkskunde und Heimatliebe haben den bleibenden Gewinn davon.

Memoiren.

Der Zufall hat die zwei Bücher, die ich hier bespreche, auf meinem Tische zusammengeweht. Bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit im einzelnen verbindet sie doch ein grandioser Charakterzug: sie stehen im Zeichen eines erbitterten Kampfes gegen Rom. Beileibe nicht: Los von Rom! Denn beide Autoren sind zeitlebens, in ihrem Sinne wenigstens, treue Katholiken geblieben. Nur die unersättliche Herrschsucht der Kurie sollte beseitigt werden: die weltliche ist mit vollem, die geistliche mit denkbar schwächstem Erfolge getroffen worden. Wägt man die Geisteskräfte der beiden Kämpen gegeneinander ab, so war der erfolglose — das ist das Drollige dabei — der bei weitem gescheitere. „Das läßt tief blicken, sagt Sabor.“

Die beiden Werke heißen: 1. „Die Memoiren Giuseppe Garibaldis“. Ein Auszug aus seinen Tagebüchern. Übersetzt und bearbeitet von Prof. Dr. Walter Friedensburg in Stettin. Mit einem Bilde Garibaldis. („Bibliothek wertvoller Memoiren. Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker“. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Neunter Band.) Hamburg, Gutenberg-Verlag G. m. b. H., 1909. 6 ℳ. 2. „Lebenserinnerungen“. Dritter Band: Geschichtliche, soziale, politische und biographische Essays. Von Dr. Joh. Friedr. v. Schulte. Mit einem Anhang: „Nachträge zu den Lebenserinnerungen“. Gießen, Emil Roth, 1909. 6 ℳ.

Wer nur einmal Emilio Galloris großartiges Reiterstandbild Garibaldis auf dem Gianicolo in Rom auf sich hat wirken lassen, wie es mit überlegenem Hohne dem „Gefangenen des Vatikans“ in die Fenster schaut, der merkt, daß der abenteuerliche Seemann aus dem verlorenen Nizza noch vor dem Re Galantuomo und erst recht vor Camillo Cavour schlechthin „der“ Nationalheld des geeinigten Italiens ist. Dieser Einschätzung tut es durchaus keinen Eintrag, daß gerade der siegreiche Schlußkampf gegen die weltliche Herrschaft des Papstes am 20. September 1870 ohne ihn durchgefochten worden ist. Vorbereitet und möglich gemacht hatte ihn doch in erster Reihe Garibaldi durch seine nationale Begeisterung, zähe Tatkraft, unerschrockene Tapferkeit und uneigennützige Redlichkeit. An den Denkwürdigkeiten eines solchen Mannes kann man sich schon erquicken und erheben. Friedensburgs Bearbeitung ist nach den verschiedenen Mitteilungen der Frau Esperance v. Schwartz (Elpis Melena) von 1861, 1864 und 1884 die erste deutsche Ausgabe, die von 1848 an den Anspruch erheben darf, vollständig zu sein.

Prof. v. Schultes „Lebenserinnerungen“ habe ich anläßlich des Erscheinens der beiden ersten Bände schon in Nr. 3419 der „Illustr. Ztg.“ vom 7. Januar 1909 kurz gewürdigt. So darf ich mich heute, zumal nach der oben versuchten Gesamtumrißzeichnung, auf die Besprechung des dritten Bandes beschränken. Der rote Faden ist der durchaus begründete Widerstand gegen die nach der päpstlichen Infallibilitätserklärung von 1870 sich namentlich in Preußen geltend machenden klerikalen Übergriffe. Prof. v. Schulte gehörte zu den streitbarsten und dabei wissenschaftlich gediegensten Mitarbeitern der „Kölnischen Zeitung“, und die besten Beiträge zu dem vorliegenden Bande (vorausbestellte Nekrologe u. a. m.) stammen aus der Kulturkampfzeit. Daneben charakterisieren die Eigenart des Verfassers sein tiefes Verständnis für deutsches Volkstum und seine nirgend verhüllte Vorliebe für Statistik. Was aber den vielseitigen Altkatholiken besonders auszeichnet, ist seine riesige, direkt an Franz X. Kraus erinnernde intime Personalkenntnis (vgl. die Nachrufe auf Ketteler, Windthorst u. a.). Bleibenden Wert haben meines Erachtens die Aufsätze: Deutsches Philistertum; Eitelkeitspflege (vgl. dazu als unfreiwillige Illustrationen den Abdruck der Briefe des Großherzogs von Baden oder gewisse Eigenlobe auf S. 316 f.); Adel im deutschen Offizier- und Beamtenstand (1896); Die Souveränität Böhmens (heute wieder hochaktuell!); Herkunft und Alter von deutschen Gelehrten aller Art; Erinnerungen an Graf Caprivi. Die vier Wiedergaben aus der doch allgemein zugänglichen „Allgemeinen Deutschen Biographie“ belasten das Buch recht unnötig. Willkommener war eine ausführliche Schulte-Bibliographie!

Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von Alfred Biese, Val. v. Bismarck, Gottlob Egelhaaf usw. herausgegeben von Johannes Penzler. Erster Band: Das Geschlecht von Bismarck. Von Dr. Georg Schmidt. Berlin, Eduard Trewendt. 4 ℳ. 50 ₰, bei Abnahme sämtlicher Bände 3 ℳ 75 ₰.

Bismarck: ein ragender Riese. Riesig soll die ihm gewidmete Geschichte sein, gleichend etwa dem Hamburger Rolandrecken. Ein durchaus zu billigender Standpunkt. In zwanzig Bänden unternimmt es Johannes Penzler, unserm ersten Reichskanzler nach allen Richtungen seines Lebens und Wirkens hin gerecht zu werden; die Hälfte will er selber schreiben, die andere Hälfte werden außer den drei oben Genannten der Bonner Professor Zorn, der Kölner Gymnasialprofessor Johannes Kreutzer, der Leipziger Sozialpolitiker Dr. Zeitlin, der Berliner Dr. Kurt Herrfurth, der Berliner Museums-Direktorialassistent Walther Gensel, der Leipziger Geheime Kirchenrat D. Pank und der Zehlendorfer Professor Heyck beitragen. Den vorliegenden ersten Band des Gesamtwerks hat der bekannte Bismarck-Genealog Pastor a. D. Georg Schmidt in Halle a. S. verfaßt. Eine Musterleistung. Auch das (wenige) Unrühmliche aus der langen Geschlechtsgeschichte (vgl. Nr. 233: Achaz v. Bismarck) wird keineswegs bemäntelt oder gar verschwiegen. Nur eins wäre auszusetzen: die Schreibweise des Familiennamens von Bismarcks Mutter Wilhelmine, gebornen Mencken; es leidet keinen Zweifel, daß diesem Namen der Auslaut (n) nur durch die früher bei Gelehrten übliche Latinisierung (Menckenius) meuchlings angegliedert worden ist. Nunmehr wird die Variante Mencken schwerlich auszurotten sein. Neben den von emsiger Mühseligkeit zeugenden Ahnentafeln, die auch manchem Bürgerlichen Freude machen werden, ist besonders verdienstvoll die übersichtliche Zusammenstellung des Bismarckschen Güterbesitzes.

Blücher.

Von W. v. Unger, Generalmajor. Erster Band: Von 1742 bis 1811. Mit sechs Bildnissen, der Nachbildung eines Briefes von Blücher und neunzehn Kartenskizzen. Zweiter Band: Von 1812 bis 1819. Mit zwölf Bildnissen und neunundzwanzig Kartenskizzen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 17 ℳ 50 ₰.

Durch breite Schichten des deutschen Volkes geht gegenwärtig, ausgesprochen und unausgesprochen, das deutliche Gefühl, daß der durch die Revaler Zusammenkunft besiegelte „neue“ Dreibund für uns in moralischer Beziehung einen großen Segen bedeutet: das Eingekreistsein rüttelt uns aus Jubiläumsfeiern und Denkmalsenthüllungen, Theaterlärm und Luxus endlich auf. In diese männlich-ernste Stimmung paßt Ungers „Blücher“ vortrefflich hinein. Die packende, hinreißende Persönlichkeit mit ihrer gottbegnadeten Tapferkeit ist so recht geeignet, unserer Zeit als Führer zu dienen. Nach Varnhagen v. Ense (1826) und Joh. Scherr (1862/63), Wigger (1879) und Blasendorff (1887), die Leben, Charakter und historische Bedeutung Blüchers geistreich und begeistert geschildert haben, endlich mal ein Werk, das ihm als Soldaten und Feldherrn zum erstenmal vollauf gerecht wird, weil es von einem kongenialen Offizier verfaßt ist. Der erste Band gilt der Vorbereitung auf den eigentlichen Beruf Blüchers und widmet methodischerweise dem Lehrer des jungen Husaren, dem Bataillonskommandeur Belling, und seinen kühnen Taten (1760 bis 1772) verhältnismäßig viel Raum; doch kommen dabei die späteren Jahre bis zu Blüchers Kommandoenthebung (1811) durchaus nicht zu kurz weg. Der zweite Band bringt dann die schöne Vollendung. Wie oft sind schon von Berufenen und Unberufenen die Schlachten des Deutschen Befreiungskriegs erzählt worden! Dennoch liest man Ungers fachmännisch knappe und doch stets durchsichtig klare Auseinandersetzungen mit lebhaftem Anteil. Ein Meisterstück ist das prachtvolle Schlußwort. Wie fein ist unter anderm Blüchers Vorliebe für das schöne Geschlecht kritisiert: „Daß er in seiner Jugend kein Tugendheld war, hat Blücher offen ausgesprochen, und er blieb lange jugendlich.“ Was hat aber auch dafür dieser Mann der Tat auf dem Felde der Ehre geleistet! Die Unvergänglichkeit seiner Verdienste um Preußen-Deutschland kommt einem durch Ungers Buch von neuem eindringlich zum Bewußtsein.

Briefe und Tagebuchblätter des Generals Charles Gordon of Khartum.

Ausgewählt und übersetzt von Dr. Max Goos. Achter Band der „Bibliothek wertvoller Memoiren. Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker“. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 6 ℳ.

„Am Rande der Kulturwelt“. Diese vier Worte aus Gordons Tagebuchaufzeichnung vom 27. Oktober 1883 könnte man mit vollem Recht über das gesamte Leben des großen und tapfern Mannes schreiben. Im Krimkriege (Sebastopol) und an der Donau, in Armenien und am Kaukasus, in China (gegen die Taipings), am obern Nil und im Ostsudan, in drei Erdteilen (Indien und China, England und Irland, Mauritius und Kapkolonie, Palästina mit seinen tiefreligiösen Einwirkungen), schließlich in Khartum und dazwischen hinein nur sechs stille Jahre (1865 bis 1871) zu Gravesend an der Themse: in diesem weitgesteckten Rahmen hat sich das Wirken des ruhelosen Fatalisten abgespielt. Ubi bene, ibi patria — ganz recht; dabei aber doch stets der hochgemute, ebenso stolze wie menschen- und tierfreundliche Brite, niemals ein geldgieriger Abenteurer. Ein Gentleman, wie er besonders aus Schottland hervorzugehen pflegt; ein guter Mensch, der das Übergewicht der weißen über die anderen Rassen rechtfertigt. Mit dieser den zuverlässigsten Quellen entnommenen Auswahl aus Gordons Schriften, der ersten in Deutschland und in Großbritannien, hat der begabte Herausgeber der „Bibliothek“ (vgl. „Illustr. Ztg.“ Nr. 3323 vom 7. März 1907 und Nr. 3373 vom 20. Februar 1908) sicher einen der glücklichsten Griffe gemacht, die er überhaupt machen konnte.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Erster Band: Lebensbeschreibung. Mit drei Abbildungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 12 ℳ.

Ein Buch, von dem sicherlich noch viel die Rede sein wird, rechts wie links, wegen der darin enthaltenen, verhältnismäßig rückhaltlosen Urteile über Friedrich Wilhelm II. und III., Königin Luise, Hardenberg usw. Es galt eine Art Ehrenrettung. Vor sechsundfünfzig Jahren nämlich hatte der konservativ-feudale Kabinettssekretär Markus Niebuhr „aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz“ einen Zweibänder fabriziert, der alles andere war, nur kein echter „Marwitz“. Auf Rankes Rat, daß man jetzt (1850) dem Volke den Glauben an den seligen König nicht nehmen dürfe, hatte man in reaktionärem Sinn an Auslassungen von Unbequemem und an direkten Fälschungen das Menschenmöglichste geleistet. Diese planvolle Entstellung der Selbstbiographie (1777 bis 1808) und der Tagebücher Marwitzens (1809 bis 1827) wird nun durch den aus den „Preußischen Jahrbüchern“ usw. auch weiteren Kreisen bekanntgewordenen Neubearbeiter im großen und ganzen wieder gutgemacht. Völlig allerdings immer noch nicht. Meusel entschuldigt sich zu oft. Charakteristisch für diese Leisetreterei ist die Anmerkung auf S. 171: „Der Leser wird sich hüten, alle diese Angaben, deren Quellenwert unbestreitbar ist, und besonders die Urteile, absolut zu nehmen.“ Es genügte doch durchaus, daß in der Einleitung recht nachdrücklich hervorgehoben wurde: Märkischer Junker. Ein gebildeter Leser — und wer liest sonst diese siebenhundert Seiten? — macht dann schon ganz von selbst die nötigen Abstriche. Aus der fast übergroßen Fülle fesselnden Stoffs sind vor allem S. 543 bis 545 wertvoll wegen der Nachrichten über die Stimmung am Berliner Hofe kurz vor Weihnachten 1812, welche die zu Unrecht bekämpfte alte Überlieferung von Yorcks ureignem Verdienst an der Konvention von Tauroggen von neuem bestätigen, gerade weil Marwitz die damit gegebene wichtige Entscheidung damals noch nicht erkannt hatte. Reizend und gefühlvoll ist der Abschnitt „Meine erste Verheiratung“ (mit Fanny Gräfin Brühl); etwas für sinnige Leserinnen.

Erinnerungen der Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben. Nach Alexander v. Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Mit mehreren Porträten und einem Nachtrag aus den Erinnerungen der Fürstin Daschkoff. Dritte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. Geb. 7 ℳ.

Gelegentlich des festlichen Einzugs der Bismarck-Büste in die Walhalla wurde von berufener Seite unter anderm darauf aufmerksam gemacht, daß sich in dem erlauchten Kreise der durch König Ludwig I. von Bayern Geehrten und Geadelten auch die russische Kaiserin Katharina II. befindet. Sie verdient in der Tat diese Ehrung, wenn man die geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst und spätere „Semiramis des Nordens“ rein nach ihrer politischen Bedeutung wertet. Hätte der Walhalla-Stifter die „Mémoires de l'impératrice Catherine écrits par elle-même et précédés d'une préface par A. Herzen“ (London 1859) gekannt, er würde ihr kaum ein Plätzchen in seinem Ruhmestempel angewiesen haben. Ich persönlich glaube auch noch nicht fest an die von anderer Seite mit Emphase betonte Echtheit der skandalösen Denkwürdigkeiten; denn die Einzelheiten aus dem sittenlosen Privat- und Eheleben Katharinas müssen doch nicht deshalb wahr sein, „weil nur sie und niemand anders sie wissen konnte“. Sind solche Geschichtchen noch nie schlank erfunden worden? Aber umwelt-treu, um dieses Wort zu prägen, sind sie ohne Zweifel und darum für gereifte Gemüter mit Nutzen zu lesen. Bedauerlich ist des Herausgebers Verharren bei der französischen Schreibweise (-ff) der russischen Namensendsilbe -ow.

Das alte Jena und seine Universität.

Eine Jubiläumsgabe zur Universitätsfeier. Von Ernst Borkowsky. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 4 ℳ.

Mancherlei Gaben haben Berufene und Unberufene zum dreihundertfünfzigjährigen Bestehen der Hochschule zu Jena dargebracht. Eine der besten, wenn nicht die beste, ist Borkowskys Kulturbuch: straff die Auswahl, durchsichtig die Gliederung, anschaulich und stimmungsvoll die Darstellung. Damit harmonieren die vom Verleger gesammelten Bilder (107) und der von F. H. Ehmcke gezeichnete Buchschmuck. Zustand und Persönlichkeit kommen in gleichem Grade zu ihrem Rechte; selbst Goethe-Kenner und Schiller-Freunde werden über das Kapitel von der klassischen Zeit mit Dank für mannigfache Förderung quittieren.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Nr. 3424. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h. Ungarn 9 K 94 h. Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9 ℳ, Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. **11. Februar 1909.**

Purgamenta-Abführ-Likör

(323 b)

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt u. -Handlung
Arthur Seyfarth,
Köstritz, Deutschland. (558)
Weltbekanntes Etablissement. — Gegründet 1864.
Versand sämtlicher :::: moderner :::: **Rasse-Hunde** edelster Abstammung v. kleinst. **Salon-Schosshündchen** bis zum gr. **Renommier-, Wach- und Schutzhund,** sowie alle Arten **Jagdhunde.** Garant. erstkl. Qualität. **Export nach allen Weltteilen** unter Garantie gesunder Ankunft zu jeder Jahreszeit. Preisliste franko. Illustr. **Pracht-Album** mit Preisverzeich. nebst Beschreib. d. Rassen **M. 2.** Das interess. Werk: **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten“ M. 6.** Lieferant vieler europäischer Höfe. **Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.**

OMEGA
Verbreitetste Präzisions-Uhr
Nur in besseren Uhrenhandlungen erhältlich
(353)

Chocosana
d. h. Lebertran-Chocolade in fester Form,
enthält: ca. 45% Lebertran, Cacao, Zucker, Phosphors. Kalk, Lecithin-Phosphorsäure.
Fragen Sie Ihren Arzt, ob eine solche Zusammensetzung nicht gesundheitfördernd wirken muss.
haben Apotheken — *Zu haben in Drogerien*
Chocosana Compagnie, Stuttgart V.
(192)

MAIENZAUBER
A. H. A. Bergmann Waldheim
A. H. A. Bergmann's Maien-Zauber von ungeahnter, wunderbarer Feinheit
Sehr beständig, unerreicht natürlich wie Maiglöckchen duftend.
Käuflich à 350, 250 u. 175 Pfg.
Jn Geschenk-Karton 400 Pfg.

Gedächtniskunst. Von Herm. Kothe. 9. Aufl. v. G. Pietsch. Preis ℳ 1.50.
Verlag von **J. J. Weber** in **Leipzig 26.**

CARL ZEISS, JENA
Berlin · Frankfurt a. M. · Hamburg
London · St. Petersburg · Wien
ZEISS-FELDSTECHER

Für das Theater
ZEISS-„TELEATER“
Grosses Gesichtsfeld
Vergrösserung 3-fach
Zu beziehen direkt oder von optischen Geschäften.
Prospekte T 8 gratis u. franko.
CARL ZEISS JENA
(221)

Wie ich in einer Nacht geheilt wurde.

Erstaunen und Eindruck erregende Offenbarungen eines Schotten.

G. Bond.

Das Geheimnis reizt und gefällt. Der Mensch, der leidet, denkt daran, der Mensch, der weint, sucht dort Hilfe. Deshalb, verlassen von der Wissenschaft, vergessen von der Natur, wandte ich mich an die geheimnisvollen Kräfte, deren Macht ich ahnte.

Ich war kaum dreizehn Jahre alt. Ich wurde geboren, um zu leiden. Elend und siech, alle Funktionen meines Körpers erschlafft, hätte ich nicht leben sollen; aber nach zehn Jahre langem Leiden wurde ich geheilt, und zwar wie folgt:

Man hatte mir von der psychischen Macht erzählt und ich glaubte daran, glücklich, darin ein Mittel zur Heilung zu sehen. Mit Vertrauen warf ich mich in die Arme dieser geheimnisvollen Mächte. **Ich ging daraus glücklich erneuert und geheilt hervor.**

Von der ersten Nacht an bemächtigte sich meiner ein unbeschreibliches Wohlgefühl. Die seit langem verschwundene Energie kehrte wieder. Die Organe nahmen ihre Tätigkeit wieder auf, ich bekam wieder Appetit, die Verdauung wurde wieder besser, und ich, der seit zehn Jahren nur des Lebens Schmerzen kannte, begann mich wieder wohl zu fühlen; **ich wurde fröhlich und stark: die Gesundheit war wiedergekommen.**

Derartige Resultate konnten nicht ohne Beachtung bleiben, die Anfragen waren auch sehr groß. Mit Vergnügen erzählte ich, wie ich geheilt wurde. Durch die Lektüre einer Broschüre wurde ich verleitet, diese wunderbare Methode zu befolgen. „Die geheimen Kräfte der Natur“ ist der Titel dieses Werkes. Seine zauberhaften Seiten öffneten vor meinen Augen eine Welt, unbekannt und mächtig. **Ich fand dort die Gesundheit.**

Ich bin ein lebendiger Beweis der Wirksamkeit dieser Heilmethode. Dieses einzige Universalmittel, so mächtig in seinen Wirkungen, verleiht die Gesundheit, welches auch die Krankheit sei, welche es zu bekämpfen hat. Ich habe die Lahmen gehen und die Tuberkulosen gesund werden sehen. Den Kranken Kenntnis von diesen wunderbaren, sowohl bei mir, als auch anderen, erzielten Resultaten zu geben, dies ist das einzige Ziel meiner Anstrengungen, dies ist Erbietung meines Dankes.

Sie alle, die gelitten haben wie ich, lesen Sie dieses Buch. Schreibt noch heute an Herrn Mann. Er wird es Ihnen mit Vergnügen und kostenlos zusenden. Lesen Sie aufmerksam diese schönen Zeilen, denken Sie über ihren Inhalt nach und Sie werden Heilung finden. Die fremde Macht, die auf mich mit so viel Kraft eingewirkt hat, wird auf Sie mit einer überraschenden Wirksamkeit und Schnelligkeit Einfluß haben. Die Gesundheit ist da, sie streckt Ihnen die Hand entgegen. Gehen Sie, ergreifen Sie dieselbe mit Vertrauen und Hingebung. Die Heilung wird gewiß, unabwendbar, dauernd sein. Die Radiopathische Macht wirkt immer, sie vollzieht das Wunder der gänzlichen Umgestaltung. Unter dem Einfluß ihrer wohltuenden Wirkung verwandeln sich die Mühen und Leiden in Freude, Gesundheit und Glück. Schreiben Sie sofort an Herrn **G. A. Mann — Abt. 661 — 48, rue du Louvre, Boite 92, Paris.** Sie werden vollständig kostenfrei das Buch, welches ich mit so viel Interesse gelesen habe, erhalten. Die Gesundheit wird die Belohnung dieser geringen Anstrengung sein.

„PATENTIERT IN ALLEN KULTURSTAATEN.“

Für Reise, Sport, Touren, Haushalt, Krankenpflege
ist
THERMOS
☞ unentbehrlich ☜

Thermos-Picnic
zum Kalt- und Warmhalten von Fleisch, Gemüse, Fruchteis etc.

Kaffee- u. Tee-Kannen
Eingefüllter Kaffee, Tee, Kakao bleiben ohne den Geschmack zu verändern, ohne das Aroma zu verlieren, viele Stunden heiss.

Thermos-Gefässe
halten ohne Vorbereitung, ohne Chemikalien, ohne Feuer, ohne Eis heisse Getränke oder Speisen über 24 Stunden heiss, kalte Getränke oder Speisen tagelang kalt.

Thermos-Flaschen in hochvornehmer Ausstattung sind von Mark 9.— aufwärts überall zu haben.

Die Wasserkur und ihre Anwendungsweise. Von Sanitätsrat Dr. E. Preller, Direktor der Wasserheilanstalt zu Ilmenau. Mit 38 Abbild. u. einer Tabelle. Preis geb. 3.50 ℳ.
Verlag: J. J. Weber, Leipzig 26.

☞ **Graue Haare**
erhalten ihre ursprüngliche Farbe von Blond, Braun oder Schwarz sofort dauernd waschecht wieder d. mein unschädliches u. **untrügliches** Mittel „Kinoir“ (ges. geschützt) à 4 M. — 1 Jahr ausreichend. **Nur Berlin, Leipzigerstr. 56** (Kolonnaden) bei **Franz Schwarzlose.** (79)

IN DEN APOTHEKEN.
Bewährt als linderndes Mittel bei katarrhalischen Affectionen u. chronischen Brustleiden.
vorzüglich
GEGEN HUSTEN UND HEISERKEIT
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
80 Pfge.
FABRIK: FRANKFURT A/M.
Bestandteile: 50% Gummi, 40% Zucker, 10% Isländ. Moos; d. h. das Decoct aus demselben.

Berliner Tageblatt

mit 6 wertvollen Wochenblättern

Jeden Montag: **Der Zeitgeist**
Jeden Freitag: **Ulk, Jll. Witzblatt**
Jeden Mittwoch: **Techn. Rundschau**
Jeden Sonnabend: **Haus Hof Garten**
Jeden Donnerstag: **Der Weltspiegel**
Jeden Sonntag: **Der Weltspiegel**

Bezugspreis insgesamt 2 M. monatl.

155000 Abonnenten

San.-Rat Dr. med. P. Köhler.
Sanatorium Bad Elster.
Illustrierte Prospekte auf Wunsch

Für innere — Nervenleiden Bewegungsstörungen Frauenleiden. (437)
Hervorragend durch Lage, Komfort u. Heilmittel (auch die Kurmittel des Bades). 3 Ärzte. Diätkuren (Mast- u. Entfettungskuren). Für Kinder bes. Abteil. (Innere u. orthopäd.)

Sanatorium Elsterberg

(27)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige.
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

Waldsanatorium Bad Grüna i. Sa.

im Erzgebirge, 400 m ü. M., 12 km v. Chemnitz. **Für Erholungsbedürftige; Nerven-, Magen-, Darm-, Herz-, Stoffwechsel- und Frauenleiden.** Kur und Pension 7—10 Mark pro Tag.
Prospekt frei! **Dr. Dahms,** dirig. Arzt.

Sanatorium Konstanzerhof Konstanz-Seehausen

für **Nerven-** und **innere Krankheiten** speziell **Herzkrankheiten.**

Anerkannt eine der schönsten und grössten Kuranstalten Deutschlands. 20 Morgen grosser Park. **Das ganze Jahr geöffnet.** Hydro- und Elektrotherapie, Wechselstrom-, Kohlensäure-, Sauerstoff- etc. Bäder. Mediko-mechanisches Institut (u. a. Dr. Bogheansche Atmungsmaschine). Freiluft-Liegekuren. Klinische Einrichtungen für Krankenpflege, Röntgen-Kabinett etc. Broschüren von Dr. Büdingen über die im Sanatorium geübte Behandlung werden auf Wunsch den Hausärzten zugesandt. Drei Spezialärzte für Nerven-, Herz- und innere Krankheiten. (538)

Leitender Arzt und Besitzer: Dr. Büdingen.

Ausführliche illustrierte Prospekte durch die Verwaltung.

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (448)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch **Dr. Tecklenburg.**

LOBECK & Co
Dresden

CHOCOLADE. CACAO.

Münzkunde von **Hermann Dannenberg.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 11 Tafeln Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Meran-Obermais

Pensionshotel Austria
Pensionsvilla Impériale (297)
Beides Familienhäuser I. Ranges, in bester Lage. **Ferd. Langguth,** Besitzer.

Hotel Imperial Cairo

(Boulevard Soliman Pacha 3)

Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und besten Betten Ägyptens, in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P. T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

Montreux, Hotel Eden

(Genfer See.) Modernst. deutsches Fam.-Hotel in allerbester ruhigster Lage am See, neben dem Kursaal. Garten. Mäss. Preise.
(62) Besitzer **Fallegger-Wyrsch.**

Blankenburg (Harz)

Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. **Müller** u. San.-Rat Dr. **Rehm.**
Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte.

Kufstein, Hotel Gisela

vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Sanat. „VILLA MARGARETA“
in **NESSE** bei Bremerhaven
für **ALKOHOLKRANKE**
Morphinisten, Nervöse und Erholungsbedürftige, staatl. konz.
Prosp. d. d. Direktion

Potsdam.

Sommerresidenz Sr. Maj. des Kaisers. Herrlichste Umgebung, besonders reizvoll durch die waldumrandeten großen Havelseen. Allbekannt durch seine historischen Bauten und Sehenswürdigkeiten. Berlin im Vorortverkehr in 30 Minuten erreichbar! Anmutige, gesunde Lage. Vorzügl. Schulen. **Kgl. Handels-, Gewerbe- u. Haushalt.-Schule f. Mädchen.** Schöne Villenviertel. Mäßige Steuern und Mieten. Aller Komfort der Neuzeit.
Auskunft erteilt der **Verkehrs-Verein** und der **Magistrat.**

Emser Pastillen

EMS

in **Glasröhrchen**
aus den Königl. Betrieben zu Ems (272)

Sämtliche löslichen Salze der Staatsquellen enthaltend. Lösend, mildernd, vorbeugend, säuretilgend.

85 Pf.

Phrenologie. Von G. Scheve. Achte Auflage. Mit 19 Abbild. 2 Mark.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Mädlers Patent-Damenhutkoffer

D. R.-P. Nr. 85676.

Der einzige Koffer aus patentierter Rohrflachsplatte, welcher **Damenhüte** auf Reisen vor **Druck** schützt. Mit Schubriegelschloss, 1 Einsatz, polierten Holzreifen, Schlossschützern u. 6 ges. gesch. Huthaltern. Der Koffer zeichnet sich besonders durch **Leichtigkeit, Eleganz** und **Haltbarkeit** aus.

lg.	brt.	hoch	Nr.	M.	Nr.	M.
50	40	40	951 A	55.—	968 A	36.—
55	45	44	951 B	60.—	968 B	39.—
60	50	50	951 C	75.—	968 C	42.—
70	50	52	951 E	95.—	968 E	49.—

Nr. **968 A—E** sind in **einfacherer** Ausführg., von festgewalzter Faserstoff-Pappe, mit havanna Segeltuch-Bezug und 1 Einsatz.

Hutkoffer für mehrere Herrenhüte von M. **32.**— an.

Mädlers Patent-Blusen-Koffer
zur Aufnahme von ca. 10 Blusen oder 2 grossen Damenhüten . . . M **90.**—,
in einfacherer Ausführung von festgewalzter Faserstoff-Pappe M. **50.**—.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Illustrierte Preisliste gratis und franko! (544)

Verkaufslokale: **Leipzig,** Peterstr. 8. **Berlin,** Leipzigerstr. 101/102. **Hamburg,** Neuerwall 84. **Frankfurt** a. M., Kaiserstr. 29.

Kurort Meran
Hotel „Frau Emma“

Modernster Neubau in prachtvoller Lage, freistehend, im eigenen Garten, in der Nähe des Bahnhofes, Kurmittelhauses, Theaters, der Promenaden; 140 Zimmer, Appartements mit Bädern, Toiletten, vornehme gemütliche Hall und Gesellschaftsräume, Lift, Dampfheizung, Staubsauganlage. Vorzügliches Restaurant, einfache Touristenzimmer. Mässige Preise, Pension nach Vereinbarung.
Geschwister Hellenstainer, im Sommer Dolomitenhotel „Wildsee-Prags“.

MERAN Obermais. **PARKHOTEL.** Modernes Familienhaus. Freie Lage. Grosser Park. Prospekte gratis. (488)
Bes. **H. Panzer,** im Sommer San Martino di Castrozza.

Hotel ROYAL **Lana bei Meran**
Komfortabelstes Familienhaus. Pens. samt Zimm. von Kr. 6.— an. Trambahnverbind. m. Meran. Keine Kurtaxe, windstill geleg. Besitzer u. Leiter Tob. Kreyer.
— **Lungenkranke keine Aufnahme.** —

PARIS HOTEL LOUVOIS
SQUARE LOUVOIS (OPER)
Eröffnet im November 1908.
Eins der elegantesten und modernsten Hotels von Paris.
A. STOFER, Besitzer.

Nizza Palace Hotel
Deutsches Haus. Modern. Komfort. Zentralheizung. — Mässige Preise. **W. Meyer.**

MONTE-CARLO GRAND HOTEL
Haus allerersten Ranges nahe Casino. (365)
Herrlicher Meeresblick. 300 Betten. 50 Appartements mit Bad. Vorteilhafte Arrangements. Weltbekanntes Restaurant. Wintergarten. Orchester. Eisenbahnbureau. Garage. **Direktion PATTARD.**

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Winterkuren — Sommerkuren

b. Blankenburg i. Schwarzatale.
Besitzer: **Dr. med. Wiedeburg.**
Ärztl. Leiter: **Dr. P. Wiedeburg, Dr. E. Goetz.**
Geschäftsl.: **H. Wiedeburg,** Kais. Forstassessor.
Neuzeitliche Wohn- und Kureinrichtungen. Auch gesunde Kurgäste zur Abhärtung, Erholung etc. stets anwesend. Ausgeschlossen: Geisteskranke, Tuberkulöse, Schwerkranke. (406)

Minden.

Minden in Westfalen, an der Weser, in nächster Nähe der Porta Westfalica und des Wesergebirges (Straßenbahnverbindung), herrlich gelegen, von ca. 5 km langen, waldartigen Parkanlagen, sowie den schönst. Villen-Stadtteilen rings umgeben, durch gute kommunale Einrichtungen — Wasserleitung, Kanalisation rc. — eine der gesund. Städte, bietet auch durch seine sonst. Vorzüge, wie mäßige Wohnungspreise und Steuern, billige Lebensmittel, gute Schulen — Gymnasium, Oberrealschule, höh. Töchterschule m. Seminar, Mittelschule —, Konzerte (3 Militärkapell., Musikverein rc.), Theater usw. besond. Vorteile u. Annehmlichkeiten zu vorübergehender u. **namentlich dauernder Niederlassung.** Alles Nähere durch den Vorstand des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs.

Beinkranke verlangt Broschüre

Wie heile ich mein Bein selbst?
von **Dr. Strahls Ambulatorium f. Beinkranke Hamburg, Besenbinderhof J. 107.**
gratis. [illegible] v. Krampfadern, Aderknot. steif. Gelenken, Wunden, Fisteln, Beingeschwüren, nass. u. trockn. Flechten, [illegible] u. anderen Beinleiden.

Filialinstitute: **Berlin,** Friedrichstr. 105a. **Dresden,** Christianstr. 37. **München,** **Cöln, Essen, Brüssel** usw.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3424. 132. Band. Leipzig, 11. Februar 1909.

Phot. Zander u. Labisch, Berlin.

Das englische Königspaar in Berlin.

Empfang König Eduards VII. auf dem Pariser Platz durch den Oberbürgermeister Kirschner und die Spitzen der städtischen Behörden am 9. Februar.

England und Deutschland.

Von Prof. Dr. v. **Schulze-Gaevernitz** in Freiburg i. Br.

Die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung" fordert mich auf, die Grundgedanken meiner Festschrift „England und Deutschland" ihren Lesern in kurzer Zusammenfassung mitzuteilen. Ich komme dieser Aufforderung um so lieber nach, als es sich in der Tat um dasjenige Problem handelt, welches immer mehr in den Mittelpunkt unserer politischen Lage rückt und die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf lange hinaus erheischt. Für das einzelne verweise ich auf die soeben in neuer Auflage erschienene Festschrift „England und Deutschland" (Berlin-Schöneberg, Verlag der „Hilfe" 1908. Preis 1 ℳ). Ich habe dieses Büchlein nicht als Hasser und Neider, sondern als ein Freund und Bewunderer Englands geschrieben, der seit zwei Jahrzehnten einen großen Teil seiner Arbeitskraft dem Studium der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Englands gewidmet hat, der diesem Studium unendlich viel verdankt, der aber trotz reicher angelsächsischer Anregungen ein Deutscher geblieben ist.

Nach fast zweihundertjährigem Kampfe gegen Frankreich ist England — nicht ohne Hilfe deutscher Waffen, die es besoldete — im neunzehnten Jahrhundert zur Weltherrschaft emporgestiegen. Seit den Napoleonischen Kriegen war England allen Mitbewerbern auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete unerreichbar voran. Als es 1846 zum Freihandel überging, war die Welt britisches Wirtschaftsgebiet. England nannte sich mit Stolz „die Werkstatt der Welt". Es hoffte, daß die übrigen Nationen ebenfalls zum Freihandel übergehen und fortfahren würden, Rohstoffe und Nahrungsmittel gegen englische Gewerbeerzeugnisse auszutauschen. Der Größe des damaligen Englands war der Globus gerade groß genug. Aber die anderen Nationen waren weit entfernt, dem Sirenengesang der britischen Freihändler zu folgen. Friedrich List forderte die allseitige Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten für die Nation auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Eine Nation ohne Industrie schien ihm „ein Individuum mit einem Arm, das sich eines fremden Armes bedient, dessen Beihilfe es jedoch nicht für alle Fälle versichert ist". Eine Nation ohne Schiffahrt war ihm „ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen, ein zahnloser Löwe, ein Hirsch an der Krücke, ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Helote und Knecht der Menschheit".

Den Ratschlägen Lists folgend, errichteten Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika hinter Schutzzöllen ein aufblühendes Großgewerbe. Mit der Zeit entwickelten sie eine gewerbliche Ausfuhr, die bei der großen Aufnahmefähigkeit Englands sich vielfach gerade dem englischen Markte zuwandte. Begreiflicherweise fällt es dem Briten schwer, seine Wirtschaftssupprematie durch neu emporkommende Mächte bedroht zu sehen. Es fällt ihm dies um so schwerer, als mit der wirtschaftlichen auch die politische Vorherrschaft in Frage gestellt ist. Kriegsschiffe sind Maschinen — die kostspieligsten aller Maschinen — und jede Nation kann sie, auch unabhängig von langgestreckter Küstenentwicklung, in dem Maße besitzen, als es ihr gelingt, den kapitalistischen Schwerpunkt der Welt in ihr eignes Gebiet zu rücken.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben auf Grund ungeheurer Fläche, riesiger Rohstofferzeugung und fast doppelt so starker Bevölkerung das britische Mutterland endgültig überholt und sind heute die erste Wirtschaftsmacht der Welt. Deutschland steht — alles in allem genommen — hinter Großbritannien noch erheblich zurück, nähert sich ihm aber zusehends auf Grund größern Bevölkerungszuwachses und breiterer landwirtschaftlicher Unterlage; einer britischen Landbevölkerung von etwa fünf steht eine deutsche von etwa achtzehn Millionen Menschen gegenüber. Um so verständlicher ist es, wenn die britische Verstimmung an dem Punkt des „geringen Widerstandes" einsetzt und gegen den schwächern Mitbewerber sich wendet — den Vetter Landratte — dem es einfiel, auch zur See zu fahren. Dem deutschen Michel hatte man mitleidig die Wolkenregion der Gedanken überlassen, und gerade ihm wurde die Wissenschaft die Führerin zur Praxis.

Gerechterweise müssen wir zugestehen, daß die Verstimmung auf der britischen Seite tiefer begründet ist als auf der unsern. Gedenken wir unserer politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und unseres fabelhaften Aufstiegs, den England jedenfalls nicht gehindert, ja, ohne es zu wollen, sogar noch gefördert hat. Durch seinen Freihandel hat uns England mehr genützt, als es uns durch alle politischen Widerstände zusammengenommen gehemmt hat. Auf dem Rücken des freihändlerischen Englands wagten wir es, nach der wirtschaftlichen Weltmacht zu greifen. Durch das Handelsmarkengesetz hat England das „Made in Germany" marktgängig gemacht. Wahrlich, wir haben dem Briten nichts vorzuwerfen! Nicht ohne Beihilfe des britischen Freihandels vollzog sich jener Umschwung, der nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische und geistige Struktur Deutschlands von Grund aus umgestaltete. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ist die industrielle Durchtränkung des ganzen westelbischen Deutschlands die für unser nationales Dasein wichtigste Tatsache geworden. Vom deutschen Standpunkte aus ist diese industrialistische Entwicklung — trotz der damit verbundenen Gefahren — zu bejahen.

Ein Landheer allerersten Ranges, das uns im Notfall gegen zwei Großmächte verteidigt, ist bei der Unsicherheit aller Bündnisse und den Schwierigkeiten, die unsere geographische Lage mit sich bringt, die wichtigste Forderung unseres nationalen Daseins. Auf schmaler Fläche zusammengedrängt, ohne Neuland, nicht übermäßig reich an Naturschätzen, verdanken wir lediglich der industriestaatlichen Entwicklung die fortlaufende Verstärkung unserer militärischen Machtstellung durch Zuwachs an Geld und Menschen. Denn weder auf agrarischer noch auf kleingewerblicher Grundlage wären jene Militärvorlagen möglich gewesen, die aus reichlich zuströmendem Rekrutenangebot in kurzen Zwischenräumen immer wieder vermehrte Heeresziffern schöpften. Man darf nicht vergessen: die europäische Geschichte wurde durch die Macht der Verhältnisse über den Rahmen Europas hinaus erweitert und zur Weltgeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes gesteigert. Wie die Dinge liegen, so kann Deutschland, zunächst wenigstens, nur durch intensive Steigerung seiner Volkswirtschaft die Enge der kleindeutschen Grenzpfähle überwinden und so mittelbar an der übereuropäischen Ausdehnung teilnehmen: Deutschland als weltwirtschaftlicher Industrie-, Handels- und Gläubigerstaat auf verhältnismäßig starker, europäisch-landwirtschaftlicher Grundlage.

Ob wir wollen oder nicht — der Würfel ist gefallen. Jetzt handelt es sich nicht mehr um die Wahl des Weges, auf dem wir bereits ein weites Stück zurückgelegt haben. Heute steht und fällt Deutschlands volkswirtschaftliches Dasein mit seinen weltwirtschaftlichen Beziehungen, die alle Zweige der heimischen Produktion, nicht zum mindesten auch die deutsche Bauernwirtschaft, befruchten; sie allein ermöglichen es, eine Bevölkerung von sechzig Millionen Menschen auf beschränktem Raum zu ernähren. Dem König Midas gleich berührt Deutschland unscheinbare Rohstoffe: sie werden unter seiner Hand münzbares Gold. Deutschland, der an Großbritannien herangipfelnde Industriestaat! Unseren Großvätern wäre solche Prophezeiung als Wahnwitz erschienen.

Diese Lage ist nicht ohne Gefahren. Von den uns bedrohenden Gefahren ist eine aber dringlicher als die anderen. In elfter Stunde könnte England den Versuch wagen, den unbequemen Emporkömmling, den es wirtschaftlich nicht mehr niederzuhalten vermag, mit Gewalt zu Boden zu schlagen. In dieser Richtung liegen die glorreichen Überlieferungen der britischen Flotte. Ein neu aufsteigender Imperialismus ist in England heute allenthalben geneigt, politische Machtmittel in die Wagschale der Wirtschaftskämpfe zu legen, und er kann durch eine Parlamentswahl jeden Tag wieder an das Ruder gebracht werden. Deutschland wird in einigen Jahrzehnten nicht nur weit bevölkerter, sondern, falls keine Störungen eintreten, auch wirtschaftlich ebenso reich sein wie Großbritannien. Morgen wird ein unüberwindliches Großdeutschland seine Schatten über Europa hinauswerfen; heute gilt es, Kleindeutschland niederzuzwingen. In obigem Sinne äußerte sich unter anderen Stimmen die „Saturday Review": „England ist das einzige Land, das ohne Gefahr für sich selbst und mit Sicherheit des Erfolges gegen Deutschland Krieg führen kann."

Solchen Stimmen und Symptomen haben wir volle Beachtung zu schenken. Wir denken dabei an die Zusammenfassung der englischen Schlachtflotte im Kanal und in der Nordsee sowie an die französisch-britische Verständigung, die dem verbleichenden Revanchegedanken Frankreichs rote Wangen anhauchte. Zweifelsohne türmen sich an dieser Stelle des politischen Himmels dunkle Wolken, die die Zukunft Neudeutschlands bedrohen.

Dieser Erkenntnis entsprang die deutsche Flotte — nicht Sache des Luxus, des Ehrgeizes oder gar der Eroberungssucht. Die deutsche Flotte, eine Forderung unseres barsten Daseins, unentbehrlich wie das tägliche Brot, das sie nicht nur uns, sondern auch unseren Kindern verteidigt. Roosevelt sagte letzthin: „Wenn wir den Frieden wollen, muß es bekannt sein, daß wir zu jeder Zeit zum Kriege fertig sind." In der Tat, es ist eines großen Kulturvolkes unwürdig, sein Dasein auf die Duldung eines vielleicht wohlwollenden, vielleicht feindlichen Nachbars zu stellen. Wir bedürfen der Flotte, um die Handelseifersucht Englands in unschädliche Grenzen zu bannen und dem nüchternen Sinn des englischen Volkes die für uns hochgefährlichen Angriffsgedanken zu verleiden. Mit der englischen Flotte muß, in einem entsprechenden Abstand nach unten, wie es für Verteidigungszwecke genügt, in Zukunft auch die deutsche Flotte wachsen.

Unsere „guten Freunde" hoffen, daß Deutschland durch den Flottenbau sich finanziell zugrunde richte. Diese Meinung scheint auf den ersten Blick berechtigt, wenn man das chronische Defizit des Deutschen Reichs und seine trotz der Friedenszeiten wachsende Verschuldung mit dem glänzenden Stande der britischen Finanzen vergleicht. In Wirklichkeit jedoch beruht das finanzielle Elend Deutschlands auf mangelhafter Erschließung vorhandener Steuerquellen, eine Folge unfertiger konstitutioneller Zustände. Wie dereinst in dem England der Stuarts, so feilschen in Deutschland Krone und Parlament um die Steuern. In England ruht nun die Steuerverweigerung als ein verstaubtes Rüstzeug in der Waffenkammer der „Gemeinen", während in Deutschland gerade die ergiebigsten Steuern parlamentarisch am schwersten durchzusetzen sind.

Die alkoholischen Getränke und der Tabak brachten 1904/05 dem britischen Staat auf den Kopf der Bevölkerung 24,, ℳ ein, dagegen in Deutschland nur 4,, ℳ. Das Gesamterträgnis obiger Steuern belief sich in England auf nahezu 1000 Mill. ℳ. Auf Branntwein, Bier und Tabak ruhen steuerlich die britische Seemacht und das britische Weltreich. Diese Besteuerung gilt als Selbstverständlichkeit, nicht nur aus politischen, sondern auch aus hygienischen und moralischen Gründen. Keine Regierung, weder eine konservative noch eine liberale noch eine arbeiterparteiliche, wird an ihr rütteln. In Deutschland wird nicht weniger geraucht und getrunken als jenseit des Kanals, aber Branntwein, Bier und Tabak brachten 1903/04 bei uns nur 253 Mill. ℳ.

In letzter Linie setzen unsere „Freunde" ihre Hoffnung auf internationale Schiedsgerichte und Abrüstungsverträge. Abrüstung ist indessen so lange eine unpraktische Frage, als eine Macht es in ihrem Belieben hat, von heute auf morgen, wenn sie will, unsere Schiffahrt und unsern Seehandel zu vernichten und damit unser nationales Dasein ins Herz zu treffen. Nichts gefährdet den Frieden mehr als die Schwachmütigkeit sog. Pazifisten, die die Abrüstungsvorschläge einer Macht ernst nehmen, deren Flottenausgaben das Vierfache der deutschen betragen. Die britischen Pazifisten freilich befürworten eine Abrüstung der anderen, die die britische Seeherrschaft selbstverständlicherweise unangefochten ließe oder gar vertragsmäßig verewigte. Wenn neuerdings deutschfreundliche Stimmen jenseit des Kanals wieder häufiger zu Worte kommen, so beruht dies gewiß nicht zuletzt auf der Anerkennung, die unsere bescheidenen Flottenanfänge bei den englischen Fachmännern finden. Dieser Achtung wird der Gerechtigkeitssinn des britischen Volkes zu Hilfe kommen. Wenn es den Amerikanern und Franzosen, den Russen und Japanern die maritime Machtentfaltung vergönnt, darf es sie der Nation verweigern, die nächst Großbritannien mit der Weltwirtschaft am innigsten verflochten ist? Kann ein billig denkender Engländer verlangen, daß Deutschland sein Dasein der Gnade oder Ungnade einer fremden Macht anvertraut? Anderseits wird es kein vernünftiger Deutscher den Engländern verdenken, die Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen, die ihnen in ihrem Interesse geboten erscheinen.

Bei alledem handelt es sich gar nicht um die Frage, ob es für Deutschland, ob es für die Menschheit wünschenswert wäre, daß das britische Weltreich in Stücke ginge. Ich persönlich würde diese Frage verneinen. In meinen Augen ist das britische Reich eine Kulturtatsache allerersten Ranges, die insbesondere der breiten Masse der farbigen Menschheit zu segensvoller Erziehung gereicht. Glücklicherweise jedoch liegt diese Frage uns überhaupt nicht zur Entscheidung. Es überstiege offenbar die Kräfte der deutschen Volkswirtschaft, neben der Unterhaltung des ersten Landheeres der Welt noch eine Flotte zu tragen, die über Englands Seemacht emporwüchse.

Wenn erst die Einsicht durchdringt, daß England und Deutschland sich gegenseitig nicht vernichtend treffen können, und daß ihr Krieg lediglich dritten Mitbewerbern zugute käme, so muß sich trotz alles Jingotums auf beiden Seiten der Weg einer Verständigung finden lassen. Ist der Gipfel der politischen Gefahr überklommen, so dürfte es möglich sein, die nachfolgenden wirtschaftlichen Weiten in friedlicher Gemeinschaft zu durchwandern.

Gerade diese wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder weisen auf Verständigung und gegenseitige Ergänzung.

Für Deutschland ist England weitaus der beste Markt, der die nächstfolgenden Märkte, Österreich-Ungarn, Rußland, die Vereinigten Staaten von Amerika, um mehrere 100 Mill. ℳ an Aufnahmefähigkeit übertrifft. Ist aber für Deutschland der englische Markt wichtiger als der deutsche Markt für Großbritannien, so liegt das Verhältnis zum britischen Weltreich gerade umgekehrt. Deutschland ist von allen Ländern der Welt der kaufkräftigste Abnehmer größer-britischer Rohprodukte; es besitzt im Verhältnis zum britischen Reich eine entschieden passive Handelsbilanz und führt auch von Großbritannien hochwertige Industrieartikel in gewaltigen Beträgen ein.

Womit sollen die Rohstoffgebiete des britischen Reichs ihre Zinsen an England begleichen, wenn nicht durch Rohstoffausfuhr nach nicht britischen Industrieländern? Großbritannien selbst besitzt den Kolonien gegenüber vielfach nur schwach passive Handelsbilanzen, da die koloniale Welt auf Grund von Vorzugszöllen und verwandten Lebensgewohnheiten mit Vorliebe britische Industrieerzeugnisse kauft. Um so mehr benötigen die britischen Kolonien zur Aufrechterhaltung ihrer Zahlungsbilanz der Ausfuhr in nicht britische Industriegebiete. Unter diesen steht Deutschland allen anderen voran. Als Industriestaat ohne nennenswertes eignes Kolonialreich ergänzt somit Deutschland recht eigentlich das größere Britannien.

Sichern wir daher durch eine starke Rüstung den politischen Frieden! Nehmen wir dem englischen Volke den Anlaß, sich über wirtschaftliche Ungerechtigkeit unserseits zu beklagen! Dann dürfte der alte Satz eines D. Hume und Ad. Smith wieder zur Geltung gelangen, daß kapitalkräftige und volkreiche Nationen sich gegenseitig die nützlichsten Nachbarn sind. „Freimütig wage ich es zu bekennen," sagt D. Hume, „daß ich nicht nur als Mensch, sondern auch als britischer Untertan den Aufschwung und die Blüte des Handels in Deutschland, Spanien, Italien und sogar auch in Frankreich wünsche." Heute würde Hume sagen: In Frankreich, sogar in Deutschland. Ad. Smith aber setzt hinzu: „Eine Nation sollte die Reichtümer ihrer Nachbarn für einen Grund und eine Gelegenheit ansehen, selbst Reichtümer zu erwerben. Wenn eine Nation sich durch den auswärtigen Handel bereichern will, so hat sie leichtes Spiel, wofern ihre Nachbarn reiche, betriebsame und handeltreibende Völker sind." „The well being of Germany cannot fail to bring advantages to England." Deutschland — zum Frieden stark!

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Der feierliche Empfang Eduards VII. durch den Oberbürgermeister Kirschner an der Spitze der städtischen Behörden auf dem Pariser Platz am Brandenburger Tor. Kaiser Wilhelm hatte in englischer Admiralsuniform seinen hohen Gast, der die Uniform seines 1. Garde-Dragonerregiments trug, auf dem Lehrter Bahnhof abgeholt. Ebenso hatten sich die Kaiserin, der Kronprinz nebst Gemahlin, die Prinzen Eitel Friedrich, August Wilhelm, Adalbert, Oskar und Joachim sowie die Prinzessin Viktoria Luise zum Empfange eingefunden.

Königin Alexandra und Kaiserin Auguste Viktoria in der geschlossenen Galakutsche, die dem offenen Wagen der Monarchen zunächst folgte, um bei dem Empfange durch die Behörden neben ihm aufzufahren.

Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft m. b. H.

Vom Einzug des englischen Königspaares in Berlin am 9. Februar.

Vom

Einzug des englischen Königspaares in Berlin.

Am 9. Februar kurz vor elf Uhr vormittags trafen König Eduard VII. und Königin Alexandra von England zum Besuche des Deutschen Kaiserpaares in Berlin ein. Auf dem Pariser Platz begrüßte Oberbürgermeister Kirschner den königlichen Gast mit einer Rede, in der er dem Herrscher im Namen der Hauptstadt des Deutschen Reiches den ehrfurchtsvollsten, herzlichsten Willkommsgruß darbrachte. Er versicherte, daß das Erscheinen der hohen Gäste die Hauptstadt mit aufrichtiger Freude erfülle. Man erinnere sich aus Anlaß des Besuches mit besonderer Wärme der Stammesverwandtschaft der beiden Völker, der vielfachen persönlichen freundschaftlichen Beziehungen zwischen zahlreichen Gliedern beider Nationen sowie der engen Bande der Verwandtschaft, die beide Fürstenhäuser verbinde. Die Berliner Bürgerschaft sei sich bewußt der vielen gemeinsamen Interessen, die auf geistigem wie auf wirtschaftlichem Gebiet, in Wissenschaft und Kunst, in Industrie und Handel zwischen beiden Nationen beständen. Mit Genugtuung denke man daran, wie oft das englische und das deutsche Volk in der Vergangenheit nach gleichen Zielen gestrebt hätten. Es bestehe der zuversichtliche Glaube und die Hoffnung, daß beide Völker auch in Zukunft sich begegnen würden in dem Streben, den Frieden zu erhalten und die Sache der Zivilisation zu fördern. Sodann dankte der Oberbürgermeister dem König noch namens der Berliner Bürgerschaft für das Versprechen eines Besuchs im Rathause und wünschte dem hohen Gast in den Mauern der Hauptstadt glückliche und frohe Stunden. Mit der Bitte zu Gott, die Anwesenheit des Königs in Berlin möchte beiden Fürstenhäusern, beiden Völkern, ja der gesamten Menschheit reichen Segen bringen, schloß die Ansprache.

König Eduard dankte dem Redner in herzlichen Worten für die Begrüßung und für den schönen Empfang. Es sei ihm eine aufrichtige Freude, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches verweilen zu dürfen; ebenso freue er sich, am nächsten Tage die Vertreter der Bürgerschaft im Rathause wiederzusehen.

Inzwischen war Bürgermeister Dr. Reicke mit den Ehrenjungfrauen an den Wagen der Fürstinnen herangetreten. Königin Alexandra nahm den ihr überreichten Blumenstrauß mit huldvollen Worten entgegen. Sodann setzten sich die Kutschen wieder in Bewegung und fuhren dem Schlosse zu, überall von begeisterten Zurufen der dichtgedrängten Menge empfangen. Gegen zwölf Uhr langte der Zug, vom Donner der Kanonen begrüßt, beim Königlichen Schlosse an. Fast die gesamte Presse, auch die des Auslands, beschäftigt sich mit dem Besuch König Eduards am deutschen Kaiserhofe und erblickt in ihm eine bedeutsame Gewähr für das Fortbestehen des Weltfriedens.

Das Frühstückszimmer König Eduards.

Der Salon des Königs.

Das Schlafzimmer der Königin Alexandra.

Der Salon der Königin.

Wohnräume des englischen Königspaars im Königlichen Schlosse zu Berlin vom 9. bis 12. Februar.

Originalaufnahmen für die „Illustrirte Zeitung“ von Zander u. Labisch in Berlin.

Das
Semper-Denkmal in Hamburg.

Unweit der Stätte, wo am 29. November 1803 der geniale Architekt und Verfechter des Schönheitsgedankens in der modernen Baukunst, Gottfried Semper, das Licht der Welt erblickt hat, erhebt sich jetzt, so recht im Herzen des hamburgischen Stadtbildes, nur wenige Schritte vom neuen Bahnhof entfernt, in der bis vor kurzem noch von „kleinen Leuten" bewohnten Spitalerstraße das zu Ehren des verewigten Meisters mit seinem Namen benannte Semper-Haus. Eine Bronzetafel in der Wand des Riesengebäudes, das zwar nach dem Modell der althamburgischen Fachwerkbauten gehalten ist, sonst aber durch die vom Erdboden bis zum Dachfirst aufsteigenden Pfeiler, die breiten Risalite und den stark entwickelten figuralen Schmuck seine Zugehörigkeit zu dem den Charakter von Neu-Hamburg beherrschenden Kontor- und Geschäftshaustypus aufs nachdrücklichste betont, gibt dem Besucher Auskunft über den Anlaß zu dieser Benennung. Hier, auf dem durch reiche Erinnerungen an eine glänzende Vergangenheit geweihten Platze dem durch Geburt wie durch Gesinnung mit der Handelsmetropole so eng verbundenen Künstler ein Standbild zu errichten: dieser Gedanke ergab sich für den Erbauer jenes Großhandlungshauses, den Architekten Franz Bach, als begeisterten Verehrer des Unvergeßlichen, ganz von selbst. Mit der Ausführung der Statue wurde Prof. Emanuel Semper in Dessau betraut, ein Sohn des Gefeierten, der sich als Bildhauer eines guten Rufes erfreut.

Das Denkmal erhebt sich 2 m hoch auf einer Unterstufe inmitten einer geräumigen, durch Oberlicht erhellten Nische, die, in der Achse des Eingangs gelegen, in ein breites Halbrund übergeht. Die Wand der Nische ist mit norditalienischen, in kräftigen Farben spielenden Marmorplatten belegt und an deren Abschluß von reich ornamentiertem Bandwerk eingesäumt. Die gewölbte Decke hat blaugrauen Unterton und ist mit Arabesken in Gold gemustert. Der Zugang zu der Nische ist je von zwei Marmorsäulen flankiert, darüber auf dem Architrav je ein ruhender Löwe.

Das Bildwerk selbst ist in getönter Bronze ausgeführt und zeigt den Meister, wie er in der Zeit der Blüte seines künstlerischen Schaffens ausgesehen hat, mit auseinander geschlagenem Mantel, den linken Fuß leicht vorangestellt, im Lehnstuhl aufrecht sitzend. Von dem in kräftigen Umrissen gezeichneten Haupte fließt, die hohe Stirn umrahmend, in reicher Fülle das Haar herab, während das geistvolle Gesicht, mit Ausnahme der Lippen, des natürlichen Schmucks entbehrt. Die Stufe, die das Standbild trägt, kündet zugleich die Namen des, dem es geweiht ist: „Gottfried Semper". Zu beiden Seiten flankieren die Hauptfigur zwei weißmarmorne Porträthermen, gleichfalls Schöpfungen von Prof. Emanuel Semper: die des langbärtigen Leonardo da Vinci und die des ernst blickenden Michelangelo, beide nach den in Mailand und in den Uffizien zu Florenz von den genannten Meistern angefertigten Selbstbildnissen.

GOTTFRIED SEMPER

Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Das Gottfried-Semper-Denkmal in Hamburg. Modelliert von Prof. Emanuel Semper.

Erklärung zur umstehenden Doppelseite: Luthers letztes Bekenntnis. Gemälde von William Pape.

1. Dr. Martin Luther. 2. Justus Jonas. 3. Luthers Sohn Paul. 4. Luthers Sohn Martin. 5. Wild, Arzt. 6. Gräfin Anna von Mansfeld. 7. Magister Mich. Cölius. 8. Magister Aurifaber, Luthers Famulus. 9. Ambrosius Rutfeld, Luthers Hauslehrer. 10. Graf Albrecht III. von Mansfeld. 11. Stadtschreiber Albrecht. 12. und 13. Heinrich Hans Graf von Schwartzenburg und seine Gemahlin. 14. Frau des Stadtschreibers Albrecht.

Luthers letztes Bekenntnis. Nach dem in Luthers Ster[illegible]

WILLIAM PAPE 1905.

…ehause zu Eisleben befindlichen Gemälde von William Pape.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Panorama von Kapstadt: Im Vordergrund links das Parlamentsgebäude; im Hintergrund links der Tafelberg, rechts der Gipfel Lion's Head.

Der Hauptplatz in Pretoria mit dem Regierungspalast (rechts).

Aus dem südafrikanischen Reiche König Eduards VII.

Die Delegiertenversammlung, welche den Zusammenschluß aller britischen Kolonien in Südafrika in die Wege leitete, **hat Anfang Februar einstimmig beschlossen**, Kapstadt zum Sitz der gesetzgebenden Gewalt und Pretoria zum Sitz der obersten Verwaltungsbehörden des neuen kolonialen Bundesstaates zu erheben.

Der Untergang des nordamerikanischen Dampfers „Republic“.

Der in der Nähe des Nantucket-Feuerschiffs 270 Seemeilen von Neuyork am Morgen des 23. Januar bei dichtem Nebel erfolgte Zusammenstoß des nordamerikanischen Dampfers „Republic“ mit der „Florida“ vom Lloyd Italiano hat zwar den Verlust des nordamerikanischen Dampfers und den Tod mehrerer Matrosen der „Florida“ sowie einiger Passagiere des amerikanischen Schiffes im Gefolge gehabt; daß aber die Mannschaft sowie die Fahrgäste beider Schiffe fast vollzählig gerettet werden konnten, ist einzig und allein der drahtlosen Telegraphie zu verdanken. Die Helden des Tages waren die beiden Ingenieure, die die drahtlosen Telegraphen an Bord der „Republic“ und des schließlich Rettung bringenden Dampfers „Baltic“ bedienten. Jack S. Binns, der Telegraphist der „Republic“, verblieb auf seinem Posten bis zu dem Augenblick, da sich der Kapitän und die ersten Offiziere der „Republic“ anschickten, als die letzten das Rettungsboot zu besteigen. Binns' Kabine war bei dem Zusammenstoß von dem Bug der „Florida“ getroffen worden. Er harrte jedoch inmitten der Trümmer aus und sandte unaufhörlich das Notzeichen über den Ozean, das von den zur Rettung herbeieilenden Dampfern „Baltic“, „Lorraine“, „Lucania“ u. a. sowie in Neuyork, Newport Navy Yard und Nantucket Island von den dortigen Stationen der drahtlosen Telegraphie aufgenommen wurde. Die letzte Nachricht, die die „Republic“ durch Funkspruch gab, hatte folgenden Wortlaut: „Passagiere und Mannschaft werden an Bord der ›Florida‹ genommen.“ Dann drang das Wasser in die Sammlerbatterie, die an Stelle der bereits überschwemmten Dynamomaschine den Marconi-Apparat bediente. Der Telegrapheningenieur der „Baltic“, Tattersall, ist über achtundvierzig Stunden ununterbrochen an seinem Apparat geblieben; erst als die „Baltic“ Sandy Hook erreichte, brach er erschöpft zusammen und war kaum noch imstande, die Ankunft zu signalisieren.

Ebenso bemerkenswert ist die Übernahme der Fahrgäste sowohl der „Republic“ als der gleichfalls beschädigten „Florida“ durch die „Baltic“ in der Nacht auf den 24. Januar bei dichtem Nebel. Sechs Stunden dauerte die Überführung der gefährdeten Fahrgäste auf die „Baltic“, deren Kapitän Ransom zwanzig Boote heruntergelassen hatte, die mit voller Kraft von der Bemannung nach der eine Seemeile entfernten „Florida“ gerudert wurden. Jedes Boot konnte auf einmal nur zehn Fahrgäste aufnehmen, so daß die gefährliche Fahrt fünfmal wiederholt werden mußte, wobei der Schauplatz des Unglücks durch das Aufleuchten großer Magnesiumlichter erhellt wurde. Mehr als 1200 Personen wurden auf diese Weise von der „Baltic“ übernommen. Die „Florida“ hatte 800 Zwischendecksfahrgäste, zu denen noch 442 Passagiere der „Republic“ kamen, die kurz vorher von der „Florida“ übernommen worden waren. Als ein günstiger Umstand ist es noch zu betrachten, daß die „Republic“ nur 90 Fahrgäste erster, 170 zweiter und 230 dritter Klasse an Bord hatte.

Die „Lorraine“ von der französischen Compagnie Transatlantique befand sich 120 Seemeilen von der Unfallstelle entfernt, als sie das erste Hilfssignal der „Republic“ erhielt. Sie war auch sofort zur Unterstützung bereit, erhielt aber während der Suche ein drahtloses Telegramm der „Baltic“, wonach diese die „Republic“ bereits entdeckt hatte.

Der Nebel, der fast zwei Tage über der Bai von Neuyork gelegen hatte, begann sich zu lichten, als am Mittag des 25. Januar die „Baltic“ mit den geretteten Fahrgästen der „Republic“ und der „Florida“ in den neuen Ambrosekanal einlief. Der Dampfer wurde jubelnd empfangen. Alle Dampfpfeifen schrillten zur Begrüßung, von jedem Fahrzeug wehten Flaggen, während am Kai eine nach Hunderttausenden zählende Menschenmenge sich eingefunden hatte, deren Jubelgeschrei sich mit dem Heulen der Sirenen und dem Läuten der Schiffsglocken vermischte. Die von Neapel kommende „Florida“ hatte nach Übernahme ihrer Passagiere durch die „Baltic“ unter eignem Dampf die Reise nach Neuyork fortgesetzt, wobei sie vom amerikanischen Dampfer „New York“ von der American-Linie begleitet wurde, der bereit war, in jedem Augenblick kräftige Hilfe zu leisten. Die „Republic“ sank am Abend des 24. Januar, während sie sich im Schlepptau auf der Rückfahrt nach Neuyork befand.

Der Untergang der nach dem Mittelmeer ausgelaufenen „Republic“ hat die auf dem Heimweg befindliche amerikanische Kriegsflotte insofern schwer betroffen, als deren erstes Geschwader, das sich zur Zeit im Hafen von Nizza befand, auf den Proviant angewiesen werden sollte, den die „Republic“ an Bord hatte. Dieser Proviant hatte in Gibraltar übernommen werden sollen, um das Geschwader, das auf der Heimreise war, zu versorgen. Admiral Sperry veranstaltete deshalb in Marseille umfangreiche Einkäufe als Ersatz für die mit der „Republic“ untergegangenen Mundvorräte.

Die White Star Line und der Lloyd Italiano werden bei dem Seegericht in Neuyork gegeneinander Klage führen, um festzustellen, wen die Schuld an dem Zusammenstoß trifft. Da die „Republic“ untergegangen ist, dürfte sich der Streit um mehrere Millionen handeln.

Der Dampfer „Republic“ ersucht durch drahtlose Telegraphie um Hilfe, die von der Küste aus und durch herbeieilende Dampfer gewährt wird.

Die fein gestrichelten Linien auf unserer Abbildung versinnlichen die Übermittlung der Funkspruchnachrichten der „Republic“ nach den Dampfern und den Küstenstationen.

Ankunft der Passagiere der Dampfer „Republic“, und „Florida“ an Bord des Dampfers „Baltic“ im Hafen von Neuyork.

Frankfurt a. M.: Vor der Villa des Prinzen Friedrich Karl von Hessen.

Die eingestürzte Eisenbahnbrücke über die Wied zu Irlich bei Neuwied.

Die Vorstadt Blume in Hannöversch-Münden auf dem rechten Ufer der Werra.
Pioniere vermitteln den Verkehr zwischen Blume und Münden.

Überschwemmung des Kurgartens in Bad Kissingen.

In Koburg.

Durch die Flut außer Betrieb gesetztes Wasserwerk bei Witten an der Ruhr.

Die weit über ihre Ufer getretene Hörsel bei Eisenach.

Vom Hochwasser in Deutschland während der ersten Februarwoche.

Die Plobenhofstraße in Nürnberg.

Die Wilhelmstraße in Heiligenstadt.

Die gefährdete und für den Verkehr gesperrte Interimsbrücke in Dresden mit eingestürzten Eisbrechern.

Die Wassersnot in Leipzig-Schleußig. Kähne und Wagen vermitteln den Verkehr.

Die eingestürzte Eisenbahnbrücke über die Nethe bei Ottbergen.

Vom Hochwasser in Deutschland während der ersten Februarwoche.

Generalkonsul Scheefer.

Generalkonsul Scheefer.

Zugleich mit der Nachricht, daß Dr. Stanius, der bisherige deutsche Generalkonsul in Triest, noch im Laufe dieses Frühjahrs in den Ruhestand treten werde, wurde bekannt, daß der langjährige Sekretär des Fürsten v. Bülow, Geheimer Regierungsrat Scheefer, ständiger Hilfsarbeiter in der Reichskanzlei, auf diesen Posten berufen sei. Während seiner Tätigkeit in Rom, die in die Zeit fällt, in der Reichskanzler Fürst v. Bülow noch Botschafter in Italiens Hauptstadt war, hatte Geheimrat Scheefer Gelegenheit, sich mit allen italienischen Verhältnissen genau vertraut zu machen und die Aufmerksamkeit Bülows schon damals auf sich zu lenken. Nach Scheefers Eintritt in die Reichskanzlei schenkte ihm der Reichskanzler sein ganz besonderes Vertrauen, eine Auszeichnung, die ebenso ehrenvolle wie arbeitsreiche Konsequenzen mit sich brachte. So war unter andern Geheimrat Scheefer als ständiger Begleiter des Fürsten auf seinen Reisen und auch sonst die ganzen Jahre hindurch in ungewöhnlicher Weise in Anspruch genommen. Dessenungeachtet war er aber von einem stets gleichbleibenden, hilfsbereiten Entgegenkommen, so daß sein Scheiden aus der Reichskanzlei sicherlich vielfach mit aufrichtigem Bedauern zur Kenntnis genommen werden wird. Wie es heißt, wird sein Posten zunächst nicht anderweit besetzt werden.

Totenschau.

F. W. Delius, preußischer Generalkonsul in Bremen, Mitinhaber der von dem Generalkonsul Louis Delius gegründeten Firma Louis Delius u. Ko., seit 1866 Vorsteher des preußischen Konsulats in Bremen, seit 1875 Mitglied des Aufsichtsrates des Norddeutschen Lloyd, 1837 zu Bremen geboren, † daselbst am 2. Februar. (Porträt untenstehend.)

Alexander Karl, Abt von Melk, einer der angesehensten geistlichen Würdenträger Österreichs, Sohn eines Landmannes, wurde 1844 Benediktiner des Stiftes Melk, 1857 als Adjunkt der stiftlichen Zentralverwaltung nach Wien gesandt, 1867 Pfarrer in Wullersdorf, entfaltete in allen Fragen des Klosterlebens eine erfolgreiche Tätigkeit, wurde am 16. Juni 1875 zum Abt des Stiftes Melk gewählt, gehörte dem niederösterreichischen Landtag als Vertreter des Großgrundbesitzes an, 1876 in das Herrenhaus berufen, fungierte 1880 als Landmarschallstellvertreter, trat dann von dem politischen Schauplatz zurück, brachte die verschiedenen Zweige seines Stiftes zu großer Blüte, am 19. März 1824 zu Gmünd (Niederösterreich) geboren, † in Melk am 1. Februar. (Porträt untenstehend.)

Dr. Anton Rezek, früherer Landsmannminister, studierte Philosophie in Prag und Wien, promovierte 1875, wurde 1878 Dozent für österreichische Geschichte in Prag, 1896 Hofrat im Ministerium für Kultus und Unterricht, bald darauf Sektionschef, Mitglied des neu gebildeten Kabinetts des Dr. v. Koerber, 1899 Geheimer Rat, war bestrebt, die Tschechen für eine ruhige politische Taktik zu gewinnen, hatte nicht den nötigen Erfolg, gab 1902 seine Demission als tschechischer Landsmannminister, die vom Kaiser abgelehnt wurde, erbat, durch die tschechische Obstruktion veranlaßt, 1903 erneut seine Entlassung, trat in den Ruhestand, zog sich vom politischen Leben zurück, am 13. Januar 1853 zu Neuhaus (Böhmen) geboren, † in Prag am 4. Februar. (Porträt untenstehend.)

Dr. Karl Schenkel, früherer Minister des Innern in Baden, Sohn des Theologen Daniel Schenkel, studierte Jurisprudenz, wurde 1873 Amtmann in Heidelberg, trat 1875 in das akademische Lehramt für Rechts- und Verwaltungswissenschaften am Karlsruher Polytechnikum, wurde 1876 Ministerialrat, 1893 Ministerialdirektor, 1902 Nachfolger des Staatsministers Eisenlohr als Präsident des Ministeriums des Innern von Baden, in welcher Eigenschaft er das direkte Wahlrecht einführte und bis 1906 erfolgreich tätig war, trat infolge politischer Konflikte von seinem Posten zurück, wurde zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt, nahm krankheitshalber 1908 den Abschied aus dem Staatsdienst, erhielt den Dr.-Ing. honoris causa, war schriftstellerisch auf staats- und verwaltungsrechtlichem Gebiet mit großem Erfolge tätig, am 12. August 1845 zu Schaffhausen geboren, † in Karlsruhe am 2. Februar. (Porträt untenstehend.)

D. Adolf Stöcker, Dom- und Hofprediger a. D., früher einflußreicher Politiker, studierte in Halle und Berlin Theologie, ward 1863 Pfarrer in Seggerda, 1866 in Hamersleben, 1871 Divisionspfarrer in Metz, 1874 Hof- und Domprediger in Berlin, gründete 1878 die Christlich-Soziale Partei, an deren Spitze er eine leidenschaftliche Agitation entfaltete, war seit 1879 Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1880 Mitglied des Reichstags, wo er sich dem äußern rechten Flügel der Konservativen anschloß, von dem er sich 1896 trennte, erfolgreicher Förderer der Berliner Stadtmission, seit 1883 Herausgeber der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“, Verfasser zahlreicher Schriften und Predigtsammlungen, legte 1890 aus politischen Gründen sein Hofpredigeramt nieder, zog sich im November 1908 aus Gesundheitsrücksichten auch vom politischen Leben zurück, am 11. Dezember 1835 zu Halberstadt geboren, † in Bozen am 8. Februar. (Porträt untenstehend.)

Klothilde Kleeberg, † am 7. Februar.

Klothilde Kleeberg.

In Brüssel, woselbst sie seit ihrer Vermählung mit dem Bildhauer Samuel heimisch geworden war, ist am 7. Februar die hervorragende Pianistin Klothilde Kleeberg aus dem Leben geschieden, eine reichbegabte, feindurchgebildete und vornehm gestaltende Künstlerin, der man um ihres poetischen Edelspieles willen einen Ehrenplatz zwischen der geistesgrößern Frau Klara Schumann und der temperamentsärmern Frau Annette Essipow hatte einräumen müssen. Klothilde Kleeberg war als Kind eines aus Mainz stammenden deutschen Vaters am 27. Juni 1866 in Paris zur Welt gekommen. Sie wurde bei richtiger Erkenntnis ihres großen Musiktalentes schon mit sieben Jahren dem Pariser Konservatorium zugeführt und errang sich dort mit elf Jahren als Schülerin der Frau Prof. Rety die für die beste Klavierspielleistung ausgesetzte Medaille. Daraufhin kam sie in die Meisterschaftsklasse der berühmten Frau Prof. Massart und trug gleich im nächstfolgenden Jahre über fünfunddreißig Mitbewerberinnen um den ersten Klavierspielpreis den Sieg davon. So kam es denn, daß sie gleichsam noch als Kind zu den Konzerten von Lamoureux und Pasdeloup hinzugezogen wurde und schon zu Anfang der achtziger Jahre unter die meistumjubelten Zelebritäten der Pariser Saison zählte. Im Sommer 1883 trat die siebzehnjährige Künstlerin erstmalig in London auf und erweckte beim englischen Publikum alsogleich die lebhaftesten Sympathien, deren sie sich bis an ihr allzu frühes Ende hat erfreuen können. In Deutschland, wo Hans v. Bülow voll freudiger Anteilnahme an dem schönen Talent des jungen Mädchens ihr die ersten Schritte in die Öffentlichkeit ebnete, kennt man Klothilde Kleeberg seit dem Jahre 1887, hat aber in späterer Zeit bei häufigem Wiederbegegnen mit der anmutigen Pariser Künstlerin Gelegenheit gehabt, aus dem anfänglichen Rausche der Begeisterung — nicht etwa zu einer Entnüchterung, sondern zum gefestigten und dauernden Gefühl ernst bewundernder Hochschätzung zu erwachen. Klothilde Kleebergs Spiel hatte bei absoluter Korrektheit und Zuverlässigkeit in allem Technischen das Gepräge geistiger Reife und seelischer Vornehmheit; es tönte dem Hörenden mühelos-schön und in maßvoller Gefühlswärme entgegen und beglückte jederzeit, ohne durch irgendwelche Gewalttätigkeiten zu erregen. Die Künstlerin spielte Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Raff, Brahms, Bizet und noch vieles andere mehr — und spielte alles schön. Aber es will mich bedünken — und das mag wohl ihre deutsche Abstammung bewirkt haben — als habe Klothilde Kleeberg ihr Allerschönstes zumeist an Kompositionen von Schubert, Mendelssohn und Brahms vollbracht.

Arthur Smolian.

Dr. Karl Schenkel, früherer badischer Minister des Innern, † am 2. Februar.

D. Adolf Stöcker, † am 8. Februar. (Phot. E. Bieber, Berlin und Hamburg.)

F. W. Delius, preußischer Generalkonsul in Bremen, † am 2. Februar.

Alexander Karl, Abt von Melk, † am 1. Februar.

Dr. A. Rezek, früherer tschechischer Landsmannminister, † am 4. Februar.

Vizeadmiral S. A. Wojewodskij, neuer russischer Marineminister.

Ulrich Hübner: Finkenwärder Fischerboote.

Ballast. Roman von Carl Conte Scapinelli.

(14. Fortsetzung.)

Das herrliche Frühlingswetter lockte während der Mittagstunden das feine Paris aus den Palästen hinaus in die Champs-Elysées und das Boulogner Gehölz. Auch dorthin ging Walter an den folgenden Tagen und hielt die Typen der Reichen, der alten Aristokraten, der jungen Modedamen, der protzigen Bankiersfrauen fest.

Die Arbeit freute ihn, darum trug sie den Stempel eines gewissen feinen Humors an sich. Auch hier entstanden nette, frisch erfaßte Augenblicksbilder, die er später zu verwerten hoffte.

In den Kabaretten und Künstlerkneipen, die er an den Abenden besuchte, war ebenfalls sein Griffel nicht müßig. Eine Serie der auftretenden Künstler, die er mit Meisterschaft karikiert hatte, sollte ihm in Paris sein erstes Honorar eintragen. Die Karikaturen wurden für das Programmbüchelchen verwendet.

Inzwischen war von der Zeitschrift aus Deutschland die Erklärung gekommen, daß sie die erste Serie der Pariser Straßentypen annehmen wollte. Zugleich wurde er aufgefordert, noch andere folgen zu lassen.

So verdiente Walter Geld genug, um seine Schuld an Berg abzuzahlen.

Aber es war doch mehr ein hastiges Verdienen, ein Schaffen für den Tag.

Der Zufall wollte es, daß er eines Tages in den Straßen dem Vicomte Lecroix begegnete, der mit ihm bei Wangen in der Pension gewesen war. Erfreut über das Zusammentreffen, bot dieser sich Walter als Führer an. Lächelnd wunderte er sich, wie froh und selbstbewußt Derkorn geworden war. Neckend erinnerte er ihn an seine sentimentale Art vor etlichen Jahren. Wie jeder, der zum erstenmal in einer Weltstadt weilt, gab auch Walter sich als Großstädter.

„Sie sagen, daß Sie Ihren Titel hier nicht führen", fuhr Lecroix fort. „Aber, lieber Freund, Sie tun unrecht daran. Hier im republikanischen Paris hält man auf so etwas ganz besonders!"

„Man nimmt mich sonst für einen Dilettanten."

„Niemals, mein Lieber. Ein Mann, der wie Sie solch saftige, kraftvolle Karikaturen unserer Kabarettgrößen entwerfen kann, gilt hier immer als ein Künstler."

„Ja, kennt man denn diese Bildchen?"

„Man spricht in all den Kreisen davon. Aber Sie dürfen nicht so bescheiden sein. Sie müssen sich dort zeigen, das ist hier die Hauptsache. Immer sich zeigen, um gesehen und nicht vergessen zu werden! Und noch einen Rat: Wenn Sie bekanntwerden wollen, dann karikieren Sie unsern Präsidenten — den muß jeder karikiert haben — unsere Minister, unsere Dichter!"

Walter lächelte. Sollte er sich wirklich an diese Größen wagen?

„Sie sollten eine Serie von berühmten Persönlichkeiten entwerfen. Man hat hier für eine gute Karikatur mehr Sinn als für ein schlechtes Gemälde."

Sie beschlossen, sich öfter zu treffen. Ein Café wurde bestimmt, wo sie zusammenkommen wollten.

Walter Derkorn ging ganz auf in seiner neuen Beschäftigung. Sie freute ihn, die ersten Erfolge hatten ihn ermuntert. Er bekam jetzt wirklich Lust und Mut und lächelte schon halb über seine charakterlose, peinliche Landschaftsmalerei.

Die Liebe zur Sache ließ ihn die Technik variieren. Bald schraffierte, bald punktierte er, bald ließ er eine dicke Gestalt wie aus Fettflecken hervorwachsen.

Durch die Vermittlung des Vicomte Lecroix fand er ein humoristisches Blatt, das seine Galerie von Berühmtheiten bringen wollte.

Aber das war nicht die einzige Hilfe, mit der der Vicomte Walter zur Seite stand; er hatte auch teil an dem Sarkasmus in dessen Zeichnungen. Von ihm floß der gallische Witz aus, der alles belächelte und lästerte, der nichts wirklich ernst nahm. Mit den Augen seines Freundes lernte Walter sehen, in dessen Grundsätzen leben. Oft wenn ihm irgendein Kopf nicht glückte, wenn er das Charakteristisch-Humoristische, das er steigern wollte, nicht fand, dann half ihm ein Witz, eine Anekdote, die der Vicomte von der darzustellenden Persönlichkeit zu erzählen wußte, über die Schwierigkeit hinweg.

„Lieben Sie noch immer Fräulein Babette?" fragte ihn einmal Lecroix.

„Ich weiß nicht, Vicomte, ich glaube fast!"

„Sie waren doch mit ihr heimlich verlobt? Jeder junge Mann von Bildung muß vor seinem zwanzigsten Lebensjahr einmal verlobt gewesen sein!"

„Es war nicht zum Scherzen!" sagte Walter ausweichend.

„Aber jetzt können Sie darüber scherzen, lieber Freund. Wenn man so viele hundert Kilometer von einer Dame, die man liebt, entfernt ist, so lacht man immer wie erlöst auf. Ja, auch Miß Ellen war nett; aber sie hatte Fischblut in den Adern."

Walter schwieg. Hier gab es einen Punkt, wo sie einander nicht verstanden; hier war ihre Lebensauffassung ganz verschieden.

Doch Babette war inzwischen eine andere geworden. Das merkte ihre Umgebung im Hause Wangen am besten.

Durch die Heirat der Lingen war der Kreis noch kleiner geworden, so daß Babette nur wenig zu sorgen und zu arbeiten übrigblieb. Während Frau Amalie im Atelier fleißig schaffte und daneben noch Malstunden gab, saß Wangen am Schreibtisch. Sein Verleger, der mit dem Erfolg des „Lebensglaubens" sehr zufrieden war, wünschte weitere Arbeiten, und Freiherr von Wangen hatte beschlossen, einen Roman der Lebensbejahung zu schreiben. Unter den vielen Menschen, die ihm im Laufe der Jahre begegnet, gab es manche gut zu verwertende Typen.

Freiherr von Wangen war jedoch kein Freund des Schreibens; immer wieder zögerte er zu beginnen. Sobald er die Feder in die Hand nahm, um die Gedanken, die ihm beim Sprechen von den Lippen sprudelten, aufs Papier zu bringen, versagte plötzlich seine dichterische Kraft.

Hier kam ihm eines Tages Babette Kerr zu Hilfe, indem sie sich als Schreibkraft anbot.

„Ich habe im Hauswesen so wenig zu tun, seit Sie keine Pensionäre mehr aufnehmen, daß ich mich fast des Müßiggehens schäme. Die Stunden ohne Arbeit tun mir nicht gut; ich grüble dann nach und denke an die Vergangenheit, die doch nicht zu ändern ist. Würden Sie mir nicht einen Anteil an Ihrer Arbeit lassen? Wenn ich auch nicht viel von der Sache verstehe, so kann ich doch wenigstens schreiben, was Sie mir diktieren."

„Das ist famos, Babettchen! Sie schickt mir der Himmel als Rettung. Freilich nehme ich Ihr Anerbieten an, ich brauche ja eine solche Hilfe notwendig. Zehn Prozent von meinem Honorar sollen Sie haben! Einverstanden? Schlagen Sie ein!"

Freudig reichte Babette ihm die Hand hin.

So war beiden gedient.

Am nächsten Tag schon begann er ihr zu diktieren. Sprudelnd floß sein Redestrom, so daß Babette ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte.

Tapfer schrieb sie drauf los, und nachmittags kopierte sie das Diktat.

Sie fühlte sich plötzlich so zufrieden, so ruhig, so sicher. Auch sie begann jetzt an einem Kunstwerk Anteil zu haben, wenn auch nur in bescheidenem Maße.

Ganz andächtig gestimmt, schrieb sie in Windeseile Wangens Worte hin. Vor ihr offenbarte sich eine Dichterseele, deren Aussprüche immer mehr Gewalt über sie bekamen und ihr Gemüt stählten und stärkten.

Ganz leise begann auch in ihr ein Lebensglaube zu reifen, kein sonniger, fröhlicher, aber doch ein lichter und ernster.

Ihr war diese Arbeit nicht nur ein Mittel zur Betäubung; sie befreite sich dadurch allmählich auch von aller Last und Erdenschwere. Die Worte Wangens, sein unerschütterlicher Optimismus gaben ihr Mut und ließen sie die überstandenen Leiden als klein und nichtig ansehen.

Wie in weite Ferne gerückt erschien ihr jetzt ihre Liebe zu Walter. Nicht gewaltsam getötet, sondern sanft eingeschlummert war diese, teils weil sie die Arbeit von unnützen Grübeleien abhielt, teils weil sie immer mehr einsah, daß sie damals unrecht getan, da sie ihn in den Winkel bannen wollte.

Ohne Scheu sprach sie mit ihrem väterlichen Freunde über diesen Zustand. Ohne Scheu gab Freiherr von Wangen ihr Aufschluß.

„Es steckte eben doch in dem Jungen etwas, das ihn aus den kleinlichen Verhältnissen hinaustrieb. Irgend etwas Schönes war in ihm unterdrückt; lange, mühsam kämpfte er. Auch die Mutter und der Aufenthalt in Wien konnten ihm keine Erlösung bringen. Langsam, ganz langsam hat er in seiner Kunst das Lachen gelernt, jenes tosende, befreiende Lachen, verbunden mit einem mitleidig und doch scharf blickenden Auge, das im Grunde jedem richtigen Künstler innewohnt."

Gemeinsam blätterten sie die Zeitschriften durch, in denen sich Typen und Karikaturen Walters befanden. Dabei geschah es einmal, daß Babette Kerr über solch ein Bildchen lachen mußte. Auch auf sie wirkte seine Kunst.

Sie sah jetzt ein, daß sein Können auf diesem Felde lag, und daß er sich mit unendlichen Qualen dahin durchgerungen hatte.

Oft noch zeigte sein Humor einen Einschlag tiefer Bitterkeit, besonders dort, wo er soziale Zustände geißelte.

„Er mußte zuerst bitterlich weinen, dann gequält, schmerzverzerrt auflachen, ehe er das reine, gütige Lächeln fand", sagte Wangen einmal.

Und so war es auch. Schon als er noch nicht aus Beruf malte, neigte er stark zur Karikatur. Sie diente ihm als Waffe gegen allzu starke Eindrücke.

Sonst ließ Walter nicht viel von sich hören. Von Zeit zu Zeit schickte er an Wangens Adresse illustrierte Zeitschriften, die Arbeiten von ihm enthielten.

Alle seine Bilder waren nur mit „Walter Derkorn" gezeichnet.

Babette tat das weh. Warum verleugnete er seinen Adel?

Aber auch darüber beruhigte sie Wangen.

„Das ist sehr erfreulich für mich, Babette, wenn es auch nur ein Übergangszeichen ist. Walter will bürgerliche Arbeit tun, will bürgerlich eingeschätzt sein; nicht sein Titel, sein Bild soll wirken. Wir alle tragen ja allzuschwer an dem Wörtchen »von« und an dem Titel »Freiherr«. Diese paar Silben vor unseren Namen sind schuld, daß wir anders denken, anders erzogen und anders beurteilt werden. Der Friseur, der Krämer an der Ecke, die haben Respekt davor. Aber der Verleger, der Kunsthändler, die fürchten, daß wir eben nicht mehr sind als der Baron, als der Herr von, und nehmen uns und unsere Arbeiten nicht für voll. Und doch, Babette, glauben Sie mir, ein Aristokrat, der wirklich tüchtig arbeitet, der ist wie ein Vollblutpferd, das doppelt so viel leisten kann wie der schwerste Arbeitsgaul. Aber wirklich arbeiten muß er, zäh, andauernd. Es zeugt von Stolz, daß Walter auf die Beihilfe des Titels verzichtet; er will ihn sich erst durch Arbeit verdienen, will erst ein wirklicher Baron sein, wenn er sich das Geld dazu selbst erworben hat. Gerade das war seines Vaters, war Fritzens, war mein größter Fehler. Wir waren sorglose Aristokraten in jeder Lebenslage, wir trugen den ganzen Ballast von Vorurteil, von Rücksichten, von uralter Weltanschauung mit in den bürgerlichen Beruf, in dem wir arbeiten wollten. Wir waren nobel ohne Geld, verschwenderisch ohne Rückhalt, Grandseigneurs ohne Hofstaat und Mittel. Wir waren leichtgläubig, gutherzig gegen jedermann, auch gegen solche, welche es nicht verdienten. Walter von Derkorn wird vielleicht der einzige sein, der sich bürgerlich durchbringt, der zu Gelde kommt und dann erst Aristokrat wird.

Wangen hatte wieder einmal seinen Lieblingsvortrag gehalten; Babette Kerr, die ihn schon so oft gehört, verstand ihn heute zum ersten Male richtig.

„Aber nun wollen wir weiterarbeiten. Flink, Babette, die Feder zur Hand und geschrieben."

Gemächlich in seinem Stuhl zurückgelehnt, begann Wangen zu diktieren: „Beate aber war das erste Opfer, das er seinen Ansichten brachte, und willig ließ sie sich dem höhern Zweck opfern; sie wußte, daß es so sein müsse, wenn er steigen wollte" . . .

Tief über das Papier gebeugt, schrieb Babette den Satz hin. Ein Zittern lief durch ihren Körper. Sie dachte an sich, an Walter, und mitten im Schreiben brachen plötzlich Tränen aus ihren Augen.

XII.

Jahre waren ins Land gezogen, stille arbeitsreiche Jahre. Wie der Wind waren sie verweht, nur ihre Früchte waren geblieben.

Babette war nach und nach Wangens Beraterin und stille Mitarbeiterin geworden. Sobald er bei seinen Arbeiten im Optimismus zu weit gehen wollte, erinnerte sie ihn gelassen an die Härten und Schmerzen des Lebens, und Wangen, der nun einsah, daß er in manchem weit übers Ziel geschossen, lenkte wieder ein. Sie hielt ihn aber auch mit ihrer Arbeitslust und ihrem Fleiß am Schreibtisch fest, wenn seine Kraft erlahmen und er aufhören wollte.

So bekam er durch sie einen gewissen Halt, den sein überschäumendes Temperament wirklich brauchte.

Nach allen Stürmen und Kämpfen hatte sich ihrer eine Würde und Ruhe bemächtigt, die sie schön und jung erhielt. Spurlos gingen die Jahre an ihr vorüber; aus ihrem Kummer wurde milder Ernst, aus ihrem drängenden Hoffen sichere Zuversicht.

So lernte sie das Leben, das sie so hart geprüft und Walter einen andern Weg gewiesen, als sie es gewünscht, an Wangens Seite liebgewinnen.

Auch für Walter waren die letzten Jahre wie im Fluge vergangen, Jahre der Mühe und Arbeit.

Wer da glaubte, daß die paar kleinen ersten Erfolge in den illustrierten Zeitungen ihn schon zu einem bekannten Künstler gemacht hätten, der wurde gründlich enttäuscht. Dem bescheidenen Anfang, der ihm die Mittel zum Leben in die Hand gegeben, folgte eine Zeit harten Kampfes.

Der erste Eindruck, den Paris auf ihn gemacht, war nach und nach verrauscht. Die Heimat begann ihm abzugehen. Nach ihr zog es ihn mit allen Fasern.

Ein Mann, dessen Jugend freudlos und voller Entsagung war, lernt das ständige Lachen nicht so leicht. Es kamen Stunden und Tage, wo sein Griffel genau so wenig lachen konnte wie er, wo der gallische Witz, der Sarkasmus ihm fehlte, wo er bitter ernst zu sein wünschte.

Mit eherner Zähigkeit aber hielt er an seinem Ziele fest. Nicht eher wollte er in die Heimat zurückkehren, als bis sie seine Kraft brauchte und ihn rief.

Mit allen Mitteln war er bemüht, sich bekanntzumachen. Aber was nützte es ihm, daß man in gewissen Kreisen der französischen Hauptstadt von dem Monsieur Derkorn sprach und diesen als einen, der zu ihnen gehörte, ansah?

Den Seinen wollte er etwas sein. Aber nach Wien und München getraute er sich nicht. So machte er denn einen Abstecher nach Berlin. Als heimlicher Gast wollte er kommen, hervorragende Persönlichkeiten dieser Stadt mit dem Pinsel festhalten und sie ihnen dann von Paris aus zeigen.

Die Frucht dieser Reise waren zwei Bilderserien, die Karikaturen von Männern der Politik und der Wissenschaft darstellten, und ein Album mit ebensolchen Zeichnungen aus dem Reichstage.

Diese drei Arbeiten machten den Namen Walter Derkorn in Deutschland mit einem Schlage bekannt. Sein mühsam erworbener Geschäftssinn hatte ihn die Reise gut ausnutzen lassen. Sein Fleiß trug goldene Früchte, die Hefte und Albums fanden reißenden Absatz. Man lachte und lobte und kaufte bis hinauf in die höchsten Kreise, bis hinab in die breitesten Schichten der Bevölkerung. Die Karikierten selbst lachten mit.

Das konnte nur einer, der in Paris lebte, hieß es. Dann war auf einmal durchgesickert, dieser Derkorn sei ein österreichischer Baron, und das machte ihn noch populärer.

Von Wien aus erhielt Walter den Auftrag, gegen glänzendes Honorar auch die dortigen Größen in solch gangbaren Karikaturen festzuhalten. Aber er lehnte ab. Er wollte nicht auf Kommando Serienwerke der lachenden Muse schaffen.

Ihm war es darum zu tun, auch tiefere humoristische Arbeiten, die mehr als einige Köpfe enthielten, zu vollenden. Er wollte nicht einseitig werden.

So ließ er sich endlich bestimmen, für eins der ersten humoristisch-satirischen Blätter, das damals in München entstanden war, ganzseitige Zeichnungen zu entwerfen. Er blieb jedoch in Paris, trotz aller Sehnsucht, trotz aller Briefe der Mutter.

Nun konnte er sich auf größerm Format mit Zuhilfenahme von mehr Personen und mehr Komposition malerisch ausleben; auch die Farbe stand ihm hier zur Verfügung.

In wenigen Monaten war sein Name mit dem neuen Unternehmen eng verknüpft, und das Blatt fand dadurch auch in Berlin wie in Paris, die beide ihren Karikaturisten nicht vergessen hatten, einen sehr guten Absatz.

So wurde er eines Tages von dem Verleger der Zeitschrift, der sich Walters Kraft für immer zu erhalten suchte, als Teilhaber des Geschäftes aufgenommen.

Schon das erste Jahr brachte ihm ein kleines Vermögen ein. Er lächelte fast bitter, als ihm die Summe auf der Bank ausgezahlt wurde. Nun hatte er wieder Geldsorgen, weil er nicht wußte, was er mit dem Überschuß anfangen sollte.

Aber dann überlegte er es sich. Lebte denn nicht seine Mutter in ärmlichen Verhältnissen, und hatte er selbst nicht seit Jahren alle Bedürfnisse, alle Wünsche in sich unterdrückt?

Und plötzlich erfaßte ihn wieder jener Zug nach der Heimat. Sollte er das Geld seiner Landsleute hier in der Fremde verzehren, für sich allein, oder es auf französischen Banken Zinsen tragen lassen?

Nein, die Heimat sollte ihn und sein Geld haben. Nach dem Orte, wo das Blatt erschien, wo er die stürmischen Jünglingsjahre zugebracht hatte, wollte er zurückkehren. Dort wollte er als reicher, einsamer Mann mit seiner Mutter leben, bis ein Mägdlein käme, ihn zu erlösen. Er sehnte sich wieder nach deutscher Gemütlichkeit, nach einer geschmackvollen Villa draußen in der Villenkolonie Gern. Und er sah im Geiste ein echtes, rechtes, deutsches, strenges, häusliches, lieblich-hausbackenes Weiblein dort schaffen, scheuern und kochen. Er konnte sich dann keine andere dabei vorstellen als Babette, die ihm schon als Hausfräulein so gewaltig imponiert hatte. Freilich, jetzt konnte sie ihn nicht mehr bändigen und knebeln, jetzt wuchs er über sie hinaus.

Wo sie war? Warum er nie an sie geschrieben? Nie nach ihr gefragt? Ob sie schon verheiratet war? Sie hatte ja das Zeug zur deutschen Hausfrau.

Das alles ließ ihm plötzlich keine Ruhe. Eines Morgens packte er seine Koffer und schickte sie nach München, wo er sie am Bahnhof einstellen ließ. Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Wien zu seiner Mutter. Ihr sollte sein erster Besuch in der Heimat gelten!

Jubelnd sank er der Frau, die in Geduld seiner geharrt, in die Arme. Sie hatte an ihn, an sein Kommen geglaubt. Nun stand er vor ihr, breiter und

stärker geworden, die ehemals flatternden Blondlocken kurz gehalten, kein Kunstjünger mehr mit einem Spitzbart, sondern ein vornehmer Weltmann, elegant gekleidet: der richtige Baron Derkorn.

Im Sturm der Freude nahm er von der Mutter Besitz und lief durch ihre engen Räume, in denen er sich jetzt so behaglich und heimisch fühlte.

Auch seine Mutter war ihm näher gekommen in den Jahren, da er in der Ferne weilte; das Alte war verrauscht mit all den dummen Zweifeln, die ihn früher so beunruhigt hatten.

Er strich ihr die grauen Schläfen und küßte ihre Hände. Nun sollte auch sie ein neues Leben beginnen, ein Leben voller Freude. Aus dem alten Hause sollte sie hinaus; sie mußte mit ihm nach München ziehen, gleich morgen.

Was nützte es, daß sie sich dagegen wehrte und sträubte! Er ließ einen Fiaker kommen und fuhr in die Stadt, um die nötigen Einkäufe zu besorgen. Die Mutter mußte wie eine richtige Baronin ausgestattet werden.

Sie bat ihn, sie einstweilen noch in Wien zu lassen, bis er sich in München eingerichtet hätte; aber davon wollte er nichts wissen. Sie mußte mit, ihm helfen, Wohnung und Einrichtung auszusuchen; sie sollte nicht mehr von ihm weichen.

So fuhren sie schon am nächsten Morgen nach München. Es war etwas in Walter, das ihn dorthin zu treiben schien.

Er hatte Wangen telegraphisch von seiner Ankunft verständigt; auch Berg war benachrichtigt worden.

Walter freute sich auf die erste Begegnung mit den Freunden seiner Jugend. Er war ordentlich aufgeregt. Von allen sprach er zu seiner Mutter, nur nicht von Babette. Und doch dachte er fortwährend daran, wie er sie finden und sie ihm gegenüber sich benehmen würde.

Wangen stand voll freudiger Erregung auf dem Münchner Bahnhof und erwartete Derkorn mit dessen Mutter. Das war endlich wieder einmal eine angenehme Abwechslung in der Stille, ein Anlaß zu einem kleinen Fest.

Wie Walter aus dem Wiener Schnellzuge stieg und als feiner Kavalier vor ihm stand, da stutzte dieser wohl einen Augenblick; dann aber schloß er ihn in seine Arme und küßte ihn auf die Wange.

„Willkommen in München, Walter!"

Er half der Mutter Baronin Derkorn aus dem Wagen. Ehrerbietig küßte er ihr die Hand; alle Widerreden nützten nichts, bei ihm daheim war alles gerichtet, um sie beide zu beherbergen.

Sie wollten ihm nicht zur Last fallen, aber er lachte nur.

„Nein, alte Freunde sind einem doch wahrhaftig nur eine Freude. Wir haben auch Platz genug. Das Zimmer der Lingen und das Babettes sind ja dazu frei. Ja, darum müssen wir jetzt schon um Entschuldigung bitten, wenn nicht alles klappen sollte; denn unser Hausmütterchen ist verreist."

„Wohin? Warum?" fragte Walter rasch, und tiefe Schatten legten sich um seine Stirn.

Da hielt es Wangen für das beste, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Sie wollte mit dir nicht zusammentreffen!"

„Grollt sie mir noch?"

„Du bist ihr nicht gleichgültig", war die lakonische Antwort.

Während der ganzen Fahrt nach Gern dachte Walter darüber nach, warum Babette vor ihm geflohen war. Wußte sie nicht, daß er jetzt als gereifter Mann kam, als einer, der sein Ziel erreicht hatte? Mied sie ihn? Wollte sie ihm nicht im Wege sein? Er war ganz kleinlaut und still geworden.

Erst als sie über die Brücke des Nymphenburger Kanals fuhren und die Villenkolonie mit ihren zierlichen Häuschen und grünen Gärten vor ihnen lag, erwachte er aus seinen Gedanken.

Diese Gegend, wo er jahrelang gelebt hatte, löste alte Erinnerungen; und mochte die damalige Wirklichkeit noch so trüb gewesen sein, jetzt erschien sie ihm hell und licht.

Frau Amalie und Berg mit seiner jungen Frau harrten schon der seltenen Gäste. Mit Herzlichkeit begrüßten sie einander. Von Herzlichkeit fühlte sich auch die Baronin Derkorn umgeben.

Plaudernd blieb Walter in dem kleinen Salon zurück, während seine Mutter sich umkleidete. Aber alle Worte, alle freundlichen Reden flossen ihm wie im Traume von den Lippen. Immer mußte er dabei an Babette denken. Sie hatte ihm einst dieses Haus lieb und wert gemacht. Ohne sie konnte er es sich nicht vorstellen; es kam ihm wie verwaist vor, überall vermißte er ihre Hand.

Vergebens ließ Wangen alle seine Unterhaltungskünste spielen, bei Walter wollte die richtige Stimmung nicht aufkommen.

Sein alter Freund Berg freilich fühlte, was diesen bedrückte. Walter hatte das Haus verlassen, als drin noch Leben und Gäste waren; jetzt fand er das Ehepaar allein vor.

„Ach, wenn doch Babettchen da wäre! Sicherlich wäre das Essen besser gewesen", meinte selbst Frau Amalie. „Ich bin nun mal keine Hausfrau, und wenn man ein Haus führt, soll man es sein. Babette Kerr freilich versteht das ausgezeichnet. Na, hoffentlich kommt sie wieder."

„Ich hätte sie gerne gesehen!" sagte die Baronin Derkorn einfach.

„Oh, sie ist noch immer schön! Sie hat so etwas Ruhiges, Hoheitsvolles und Sicheres bekommen", erwiderte Frau Amalie.

Da traf Walter ein Blick aus den Augen der Mutter. Sie fühlte längst, was ihn so einsilbig gemacht und enttäuscht hatte.

Als Sieger hatte er kommen wollen, um sich der Besiegten gnädig zu zeigen, sie gnädig aufzunehmen, sie vielleicht wieder gnädig zu lieben. Aber der Plan war von Babette vereitelt worden. Sie hatte dem Sieger das Feld geräumt und war entflohen.

„Du hast ja riesig Glück gehabt, Walter!" sagte Berg zu Derkorn, um ihn ins Gespräch zu ziehen.

Doch dieser sah finster auf. „Glück? Nennst du das Glück? Tage und Nächte voll Arbeit und Mühe, voll Hangens und Bangens? Enttäuschungen, Hoffnungen, nur dann und wann kleine Erfolge? Wie schwer muß man kämpfen, wie zäh und energisch auf seinem Platze ausharren, um dieses Glück zu erobern. Und dann endlich kommt das Geld, und wenn du es in der Hand hast, dann freut es dich kaum mehr!"

„Bist du aber heute philosophisch veranlagt, Walter!" rief Wangen. „Doch damit du diese bösen Gedanken vergißt, wollen wir einer besondern Flasche den Hals brechen."

Langsam schenkte er ihm den perlenden Rebensaft in das Glas.

An seinen Platz zurückgekehrt, blieb Wangen stehen. Sein Herz war übervoll, und so begann er zu sprechen:

„In ganz kleinem Kreise feiern wir heute den bedeutsamen Tag der Rückkunft Walter von Derkorns. Die Kunstgeschichte Münchens wird den Kommentar zu diesem Ereignis geben. Wir hier freuen uns, den Menschen Walter wieder bei uns zu haben, dessen Jugend rauh gewesen ist, dessen Mannesalter goldig sein wird. Er ist nicht allein gekommen; seine Mutter bringt er mit, und dadurch erst wird ihm München zur wirklichen Heimat werden. Manche Stürme sind über das Haus hinweggebraust, die Schar der Gäste ist klein und kleiner geworden. Aber so wie wir jetzt in dieser festlichen Stunde zusammensitzen, fühlen wir uns eng verbunden, eng befreundet, eng verschwistert. Noch mancher möchte heute bei uns weilen, möchte diesen Abend mitfeiern, da Derkorn seine Mutter nach München bringt. Sie alle seien im Geiste willkommen, sie alle mögen im Geiste sich unserm Ruf anschließen: Mutter und Sohn Baron Derkorn herzlich willkommen bei uns, willkommen, willkommen, willkommen!"

Der Baronin Derkorn standen die Tränen der Rührung in den Augen. Wie lange war es her, daß sie in festlichem, fröhlichem Kreise gewesen, daß man ihr von allen Seiten zugetrunken, daß man sie laut und freudig willkommen hieß.

Alle stießen mit den Gläsern zusammen, schüttelten einander erfreut und bewegt die Hände. Auch Walter tat es; aber er vermißte hier noch immer jemand, der ihm einen andern Willkommengruß bot.

Von einem plötzlichen Drange erfüllt, erhob auch er sich.

„Ihr habt meine Mutter und mich so herzlich empfangen, daß ich fast an das Gleichnis von dem verlornen Sohne denken muß. Auch ich bin im Jugenddrang gegen euch oft undankbar gewesen, besonders gegen eine, die leider meinetwegen heute dieses Haus meidet. Ihr hätte ich neben Wangen und Berg am heutigen Tage laut und feierlich danken müssen. Ich bin ja ein bißchen was geworden draußen in der Fremde, so etwas wie ein nicht ganz unnützes Mitglied unserer bürgerlichen Gesellschaft, einer der vielen Handlanger der Kunst, dessen Arbeiten in müßigen Stunden für flüchtige Augenblicke eure Augen ein wenig erfreuen. Aber ehe ich das wurde, ehe mein Lebensluftschifflein zu dieser an sich bescheidenen Höhe stieg, habe ich ganze Säcke voll Ballast erst fallen lassen müssen. Manch wertloser Sack war dabei, aber auch manch schönes Stück enthielten sie, das mich mit euch, mit meiner Mutter, mit meiner Jugend verknüpfte. Und glaubt mir, da jetzt endlich mein Luftschifflein zu steigen begann, war mir's ängstlich in der Höhe, so ohne Gesellschaft, so ohne Ballast zu sein. Es darf und soll so hoch nicht steigen, daß ich den Blick ins Tal verliere, den Blick auf die grünende Welt da unten, sonst ist die Fahrt öde und aussichtslos. Drum bitte ich euch, tragt es mir nicht nach, ich will alle schönen Erinnerungen wieder aufnehmen bei meinem neuen Höhenflug. Dein Buch »Lebensglaube«, Wangen, darf dabei nicht fehlen; ebensowenig du, Mutter, Berg und ihr alle. Ob eine noch mit einsteigen will und die Lebensfahrt an meiner Seite riskiert, das wird sich zeigen. Ich, Baron Walter Derkorn, hätte zwecklos mich gemüht und geplagt, hätte zwecklos sie einst geopfert, wenn dem nicht so wäre!"

Er begann immer aufgeregter zu sprechen, sich immer mehr in diesem Bilde zu verrennen.

Plötzlich fügte er voll Schmerz und Vorwurf hinzu:

„Warum ist Babette Kerr nicht hier?" Dann sank er, den Zweck seiner Rede vergessend, in den Stuhl zurück. (Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Der Bürgeraufstand in Frankfurt a. M. Nach einem Gemälde von Jakobus Leisten.

DIE AMEISE UND IHRE LEBENSWEISE.

VON PROF. DR. K. ESCHERICH.

Es gibt wenige Tiere, die von jeher das allgemeine Interesse so sehr auf sich gezogen haben wie die Ameisen. Schon im Altertum schenkte man den Staaten der emsigen sechsbeinigen erchen Beachtung, wie aus der Bibel und den Schriften griechischer ıd römischer Naturphilosophen hervorgeht, und dieses Interesse t in unserer Zeit keineswegs nachgelassen, sondern ist heute endiger als je. Naturforscher der verschiedensten Richtungen ologen, Physiologen, Psychologen, Sozialbiologen) beschäftigen h mit noch nie dagewesenem Eifer mit dem Studium der Ameise, deren Seele zu erforschen und das Geheimnis der staunens-ten Harmonie, welche die mitunter Millionen von Einwohnern lenden Staaten regiert, zu entschleiern. Ja, selbst Weltanschauungen

Die verschiedenen Stände (Kasten) neisenstaat (von Aphaenogaster). ße, mittlere und kleine Arbeiterin; , d. h. älteres entflügeltes Weibchen; Weibchen vor dem Hochzeitsflug; 6 Männchen.

Nach der Wandtafel Serie A, Nr. 2 (Polymorphismus) der schönen Sammlung „Wandtafeln zur Allgemeinen Biologie". Verlag Erwin Nägele (Julius Klinkhardt), Leipzig.

ıan neuerdings auf den Ergebnissen der Ameisenforschung ıen, und Monismus oder Dualismus werden durch Beispiele Ameisenleben bewiesen oder widerlegt, je nach dem Stand-es Autors! — Haben die Ameisen Verstand, handeln sie mit ıng, stehen sie dem Menschen geistig nahe, näher noch als sten Säugetiere? Oder aber führen sie alle ihre Handlungen inktiv oder gar nur reflektorisch, gezwungen durch einen erblich festgelegten Nervenmechanismus, aus? — Das sind on weitesttragender Bedeutung, deren Beantwortung sehr ltanschauungen beeinflussen kann. Denn lie erste Frage zu bejahen, so wäre das er allmählich aufsteigenden Entwicklung ern zum Höhern ungültig und die Ent-lehre in ihren Grundfesten erschüttert. vollen die Tatsachen selbst sprechen lassen verehrten Lesern und Leserinnen eine markantesten Bilder aus dem Ameisen-ie sie die exakte Forschung der letzten oen hat, vor Augen führen. Dann wollen e obige Frage kurz zurückkommen.

Ameisen sind Verwandte der Bienen, Wespen usw. und gehören wie diese dnung der Hymenopteren oder Haut-e stellen eine sehr große Familie dar, ie ganze Erde zerstreut ist und nicht s hundertsiebzig Gattungen und etwa verschiedene Arten und Rassen enthält. Ameisen bilden Gesellschaften, auch der „Kolonien" genannt, die aber be-Einwohnerzahl, der Arbeitsteilung, der eine enorme Mannigfaltigkeit aufweisen. rt verhält sich darin anders. Es gibt niemals mehr als fünfzig bis hundert sitzen, anderseits aber auch solche mit Millionen, ja vielleicht Milliarden von Einwohnern. Ebenso steht die staatliche Organisation bei der einen Art auf einer überaus primitiven Stufe, bei der andern dagegen ist sie hoch ausgebildet und auf weitgehender Arbeitsteilung beruhend.

So groß aber die Verschiedenheiten bei den einzelnen Arten auch sind, so lassen sich doch sehr wohl gemeinsame Grundzüge bezüglich des Ameisensozialismus feststellen. Der Ameisenstaat ist organisch gegliedert, d. h. er wird zusammengesetzt von mehreren (gewöhnlich drei) mit verschiedenen körperlichen und geistigen Eigenschaften ausgestatteten „Kasten", nämlich den Männchen, den Weibchen und den Arbeitern. Letztgenannte, die reduzierte Weibchen darstellen, bilden weitaus die Hauptbevölkerung jedes Staates. Die Männchen und die Weibchen treten dagegen numerisch sehr in den Hintergrund. Wenn auch die Zahl der Königinnen (d. h. befruchteten Weibchen) nicht wie bei den Bienen streng auf eine fixiert ist, sondern meist mehr beträgt (fünf, zehn, ja in ganz großen Staaten bis sechzig), so bleibt sie doch verschwindend klein gegenüber der Zahl der Arbeiterinnen. Männchen befinden sich überhaupt nur ganz kurze Zeit im Staate, da sie schon wenige Tage nach dem Auskriechen ihr heimatliches Nest auf Nimmerwiedersehen verlassen, um die einzige ihnen zukommende Pflicht, die Befruchtung, zu erfüllen.

Die Unterschiede der drei Kasten sind mit wenigen Ausnahmen so deutlich, daß sie auch dem Laien sofort auffallen; sie können aber mitunter auch so gewaltig werden, daß die drei Formen wie ganz verschiedene Tiere aussehen, und daß es lange dauerte, bis man sie als zusammengehörig erkannte. Männchen und Weibchen sind meistens geflügelt, die Arbeiter stets ungeflügelt (Abb. 1).

Die Hauptarbeit im Ameisenhaushalt fällt den Arbeitern zu; sie haben einfach für alles zu sorgen, für den Bau und die Instandhaltung der Wohnung, für die Beschaffung der Nahrung, die Verteidigung, die Pflege der Königin, die Aufzucht der Kinder usw. Nur des Fortpflanzungsgeschäfts sind sie enthoben, das sie als einzige Aufgabe ihrer Königin überlassen. Sie können sich diesem Geschäft aus dem Grunde nicht widmen, weil die Fortpflanzungsorgane, die Eierstöcke, verkümmert oder wenigstens stark zurückgebildet sind.

Innerhalb der Arbeiterkaste, die, wie schon gesagt, mitunter Millionen von Individuen umfassen kann, ist deutlich eine Arbeitsteilung zu bemerken. Man hat experimentell festgestellt, daß es immer dieselben Individuen sind, die zum Futter kommen oder an der Eingangspforte Wacht halten oder die Kinder füttern usw. Die einzelnen Arbeiter widmen sich also ganz bestimmten Berufsarten, sie haben sich sozusagen zu Spezialisten ausgebildet. Vielfach kann man ihnen ihren Beruf schon äußerlich anmerken, im einfachsten Fall an den Größenunterschieden. Die Kleinen und Kleinsten verrichten gewöhnlich die häuslichen Arbeiten, wie die Kinderpflege, die Reinhaltung der Wohnung, bei den Pilzzüchtern das Jäten des Unkrauts oder bei den Körnersammlern das Enthülsen der Samen.

Abb. 2. Ein Riesenameisenhaufen in Masuren (Ostpreußen).

führliche Darstellung findet sich in meinem Buche: Schilderung ihrer Lebensweise". Verlag von Vie-ınschweig.

Die Großen dagegen übernehmen die Verteidigung, die Herbeischaffung der Nahrung und andere mehr Kraft und Mut verlangende Beschäftigungen. Nicht selten aber sind zu den Größenunterschieden noch andere, höchst auffallende Abzeichen hinzugekommen. Manche haben riesige Köpfe, andere mächtige, säbelförmige Kiefer, wieder andere eiförmig aufgetriebene Hinterleiber usw. Die beiden ersteren bezeichnet man als „Soldaten", obwohl die Großköpfe keineswegs stets große Soldatentugenden besitzen; letztere heißen Honigtöpfe, weil sie als Honigreservoire dienen.

Abb. 3. Die Sorge um die Nachkommenschaft. Die Brut wird gefüttert und gereinigt und je nach der Größe und dem Entwicklungsstadium (Ei, Larve, Puppe) in verschiedene Kammern geordnet.

Die auffallendste Erscheinung im Ameisenleben ist der **Nestbau**. Mag einer noch so wenig von den Ameisen wissen — einen Ameisenhaufen kennt wohl jeder. Allenthalben an den Rändern von Nadelwäldern kann man die mitunter 2 m hohen, kegelförmigen Haufen, zum größten Teil aus Nadeln, kleinen Ästen und Blattstückchen bestehend (Abb. 2), sehen. Bei warmer Witterung wimmelt ihre Oberfläche von Tausenden und aber Tausenden geschäftiger Ameisen, die teils aus den zahlreichen Löchern herauskommen, teils in ihnen verschwinden. Bei kaltem Wetter dagegen oder auch des Nachts ist es hier wie ausgestorben; auch die Öffnungen, durch die vordem unablässig aus und ein marschiert wurde, sind nicht mehr zu sehen. Die ganze Gesellschaft hat sich ins Innere des Baues zurückgezogen und die Türen fest verschlossen, sowohl aus Vorsicht, damit keine Räuber und Diebe hereinkommen, als auch, um ihre Räume recht warm zu erhalten. Der oberirdische Hügel stellt keineswegs das ganze Ameisennest dar, sondern dieses geht noch tief in die Erde, oft 1 m und mehr. Der unterirdische Teil ist sogar die Hauptsache, fehlt doch die Nadelkuppel in manchen Gegenden ganz. Der oberirdische Bau ist vor allem eine Vorrichtung zur Wärmespeicherung. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur ein Thermometer in den Haufen zu stecken; man wird da merklich höhere Temperaturen (bis 10°) beobachten als außerhalb. Dabei wird man auch finden, daß die Mehrzahl der Arbeiter mit der Brut sich stets an den Stellen der höchsten Temperatur, falls sie nicht eine gewisse Grenze überschreitet, aufhalten. Da letztere je nach dem Stande der Sonne fortwährend wechselt, so müssen die Ameisen ihre Kinder unaufhörlich von einem Ort zum andern schleppen; so gibt's den ganzen Tag Arbeit genug, zumal wenn man bedenkt, daß die Brut je nach ihrem Alter ein verschiedenes Wärme- und Feuchtigkeitsbedürfnis besitzt. Einmal müssen die Eier nach oben, die Larven und Puppen nach unten geschleppt werden, dann müssen wieder die Puppen nach oben, die Eier nach unten, die Larven in eine mittlere Lage gebracht werden usw. So sehen wir denn, wenn wir ein Nest öffnen, die einzelnen Entwicklungsstadien, meist fein säuberlich nach Größe und Alter sortiert, in verschiedenen Kammern untergebracht (Abb. 3).

Abb. 4. Nest von Camponotus ligniperdus in einem Fichtenstamme. Sp. Spechtloch.

Ein Ameisenhügel entspricht nicht immer einer einzigen Kolonie, sondern nicht selten reicht das Wohngebiet eines Staates über eine große Anzahl, mehrere Hunderte, solcher Haufen, die alle durch Straßen miteinander verbunden sind. Die Einwohnerzahl solcher „Ameisenstädte" beläuft sich natürlich auf viele Millionen. Es sind relativ wenige Ameisenarten, die Nadelhaufen bauen können (immer die sog. Waldameisen, der Gattung **Formica** angehörig); die meisten übrigen bei uns vorkommenden Arten begnügen sich damit, ihre Wohnungen lediglich aus Erde herzustellen, teils unterirdisch Gänge oder Kammern zu minieren, teils oberirdisch Bauten zu errichten. Manche Ameisen, wie unsere gewöhnliche schwarze Gartenameise, haben es zu großer Fertigkeit darin gebracht; sie errichten nicht nur hohe Erdkuppeln über ihrem unterirdischen Nest, sondern auch lange Tunnels, die vom Nest zu den Futterstellen führen. Es gibt kaum ein amüsanteres Schauspiel als die kleinen Maurer bei ihrer Arbeit zu beobachten, wie sie die Erde herbeischleppen, sie zu kleinen Kügelchen verarbeiten, von denen eins auf das andere geschichtet wird, wie sie dann diese Bausteine aufeinanderpassen und miteinander verbinden usw. Die ganze Arbeit führen sie mit ihren breiten, gezähnten Kiefern aus, die ihrer Funktion nach viel mehr den Händen als den Zähnen der Menschen entsprechen. Einige Ameisen legen nur unterirdische Nester ohne Oberbau an, oder sie umgeben die Ein- und Ausgangsöffnung mit einem Ringwall von loser Erde, der wahrscheinlich zum Schutze gegen Verwehen usw. dient.

Haben wir es bisher mit Zimmerern und Maurern zu tun gehabt, so wollen wir uns jetzt zu den Holzschnitzern wenden. Unsere Fauna weist mehrere Arten auf, die ihr Nest anstatt in Erde in Holz minieren. Jeder Forstmann kennt die große Roßameise, die in lebenden Bäumen, vornehmlich in Fichten, haust und konzentrische Ringe, entsprechend den weicheren Teilen der Jahresringe, ausnagt (Abb. 4). Bis zu 10 m Höhe können die Stämme so im Innern zerfressen werden, wodurch natürlich die Lebenskraft und die Widerstandsfähigkeit der befallenen Bäume stark untergraben wird.

Abb. 5. Durchschnitt eines Bruchstücks eines im Holz eines toten Birnbaumastes eingemeißelten Nestes von Colobopsis truncata *Spinola*. Ar. Arbeiter. S. Öffnung des Nestes nach außen und Kopf des Soldaten von Colobopsis truncata. Aus Dr. August Forel: „Die Nester der Ameisen". Zürich 1892.

Allerdings arbeitet der Schwarzspecht den Schädlingen entgegen, indem er die großen Ameisen heraushackt; doch möchte ich nicht entscheiden, ob die großen Spechtlöcher oder die Ameisen dem Baume mehr schaden. Andere, viel kleinere Holzschnitzer (**Colobopsis**) minieren ihre Gänge und Kammern labyrinthartig, unabhängig von den Jahresringen, in das härteste Holz, vornehmlich in Nußbäume. Nur ganz wenige oder überhaupt nur eine einzige Öffnung führt nach außen. Diese ist stets verschlossen, und zwar durch einen Arbeiter, dessen Kopf eigens zur Türe passend umgebildet ist, d. h. vorn gerade abgestutzt und mit rauh skulptierter, der Baumrinde ähnelnder Vorderfläche versehen ist (Abb. 5). Will ein Familienmitglied ein oder aus gehen, so gibt es einfach dem Torwächter einen Hieb mit den Fühlern, worauf dieser zurücktritt und jenes

Abb. 6. Bartartig herabhängende Kartonstalaktiten von Azteca barbifex.

Abb. 7. Kartonnest eines Crematogaster (Südafrika).

passieren läßt, um dann sofort wieder an seine alte Stelle zu gehen. Die Holzschnitzer führen uns ohne Schwierigkeit zu solchen Ameisen, die ihr Nest aus Karton fabrizieren. Während jene das ausgenagte Holzmehl als Abfall nach außen schaffen, verwenden es diese zur Papierfabrikation, indem sie die Holzteilchen mit Speichel verkleben. Der Karton, der auf diese Weise entsteht, zeigt bei den einzelnen Arten verschiedene Konsistenz und Elastizität, je nach dem Verhältnis, in dem Holz und Kitt (Speichel) gemischt sind. Je mehr Kitt und [d]e weniger Holz, desto größer die Elastizität. Die Kartonnester sind in [a]llen Größen und Formen vorhanden, von Walnußgröße bis zur Größe [e]ines Mannes und darüber. In den Tropen sind diese Nester sehr [h]äufig, und zwar sind sie meist an Baumästen angebracht (Abb. 6 u. 7). [B]ei uns gibt es nur einen Papierfabrikanten (Lasius fuliginosus), [d]essen fast schwarz gefärbtes Nest gewöhnlich in hohlen Bäumen [e]ingebaut ist.

Die höchste Kunst im Nestbau finden wir bei den Seidenwebern, [d]ie ihre Wohnung entweder aus reinem Seidengespinst herstellen oder aber mit Zuhilfenahme von Blattstückchen oder von lebenden Blättern (Abb. 8 u. 9). Im letztern Fall werden die Blätter zusammengebogen und an ihren Rändern mit einem dichten Seidengespinst verbunden. Bei diesem schwierigen Geschäft unterstützen sich die Arbeiter gegenseitig in der Weise, daß die einen die zu verbindenden Blätter oder Blattstücke zusammenziehen, während die anderen sie rasch mit feinen Seidenfäden aneinanderheften (Abb. 10). Es war lange rätselhaft, woher denn die Fäden stammen, da die Ameisen selbst keine irgendwie hervorragenden Spinndrüsen besitzen. Eine Reihe übereinstimmender Beobachtungen der neuern Zeit lehrte uns nun, daß die Arbeiter den Spinnstoff nicht aus dem eignen Körper beziehen, sondern von ihren Larven, welche sie als „Webschiffe" benutzen. Jede Arbeiterin hält eine Larve im Maul und fährt mit dem Vorderende derselben von einem Blatt zum andern (Abb. 11); wo der Mund der Larve das Blatt berührt, erscheint ein Gespinstfaden, der am Blatte festklebt. Es ist dies wohl der einzige Fall im ganzen Tierreich, in dem ein Tier sich eines fremden Werkzeugs bedient.

[A]bb. 8. Nest einer Polyrhachis-Art, [a]us Seidengespinst und Blattstückchen bestehend (Java).

[D]ie Seidenweber sind auf die Tropen beschränkt; wir finden sie in [I]ndien, Australien, Afrika und Brasilien.

Gewöhnlich sind die Ameisenkolonien sehr seßhaft und bleiben [i]n ihrem ursprünglichen Neste bis zum Absterben. Nur wenn sie [ö]fter gestört werden, sehen sie sich veranlaßt, mit Kind und Kegel [a]uszuziehen, um ein neues, ruhigeres Heim aufzusuchen. Was nicht [B]eine hat, oder was zu unschlüssig oder zu faul ist, wird dabei [e]infach zwischen die Kiefer gepackt und mitgeschleppt, so daß der [g]anze Umzug in einigen Tagen vollendet ist.

Es gibt aber auch eine ganze Reihe von Ameisen im tropischen [A]frika und Amerika (die Dorylinen), die überhaupt keine stabilen [W]ohnungen errichten, sondern ihr ganzes Leben nach Zigeunerart [a]uf der Wanderung verbringen. In riesigen, dichtgedrängten Zügen [m]arschieren sie von einem Ort zum andern, und wo es was zu [p]lündern gibt, wird geplündert, bis nichts mehr da ist — dann geht's wieder weiter. Die menschlichen Wohnungen werden durch diese Treiberameisen gründlich von allem Ungeziefer gereinigt; allerdings müssen die Bewohner während der Zeit der Invasion ihr Haus verlassen, sonst laufen sie Gefahr, selbst ordentlich zugerichtet zu werden. Kleine Kinder können den riesigen Scharen wohl auch zum Opfer fallen. Wenn diese Zigeuner Rast machen wollen, so suchen sie sich einen hohlen Baum oder andere geschützte Stellen aus und ballen sich hier zu großen Klumpen zusammen, in deren Innerm die Kinder, d. h. die Larven und Puppen, verwahrt sind — also ein lebendes Nest ohne Haus.

Kaum weniger mannigfaltig als der Nestbau ist die Ernährungsweise der Ameisen. Da haben wir auf der einen Seite Vegetarier, die sich vorzüglich von Früchten, Samen usw. nähren, auf der andern Seite ausgesprochene Fleischfresser. Doch sind die Ameisen keine so verbohrten Prinzipienreiter, daß die ersteren nicht auch einmal ein saftiges Stück einer Raupe und die letzteren eine süße Frucht sich schmecken ließen. In puncto Süßigkeiten stimmen sie überhaupt alle überein; Honig und Sirup wird keine Ameise verschmähen. Jede Hausfrau weiß dies zur Genüge. Man kann sich auch jederzeit leicht davon überzeugen; man braucht nur einen Tropfen Honig in die Nähe eines Ameisennestes zu geben, so wird sich bald eine Anzahl Arbeiter dabei einfinden, die ihre Köpfe gierig in die süße Flüssigkeit stecken, das kostbare Naß zu schlürfen. Sie scheinen einen großen Appetit zu haben, denn endlos verharren sie dabei, unentwegt leckend, während der Hinterleib sich mehr und mehr ausdehnt. Erst wenn dessen Umfang etwa um das Doppelte angeschwollen ist, scheint der Hunger gestillt, und sie kehren wieder zum Nest zurück. Wenn wir diese unmäßige Honigaufnahme als „Fressen" im engern Sinne auffassen, so müssen uns die Ameisen als Schlemmer und Vielfraße ersten Ranges erscheinen. Und doch sind sie nichts weniger als dies! Denn nur der kleinste Teil der eingenommenen Nahrung kommt den betreffenden Individuen selbst zugute; das meiste wird in dem sehr ausdehnungsfähigen Kropf aufgespeichert, um später wieder ausgebrochen und an die übrigen im Nest verbliebenen Genossinnen oder die Larven abgegeben zu werden (Abb. 12). Der Kropf ist durch einen komplizierten Verschlußapparat hermetisch vom Magen abgesperrt, der nur dann geöffnet wird, wenn die Ameise selbst ihrem Körper etwas Nahrung zuführen will. Forel nennt den Kropf sehr treffend den sozialen Magen, da dieser für die Ernährung der Gesellschaft sorgt, im Gegensatz zu dem individuellen Magen, der für das Individuum dient.

Abb. 9. Blattnest von Oecophylla smaragdina (Ceylon).

Abb. 10. Reparatur eines Spaltes im Nest von Oecophylla smaragdina.

Wie ungeheuer ausdehnungsfähig der Kropf ist, sehen wir am besten bei der Honigameise Kolorados (Myrmecocystus melliger). Diese nährt sich hauptsächlich vom Safte bestimmter Galläpfel. Da aber die Saftproduktion nur auf relativ kurze Zeiten

Abb. 11. Oecophylla, eine Larve als Spinnrocken benutzend.

Abb. 12. Fütterung einer Arbeiterin durch eine andere.

beschränkt ist, so sind die Ameisen gezwungen, Vorräte für die mageren Zeiten anzusammeln. Die Kunst, nach Art der Bienen wasserdichte Vorratstöpfe herzustellen, geht ihnen aber ganz ab, und so helfen sie sich einfach damit, daß sie einzelne ihrer Kameradinnen als solche benutzen. In diese stopfen sie hinein, so viel hineingeht, bis ihr Hinterleib zu einer riesigen Kugel angeschwollen ist (Abb. 14). Die Unglücklichen, die gar nicht mehr das Aussehen einer Ameise haben, sind natürlich nicht mehr imstande, sich an den Arbeiten zu beteiligen; ja, sie können sich überhaupt kaum mehr bewegen. Sie hängen denn auch fast die ganze Zeit ihres Lebens unbeweglich an der Decke besonderer Kammern, nur darauf wartend, von Zeit zu Zeit abgezapft zu werden (Abb. 15). Schneiden wir einen solchen Honigtopf auf, so sehen wir, daß der Honig sich lediglich im Kropf befindet, der fast den ganzen kugligen Hinterleib ausfüllt und alle übrigen Organe (individueller Magen, Darm usw.) gänzlich in den Hintergrund drängt. Die Zahl der Honigträger in einem Nest kann mehrere, ja viele hundert betragen. Da der Honig auch für den Menschen genießbar ist, so werden die Honigträger gesammelt und ausgepreßt; ungefähr tausend Stück liefern etwa 0,5 kg Honig. Man hat auch den Vorschlag gemacht, die Honigameisen nach Art der Bienen künstlich zu züchten; doch erwies sich dies als unausführbar.

Ein Gegenstück zur Honigameise bilden die Körnersammler, die hauptsächlich in den Küstengebieten des Mittelmeers zu Hause sind. Die Kenntnis von ihnen reicht weit zurück; tut doch bereits Salomo ihrer merkwürdigen Sitten Erwähnung. Besonders auffallend ist die Tatsache, daß diese Ameisen die eingetragenen und in besonderen Gewölben aufgestapelten Samen so lange am Keimen zu verhindern verstehen, bis sie diese verzehren wollen. Bekanntlich verwandelt sich während der Keimung die Stärke in Zucker, der den Ameisen ja besonders erwünscht ist.

Die höchststehende Ernährungsart der Ameisen finden wir bei den sog. Pilzzüchtern. Hier handelt es sich um Produkte, die von den Ameisen besonders gezüchtet werden (nach Analogie der menschlichen Kulturgewächse), die man also sonst in der freien Natur nicht findet. Schon lange weiß man aus Berichten von Reisenden, daß in Südamerika Ameisen vorkommen, die in langen Zügen auf Bäume und Sträucher ziehen und dort aus den Blättern halbkreisförmige bis kreisförmige Stücke ausschneiden, die sie dann in ihr Nest schleppen (Abb. 13). Wegen dieser Gewohnheit heißen sie Schlepperameisen oder kurzweg „Schlepper“. Diese eingeschleppten Blätter werden zu Hause zerkleinert und zu einem Brei zermalmt, womit ein badeschwammartiger Körper, der sog. Pilzgarten, der labyrinthartig von Gängen und Kammern durchzogen ist, aufgebaut wird. Dieser stellt das eigentliche Nest dar, in dem die Brut, die Geschlechtstiere usw. sich befinden. Das Blattmus, aus dem das Labyrinth besteht, ist ganz durchsetzt von einem Pilz, der stellenweise kleine weiße, knopfförmige Anschwellungen bildet. Diese stark eiweißhaltigen Körperchen dienen nicht etwa der Fortpflanzung oder einer andern Lebensfunktion des Pilzes, sondern ausschließlich als Ameisennahrung; sie sind ein Zuchtprodukt der Ameisen und entstehen nur so lange, als Ameisen im Bau sind. Sowie die letzteren entfernt werden, unterbleibt die Bildung der „Kohlrabi“, wie man jene Körperchen auch bezeichnet, und an deren Stelle wuchert Schimmel. Der Pilz scheint die ausschließliche Nahrung der „Schlepper“ zu sein, und da er in der freien Natur nicht vorkommt, so muß er bei Neugründungen von Kolonien aus den alten Nestern direkt in die neuen verpflanzt werden. Dies geschieht in der Weise, daß die junge Königin, die zur Neugründung auszieht, etwas von dem Pilz in einer besondern Mundtasche mit sich nimmt. Sobald nun das Weibchen eine passende Stelle für ein neues Heim gefunden hat, bricht es die mitgebrachte Pilzmasse aus, und es dauert nicht lange, daß aus dem kleinen Flocken ein ansehnlicher Pilzgarten entsteht. Natürlich bedarf der Pilz zu seinem Wachstum einer fortwährenden Düngung, welche die Königin mit ihren Exkrementen besorgt. Sie verfährt dabei sehr umständlich und gründlich, indem sie immer nur ein kleines Stück aus dem Pilzgarten herausreißt, dieses an den After führt, einen Tropfen Exkremente darauf ergießt und es schließlich dem Pilzgarten wieder einverleibt (Abb. 16). Wenn dann der jungen Königin in ihren Kindern Hilfskräfte entstanden sind, so besorgen diese die Düngung und schleppen neues Blattmus zur Vergrößerung herbei. Die Pilzgärten können eine enorme Ausdehnung erlangen; man beobachtete solche von 1 m Höhe und 5 bis 6 m im Umfang.

Abb. 13. Blattschneiderameisen (Atta discigera) an einer geplünderten Pflanze mit Schnittstücken herabsteigend.

Eins der interessantsten und unterhaltendsten Kapitel aus der Ameisenkunde stellen die Beziehungen der Ameisen zu der übrigen Kleintierwelt dar, in der sie infolge ihrer Staatenbildung eine Großmachtstellung einnehmen. Als Regel gilt, daß die Ameisen gleich den Chinesen einen tiefeingewurzelten Fremdenhaß besitzen und kein fremdes Element in ihrem Nestbereich dulden. Doch kennen wir auch Ausnahmen, und zwar nicht wenige.

Die Freundschaft der Ameisen zu den Blattläusen ist ja allgemein bekannt. Wo sich diese einfinden, da kommen gewöhnlich auch jene hinzu. Die Ameisen sitzen hinter den Blattläusen, betasten und streicheln deren Hinterteil und Flanken mit ihren Fühlern, bis plötzlich ein großer heller Tropfen aus dem After der Laus austritt (Abb. 17). Auf diesen haben es die Ameisen abgesehen; gierig schlürfen sie ihn ein. Die Prozedur wiederholt sich so lange, bis die betreffende Laus nichts mehr hergibt; dann geht's zu einer andern usw. Man bezeichnet diesen Vorgang als „melken“ und die Blattläuse als „Ameisenkühe“. Die gemolkene Flüssigkeit ist aber nichts anderes als die Exkremente der Blattläuse, die reichlich Zucker und andere unvollkommen verdaute Nährstoffe enthalten. Manche Ameisen leben ausschließlich vom Blattlaushonig, andere genießen außerdem noch Fleischkost. Es versteht sich von selbst, daß die Ameisen solch nützlichen Tieren ihren Schutz zuteil werden lassen; sie verteidigen diese nach Kräften gegen die zahlreichen Blattlausfeinde, schleppen sie bei ernsten Störungen in Sicherheit, bauen feste Wälle und Pavillons um sie usw. In Gegenden, wo es keine Blattläuse gibt, werden andere kleine Pflanzensauger, wie Schildläuse oder Zikaden, als Melkvieh benutzt.

Abb. 14. Honigträger von Myrmecocystus melliger v. hortus deorum.

Gänzlich verschieden von diesen Beziehungen ist das Verhältnis der sog. Ameisengäste zu den Ameisen. Während dort den Hauptnutzen die Ameisen hatten, ist hier der Vorteil auf seiten der „Gäste“. Es handelt sich also hier um nichts weniger als um Haustiere, vielmehr um Eindringlinge, mitunter der gefährlichsten Art. Natürlich ist das Eindringen in eine so exklusive Gesellschaft, wie die Ameisen einmal sind, nicht leicht, und es müssen daher allerlei Schliche und Künste angewandt werden. Die einen kommen dadurch zum Ziel, daß sie Ameisengestalt angenommen haben und so die Ameisen über ihre wahre Natur täuschen, wie z. B. der Ameisenaffe, ein Käfer, der es sogar fertiggebracht hat, sich die Ameisentaille zuzulegen (Abb. 18). Andere haben sich die Fähigkeit erworben, ätherische Sekrete zu produzieren, die auf die Ameise eine angenehme narkotisch-beruhigende Wirkung ausüben, gleichwie Alkohol oder Morphium auf den Menschen. Schon äußerlich erkennt man diese „Verführer“ an gelben Haarbüscheln, den sog. Trichomen, welche die Stelle, an der die verlockenden Exsudate durch die Haut sickern, anzeigen (Abb. 19). Hier sieht man auch fortwährend die Ameisen sitzen, gierig ihren Gast beleckend (Abb. 20). Eine ganze Reihe von Käfern und anderen Insekten machen sich auf diese Weise sehr beliebt, so zwar, daß sie von den Arbeitern genau wie die eigne Brut oder die Königin behandelt, d. h. gefüttert und beleckt werden, ja mitunter sogar noch besser. Kommen doch Fälle vor, in denen die Ameisen die Larven der Fremdlinge reichlicher mit Nahrung versorgen und besser pflegen als ihre eignen Kinder, so daß letztere verkümmerte, krüppelhafte Wesen ergeben (Lomechus).

Abb. 15. Vorratskammer mit den Honigschläuchen (sog. Honigkammer).

Wieder eine andere Kategorie von Ameisengästen wird deshalb in den Nestern geduldet, weil sie unerwischbar oder infolge eines dicken, glatten Panzers unangreifbar für die Ameisenkiefer sind. Eine letzte Gruppe endlich entzieht sich einfach durch ihre Kleinheit den Blicken der Ameisen. So finden wir manchmal die verschiedensten Elemente mit den mannigfaltigsten Einlaßkarten in einem Nest beisammen. Auch die Zwecke, welche die Gäste verfolgen, sind recht ungleicher Art: ein großer Teil sind gemeine Bruträuber, die die liebevolle Behandlung der Wirte damit quittieren, daß sie deren Kinder töten und auffressen. Andere sind harmlose Bettler oder Diebe, die von den Abfällen der Ameisen leben, oder die sich zwischen zwei sich fütternden Ameisen aufstellen, um von dem ausgebrochenen Futtersaftstropfen etwas zu erhaschen (Abb. 21). Recht frech ist ein kleiner Stutzkäfer (Thorictus foreli), der sich am Fühlerschaft der Ameisen festsetzt und sich daran so festklammert, daß er trotz aller Anstrengungen nicht loszubringen ist. Was er da macht, ist noch nicht völlig geklärt. Am unverschämtesten treibt es eine kleine Milbe, die sich stets an der Unterseite des Ameisenkopfes festsetzt und mit ihren langen Vorderbeinen an der Kehle ihres Opfers herumkitzelt, bis dieses einen Futtersaftstropfen herauswürgt (Abb. 22). Das Kapitel der Ameisengäste ist schier unerschöpflich und voll von Überraschungen. Aber alles nur Variationen über das eine Thema, wie die Ameisen möglichst gründlich ausgebeutet und übertölpelt werden können.

A B

Abb. 16. Düngung des Pilzgartens. A Die Mutterameise führt den Pilzflocken zum After. B Die Mutterameise fügt den gedüngten Pilzflocken dem Pilzgarten wieder ein. Nach Jakob Huber.

Im Anschluß an die Ameisengäste wollen wir einen kurzen Blick auf die Ameisensklaverei und die mit ihr verwandten Erscheinungen werfen. In der Regel sind die Ameisenkolonien „rein", sie bestehen lediglich aus Individuen derselben Art oder Rasse (den Nachkommen einer einzigen Stammutter). Manche Arten aber machen darin eine Ausnahme, indem in ihren Kolonien auch noch fremde Ameisen leben. Öffnen wir z. B. das Nest der blutroten Raubameise (Formica sanguinea), so finden wir da außer der rot und schwarz gefärbten, überaus bissigen Eigentümerin noch eine Anzahl einer einfarbig schwarzen, viel gutmütigeren Ameise, der Formica fusca. Beide leben einträchtig zusammen, beide arbeiten sich gegenseitig in die Hände,

Abb. 17. Ameise, eine Blattlaus melkend.
(Aus K. Kraepelin: „Leitfaden für den Biologischen Unterricht." Leipzig, B. G. Teubner.)

unterstützen sich in jeder Weise; da gibt 's keine Reibereien und Streitigkeiten. Die „Schwarze" ist aber nur in der Arbeiterform vertreten, während die „Raubameise" auch Weibchen und so auch Brut besitzt; daher arbeitet erstere lediglich für die letztere, d. h. für deren Erhaltung der Art. Deswegen die Bezeichnung „Sklaven" und „Herren". Es sind keine Sklaven im menschlichen Sinne, die nur gezwungen unter Peitschenhieben arbeiten, sondern sie leben vielmehr ebenso frei wie die Herren, d. h. nach denselben angeborenen Instinkten, die zu Hause ihre Lebensregel gebildet hätten.

Wenn wir die Frage, auf welchem Wege die Sklaverei entstanden ist, beantworten wollen, so müssen wir von der normalen Koloniengründung ausgehen. Im Gegensatz zu den Bienen, bei denen die Vermehrung der Völker in der aufdringlichsten Weise unter mächtiger Schwarmbildung vor sich geht, vollzieht sich diese bei den Ameisen höchst geräuschlos, ganz im verborgenen. Nach der Hochzeit, die in den Lüften stattgefunden, unternimmt das Weibchen die Gründung allein, ohne jede Arbeitshilfe; Tausende gehen dabei zugrunde, deshalb werden auch jedes Jahr Tausende von Weibchen geboren. Das befruchtete Weibchen wirft, nachdem es aus den Lüften zurückgekehrt, die Flügel ab und beginnt sofort seine Wohnung, einen kleinen, allseitig geschlossenen Hohlraum, den sog. Kessel, zu graben. Hier bleibt es so lange eingesperrt und auch ohne jede Nahrung (bis zu zehn Monaten), bis die ersten Kinder geboren und erzogen sind. Dann wird von diesen der Kessel wieder geöffnet, Nahrung herbeigeschleppt usw., und es beginnt nun das Gesellschaftsleben.

Die Gründung neuer Kolonien stellt also große Anforderungen an das Weibchen, viel größere als an die Bienenkönigin. Diesen Anforderungen sind aber manche Weibchen nicht mehr gewachsen; körperlich und geistig reduziert, sind sie auf fremde Hilfe angewiesen. Diese verschaffen sie sich entweder dadurch, daß sie eine schwache, weibchenlose Kolonie einer andern Art aufsuchen und sich von deren Arbeitern adoptieren lassen, oder daß sie als Räuber in eine fremde Kolonie eindringen, die Inwohner töten und sich in den Besitz der dort vorhandenen Arbeiterpuppen setzen. Die daraus auskommenden Arbeiter beginnen nun gemäß ihren Instinkten sofort für die fremde Königin zu arbeiten, als wäre es ihre eigne. Sie pflegen diese, füttern sie und ziehen deren Brut auf. So entsteht eine gemischte Kolonie mit Herren und Sklaven, wie wir sie oben kennen gelernt. Da nun die letzteren ohne Nachwuchs sind, so sterben sie allmählich aus, wodurch natürlich die gemischte Kolonie wieder eine „reine" wird, falls die „Herren" nicht durch erneuten Raub von Sklavenpuppen aus der Umgebung den Verlust wieder decken. Dies tut denn auch eine Reihe von Arten, so daß die Kolonien während ihrer ganzen Lebensdauer gemischte bleiben. Die Sklavenraubzüge lassen bei den verschiedenen Arten eine verschiedene Kriegstaktik erkennen; die einen marschieren in geschlossenen Heeren, die anderen in kleinen Trupps usw. Die Sklavenräuberin par excellence ist die sog. Amazone, eine ziemlich große, rostrote Ameise; sie ist ihrer ganzen Organisation nach ausschließlich Kriegerin. Ihre zu spitzen Dolchen umgebildeten Kiefer (Abb. 23a) sind eine furchtbare Mordwaffe, sonst aber zu jeder andern Arbeit völlig unbrauchbar. Daher ist die Amazone bezüglich der häuslichen Arbeiten, Nestbau, Aufzucht der Nachkommen usw., auf fremde Hilfe (Sklaven) angewiesen. Ohne diese geht sie einfach zugrunde, da sie sogar verlernt hat, selbständig Nahrung zu sich zu nehmen. Also trotz ihrer Kriegstüchtigkeit ein armseliges, abhängiges Geschöpf. Es rächt sich bei ihr bereits die Unnatur des Sklavenhaltens. Die Degeneration geht aber noch viel weiter, und wir können Schritt für Schritt verfolgen, wie die „Herren" herabsinken zu hilflosen, traurigen Schmarotzern, die auf die Gnade ihrer ehemaligen Sklaven angewiesen sind. Es ist ein ehernes Gesetz, dem sich kein lebendes Wesen zu entziehen vermag, daß Wohlleben und Nichtstun unfrei macht. Die so herabgekommene „Herren"-Gesellschaft existiert nur noch in den Geschlechtstieren, während die Arbeiterkaste völlig ausgestorben ist. Und auch die übriggebliebenen Geschlechter tragen deutlich den Stempel der Dekadenz zur Schau; man betrachte nur das Männchen von Anergates, welch traurige Kreatur stellt dieses dar — ein Wesen, das einer Larve gleicht, das flügellos ist und auch kaum seine Beine gebrauchen kann (Abb. 23b).

Abb. 18. Mimeciton pulex (Käfer). Beispiel einer hochgradigen Mimikry.

Tr.
Eg.

Abb. 19. Claviger spec. (Keulenkäfer). Tr. Trichome, Eg. Exsudatgruben.

Die gemischten Kolonien gehören, wie schon hervorgehoben, zu den Ausnahmeerscheinungen. Denn in der Regel achten die Ameisen scharf darauf, daß keine fremde Ameise ihr Nestbereich betritt — und sei es die gleiche Art oder Rasse. Nur die richtigen Familienmitglieder können ungeschoren aus und ein gehen. Es ist eine allgemeingültige Regel, daß der Kampf ums Dasein am heißesten unter Angehörigen der gleichen Art ausgefochten wird. Der Mensch haßt kein Wesen mehr als wieder den Menschen, und die Ameise kämpft mit keinem Tiere mehr als mit ihresgleichen. Kämpfe zwischen den Nachbarkolonien gehören geradezu zur Tagesordnung. Wochen-, ja monatelang können sich die Streitigkeiten hinziehen, denn meistens gibt's erst dann Ruhe, wenn eine der feindlichen Parteien völlig vernichtet ist.

Kampfeslust steckt fast in jeder Ameise, in der einen mehr, in der andern weniger. Und falls längere Zeit keine ernsten Kämpfe auszufechten sind, so führen die Arbeiter unter sich Scheinkämpfe auf. Sie erheben sich dabei auf ihre Hinterbeine und ringen richtig miteinander, packen sich an den Kiefern, Fühlern oder Beinen, oder eine steigt der andern auf den Rücken, beide umfassen sich, überschlagen sich mehrmals, erheben sich wieder usw. (Abb. 24). Niemals tun sich dabei die Ringenden etwas zuleide; es handelt sich also um richtige Kampfesspiele oder, wie schon Gould 1742 sagt, um „sportartige Exerzitien".

Wir haben oben mehrfach die Beziehungen der Ameisen zur Pflanzenwelt berührt, so bei den

Abb. 20. Wiesenameisen (Lasius flavus) und Keulenkäfer (Claviger testaceus).

Abb. 21. Ein Ameisengast (Lepismide) bei zwei sich fütternden Ameisen.

Schlepperameisen und den Pilzzüchtern, bei den Körnersammlern usw. Damit ist dieses Thema aber noch keineswegs erschöpft, vielmehr herrscht auch hierin eine große Mannigfaltigkeit. Der Schaden, den die Ameisen der Pflanzenwelt zufügen, ist bei uns sehr gering und bezieht sich eigentlich nur auf die Holzschnitzer, die ihr Nest in lebenden Bäumen anlegen; sonst könnte man höchstens noch das gelegentliche Benagen von Knospen und Früchten anführen. In den Tropen dagegen wird die Pflanzenwelt oft arg mitgenommen, vor allem durch die Schlepperameisen, die in manchen Gegenden die Kultur gewisser Bäume (wie Orangen, Granat usw.) geradezu unmöglich machen. Mit Ausnahme dieser wenigen Fälle erweisen sich die Ameisen aber als nützlich für die Pflanzenwelt, und zwar dadurch, daß sie kräftig an der Vertilgung der Pflanzenschädlinge mitarbeiten. Wo zahlreiche Haufen der Waldameisen vorhanden sind, da braucht der Förster keine Insektenkalamitäten zu befürchten. Ist doch der Bedarf für eine einzige große Kolonie mit etwa 100000 Insekten **täglich** zu veranschlagen! Die Chinesen und Javaner benutzen schon von alters her die

A B

Abb. 22. Verschiedene Ektoparasiten der Ameisen.
A Antennophorus (Milbe) an der Unterseite des Kopfes einer Ameise sitzend.
B Thorictus foreli (Käfer) an dem Fühlerschaft einer Ameise.

Ameisen als Beschützer ihrer Obstgärten usw. Auch bei uns sollte man diesem Gegenstand mehr Beachtung schenken.

Manche Pflanzen leben in einer auf gegenseitiger Dienstleistung beruhenden Gemeinschaft (Symbiose) mit den Ameisen: die Pflanzen liefern die Wohnung und Nahrung, die Ameisen den Schutz. Als Wohnung dienen besondere Hohlräume, die im Stamm oder in Dornen oder in besonderen Blattgebilden auftreten können; als Nahrung produzieren einige Pflanzen Honigdrüsen (Nektarien) oder eigenartige stark eiweißhaltige Körperchen (die „Müllerschen Körperchen"). Er fragt sich nun, ob diese Hohlräume und Nahrungskörperchen eigens für die Ameisen geschaffen sind, also Anpassungen an die Ameisen darstellen, oder ob sie eine andere, bisher unbekannte Funktion für die Pflanze spielen und von den Ameisen nur ausgenutzt werden. Diese Frage ist noch keineswegs einwandfrei gelöst; in neuerer Zeit mehren sich die Stimmen, die die erstere Frage verneinen und an der Existenz echter „Ameisenpflanzen" zweifeln.

Wir haben hier das Ameisenleben in fragmentarischer Weise skizziert, indem wir nur die hervorstechendsten Punkte berührt haben. Bei der unendlichen Fülle des Materials fällt es allerdings oft schwer, eine richtige Auswahl zu treffen; dennoch hoffe ich, durch die hier gegebenen Bilder auch dem Fernstehenden einen Begriff von der Wunderwelt der Ameisen verschafft zu haben, deren Studium eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Genusses darstellt. Ich kann nur jedem empfehlen, bei seinen Spaziergängen auf diese unermüdlichen Tierchen zu achten oder sich künstliche Nester (zwischen zwei Glasplatten) anzulegen und zu Hause in aller Gemütsruhe mit dem Vergrößerungsglas in der Hand dem Tun und Treiben der Inwohner zuzusehen. Es dürfte niemand gereuen, und manchem wird eine gänzlich neue Welt aufgehen.

Die großartige Organisation des Ameisenstaates, das bewundernswerte Zusammenarbeiten aller Bürger für das Gemeinwohl hat man früher vielfach als Beweis für eine hohe Intelligenz der Ameisen angeführt; man hat angenommen, daß die Harmonie der Ameisenstaaten ein Ausfluß hoher Staatsweisheit und sozialer Einsicht seiner Bürger sei, welch letztere aus (intelligenter) Rücksicht auf das Gemeinwohl ihre persönlichen Interessen und Leidenschaften unterdrücken. Eine solche Anschauung, die von Büchner und anderen vertreten wurde, gehört entschieden in das Kapitel „Naturwissenschaftliche Kuriosa des neunzehnten Jahrhunderts".

Die ganze vielgerühmte „soziale Einsicht" der Ameisen beruht größtenteils auf dem Geruchsinn, der fast alle Handlungen leitet und beherrscht. Schneidet man einem Individuum die Organe dieses Sinnes, die Fühler, weg, so ist es rat- und hilflos; entfernt man allen Bürgern eines Staates die Fühler, so eliminiert man das Sozialgefühl, und in der Folge davon fällt der Staat auseinander. Exakte Experimente haben klipp und klar nachgewiesen, daß von einer höhern Intelligenz, von einer Einsicht in den Zusammenhang zwischen Mittel und Zweck bei den Ameisen keine Rede sein kann. Sowie man die Ameisen dazu veranlassen will, etwas zu tun, was ihren normalen Lebensgewohnheiten (Instinkten) fremd ist, so versagen sie völlig. Selbst die einfachsten und naheliegendsten Schlüsse vermögen sie nicht zu ziehen: so hat man auf einer vielbegangenen Ameisenstraße ein Blech mit Honig gelegt und dieses ganz langsam in die Höhe geschraubt. Die Ameisen leckten gierig am Honig, solange er in erreichbarer Höhe war; sobald aber das Blech über Ameisenhöhe gekommen war, versuchten sie wohl noch — allerdings vergebens — durch Aufrichten auf die Hinterbeine zum Honig zu gelangen, keiner Ameise aber fiel es ein, einige Sandkörnchen herbeizuschleppen und aufzutürmen, obwohl ihnen doch diese Arbeit vom Nestbau her sehr geläufig sein mußte. Aber die Ameisen bauen doch Brücken über Leimringe oder andere klebrige Hindernisse, die ihnen den Weg versperren! — so wird man hier einwenden. Es ist allerdings richtig, daß sie Leimringe, die ihre „Straße" kreuzen, mit Erde bedecken; doch tun sie dies nicht in der **bewußten** Absicht, eine „Brücke" zu bauen, sondern sie folgen hier, wie experimentell nachgewiesen, nur ihrem allgemeinen Reinlichkeitstrieb, der sie alle fremden Dinge in ihrem Nestbezirk, die nicht herausgeschafft werden können, mit Erde bedecken läßt. Auf diesem Trieb beruhen auch die berühmten „Leichenbegängnisse" und „Begräbnisse" der Ameisen. Auch die kompliziertesten, menschenähnlichsten Handlungen der Ameisen haben nichts mit menschenähnlichen Räsonnements zu tun; sie beruhen ebenso auf ererbten Nervenmechanismen (Instinkten) wie die einfachsten Lebensäußerungen. Die Amazone z. B., die einerseits eine erstaunliche Kriegstaktik beweist, ist anderseits so „dumm", daß sie nicht einmal selbständig fressen kann. Ihre Kriegstaktik ist ferner so bestimmt und engbegrenzt festgelegt, daß sie stets nur genau nach dieser handeln kann, auch wenn sich die Verhältnisse so geändert haben, daß jene wenig passend ist.

Solcher Beispiele bietet das Leben der Ameisen eine Menge, und wollten wir gar diesen Tierchen einen so hohen Grad von Intelligenz zuschreiben, wie Büchner nebst anderen will, so würde die Ameisenbiologie zu einem Kapitel unlösbarer Widersprüche. Wir müßten uns dann weit mehr über das wundern, was die Ameisen nicht können, als über das, was sie können. Die Ameise ist gleich nach ihrer Geburt „geistig fertig", sie führt alle Handlungen, die ihr zufallen, am ersten Tag ihres Lebens so gut aus wie eine Alte; sie führt sie

Abb. 23a. Kopf der Amazone mit Dolchkiefern.

Abb. 23b. Anergates-Männchen. (Der Wandtafel von Erwin Nägele entnommen.)

aber auch ihr ganzes Leben lang genau in derselben Weise aus. Etwas kann sie allerdings dazulernen, doch ist dies verschwindend wenig. Der Mensch dagegen hat einen ungeheuern Spielraum bezüglich seiner Entschlüsse; er kann „eine Welt von plastischen Vorstellungen aufnehmen, verarbeiten und kombinieren" (Forel). Daher gibt's bei ihm ein Streben nach vorwärts, einen Fortschritt, der bei der Ameise ausgeschlossen ist. Der Mensch „**kann**", die Ameise „**muß**". „Nur im Laufe vieler Generationen kann der Instinkt einer Ameisenart sich langsam durch veränderte Lebensbedingungen, räumliche Sonderung, und natürliche Zuchtwahl ändern." Es handelt sich bei Mensch und Ameise eben um zwei gänzlich verschiedene Modalitäten der Gehirntätigkeit, deren eine als „plastisch", deren andere als „automatisch" bezeichnet wird. Das Leben der Ameisen spielt sich zum weitaus größten Teil „automatisch" ab, während beim Menschen die plastische Gehirntätigkeit überwiegt. Es sind also die Grundlagen des Ameisen- und des Menschenstaates gänzlich verschieden; demnach dürfen auch die Ähnlichkeiten zwischen beiden nur als rein äußerlich oder zufällig aufgefaßt werden — als Konvergenzerscheinungen, hervorgerufen durch das soziale Leben der beiden. Wer daran noch zweifelt, möge einfach den riesigen Größenunterschied zwischen Ameisen- und Menschengehirn betrachten; dieser spricht eine deutlichere Sprache als ein dickes Buch voll theoretischer Reflexionen.

Abb. 24. Spielende Ameisen. (Aus André, „Les Fourmis". Paris 1885.)

restricted

Zwei Gedenktage der Entwicklungslehre.

Von Prof. L. Plate in Berlin.

Die Biologie steht gegenwärtig im Zeichen der Gedenktage und erinnert sich dankbar der großen Naturforscher, die in Vergangenheit und Gegenwart die Entwicklungslehre begründet und ausgebaut haben. Vor hundert Jahren, als Europa noch widerhallte von den blutigen Waffengängen des korsischen Eroberers und kaum Zeit hatte für naturphilosophische Betrachtungen, veröffentlichte der geniale Franzose Lamarck 1809 seine „Philosophie zoologique", in welcher zuerst der Gedanke scharf formuliert und eingehend begründet wurde, der schon seit langer Zeit in den Köpfen der Naturforscher verschwommen gelebt hatte, daß die Lebewelt eine einzige, organische Kette darstellt, die sich im Laufe von Jahrmillionen von einfachsten Anfängen an zu immer höherer Vollkommenheit entfaltet hat. Lamarck gelang es noch nicht, seine Zeitgenossen zu überzeugen, wohl in erster Linie, weil die Tatsachen bei ihm zu sehr in den Hintergrund gedrängt wurden von einer Auswahl phantastischer Vorstellungen, und weil er nicht zu erklären wußte, warum diese Tendenz zur Vervollkommnung den Tieren und Pflanzen innewohnt, und welche natürlichen Ursachen hierbei im Spiele sind.

Aber schon in demselben Jahre wurde am 12. Februar ein Knäblein geboren, das bestimmt war, das gewaltige Ideenwerk von Lamarck zu vollenden: Charles Darwin. Ihm hatte ein gütiges Geschick eine Reihe von äußeren und inneren Gaben verliehen, die ihn dazu bestimmten, der Reformator der Biologie zu werden: völlige Unabhängigkeit von materiellen Sorgen, das Glück, auf einer großen Weltreise die Wunderwelt der Organismen unter den verschiedensten Lebensbedingungen und Breitengraden kennen zu lernen, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine unstillbare Sehnsucht, alle in sich aufgenommenen Eindrücke einheitlich zu verarbeiten und zu einem geschlossenen Bilde zusammenzufügen. So wurde die Frage nach dem Ursprung der verschiedenen Tiere und Pflanzen, die in schier unabsehbarer Fülle alle Gebiete der Erde bevölkern, der feste Pol, dem seine nie rastende Gedankenarbeit zeitlebens zugewandt blieb. In dieser Weise von der Natur reich bevorzugt, hatte sie ihm auf der andern Seite eins versagt: jene kraftstrotzende Gesundheit, die allein dazu befähigt, in der breiten Öffentlichkeit die gewonnenen Ideen persönlich zu vertreten und im Kampfe der Tagesmeinung zu behaupten.

Diese Aufgabe fiel dem andern Jubilar zu, dessen wir heute dankbar gedenken: Ernst Haeckel, der den Darwinismus populär gemacht und die ganze Welt zum Nachdenken über die Stellung des Menschen in der Natur angespornt hat. Am 16. Februar feiert der greise Forscher seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag; er wird sich am Schluß des Wintersemesters von seiner Lehrtätigkeit an der Universität Jena zurückziehen, die durch ihn in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen und zahllose Biologen aus allen Teilen der Welt herangebildet hat.

Darwin und Haeckel gehören zusammen wie Luther und Melanchthon. Beide haben sich, solange die Möglichkeit hierfür gegeben war, persönlich sehr nahegestanden und viele Briefe miteinander ausgetauscht; beide ergänzen sich in wundervoller Weise. Denn die Gedanken, welche ersterer auf dem stillen Landsitze in Down langsam zur Reife gebracht und dann in vorsichtiger Form in gelehrten Büchern veröffentlicht hat, wurden von Haeckel enthusiastisch aufgegriffen und sofort geprüft auf ihre Verwendbarkeit im zoologischen Lehrgebäude und auf ihre Tragweite für eine naturwissenschaftliche, märchenfreie Weltanschauung. Erst durch dieses harmonische Zusammenarbeiten wurde der Biologie die Rolle erkämpft, die sie jetzt im geistigen Leben der Kulturstaaten besitzt, als ein System von Tatsachen und Gedanken, das unbedingt zur „allgemeinen Bildung" gehört, und an dem niemand vorübergehen darf, der das Leben der Gegenwart verstehen will.

Noch vor fünfzig Jahren war dies ganz anders. Man konnte ein höchst gebildeter Staatsmann, Philolog oder Kaufmann sein und brauchte nicht die geringste Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers und von der Tier- und Pflanzenwelt der Heimat zu haben. Der zoologische und botanische Unterricht war in Verruf; er galt als der langweiligste und geisttötendste Stoff, der einem Kinde vorgesetzt werden konnte, und stand noch tief unter den einschläfernden Kapiteln des Cornelius Nepos. Diese Auffassung hatte ihren guten Grund; denn die Zoologie und die Botanik wurden in jener Zeit beherrscht von einer öden Systematik, die allein Wert legte auf eine äußerliche Beschreibung und Klassifizierung.

Jetzt hingegen erfreuen sich alle Fragen und Probleme der Biologie eines steigenden Interesses und einer stetigen Beliebtheit, weil es jenen Heroen der Naturforschung im Verein mit zahlreichen Gleichgesinnten gelungen ist, neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen. Jedes Tier und jede Pflanze erfüllt schon den Schüler mit der höchsten Bewunderung vor der Schöpferkraft der Natur, und jeder Gebildete fühlt, daß es mindestens so wichtig ist, einen Einblick zu gewinnen in das Leben und Weben der Organismen, in ihre mannigfachen Anpassungen, ihre wunderbaren Reflexe und Instinkte und in die vielen Fäden, die den Menschen mit seiner belebten Umgebung verbinden, als über den Verlauf der Perserkriege oder der Völkerwanderung genau orientiert zu sein.

Das vorige Jahrhundert hat man nicht mit Unrecht das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt. Physik und Chemie haben sich ungeahnt entwickelt und der Technik zu einem beispiellosen Aufschwung verholfen. Die Biologie ist nicht zurückgeblieben, und seitdem ihr in der Zellenlehre eine einheitliche Basis gegeben wurde, ist sie durch Darwin und durch Haeckel so befruchtet worden, daß sie auf das Denken der Menschen einen noch viel größern Einfluß gewonnen hat als die anorganischen Naturwissenschaften.

Darwin und Haeckel müssen beide mit einem doppelten Maßstabe gemessen werden; denn sie sind gleichzeitig Forscher von einer erstaunlichen Vielseitigkeit, die die Wissenschaft um eine große Zahl von neuen Tatsachen bereichert haben, und Theoretiker, die aus den Beobachtungen allgemeine Schlüsse ableiten. Darwin der Forscher hat fast alle Gebiete gepflegt, die mit der Tier- und Pflanzenwelt überhaupt zusammenhängen. Er ist Systematiker und beschreibt mit Sorgfalt in einer großen Monographie die verschiedenen Krebse, die zur Klasse der Cirripedien gerechnet werden und sich durch mancherlei Besonderheiten auszeichnen. Sie vermögen nur in der Jugend sich frei umherzubewegen; später wachsen sie mit dem Kopfende an einer Unterlage fest, wobei sich das vordere Körperende unserer „Entenmuscheln" zu einem langen Stiel auszieht. Dadurch wird die innere Organisation hochgradig beeinflußt, namentlich das Genitalsystem, was zu höchst absonderlichen Verhältnissen führt. Die Männchen verfallen in demselben Maße einer Rückbildung und werden zu winzigen „Zwergmännchen", als die größeren Weibchen durch Übernahme der männlichen Keimdrüsen zu Zwitterwesen werden. Als Physiolog ist Darwin hauptsächlich auf botanischem Gebiete tätig. Er untersucht insektenfressende Pflanzen, die Wirkung der Kreuz- und Selbstbefruchtung, die verschiedenen Blütenformen an Pflanzen derselben Art und die Bewegungen und Gewohnheiten der Kletterpflanzen. Seine Vorliebe für Blumen bringt ihn in häufige Berührung mit den Regenwürmern und veranlaßt ihn zu einer interessanten Studie über diese Geschöpfe, die in unaufhörlicher Freßarbeit Erde in den tieferen Schichten verschlingen, um sich von den in ihr enthaltenen organischen Stoffen zu ernähren, worauf die so ausgesogenen Erdmassen auf der Oberfläche abgesetzt werden. So wirken diese unscheinbaren, von den meisten Menschen mit Verachtung betrachteten Würmer in ähnlicher Weise wie der Pflug des Landmanns; sie lockern den Boden und bringen die unteren Erdschichten an die Oberfläche, was ein langsames Einsinken aller sich selbst überlassenen, schweren Gegenstände zur Folge hat.

Als Paläontolog studiert Darwin in der argentinischen Pampa die Reste der Urzeit, Riesengürteltiere, die jetzt nur noch in kaninchengroßen Vertretern in derselben Region leben, und fossile Pferde, die jetzt dort völlig verschwunden sind. So reift in ihm der Gedanke, daß die Faunen und Floren der verschiedenen Erdgebiete in langsamer

Charles Darwin.
Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ernst Haeckel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

ung begriffen sind, eine Vorstellung, die er dann
ien tiergeographischen Arbeiten weiter vertieft
ls Geograph und Geolog untersucht er die Anden-
en Aufbau vulkanischer Inseln und die Entstehung
ralleninseln im Indischen Ozean.
lich als Psycholog fesselt ihn der Ausdruck der
sbewegung bei Tieren und Pflanzen, und er be-
eim Spiele mit seinen eignen Kindern die Gelegen-
re wechselnden Physiognomien im photographischen
festzuhalten. Der Leser kann sich schwerlich eine
lung davon machen, welche Fülle von Arbeit,
emsiges Sammeln und Registrieren von Be-
ingen hier mit diesen wenigen Sätzen angedeutet
ist. Hätte Darwin weiter nichts geleistet als
orschertätigkeit, so würde er sich für alle Zeiten
Geschichte der Naturwissenschaften mit unauslösch-
Lettern eingeschrieben haben. Aber er tat weit
Er verarbeitete alle Einzelergebnisse innerlich und
tete sie zu allgemeinen Theorien, die uns tief in
eimnisvolle Werkstatt der Natur einführen. Er
tet, daß die Korallenriffe in drei verschiedenen
n auftreten, als Strandriffe direkt an der Küste,
itabgelegene Barrierriffe und als kreisförmig mitten
Weltenmeer der Tropen zerstreute Atolle, und zieht
den Schluß, daß alle drei Erscheinungen in einem
Zusammenhange stehen, indem durch allmähliche
g des Bodens die Küstenriffe nach außen wandern
Barrierriffen werden, und daß in derselben Weise
iem Küstenriff, das einen Vulkankegel umsäumt,
ll werden muß, wenn der Berg allmählich unter
asserspiegel sinkt. Diese Darwinsche Theorie der
ninseln ist zwar sicherlich gegenwärtig in der Haupt-
ls überwunden anzusehen, obwohl es nicht aus-
sen ist, daß sie für gewisse Erdgegenden noch zu
esteht; aber ihren Wert als Musterbeispiel einer
hlreichen Einzelbeobachtungen abgeleiteten Theorie
e zeitlebens behalten.
Vögeln und vielen Insekten, namentlich bei Schmetter-
besteht ein außerordentlicher Unterschied zwischen den
chen und den weiblichen Tieren. Die ersteren er-
sich der lebhaftesten und schönsten Farben, wäh-
e letzteren ein einfaches Schutzkleid besitzen. Darwin
t diesen Beobachtungen seine Theorie der geschlecht-
Zuchtwahl, nach der die Weibchen eine Art natür-
Sprödigkeit besitzen und nur solche Männchen zu-
welche ihnen durch ihre Farben ganz besonders ge-
der sie hierdurch besonders erregen. Auch gegen diese
lassen sich im einzelnen manche Einwände erheben,
ch scheint es mir, daß ihr Grundgedanke richtig ist,
wenn die Merkmale der Männchen als Erregungsorgane aufgefaßt werden, die die Weibchen instinktiv beeinflussen, ohne sie aber zu ästhetischen Betrachtungen zu reizen.

Darwins dritte große Theorie, seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein, darf in ihren Grundzügen als bekannt vorausgesetzt werden. Obgleich sie seit fünfzig Jahren die Biologen in Aufregung erhält, ist es noch nicht zu einer vollen Verständigung gekommen. Ich persönlich halte sie für Darwins bedeutendste Leistung und habe in einem größern Werke*) auseinandergesetzt, daß sie in der Hauptsache richtig ist und alle Einwände auf Mißverständnissen oder Unkenntnis beruhen. Die Natur erzeugt die Zweckmäßigkeiten nicht direkt, sondern erkauft sie durch eine enorme Einbuße von minderwertigen Individuen; sie „züchtet“ wie der Landwirt, der auch nur diejenigen Tiere und Pflanzen zur Vermehrung kommen läßt, die seinen Wünschen am meisten entsprechen. Endlich hat Darwin auch der Abstammungslehre zum endgültigen Siege verholfen, indem er nicht nur, wie Lamarck, die Tatsachen der Systematik und der vergleichenden Anatomie heranzog, sondern ein sehr umfangreiches Beweismaterial der Paläontologie, der Tiergeographie und der Embryologie entlehnte. Sein berühmtes Werk (1859) „Über den Ursprung der Arten“ bildet in dieser Hinsicht einen Markstein in der Geschichte der Naturwissenschaften. Es erhält aber seine eigentliche Krönung erst später, in dem 1871 erschienenen Werk über die „Abstammung des Menschen“. Auf diesem Gebiet ist der Sieg derzeit eigentlich auf der ganzen Linie abgeschlossen, soweit es sich um Biologen handelt. Es fehlt natürlich nicht an einzelnen Sonderlingen, die ein besonderes Vergnügen darin finden, gegen den Strom zu schwimmen**).

Haeckel hat in theoretischer Hinsicht sich fast vollständig an Darwin angeschlossen, aber die Lehren des großen Briten außerordentlich erweitert und vertieft, indem er durch Konstruktion zahlreicher Stammbäume den Entwicklungsgedanken auf die einzelnen Tierkreise übertrug. Gegen diese Stammbäume ist unendlich viel geschrieben worden, und man hat sie lächerlich zu machen versucht, indem man sie mit den Stammbäumen Homerischer Helden verglich. Haeckel hat jedoch immer wieder betont, daß sie nichts weiter sein sollen als der übersichtliche Ausdruck unserer gegenwärtigen hypothetischen Vorstellungen, die demnach in demselben Maße verbessert werden sollen und müssen, als unsere Erkenntnis wächst und fortschreitet. Wer auf dem Boden der Entwicklungslehre steht, für den sind Stammbäume gar nicht zu entbehren, wenngleich man von keinem behaupten wird, daß er ein völlig korrektes Bild gewährt. Haeckels zweite theoretische Großtat ist die Aufstellung des „biogenetischen Gesetzes“, wonach die individuelle Entwicklung der Tiere ihre Stammesgeschichte widerspiegelt, so daß wir aus ersterer Rückschlüsse ziehen dürfen auf letztere. Wenn der Bartenwal als Embryo noch Zahnanlagen besitzt, die später verkümmern, so ist dies ein Beweis dafür, daß er von bezahnten Vorfahren abstammen muß. In dieser allgemeinen Form wird jenes Gesetz wohl von fast allen Fachleuten anerkannt, obwohl über seine Bewertung im einzelnen noch viele Kontroversen bestehen.

Ich versage es mir, hier auf Haeckels sonstige theoretische und philosophische Anschauungen einzugehen; denn zum Glück weilt er noch unter den Lebenden, und seine geistige und körperliche Frische gibt uns die Hoffnung, daß sein Lebenswerk noch lange nicht abgeschlossen ist. Als dem derzeit bedeutendsten Vertreter der Entwicklungslehre geht es ihm genau so, wie es früher Darwin gegangen ist: seine Gegner nutzten jede kleine Schwäche aus, um ihre gehässigen Pfeile auf ihn abzuschießen. Noch kürzlich wurde ein solches Kesseltreiben gegen ihn inszeniert, weil er angeblich gewisse Bilder von Embryonen „gefälscht“ habe. In Wahrheit hat Haeckel sich kleine Ungenauigkeiten und Schematisierungen zuschulden kommen lassen, die aber für die Entwicklungslehre an sich völlig gleichgültig sind. Ob dreißig oder vierzig Urwirbel (Anlagen der Muskulatur) an einem Affenembryo zu sehen sind, ist belanglos, und wenn der Embryo eines Schafes auf früher Stufe dem des Menschen zum Verwechseln ähnlich ist, so sind die Embryonen von Makak und Gibbon untereinander noch viel ähnlicher, und für eine populäre Darstellung ist es gleichgültig, ob dieser oder jener Name darunter steht. Haeckel gedenkt die nächste Zeit in erster Linie sich seiner jüngsten Schöpfung, dem phyletischen oder entwicklungsgeschichtlichen Museum in Jena, zu widmen, über das ich später an dieser Stelle ausführlich berichten werde. Da zur innern Einrichtung dieses nur aus freiwilligen Spenden erbauten Museums noch 100000 ℳ fehlen, so habe ich mit einer Anzahl Gleichgesinnter kürzlich einen Aufruf*) erlassen zu einer „Ehrengabe für Ernst Haeckel zum Ausbau des phyletischen Museums“ und hoffe, daß auch mancher Leser dieser Zeilen sein Scherflein zu dieser eigenartigen Schöpfung, die in der Welt noch nicht ihresgleichen hat, beitragen wird.

*) L. Plate, „Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung. Ein Handbuch des Darwinismus“. Leipzig, W. Engelmann, 1908.

**) Vgl. meine Broschüre: „Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Zugleich ein Wort gegen J. Reinke“. Leipzig, B. G. Teubner, 1909.

*) Beiträge sind zu senden an das Universitätsrentamt in Jena mit der Bezeichnung „Zugunsten der Ehrengabe für Ernst Haeckel“.

Birken. Nach einem Gemälde von Charles J. Palmié in München.

Gruppe von Schlittenfahrerinnen in altfriesischer Tracht bei einem kürzlich in Hindeloopen (Friesland) veranstalteten Eisfest.

Robl. Arend. Peter.

Radrennen auf der Bühne eines Berliner Variététheaters.

(Der Stand des Rennens wird durch die links sichtbaren beweglichen Figuren angezeigt.)

Überlingen am Bodensee. Originalzeichnung von H. Braun.

Ball! Da solltest du dich lieber etwas ausruhen vorher! Ich will mein Töchterchen doch hübsch haben, wenn es zum erstenmal ausgeht!"

„Herrgott, ja!" Der Ball, der erste, auf den sie sich so gefreut hatte! Den hätte sie beinahe vergessen! Aber deswegen brauchte doch an der Arbeit nichts geändert zu werden! Sie schüttelte lachend den Kopf: „Ach was, Mutterchen! Davon sterb' ich nicht! Ich kann mich doch nicht den ganzen Tag ins Bett legen! Zwei Debüts auf einen Tag! Mutterchen, wir werden ein großes Tier!"

Und lachend und singend trollte sie voran ins Eßzimmer.

Aber am Abend ließ sie sich doch willig zu Bett schicken, um „vorzuschlafen". Und sie schlief mit lauter fröhlichen Gedanken ein und träumte von dem Ball, der eigentlich gar kein Ball, sondern ein Gartenfest war, und von den Rehen und von dem Modell und allem durcheinander.

Fremde Leute wunderten sich oft, wie aus der Johanna Thomas eine so zufriedene, glückliche Person hatte werden können. Sie hatte keine leichte Jugend gehabt und hatte so gar nichts, was anderen jungen Mädchen Freude macht. Als ihr Vater starb, hinterließ er zwar einen geachteten, wenn nicht berühmten Namen, aber so wenig Vermögen, daß seine Witwe einen schweren Stand hatte. Der Sohn ein Anfänger, die Tochter noch ein Kind, und nie Geld im Hause: da waren denn der sorgenvollen Stunden genug. Kein Wunder, wenn die kleine Familie sich eng zusammenschloß und kaum irgendwelchen Verkehr hatte. Für das Hansel war Fritz Vater, Bruder, Gefährte und Lehrer in einer Person. Er seinerseits arbeitete mit eisernem Fleiß, um durchzukommen. Er hatte ein reiches, schönes Talent, und es gelang ihm, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit einen geachteten Namen zu machen. Aber wenn nun auch die direkte Sorge ums tägliche Brot verscheucht war, er war zu wenig Kaufmann, in allen Dingen zu sehr Künstler, um Schätze zu sammeln, und das Leben der Familie änderte sich wenig. Nur wurde er, als angehende Berühmtheit, jetzt öfter eingeladen, hier- und dorthin gebeten, und so war es gekommen, daß auch Hansel, als seine Schwester, mit zu einer Tanzerei gebeten worden war.

Die Mutter freute sich. Sie sagte nie ein Wort zu der Art, wie Fritz seine Schwester erzog; er trat einfach in die Fußtapfen seines Vaters, und sie freute sich, wenn Hansel Fortschritte machte. Das Mädchen mußte sich dermaleinst selbst durchs Leben schlagen, und es beruhigte sie, zu wissen, daß sie dann wenigstens etwas Tüchtiges gelernt hatte. Aber im Grunde ihres Mutterherzens bedauerte sie manch liebes Mal, daß aus ihrer schönen Tochter „nur" eine Malerin werden sollte, daß niemand sie sah, daß sie nie unter Menschen kam. Als die Einladung ergangen war, hatte sie sich gleich hingesetzt und mit ihren alten, jetzt oft so müden Händen ein Ballkleid zurechtgeschneidert, und jeder Stich daran war irgendein guter oder auch ehrgeiziger Wunsch des Mutterherzens. Auf ihre alten Tage hatte sie dem Töchterchen Tanzstunden gegeben, unter Fritzens Assistenz, und es war so viel gelacht worden in der einfachen und doch so liebevoll eingerichteten Wohnung, wie seit langer Zeit nicht mehr.

Es war ihr eigentlich nicht recht, daß das Hansel sich an diesem wichtigen Tage überhaupt anstrengen sollte. Und überhaupt: diese Modellmalerei. Sie war ja selber Malersfrau, auch nicht prüde, und doch —

Als sie abends noch mit Fritz zusammensaß, um die letzten Stiche an dem weißen Ballkleidchen zu heften, rückte sie ein paarmal unruhig mit ihrem Stuhl, sah auf, räusperte sich, bis Fritz aufmerksam wurde und fragte: „Na, was haben wir denn, Mutterchen?"

Da blickte sie ihn erst eine Weile an. Dann sagte sie: „Sieh mal, mein Junge, du weißt, ich habe Vater und dir nie hineingeredet, wenn ihr die Kleine schon frühzeitig aufs Atelier holtet und nach eurer Art erzoget. Und später hab' ich dir allein auch nie hineingeredet. Aber sieh mal, da sagt mir die Kleine, du willst sie morgen Akt malen lassen. Könntest du sie nicht ebenso gut Blumen oder Landschaften malen lassen?"

Fritz sah befremdet auf.

„Ich meine," fuhr sie fort, „für so ein junges Mädchen" —

„Mutter", sagte Fritz.

„Ich meine doch nur! Das ist doch etwas anderes, so ein junges Mädchen ist doch sensitiver als euereiner. Dann sag' einmal ganz ehrlich, wie du darüber denkst."

„Mutter," sagte Fritz, „soll das Hansel dilettieren, oder soll sie etwas Vernünftiges lernen?"

„Natürlich, aber natürlich soll sie, sie muß ja einfach — etwas lernen. Und trotzdem" —

Fritz schwieg einen Augenblick und biß sich auf die Lippen. Dann hob er den Kopf und sagte mit Bestimmtheit: „Ich will dir mal was sagen, Mutter. Für neunzig Prozent junger Mädchen magst du mit deinem Gefühl recht haben. Aber für unser Hansel nicht, das glaube mir. Die ist viel zu unbefangen und, wenn du den Ausdruck hier auch vielleicht im Augenblick deplaciert findest, zu rein. Die sieht in dem menschlichen Körper durchaus nichts anderes als die schwierigste, also höchste Aufgabe. Und du brauchst darin nicht etwa einen Mangel an Schamgefühl zu sehen — sieh einfach ein ausgesprochenes, künstlerisches Empfinden darin — oder einen ausgesprochenen Schönheitssinn. Und tu mir vor allem die Liebe und mach' das Mädel nicht etwa kopfscheu!"

Er hatte erregter gesprochen, als seine Mutter je von dem ruhigen, gleichmäßigen Fritz gehört hatte. Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie ruhiger: „Du kennst Hanna ja am besten. Du wirst das wissen. Und sie muß ja etwas Tüchtiges lernen."

Am andern Morgen wachte Hanna mit dem unruhigen Gefühl des ereignisreichen Tages auf. Sie sang und pfiff beim Ankleiden wie ein junger Vogel und kam übermütig wie ein Fohlen zum Frühstück.

Fritz, der viel im Freien arbeitete, hatte sich draußen in der Vorstadt einen dicht verwachsenen kleinen Garten gemietet. Er ging schon voraus, während Hansel in fliegender Eile ihre kleinen häuslichen Obliegenheiten erledigte.

Als sie zu diesem Garten kam, den ein hoher Plankenzaun umgab, und dem von außen niemand ansah, welch reizende grüne und bunte Wildnis er barg, hatte Fritz schon angefangen. Das Modell war ungnädig und mürrisch; sie stand nach ihrer Angabe „nur für berühmte Maler", und es kränkte sie schwer, daß sie ein Versuchskarnickel für Anfänger abgeben sollte. Da aber niemand ihre verletzte Würde bemerkte — Fritz nicht aus Gewohnheit und Prinzip, Hansel nicht, weil sie viel zu eifrig mit ihrem Malzeug beschäftigt war — wurde ihr die selbst auferlegte Reserve sehr bald leid, und sie gab das Pikiertsein von selbst auf. Fritz stellte der „Kleinen" die Aufgabe, zunächst einmal einfach eine Impressionsskizze zu machen, den grell, aber ruhig erleuchteten Körper gegen den wirren Hintergrund von Buschwerk, und überließ sie ihrem Schicksal.

Das Modell hatte an diesem Morgen wirklich einen schweren Stand; der Frosch war geneigt, jede gelegentliche Pause als persönliche Beleidigung und direkte Bummelei zu betrachten.

Zuerst war sie sehr verzagt. Da saß sie nun mit ihrem Stückchen weißer Leinewand, das so ungemütlich nackt und kahl aussah. Dann fing sie an, erst langsam und sehr ängstlich, dann immer kecker und sicherer, mit immer mehr Vergnügen. Sie wunderte sich fast über sich selbst und fand ihr Werk sehr schön; aber ein gelegentlicher Blick auf Fritzens Studie brachte diese Meinung bedenklich ins Wanken, und sie ließ fast entmutigt den Pinsel sinken. Fritz kam einen Augenblick herüber. Er lobte nie, aber er sagte: „Na ja! Nur weiter so!", und das machte ihr wieder Mut. Sie arbeitete, ohne rechts und links zu sehen, ganz vertieft in ihre Aufgabe, und allmählich kam ihr unbewußt die ganze Freude und Befriedigung des Schaffens.

Endlich fragte das Modell, dem die Sache leid wurde, bescheiden an, ob es vielleicht gleich den ganzen Monat dableiben solle. Fritz zog die Uhr, machte erstaunt „oh!", und das Mädchen kroch in ein mehr geniales als direkt stilvolles kleines Bauwerk von Planken, Segeltuch und Dachpappe, das den sinnigen Namen „Villa Einsamkeit" führte, weil nämlich zwei auf einmal nicht hineinkonnten. Sie kam als feines Dämchen wieder heraus, besah sich die beiden Studien und sagte mit Sachkenntnis: „Das Fräulein kann aber schon was!"

Es war nur ein Modell — aber Hansel freute sich doch ganz heimlich.

Sie kam in gehobener Stimmung an Fritzens Seite heim und plauderte während des ganzen, sehr verspäteten Mittagessens so kindlich vergnügt, daß Frau Thomas ihrem Sohn einen raschen Blick zuwarf, der so viel hieß wie: „Du hattest mal wieder recht."

Nach Tisch bestand die Mutter darauf, Hansel sollte sich etwas hinlegen. Weniger aus Müdigkeit als um der Mutter nicht zu widersprechen, lief sie auf ihr Zimmer. Da lag auf dem Tische das duftige weiße Ballkleid, da lag der schöne indische Schal, Mutters einziges und selten getragenes Toilettenprachtstück, da lagen zwei weiße Lederschuhchen, Strümpfe, Handschuhe, Ballblumen und in der Mitte ein zierlicher Fächer, von Fritz mit graziösen Figürchen bemalt, alles von liebevollen Mutterhänden wie eine Weihnachtsbescherung aufgebaut.

Hansel stand ein paar Minuten ganz still davor. Und ein warmes Glücksgefühl rieselte ihr durch alle Glieder. Wie gut sie waren! Alles war so gut, so schön, und überhaupt das Leben herrlich!

Sie sprang die Treppe wieder hinab, um zu danken. Fritz war bereits gegangen; aber der Mutter fiel sie um den Hals und küßte sie stürmisch. Und: „Wie nett, wie reizend von Fritz", sagte sie.

Da faßte ihre Mutter sie unters Kinn und sagte nachdrücklich: „Fritz, das ist überhaupt ein ganz seltener Mensch!" und ging schnell aus dem Zimmer. Hansel sah ihr ganz verblüfft nach. Gewiß war der Fritz ein famoser Kerl, aber so etwas ganz Besonderes konnte sie nicht an ihm entdecken, beim besten Willen nicht.

Hansel hatte sich noch nie zu einem Ball angezogen. Wenn sie einmal ins Theater oder in ein Konzert gegangen war, hatte sie das gute Kleid angezogen, die Haare gekämmt, die Hände gewaschen — basta!

Aber heute war die Sache erheblich anders. Ihr ganzes Zimmer roch nach Blumenseife, Brennspiritus, neuen Stoffen. Sie kam sich selber ganz fremd vor, während die Mutter ihr schweres Haar ordnete, hier und dort noch etwas zurechtzupfte und heftete. Aber als sie, fix und fertig, vor den Spiegel trat, konnte sie nicht umhin, sich regelrecht hübsch zu finden. Die Mutter ging schon hinunter; sie blieb noch einen Augenblick stehen. Wie drollig, was so ein paar Locken und Blumen, so ein hübscher Stoff tun können! Sonst, dachte sie, seh' ich nicht halbwegs so anständig aus! Sie betrachtete sich wohlgefällig — aber plötzlich schnitt sie ihrem Spiegelbilde eine Fratze und sagte mit Nachdruck: „Du Aff'!"

Trotzdem fühlte sie sich sehr gehoben, als sie herunterkam. Fritz sagte in seinem gewohnten, etwas spöttischen Tone: „Donnerwetter!" Aber die kleine Evastochter hörte doch genug Bewunderung heraus, um sich heimlich zu freuen. Sie wollte es sich aber nicht merken lassen und sagte schnell: „Du, nächste Woche müssen wir krummliegen. Mama hat einen Zweispänner bestellt."

Das Haus, in dem sie eingeladen waren, war eins der reichsten der Stadt; die Hausfrau, die viel und gern von Kunst sprach, suchte etwas darin, ihren Gästen als Spezialität vielversprechende junge Künstler und Literaten vorzuführen. Hansel war zuerst durch den ihr ungewohnten Luxus etwas verblüfft. Aber ihr geschultes Auge entdeckte bald, daß all dieser Reichtum viel mehr kostspielige Prachtliebe als eigentlichen Geschmack verriet, und das gab ihr wieder einige Sicherheit. Die Hausfrau, eine sehr pompöse Dame, in starrer Seide und mit vielen Brillanten, rauschte auf sie zu, als sie eintraten, und während sie Fritz leicht an die eine, Hansel an die andere Hand nahm, sagte sie mit einer zierlichen Kopfbewegung: „Meine Herrschaften, unser allverehrter junger Meister Thomas und der neuste aufgehende Stern am Kunsthimmel, Fräulein Thomas, unsere vielversprechende junge Künstlerin!"

Hansel war sehr erstaunt. Diese Dame kannte sie gar nicht, hatte nie etwas von ihr gesehen, nur Fritz mochte ihr flüchtig von ihr erzählt haben. Sie fühlte sich selbst noch so sehr als blutjunge Anfängerin, daß sie sehr verlegen wurde. Sie warf einen hilfesuchenden Blick auf Fritz; aber der verbeugte sich eben vor ein paar Damen, die lebhaft auf ihn einsprachen. Schon stand auch der Sohn des Hauses vor ihr und stellte ihr eine Reihe schwarzer Fräcke und bunter Uniformen vor, von denen sie kaum einen einzigen Namen verstand. Jeder bat mit der gleichen Phrase um die elegante, goldgedruckte Tanzkarte; es war so lebendig um sie her, daß sie ganz verwirrt wurde. Dann ebbte die Welle langsam zurück, und schließlich stand sie ganz allein.

Sie kannte keine von den jungen Damen, die sich grüßend und plaudernd zu Gruppen gesellten. Fritz war in dem allgemeinen Getümmel verschwunden, und die Hausfrau begrüßte eben einen neuen, wahrscheinlich glänzendern Stern, der sich bei seiner Vorführung mit größerm Geschick benahm.

Nun kam sie sich sehr vereinsamt und verlassen vor und wußte nicht recht, was sie mit ihren Händen anfangen sollte. Es machte sie ganz nervös. Sie versuchte ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen, spielte mit ihrem Fächer und kam sich grenzenlos überflüssig vor.

Ein paar junge Leute hielten in ihrer Nähe eine kleine Kritik. Einer fragte leise: „Wo hat denn unsere Hospita dieses neuste Star—chen hergeholt?" Ein anderer sagte: „Weiß nicht, kleines Malmädel vermutlich." Der erste fing wieder an: „Verdammt niedlich, was? Noch 'n bißchen hölzern, aber so etwas macht sich. Sehen Sie mal, da kommt die kleine Friedel. Schick, was? Masse Moos, sag' ich Ihnen!"

Sie sprachen leise, aber Hansel hatte scharfe Ohren. Ihre klägliche Stimmung ging allmählich in feindliches Mißtrauen über.

Dann kam ein großer schwarzer Frack, murmelte etwas von Vergnügen und Ehre, gab ihr den Arm und führte sie zu Tisch. Sie war ziemlich schweigsam; er wußte infolgedessen nicht, was er aus ihr machen sollte, und hielt sich an das Essen, das ihm geläufiger war. Nun sagte sie erst recht nichts. Sie waren ein sehr interessantes Paar.

Um sie herum flogen Bemerkungen, Scherze, Schmeicheleien und kleine Anzüglichkeiten lebhaft hin und her. Augen und Juwelen blitzten um die Wette. Da fielen ihr auf einmal die Rehe ein, und der einsame, schweigende Wald, und ein Gefühl wie Heimweh quoll ihr heiß in die Kehle.

Nach Tisch, nach all dem Händedrücken und Verbeugen — Fritz sah sie nur einmal ziemlich flüchtig — bot ihr das „Schlinggewächs", wie sie ihn innerlich zornig nannte, wieder den Arm, die Paare formierten sich zu einer langen Reihe, und man ging in den Garten.

Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Der Garten, der für städtische Verhältnisse sehr groß und von kundiger Hand so angelegt war, daß man nirgend die Mauern sah, flimmerte in hundertfacher Beleuchtung. Überall, in den Büschen, zwischen den Laubgängen, hingen farbige Lampions. Die Blumenbeete, der kleine künstliche Teich waren eingefriedigt von bunten Lichtern. Neben dem großen Rasenplatz, der mit glatten Holzplanken belegt war, erscholl aus dem Gebüsch ein rauschender Walzer.

Zum erstenmal wurde Hansel warm. Oben flimmerten die Sterne, es war ein weicher, warmer Abend. Der Garten mit dem schönen Buschwerk, die Lampions, die Lichter, die eleganten Toiletten, dazu die Musik, das war etwas für ihre empfänglichen Sinne; dazu kam für sie der Reiz der Neuheit. Sie sagte entzückt und impulsiv: „Wie reizend! Aber das ist ja wunderschön!" Ihr Herr, ein festgewohnter, älterer Assessor, klemmte sein Monokel ein und sagte nachlässig: „Gnädiges Fräulein haben ganz recht — tadellos." Da war sie wieder ganz still.

Wenn Hansel gewußt hätte, wie hübsch sie aussah, als sie jetzt, schlank und weiß, vor dem dunkeln Gebüsch stand, während die farbigen Lichter über ihr Gesicht und ihr Haar spielten, wäre sie vielleicht etwas sicherer und selbstbewußter geworden. So aber wunderte sie sich im stillen, daß so viele sie zum Tanze holten.

Und einer nach dem andern kam; die Stimmung hob sich.

Da wurde auch sie warm, und sie tanzte, tanzte mit dem ganzen Vergnügen und dem Eifer der Jugend. Ihre Wangen glühten, die kleinen Locken fielen ihr in die Stirn, die Augen fingen an zu glänzen. Und jetzt, munter und angeregt, sah sie entzückend und begehrenswert aus.

ie saßen in der Tanzpause in der kleinen Jasmin- , sie, ihr Tänzer und noch einige Paare. Und ie Sektkelche klingend aneinanderstießen, wurde die nung immer animierter, und mit der Stimmung us dem mißtrauischen Fräulein Thomas das Hansel, ebhafte, muntere Hansel heraus.

ich dieses Hansel wußte erbärmlich wenig von Tennis, i und Theaterpremieren. Um so mehr wußte sie von dem rleben, das so stark vom äußern Mangel beeinflußt Der junge von Graven — derselbe, den alle Mütter ie meisten Töchter hofieren, nicht etwa, weil er so Geld hat, sondern weil er wirklich ein feiner, netter, r Mann ist — der junge von Graven saß da und andächtig zu. Das Thema interessierte ihn aller- weniger als die Erzählerin, und auch diese würde erzlich wenig interessiert haben, wenn sie nicht in : Augen ein ganz reizender Käfer gewesen wäre; Hansel konnte das nicht wissen und fand ihn sehr iehm. Und in dem Maße, in dem sie zutraulicher :, drängte es sie natürlich auch mehr und mehr, von heutigen, wichtigen Tage zu sprechen. Sie dachte nicht daran, ob hier überhaupt jemand für die itung solcher Tage Verständnis haben würde.

:s sie die Modellfrage berührte, fing plötzlich das :a an auch den Herrn von Graven zu interessieren. Wie, Sie malen Akt, gnädiges Fräulein?"

Ja", sagte Hansel gleichmütig, aber innerlich voller .

Das ist ja interessant!" sagte der Herr von Graven rückte etwas näher. „Also, Sie lernen bei Herrn er? Sind doch beneidenswerte Menschen, die Herren e! Ich wollte, ich wäre auch 'n Maler!"

ansel guckte ihn unschuldig, etwas von oben herunter Der hatte aber nicht viel Begriffe!

Warum denn?" sagte sie ein bißchen spöttisch.

Warum denn? Wenn ich Sie unterrichten dürfte, ges Fräulein? Und dann ist das doch riesig ssant für Herrn Bruder! Sagen wir mal, er hat e ein sehr nettes und junges Modell" — hier über- :r Hansel mit einem Blick, aber sie sah es nicht — na, mein gnädiges Fräulein, Sie sind ja, wie ich :ke, keine höhere Tochter mehr — man braucht sich nicht gerade ein Modell auszusuchen, das man ıt nicht leiden kann!"

ier setzte die Musik wieder ein. Die anderen Paare en sich. Hansel hätte gern wieder getanzt, aber ihr er blieb ruhig sitzen, und sie war zu gesellschafts- vohnt, um zu wissen, was sie tun sollte. So saßen ın allein in der halbdunkeln Laube. Des Mannes n glitten wieder rasch und begehrlich über ihre lieb- Gestalt. Diesmal fing sie den Blick auf, es e sie verwirrt. Es lag etwas in diesem Blick, das cht verstand, aber instinktiv fürchtete.

Er fing wieder an: „Das muß doch riesig interessant sein. So alle Tage nette, junge Mädel im Atelier, das Angucken direkt Beruf! Ich spreche ja selbstverständlich von keinem Einzelfall, natürlich nicht — aber" —

„Modell ist doch einfach Modell!" sagte Hansel ziemlich schroff.

„So, mein gnädiges Fräulein? Ja, für Sie vielleicht! Aber — na, seh'n Sie, es mag ja Ausnahmen geben — aber im allgemeinen sind doch wohl Modelle — nicht nur Modelle." Er beugte sich vor.

Hansel sah ihn hilflos an. Etwas Häßliches, Schmutziges kroch langsam an sie heran. Er amüsierte sich im stillen über ihre kindliche Art, die bei so viel augenscheinlicher Intelligenz doppelt wirkte.

„Ich glaube," sagte sie langsam, „Sie haben ein ganz falsches Bild von einem Atelier und alledem. Wenn man arbeitet und eine schöne Linie studiert, denkt man wirklich nicht daran, ob das ein Baum ist oder ein Mensch. Wirklich!"

„Ja," beharrte er, „Sie, Sie vielleicht! Aber andere? Na, das kennt man doch auch", fuhr er brutal fort und beobachtete sie, um die Wirkung seiner Worte zu sehen. „Denken Sie doch mal an die Maler, deren Modelle einfach ihre Ver- — ihre Geliebten waren! Das ist doch auch so klar! Man stellt sich doch nicht ungestraft vor einen möglichst schönen Mädchenkörper und studiert ihn tagelang, so heilig sind die Maler nicht."

Hansel hatte zu Boden geblickt. Eine heiße Röte stieg ihr in das Gesicht. Als sie scheu aufschaute, sah sie, wie er, der größer war als sie, sich vorgebeugt hatte. Seine Augen ruhten fest auf dem Ausschnitt ihres Kleides, und diese Augen hatten einen häßlichen, gierigen Ausdruck.

Da stieg eine heiße, eine brennende Scham in ihr auf. Eine ungeheure, beklemmende Angst vor etwas, das sie noch nicht kannte, das sie noch nicht zu einem festen Begriff formen konnte, wovon sie bis jetzt noch nichts wußte. Ihr war, als ob sie selbst nackt vor diesem Menschen stände, diesem Menschen mit dem schmutzigen Lächeln, den gierigen Augen, den Blicken, die ihr körperlich weh taten. Voller Scham, voller Empörung fuhr sie zurück; einen Augenblick jagten die Gedanken in wildem Strudel durch ihr Hirn. Und mit blitzartiger Schärfe hoben sich aus dem Chaos zwei Sätze, die sie bisher nicht verstanden hatte. Den einen hatte sie aus der Bibel gehört, der hieß: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." Den andern hatte die Mutter gesagt: „Dein Bruder, das ist überhaupt ein seltener Mensch."

Die Augen des Mannes blitzten siegesbewußt. Und plötzlich begriff sie.

In diesem Augenblick kehrten einige der Tänzer in lauter Unterhaltung zurück.

Als Hansel wieder aufblickte, war das wilde Tier, das sie eben zu sehen geglaubt hatte, verschwunden, und es saß da wieder der junge Herr von Graven mit dem tadellosen Frack, der tadellosen weißen Wäsche, dem tadellosen verbindlichen Lächeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie kamen spät nach Hause. Fritz wunderte sich, daß Hansel so still war. Er hatte viel Schmeichelhaftes über sie gehört und dachte, sie müßte sich gut amüsiert haben. Aber sie war so etwas noch nicht gewohnt, wahrscheinlich war sie todmüde, natürlich, sicher war sie müde!

Die Mutter war noch auf.

Hansel war sehr weh ums Herz. Aber als sie die Mutter ansah, die sie ganz aufgeregt erwartete, da dachte sie daran, wie diese, ihre liebe Mutter, gesessen und an diesem weißen Kleide gestichelt, und wie sie sich gemüht und sie angezogen hatte. Sie lächelte und sagte, es wäre sehr schön gewesen, aber nun wäre sie sehr, sehr müde.

Fritz blieb mit der Mutter noch einen Augenblick sitzen. Er erzählte ihr, wieviel das Hansel getanzt hätte, und daß man sie allgemein sehr schön fände; denn er wußte, das machte der alten Frau Freude. Und wirklich, sie strahlte vor Stolz und Vergnügen. Sie schlich nachher leise wie ein Mäuschen die Treppe hinauf, um ja die Tochter nicht zu wecken.

Aber Hansel schlief nicht.

Sie stand mitten in ihrem Zimmer, hatte die Hände verschlungen und sah starr vor sich hin. Sie sah um Jahre gealtert aus. Das war nicht mehr das heitere Kind, das war ein Weib, ein junges Weib, dem zum erstenmal im Leben die Harmlosigkeit genommen ist. Nun war alles, alles anders!

Das arme Hansel! Sie wußte nicht, daß das, was ihr da zum erstenmal entgegengetreten war, in der Form einer reinen Liebe das Höchste und Schönste im Leben sein könnte; sie sah nur diese Augen, die gierig ihren Körper suchten, den Körper, ganz den gleichen, wie das Modell ihn hatte, das Modell, das nun auf einmal nicht mehr ein Modell, ein Studienobjekt war, sondern ein lebendes, junges Weib, das man ansehen, betrachten kann wie —

Das Licht flackerte auf. Hansel schrak zusammen. Mechanisch fing sie an sich auszuziehen. Mechanisch legte sie alles, das duftige, weiße Kleid, den seidenen Schal und den Fächer, auf den Tisch. Und als alles dalag, wie es auch am Mittag dagelegen hatte, stockte sie.

Nun war ja alles so ganz anders!

Ihre Hände glitten langsam an ihrem Körper herab, der ihr durch diese Blicke besudelt vorkam, sie tat noch einen schnellen Blick auf all den Staat, der so viel Mühe und Arbeit gemacht hatte, dann warf sie sich auf ihr Bett, wühlte das Gesicht voller Scham in die Kissen und weinte laut.

Aus Jndustrie und Technik.

Die Technik der Klavierspielapparate.

Von Dipl.-Ing. N. Stern.

Schopenhauer sagte einmal, daß das Anhören einer großen, vollstimmigen und schönen Musik gleichsam ein Bad des Geistes sei: „Es spült alles Unreine, alles Kleinliche, alles Schlechte weg, stimmt jeden hinauf auf die höchste geistige Stufe, die seine Natur zuläßt: und während des Anhörens einer großen Musik fühlt jeder deutlich, was er im ganzen wert ist, oder vielmehr was er wert sein könnte.“

Diese Worte charakterisieren so recht treffend, was für die Menschen Musik ist und sein kann, nämlich eine jener höheren Mächte, deren geistiger und gefühlsmäßiger Inhalt uns mit Ehrfurcht erfüllt. Und wir sind es gewohnt, diese höhere Macht auch nur von höchster Herkunft zu empfangen, indem sie dem Seelen- und Gefühlsleben des Künstlers und Menschen selbst direkt entströmt. Dieser gewohnten Auffassung und Stellung zur Musik traten nun neue Möglichkeiten entgegen. Es entstanden Apparate, mittels deren das Klavierspielen auch dem ungelernten Musikkenner in fast vollständiger Vollkommenheit möglich wurde. Das brachte in die gewohnte Stellung zur Musik seltsame Zweifel, und weil man eine liebgewordene Anschauung nicht gerne preisgibt, verschloß man sich vielfach gegen diese Neuerungen, „die wieder den Menschen überflüssig machen“. Die Klavierspielapparate sind keine Neuerscheinung mehr, und trotzdem hat man im breiten Publikum vielfach noch nicht die rechte und gerechte Stellung zu dieser schätzenswerten modernen Errungenschaft gefunden. Auch hier kann nur die Aufklärung helfend wirken, und um allen, die diese Apparate kennen und daran zweifeln, oder die sie noch nicht kennen, zu zeigen, daß hier kein Scherz mit ihren heiligsten Gütern getrieben wird, wollen wir einen Blick in ihr Innerstes werfen und ihr Wesen zu ergründen suchen.

1. Schematische Darstellung des Anschlagmechanismus.

Die Technik hat zunächst das Mechanische des Klavierspiels herausgegriffen. Das bei allen Spielern Gleichbleibende ist, bei einem gegebenen Stück, die Reihenfolge und der Zusammenhang der Noten — das, was je nach der Individualität variiert, die Anschlagsart, die Tonstärke und das Tempo, kurz die Phrasierung. An der Reihenfolge der Noten, ihrer Taktfolge kann kein Künstler, wenn er richtig spielt, etwas ändern; das kann also der mechanischen Tätigkeit überlassen bleiben. Diese Verrichtung — aber nur diese — erfüllen ja bereits alle Spieluhren. Die neue und besondere Aufgabe wäre hier eine Regulierbarkeit, mittels deren dem Spiel alle feinen dynamischen Schattierungen und Nuancierungen sowie alle Tempoveränderungen gegeben werden können. In allen modernen Klavierspielapparaten wird nun die Betätigung der Tasten folgendermaßen bewirkt. Eine der Tastenanzahl entsprechende Anzahl Röhren a endigen in einem sog. Skalenblock, in kammartig nebeneinander liegenden kleinen Öffnungen b (vgl. Abbild. 1). An dem andern Ende führt jede Röhre zu einer Membrane c. Die Membrane steht mit dem Ventil d in Verbindung, das in seinen beiden Endstellungen den Balg e mit dem Außenluftkanal f oder dem Saugkanal g und dem Saugraum h verbindet. Von h führt eine weitere enge Leitung i nach dem Hauptkanal, in den sie in einer kleinen Öffnung v, dem sog. Entziehungsloch, einmündet. In dem Saugraum h wird dauernd durch einen Windbalg ein Unterdruck erzeugt. Wenn also die Rohrmündung im Skalenblock b verschlossen ist, so wirkt der Unterdruck durch das Entziehungsloch auf den Kanal und hält die Membrane in der gezeichneten Lage, bei der der Anschlagbalg mit Luft gefüllt ist. Wird nun die Rohrmündung geöffnet, so schießt die Außenluft in den Kanal und drückt die Membrane in die punktiert gezeichnete Stellung. Damit schafft der Schieber dem Unterdruck aus h Verbindung mit dem Anschlagbalg, dem die Luft entzogen wird, so daß er sich schließt und dabei die Taste anschlägt. Wenn die Mündungsöffnung wieder verschlossen wird, stellt der Unterdruck durch Einwirkung auf die Membrane die Anfangsstellung wieder her.

Sobald also ein Notenblatt über den Skalenblock geführt wird, entsteht das entsprechende Anschlagspiel der Klaviatur. Die nächstliegende Einwirkung auf die Art des Spiels ist durch die Ausgestaltung der Spiellöcher in den Notenblättern möglich. Ein Loch, das die volle Öffnung freigibt, wird naturgemäß einen stärkern Ton anschlagen als ein kleineres Loch. Im allgemeinen dient, wenigstens bei den für individuelles Spiel eingerichteten Apparaten, die Lochform nur zur Festlegung der reinen Notenfolge. Um dieses „reine Tastenspiel“ zu beseelen, um seine Gleichmäßigkeit zu brechen, bedarf es vor allem einer zweifachen Beeinflussung, der rhythmischen und der dynamischen Regulierung. Die Tempoveränderung kann in einfacher Weise durch Verlangsamung und Beschleunigung des über den Skalenblock rollenden Notenbandes bewirkt werden. Die verschiedenen Stärkegrade vom leisesten Piano bis zum lautesten Forte können durch Veränderung des Saugdruckes erreicht werden. Damit wird der von den einzelnen Anschlagbälgen ausgehende Impuls entsprechend schwächer oder stärker. Hierzu dient eine spezielle Regulierung durch die Nuancierungshebel und außerdem die Trettechnik. Manche Instrumente, wie der Simplex Piano Player, beschränken sich sogar für alle Stärkeschattierungen auf die Trettechnik, verlegen also alles Gefühl in die Füße. Obgleich der Apparat auf diese Weise vereinfacht wird, möchte man doch nicht auf die feinfühligere Handregulierung verzichten, die auch bei den meisten Fabrikaten heute zur Anwendung kommt.

Damit ist der Klavierspielapparat in seinen funktionellen Organen fertig. In Wirklichkeit ist natürlich dieser komplizierte und sensible Körper noch feiner ausgestaltet. Da befindet sich im Unterkasten des Vorsetzapparates die Windmechanik, die Saugbälge, die durch zwei Pedale getreten werden. Das ist also die „motorische Betriebsquelle“, die zwei Hauptfunktionen erfüllt: die Bewegung des Notenbandes und die Anschlagbewegung. Die Anschlagmechanik unterscheidet sich in Wirklichkeit von der dargestellten dadurch, daß die Membrane nicht unmittelbar das Luftventil zum Anschlagbalg, sondern erst ein Zwischenventil bewegt, das einen weitern Zutritt äußerer Luft einleitet und so erst die eigentliche Kanalöffnung veranlaßt. Man erreicht durch diese Zwischenschaltung eines sog. „pneumatischen Relais“, daß dem durch das Luftloch im Notenblatt zu erzeugenden Impuls nur eine Steuerbewegung

2. Anschlagmechanismus einer Phonola im Schnitt.

3. Geöffnetes Triumphola-Piano.

4. Organola.

wodurch das Eingreifen feiner und präziser, die g selbst kräftiger und nachhaltiger wird. Wir er- e tatsächliche Ausführung bei der Phonola (Ludwig l A.-G. in Leipzig) aus Abbildung 2.
:h den schrägstehenden, vorn unten im Bilde befind- 'ußtrethebel wird der Schöpfer a geöffnet und saugt g b leer. Mit b stehen der Windkanal d und die h in Verbindung, in denen Luftleere herrscht, so- keine Verbindung mit der Außenluft haben. Diese

Wenn die Öffnung im Notenband wieder verschlossen wird, breitet sich die Luftleere wieder gleichmäßig über alle Kanäle aus, und der ursprüngliche Zustand wird wiederhergestellt. Wir haben also jetzt im ganzen drei Bewegungen, die die Öffnung in der Notenbandlochung einleitet, und zwar jede an Kraftwirkung zunehmend; die dritte pneumatische Wirkung des eigentlichen Kraftpneumatiks ist die stärkste.

Der typische Unterschied von den mechanischen Spielwerken besteht hauptsächlich darin, daß bei diesen in der Regel durch die Notenblätter unmittelbar die Anschlagbewegung erfolgt, während sie dort nur eine Steuerbewegung einleiten und der eigentliche Anschlag durch ein damit ausgelöstes besonderes Kraftmittel bewirkt wird. Hierin ruht die Grundlage der Regulierbarkeit, weil damit die Wirkung geteilt ist, nach der Maßgabe der Notenbandlochung und Größe der Kraftwirkung. Wie schon angedeutet, erfolgt die Veränderung der Größe der Kraftwirkung einerseits durch die Art des Tretens, die „Expression“, und durch Ventile, die man mittels besonderer Handhebel betätigt. Nach dem Beispiel der Phonola verfügen die erstklassigen neueren Klavierspielapparate über eine sog. geteilte Windlade, mit der jede Hälfte des Klaviers einzeln in der Tonstärke reguliert werden kann. Man kann also eine Kantilene oder eine Baßfigur herausholen, und man kann die Begleitung in diskreter Weise hinter der Melodie zurückhalten.

darauf, daß das betreffende Notenloch der zu betonenden Note um eine kleine Wenigkeit zurückgesetzt ist, und daß eine in gleicher Linie befindliche zusätzliche feine Lochung des Notenbandes die Verstärkung des Anschlags bewirkt. Dadurch, daß dann der Anschlagimpuls stärker und schneller erfolgt, wird der betreffende Ton doch wieder an der richtigen Stelle entstehen. Die für die Hervorhebung der Melodie eingerichteten Notenblätter haben natürlich eine weitere Perforierung, die meist am Rande der Blätter

5. Geöffneter Mignonvorsetzer. (Vorderansicht.)

6. Geöffneter Mignonvorsetzer. (Hinteransicht.)

ung wird im Skalenblock geschaffen, wenn eine des Notenblattes das Kanalende e freigibt. Dann lie Luft durch c und wirkt als Überdruck auf die ne f, die dadurch aufgehoben wird und somit til g anhebt. Hierdurch wird der Außenluft ein größerer Zutritt freigegeben, und energischer strömt h g in den Kanal h und hebt die Membrane i. rd das Ventil k angehoben sowie der Kanalaustritt l ossen und mit Raum i verbunden. Der Raum i er mit der Windlade in Verbindung; infolgedessen Luft aus l und m angesaugt, der Anschlagbalg sich, r wird angehoben und die Taste angeschlagen.

Neuerdings hat man noch ein weiteres Mittel gefunden, das Thema herauszuarbeiten und einzelne Töne eines Akkordes stärker erklingen zu lassen. Im Prinzip beruhen diese Einrichtungen wie der Solodant bei der Phonola und der Themodist bei dem Pianola (Choralion Co. in Berlin W) (bei dem Pianola) angebracht ist. Bei der Phonola sind die Solodantlöcher in der Mitte zwischen den Durchlochungen und mit einer roten Linie bezeichnet, damit die Solodantstellen für den Spieler leicht erkennbar hervortreten. Die Betonungseinrichtung läßt sich durch einen Hebel nach Wunsch ein- und abstellen.

Wir sehen also, daß die tiefere Wirkung des Spiels in der Feinfühligkeit der ganzen Apparatur liegt; denn alle Regulierbewegungen haben keinen Zweck, wenn die Ausführorgane nicht rasch genug auf die Wirkung ansprechen. Mit „Gedankenschnelle“ muß sich diese Einwirkung vollziehen, wenn tatsächlich die Auffassung, das

Fühlen und Denken des Künstlers die an sich tote Mechanik beleben und vergeistigen soll. Der spezielle akustische Charakter bedingt, daß diese Einwirkungen nicht ruckweise oder plötzlich verlaufen, daß sie wohl schnell, aber doch übergehend, vermittelnd, weich, ausgleichend, abtönend vor sich gehen. In Abbildung 3 erhalten wir einen Einblick in die Mechanik eines Triumphola-Pianos der Pianofortefabrik von M. F. Rachals u. Ko. in Hamburg. Wir sehen rechts oben den kleinen Windmotor, dessen drei Bälge auf die unten liegende Kurbelwelle arbeiten. Auf der verlängerten Welle sitzt ein Kettenrad, das mittels Kette die Notenrolle (in der Mitte oben) antreibt. Von der Notenrolle sehen wir auch die einzelnen Röhren zu den Anschlagbälgen ausgehen. Die Windmechanik ist im Unterteil angebracht, auch die Regulierhebel sind erkennbar.

Abbildung 4 zeigt die Anwendung des pneumatischen Spielapparats bei einer Orgel. Das sog. Organola der Orgelfabrik von E. F. Walcker u. Cie. in Ludwigsburg entspricht im Aufbau ganz den Schwesterapparaten. Der Organist hat auch hier nur zu nuancieren und zu phrasieren.

Was also die Vergeistigung des Spiels ausmacht, wird durch ein paar Regulierhebel vermittelt. Es liegt nun nahe, auch diese in richtiger Auffassung ausgeführten Bewegungen festzuhalten und später durch die Maschine selbst wiederholen zu lassen. Dann wäre das ganze Spiel mit allen seinen Abtönungen fixiert. Das führt zu der elementaren Aufgabe, das Originalspiel eines Künstlers in allen seinen Eigenheiten festzuhalten und mit ähnlichen Mitteln beliebig wieder zu reproduzieren. Um das Spiel eines Künstlers in seiner ganzen Eigentümlichkeit festzuhalten, bedarf es nur einer mechanischen Aufzeichnung aller Tastenbewegungen. Man kann dies dadurch erreichen, daß man jede Taste mit einem Stift zu einem Hebel führt, dessen anderes Ende einen Schreibstift trägt. Auf einem über zwei gleichmäßig bewegte Walzen führenden Papierstreifen zeichnet dann der Stift die Anschlagbewegungen auf. Das ganze rätselhafte und im einzelnen nicht zu deutende „Wie“ des künstlerischen Spiels gibt sich dann in den Anschlagkurven wieder. Die weitere Aufgabe ist dann die, die Tasten genau so zu bewegen, wie die aufgenommenen Diagramme es vorschreiben; dann wird das individuelle Spiel des Künstlers reproduziert. Hier entstammt also die Notenfolge nicht der mechanischen Übertragung vom Notendruck auf die Notenrolle, sondern sie ist die Übertragung der vom Künstler gespielten Notenfolge, und zwar enthält sie bei gleichmäßiger Drehung des Aufnahmeapparates bereits alle rhythmischen Schwankungen und alle Nuancierungen. So entsteht ein tongetreues Abbild des Künstlerspiels mit technischer Zwangläufigkeit und Notwendigkeit. Die Wiedergabe muß so erfolgen wie das Originalspiel, mit allen Schönheiten, Eigenheiten und — Fehlern. Ein Vertreter dieser Klasse ist das Reproduktionsklavier Mignon (M. Welte u. Söhne in Freiburg). Im Aufbau begegnen wir einer ähnlichen Anordnung wie bei den anderen Klavierspielapparaten, nur erfolgt hier der Antrieb durch einen Elektromotor. Ihm fällt die Aufgabe zu, mit unabänderlicher Stetigkeit den Antrieb zu besorgen; denn alle Schwankungen übt die Notenrolle aus sich heraus auf die pneumatisch regierten Organe aus.

Abbildungen 5 und 6 zeigen uns den geöffneten Vorsetzapparat Mignon. M ist der Elektromotor, der mittels Riemenantriebs die große Scheibe n antreibt, und von hier aus erfolgt durch weitern Riemenantrieb, ins Langsame übersetzt, der Antrieb der in der Mitte liegenden großen Riemenscheibe, von der aus die Bewegung auf die Kurbel O

Rolle mit Modulationslinie. Rolle mit Metrostylelinie.

7. Pianola-Notenrollen.

und mittels der aus der Abbildung 5 ersichtlichen Balancierhebel auf die Balgmechanik X 1, X 2, X 3 übertragen wird. R bezeichnet das Saugreservoir. Die rückwärtige Ansicht (Abbild. 6) läßt auch die Anordnung der Anschlagbälge erkennen, die, wie bei den anderen Klavierspielapparaten, batterieartig nebeneinander liegen. Die Notenrolle wird hier wie bei den meisten Apparaten durch einen kleinen Windmotor angetrieben. Die drei in Kreisform angeordneten Bälge n sind in Abbildung 6 erkennbar. Die Windzufuhr zum Motor kann durch einen Tempohebel verändert werden. Zu beiden Seiten des Apparates sehen wir die Ventilbälge e 1 und e 2 für die Nuancierung.

Der Apparat, den wir hier sehen, ist als Vorsetzapparat gebaut, d. h. er kann an jedes bestehende Klavier angestellt werden. Während er im allgemeinen nur die ihm eingegebene Künstlerseele aushaucht, kann die Betätigung auch individuell vorgenommen werden. Das Reproduktionsklavier Mignon wird außer in dieser Form auch als tastenloses Instrument gebaut, also nur für Reproduktionen, und als eigentliches Mignon-Klavier für Handspiel und Reproduktionen. Bei dem Reproduktionsharmonium Mystikon (Popper u. Ko. in Leipzig) hat sich die Maschinenleistung ganz durchgesetzt und verrichtet selbsttätig die Anschlagarbeit und die Nuancierung. So können wir unter den modernen Musikspielapparaten zwei Arten unterscheiden. Nach einer dem allgemeinen Maschinenbau entnommenen Bezeichnung könnte man sie halbautomatische und ganzautomatische nennen. Automatisch hier nicht im anrüchigen musikalischen Sinn verstanden, sondern rein technisch als Maß für den Selbsttätigkeitsgrad der Maschine. Halbautomatisch wären die Pianolas, Spaethe-Pianist, Simplex Piano Player usw. Hier ist die Wiedergabe davon abhängig, wer spielt. Ebenso wie bei gewissen Werkzeugmaschinen der bedienende Arbeiter noch Einfluß auf Form und Bearbeitung des Stückes hat. Bei den Ganzautomaten, dem Mignon-Klavier, dem Meisterklavier Dea, Mystikon u. a., fällt jede Wiedergabe gleich aus; der persönliche Einfluß ist ausgeschaltet. Der Apparat produziert immer wieder das ihm eingegebene Spiel mit allen geistigen Qualitäten. Dazwischen gibt es noch eine Reihe Übergangsstufen. Die Metrostylelinie (Abbild. 7) beim Pianola bezeichnet die Tempoaufnahme eines bestimmten Künstlers. Die Künstlerrollen bei der Phonola sind ebenfalls nach künstlerischem Spiel aufgenommen und spielen „selbsttätig“ alle rhythmischen Feinheiten; die dynamischen Schattierungen müssen nach angedeuteten Linien noch hinzugefügt werden.

Wir sehen also daraus, daß dem geistigen, gefühlsmäßigen Ursprung der Musik absolut keine Gewalt angetan wurde, daß vielmehr alles mit rechten Dingen zugeht. Im Grunde hat sich auch hier nur eine Arbeitsteilung vollzogen. Bei den halbautomatischen Klavierspielapparaten wird der reine Notenanschlag in seiner Aufeinanderfolge maschinell besorgt, und erst die hinzugefügte Regulierung gibt der Musik den geistigen Gehalt: der Mensch denkt und lenkt. Bei den Reproduktionsapparaten dagegen ist das Denken und Lenken eines großen Künstlers ein für allemal unwandelbar fixiert. Der Apparat reproduziert nur, was die Künstlerseele ihm eingehaucht hat. Es wird also nichts Menschliches ersetzt, es wird nur eine gegebene individuelle Leistung reproduziert. Es ist kein Neuschaffen geistiger Werte, sondern nur eine Verbreitung. Darin liegt aber der große, noch oft verkannte Wert. Der Persönlichkeit, die die große, künstlerische Leistung vollbracht, entsteht hier ein neuer Vermittler, der ihr Wirken fast unbegrenzt zur Geltung bringt.

e Ausbreitung guter Musik erhält damit eine ganz Förderung, wie überhaupt die musikalische und künst-le Bildung, das allgemeine Musikverständnis eine unabsehbare Anregung erhält. Für das tiefere Ein-n in die Musik, das bisher nur Selbstausübenden h war, wird jetzt auch allen Musikliebenden ein neuer gegeben. Und in dem Maße, in dem das unerbitt-Erwerbsleben uns und nehr den nachfolgenden ationen die Zeit zur Er-g musikalischer Instru- verringert, entsteht in Helfer, der die beste gabe, die Musik, dem hen ungekürzt erhält.

Welssche Motorschlitten.

torschlitten-Konstruk- sind bereits mehrere be-geworden; sie sind aber ziemlich rasch wieder r Bildfläche verschwun- da ihnen Mängel an-n, die ihre Verwendung Praxis ausschlossen. uch als Flugtechniker ten Wiener Ingenieur scheint es nunmehr ge- zu sein, das schwierige m zu lösen. Wenigstens die in diesem und im Winter in Hohenelbe sengebirge mit seinem schlitten unternomme-ersuche günstige Re- ergeben. Es sind da-igungen von acht Pro-nit Leichtigkeit über-n worden. Die erzielte vindigkeit betrug etwa in der Stunde. Nach ngaben des Erfinders sollen in der Ebene auf guten bahnen 60 bis 70 km zu erreichen sein. Die Fort-ng des neuartigen Schlittenfahrzeugs geschieht durch hinten angebrachten Aluminiumpropeller, der durch 24-PS.-Gräf-u.-Stift-Motor angetrieben wird. Die ung erfolgt durch vier Klauen, von denen die beiden n durch die Füße des Fahrers, die hinteren durch Bremshebel in Tätigkeit gesetzt werden. Man geht laran, die große Luftschraube durch eine kleinere lschraube zu ersetzen und andere durch die Versuche gebende Verbesserungen anzubringen.

Der Motorschlitten des Ingenieurs Wels.

Technische Literatur.

Besprochen von **F. Wilcke.**

Bibliothek der gesamten Technik. Band 84, 99, 103 und 106. Verlag von Dr. Max Jänecke in Hannover. — In den vorliegenden Bändchen gesellen sich den bisher erschienenen Arbeiten zu, die gleich ersteren die volle Beachtung der technischen Kreise verdienen. Ist doch ebenfalls bei ihnen an dem Grundsatz festgehalten: auf gedrängtem Raume möglichst viel und auch das Neuste, aber immer nur Bewährtes zu bieten. So behandelt in Band 84 K. H. Schwanecke das Kapitel Lüftung und Entstaubung in der Weise, daß er von der Bewegung der Gase durch Rohrleitungen ausgeht, dann die Durchführung von Messungen und die Meßinstrumente erläutert, deren Betrachtungen über die wichtigsten Gase und Staubarten schließt und endlich auf die Lüftung von Gebäuden zukommt. Daran schließt sich ein Abschnitt, in dem die Lüftung der Bergwerke und der Fabrikanlagen behandelt wird, diesem folgt ein Kapitel über die Entstaubungsanlagen in Fabriken, die Ventilatoren, und den Schluß bilden Tabellen. Zahlreiche schematische Skizzen und Photogramme sowie der Plan einer großen Holzbearbeitungswerkstätte erleichtern das Verständnis des Textes. In Band 99 berichtet Alfons Putmans über den Schornsteinbau, indem er, ausgehend von allgemeinen Angaben über Feuerungen, zunächst die statische Berechnung der Schornsteine sowie deren Bau erläutert und am Schluß auch auf die Erhaltung und Niederlegung der Schornsteine eingeht. Neben der Tabellensammlung darf bei diesem Bändchen speziell der Abschnitt über die Berechnung der eisernen Schornsteine Beachtung beanspruchen; er ist in seiner Art einzig. Im 103. Bande bespricht Ernst Preger die Bearbeitung der Metalle in Maschinenfabriken durch Gießen, Schmieden, Schweißen, Härten und Tempern; trotz des beschränkten Raumes hat er es möglich gemacht hat, selbst die neusten Arbeitsmethoden, wie das Gesenkschmieden, die autogene, elektrische und aluminothermische Schweißung, das Schneiden mit Sauerstoff und das Härten von Maschinen sowie Werkzeugen ausführlich zu beschreiben. Die Grundzüge des Eisenbahnbaus, die den Inhalt von Band 106 der Sammlung bilden, sind von ihrem Verfasser W. Kochenrath wohl in erster Linie als Lehrbuch für Baugewerkschulen gedacht. Wenigstens ist der ganze Aufbau derartig, daß das Bändchen die Wiederholung des Stoffes erleichtert und den Geweckteren auch ein tieferes Eindringen in die an sich so spröde Materie möglich wird. Der Verfasser spricht sich speziell über die Gestaltung der Bahn, die Linienführung, den Unter- und Oberbau, desgleichen auch über die Weichen und Kreuzungen aus.

Joly, Technisches Auskunftsbuch für das Jahr 1909, ist nicht, wie in Nr. 3420 angegeben, von Herbert Holz, sondern, wie auch alle vorhergegangenen Jahrgänge, von Ingenieur Hubert Joly bearbeitet und herausgegeben.

Ende des redaktionellen Teils.

restricted

WYNAND FOCKINK
AMSTERDAM
LIQUEUR-FABRIK
„CURAÇAO, CHERRY BRANDY, HALF UND HALF" etc.

Leipziger Vormesse

r Musterlager und Musterkollektionen

i Porzellan und anderen **keramischen Waren, Glas-, tall-, Leder-, Holz-, Korb-, Papier-, Japan-** und **China-aren, Puppen-** und **Spielsachen, Musikinstrumenten, hmucksachen, Seifen, Parfümerien, Luxusartikeln, us-** und **Wirtschaftsgeräten** aller Art, sowie verwandten Waren aller Gattungen beginnt

Montag, den 1. März 1909

und endet Sonnabend, den 13. März.

r **Hauptverkehr** erstreckt sich indes nur auf die **erste Woche.**

ipzig, den 8. Januar 1909.

Der Rat der Stadt Leipzig.

Original Karlsbader

Becherbitter

seit 100 Jahren bewährter Magenlikör.

Johann Becher, k. u. k. Hof- und Kammerlieferant, **Karlsbad.**

Gegründet 1807. (368)

Höchste Auszeichnungen. — Muster ab Fabrik gratis und franko. 1 Liter-Flasche fracht- u. zollfrei jeder Station Deutschlands **M. 7.50.**

Anzeigen

finden durch die seit 1843 jeden Donnerstag in Leipzig erscheinende „Illustrirte Zeitung" die weiteste und wirksamste Verbreitung. Die Insertionsgebühr beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 Mark 50 Pf. Die Inserate werden in der Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache gesetzt, sofern nicht bei der Bestellung ausdrücklich eine andere Schreibweise verlangt wird. Einsendung bis spätestens zehn Tage vor dem Erscheinen erforderlich. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmter Stelle wird keine Garantie übernommen. Insertionsbedingungen und Probenummer auf Wunsch.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig.
(J. J. Weber.)

echte billige **Briefmarken**
Alle verschieden!
100 Asien, Afrika, Australien **M. 2.—**
500 versch. nur M. **3.50** 1000 versch. nur: M. **11.—**
100 Australien „ **4.—** 50 Altdeutsche „ **3.—**
200 Engl. Kolon. „ **4.50** 100 Franz. Kolon. „ **4.50**
Max Herbst, Markenh., **Hamburg Z.**
Grosse illustr. Preisliste gratis u. franko.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Gesellschaftsgebäude in Leipzig, Thomasring 21.

Versicherungsbestand über 850 Millionen Mark
Vermögen über 300 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1908: Mark 64 700 000

(611)

Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensystem
Unanfechtbarkeit :: Unverfallbarkeit :: Weltpolice

EINE STAUBFREIE WELT

ASPIRATOR
STAUBSAUG-APPARAT
transportabel, stationär, für Hand- u. elektr. Betrieb.

Staubentnahme **ohne Klopfen, ohne Bürsten, ohne Staubaufwirbeln** aus Teppichen, Möbeln, Portieren, Matratzen usw. bei grösster Schonung und **Mottenvertilgung.**
Verlangen Sie Prospekt.

Internationale Aspirator Company
Miehlmann & Norton
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Hamburg, Neuerwall Nr. 9, Laden. — Solvente Vertreter gesucht.

die Redaktion verantwortlich Karl Wilke, für den Inseratenteil Ernst Rocco(?) ... in Leipzig. Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und ...riftleitung verantwortlich: ... in Wien I. ... Vertreter für Großbritannien und Irland: T. B. Browne Ltd., Advertising Offices 163 Queen Victoria Street, London E. C.

Jllustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nummer 3425. Hundertzweiunddreißigster Band. 18. Februar 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Eine neue Menschheitsdichtung.

Glückselig — unglückseliges, vernünftiges Jahrhundert! Deine Forscher erzählen, wie die erste Zelle entstand, wie im langen Lauf der Entwicklung aus dem einfachsten Wesen das komplizierteste wurde, der Mensch. Deine Philosophen bauen die Erkenntnis immer weiter hinaus, bis sie schließlich an jene geheimnisvolle Stelle gelangen, wo Glauben und Wissen wie Meer und Himmel ineinander verschwimmen, bis sie erfahren, daß im tiefsten Sinn jedes Wissen nur ein Glaube ist. Deine Geologen prophezeien, daß unsere Erde, wie Hunderte von Sternen vor ihr, vergehen und zerstäuben wird, um Stoff zu schaffen für ungeborne, vielleicht in aber Millionen von Jahren entstehende Welten. Sehr begreiflich, daß den Kindern der Erde graut vor dieser weiten, ungebrochenen Woge der Unendlichkeit. Denn um uns und in uns Kampf, Selbstsucht und Not, Haß und Liebe, vergänglich wie wir selbst. Vor uns und nach uns das große, schauernde Schweigen, das wie ein untrennbarer Ring uns umschließt. Wir sind stolz auf unser Wissen, aber die Schwachen fürchten sich. Bisweilen jedoch kommt ein Starker, der, um die Schwachen zu trösten, einen Anfang und ein Ende setzt, der, voll von eignem Schöpfungswillen, des schweigenden Ringes nicht achtet. Er schafft einen Gottschöpfer und Gotterhalter, den Herrn eines bergenden, Schutz gewährenden Himmels, der bestehen wird, auch wenn die Erde zerstäubt. Er dichtet einen gotterschaffenen Menschen — trotz aller Entwicklungslehren! Aus der zum Schrecknis gewordenen, schauererfüllten Andacht vor der Unendlichkeit sind alle großen Menschheitsmythen geflossen, ob nun hochbegabte Völker des Orients und Okzidents oder wilde Stämme Afrikas und Zentralamerikas sie erfanden.

Auch „Die Kinder der Lilith" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.; kart. 3 ℳ) sind eine solche Menschheitsdichtung. In ihnen erzählt Isolde Kurz das Werden, die Schuld und den Tod der ersten Menschen, und es lohnt, auf sie etwas näher einzugehen, als es gewöhnlich an dieser Stelle geschieht. Denn die Tiefe des Problems und des Gedankeninhalts, die hinreißende Wucht der meisten Verse führen uns leicht über kleine sprachliche Schwächen hinweg und machen uns dieses nicht umfangreiche Buch zu einem bedeutsamen Erlebnis.

Im ersten Gesange erzählt Isolde Kurz, wie Gott Adam schafft und seinem Geschlecht den Weg bestimmt, der nach oben führt. Nicht wie den Cherubim gibt er ihm nur eine einzige Eigenschaft, sondern er schenkt ihm der Tierheit und der Gottheit Triebe. Als Gefährtin gesellt er ihm Lilith, ein liebliches Wunderbild, halb Mensch, halb Cherubim, die, wie Adam später erfährt, das bessere Teil seines Ichs ist. Gott selbst charakterisiert ihr Verhältnis zu Adam folgendermaßen:

„Ihr gab ich keine irdischen Waffen,
Sie soll begeistern, er soll schaffen.
Von ihm die Kraft, die Felsen spaltet,
Den festen Sinn, der ordnend waltet,
Von ihr die Flamme stets bewegt,
Die Unruh, die das Uhrwerk regt."

Äußerst reizvoll ist die unbeholfene Kindheit Adams und die erste Wirkung Liliths geschildert. Durch sie angespornt, lernt er die Erde kennen und beherrschen. Es währt nicht lange, so ist er, ebenfalls auf ihren Antrieb hin, am Werk, ein Flügelpaar zu schmieden, um mit der Gefährtin den Flug zur Himmelshöhe zu wagen. Doch Adam besitzt, ohne es zu wissen, einen Feind, Sammael, den Herrn des Morgensterns, den die Engel Luzifer nennen, weil er allein von allen ein Fünkchen Eigenlichts empfing. Er versucht, seines Vorzugs sich allzusehr bewußt, Gottes Schranken zu durchbrechen und selbst des Daseins Rätsel zu lösen, aber vergeblich. Er murrt im Herzen, daß er der Lehmgeburt weichen soll, der einst das Letzte, Höchste mitbewußt werden wird. Eines Morgens findet er Adam auf einer Erdscholle eingeschlafen, von Lilith träumend. Da schafft Luzifer, der wie Gott wohl Geschöpfe machen, nicht aber sie beseelen kann, aus einer Rippe Adams ein Weib, schön von Körper, doch seelenlos, das sich nur als Teil fühlt und danach strebt, sich dem Ganzen zu vereinen, das außer Adam keinen Herrn kennt und ihn anbetet wie einen Gott.

Dieses Weib ist Eva. Sie wird von der nichts Böses ahnenden Lilith freundlich aufgenommen. Adam ist von diesem Augenblick an verändert; der sonst rasch und willig war, wird träge und launisch, herrisch und hart. Bald erliegt er Evas Verlockungen, die in ihm die niederen Triebe entfachen. Er behandelt Lilith wie eine Magd und zertrümmert das leuchtende Goldgeschmeide der Flügel. Da verläßt sie ihn auf „Nimmersehn". Vollständig von Eva umstrickt, verbrennt er Haus und Hof; Eva zerschlägt Liliths Saitenspiel. Das Feuer greift um sich und zerstört Wald und Feld. Am fernsten Saum der Wiese, unter einem Wacholderbaum, feiern die beiden, von Sammael beschirmt, ihre frevle Hochzeitsnacht.

Am andern Morgen empfängt Adam von Eva den Apfel der Erkenntnis, den ihre Freundin, die Schlange, gab. Jahve erscheint und verstößt die beiden aus dem Paradiese. Adam bittet ihn, er möchte Lilith zur Herausgabe der rosigen Luftgewande zwingen. Aber Gott versagt es. Denn dieser bunte Schein, der das Glück ist, war nur Liliths Kindern zugedacht; er haftet nicht auf Evas Blöße. Als Fittich, der ihn nach oben tragen sollte, war Adam die Liebe bestimmt; er aber zog sie wieder in den Staub. Wer Liliths Gabe verstieß, um Evas Gunst zu erwerben, verdient, daß sein Geschlecht zugrunde gehe! Doch Lilith hat für Adam gebeten. Drum soll er weiterleben, aber eine neue Treiberin empfangen — die Not. Evas Schoß wird verflucht, einen Brudermörder zu tragen, der den Tod in die Welt bringt und der Menschheit Vater sein wird. In Schmerz und Mühsal tief geduldig, soll sie als Adams Dienerin mit ihm ziehen, des Mannes Wahn als einzige Mitgift.

„Du Bein von seinem Bein, an ihm nur hangend,
Die, wie der Mond, nur eine Seite zeigt,
Zu ihm gekehrt, geborgtes Licht empfangend,
Indes die andre wüst und dunkel schweigt,
In deinem Nichts sein Alles, was ihn tröste,
Sei Rätsel stets, und weh ihm, wenn er's löste!"

Luzifer wird verdammt, vom Bösen ungesättigt, fortzuwüten in ewigem Haß. „Nicht ins Gehenna künftiger Fabeldichter" wird er verstoßen; er, der stolzeste der Engel, wird im Schlangenleibe bleiben und als des Weibes Diener der Herr des Erdkreises werden.

In erschütternder Weise schildert die Dichterin die kargen Jahre nach dem Sündenfall. Evas Sinn, dem nächsten nur erschlossen, lebt fort in ihren Kindern, die bloß den Traum noch haben vom Paradiese. Sie selbst ward grau und verschrumpft. Welk und fahl trägt die Ahnfrau der Menschheit das Sklavenzeichen auf der niedrigen Stirn. Aus Adam wurde ein stiller, weißhaariger Mann, dessen Herz leer von Hoffnung bleibt, der aber doch seines Ursprungs nicht vergißt und klaglos Jahr um Jahr sein Schicksal erträgt.

„Nie mehr hat er den Ort gesucht,
Von dem sein Gott ihn weggeflucht.
Zuweilen in des Wetters Lohen
Sieht er die Flammenschwerter drohen
Und kennt im Blitzschein Edens Tor,
Dann weiß er, daß mit dunklen Mächten
Die lichten Streiter heute fechten
Ums Paradies, das er verlor.
Tage des Glücks, wie glänzt ihr ferne!
Kaum kennt er noch die alten Sterne,
Die Lilith ihm gezeigt, genannt,
Sie scheinen trüb aufs trübe Land.
Und ihre Namen sind vergessen
Mit allem, was er dort besessen,
Sein Herz ist wie ein welkes Blatt
Und zum Erinnern selbst zu matt."

Doch manchmal im Traum erblickt er Lilith, wie sie in jenen reinen Tagen bei ihm war, und hört ihren Scheidegruß herüberklingen in die Öde dieser Erde.

Dann kommt der erste Mord über die Menschheit. Die erste Leiche wird in den mütterlichen Boden hinabgesenkt. Schauernd, mit dämmerndem Verständnis sehen dies die Menschen. Der greise Adam liegt weinend auf den Knien. Eva trauert, aber nicht um den sanften Abel, sondern um den Mörder, der ihr Liebling ist, der jener frevlen Hochzeitsnacht entsproß, ein Genußmensch, wie seine Mutter, der nicht des Opfers wegen, sondern um eines Weibes willen den Bruder erschlug.

Zu dem trauernden Adam tritt Gabriel. Er zeigt dem mit Gott Hadernden den dumpfen Erdenweg seines Geschlechts. Doch nicht im Zorne, sondern als Engel der Verheißung ist er gesandt. Zwar lebt Lilith in Eden nur noch als Sage; der Meister allein weiß, wo sie hinkam. Aber vergessen ist sie nicht, sondern sie dauert wie ein holdes Erinnern erster Frühlingstage fort. Scheidend ließ sie Adam ein unverdientes Glück.

„Vernimm: Gesegnet war ihr Schoß,
Draus rang sich ein holdes Knäblein los.
Adam, dein echt gebornes Kind,
Dem die Engel des Herrn zu Willen sind.
Ich selber trug's zum Paradiese,
Lehrer sind ihm die Cherubim,
Wollige Schäflein mit goldenem Vliese
Spielen mit ihm.
Ein Seraph kämmt ihm die sonnigen Härlein
Erzählt ihm seiner Mutter Märlein,
Des Kindes Aug' ist Sonne ganz,
Zuweilen nur ein Traum von Schmerzen,
Geschöpft aus trauerndem Mutterherzen,
Dämpft hold verschleiernd seinen Glanz."

Dieses Kind zu sehen, ist Adam nicht vergönnt. Wenn er schon lange tot sein wird, verlängert dem Kinde Gott die Tage der Jugend. Und wenn die Zeit erfüllt ist, sendet er es zum Segen seiner Bastardbrüder auf die Erde herab und legt es in eine irdische Wiege. Dieser echtgeborne Adamssohn bringt auch Liliths Schleier wieder mit, der jedes Ding, das von ihm umwoben wird, in lichte Fernen hebt. Doch Evas Kinder werden den Lichterzeugten hassen, sie werden ihn fesseln und zur Schlachtbank zerren. Aber umsonst! Denn nach Gottes letztem Ratschluß wird der Lilith Blut auf Erden herrschen. Sooft die Entwicklung des Menschengeschlechtes höher steigen soll, wird er einen erwecken. Ihn erreichen die Lehren der Schlange nicht; er wird wie ein ewiges Kind bei seinen Brüdern stehen und die Welt schauen, wie sie am ersten Tage vor dem Auge seiner reinen Eltern lag. Trotz Marter und Verfolgung kommt er immer wieder und steigt höher und höher auf der schwindelnden Leiter, bis er, als der Menschheit Vollender, vor dem Throne des Ewigen erscheint.

Der Engel nimmt Adams letzten Hauch mit empor. Um Eva scharen sich ihre Kinder, die schwören, den Sohn der Lilith mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen zu verfolgen. „Er ist Einer, und wir sind Viele."

So endet die tiefsinnige Dichtung mit einer grellen Dissonanz. Manches in diesem Buche ist einseitig. Gar zu mitleidslos sind Evas Kinder von Isolde Kurz behandelt worden, die Söhne selbstsüchtig, Sklaven ihres Leibes, die Töchter listig und schlau, alle Erben von Adams schlechterm Ich. Man fragt sich, warum Gott zum Segen solcher Wesen die Entwicklung fördert und ihnen einen Lichterzeugten opfert! In diesem Punkte hat Isolde Kurz das große Menschenmitleid gemangelt, das nötig ist, eine in allen Teilen reife Menschheitsdichtung zu schaffen. Probleme so hoher Art müssen ohne Haß, ohne Menschenverachtung gelöst werden. In den „Kindern der Lilith" aber ist noch viel heißer, ehrlicher Haß, viel schneidende Menschenverachtung.

Doch wir wollen über den einen Punkt das Bedeutende des Buches nicht vergessen und bedenken, daß große Steigerungen Einseitigkeiten im Gefolge haben. Und wir wollen mit der Dichterin an den Sieg der echtgebornen Söhne Adams glauben, die, wie ich in den einleitenden Worten sagte, den schweigenden Ring der Unendlichkeit überwinden und menschliches Ziel und Ende setzen. In solchem Sinn ist dieses neue Werk von Isolde Kurz nicht nur ein Bekenntnis-, sondern auch ein Trostbuch, und zwar in so hohem Grade, wie es ähnliche Werke, die einem religiösen Dogma entsprungen sind, niemals sein können. Und darum verdient es trotz mancher Schwäche und Einseitigkeit den stolzen Namen einer aus eignem Schöpfungswillen geborenen Menschheitsdichtung.

Hans Friedrich.

Populäre Aufsätze.

Von Karl Krumbacher. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. 6 ℳ.

Es ist das erfreuliche Bestreben unserer Gelehrten, den engen Kreis der Fachgenossen hin und wieder zu durchbrechen, als Mensch frei zu Menschen zu reden und ihnen durch den bunten Schleier literarischer Darstellung hindurch einen Blick zu gönnen in das Allerheiligste der Wissenschaft. Es ist nicht Werktags-, sondern Festtagsstimmung, die auf solchen Arbeiten ruht, zum mindesten Künstlerstimmung; denn hier wird der subtile Forscher zum freien Schöpfer. Auch der Münchner Byzantinist Karl Krumbacher gehört zu den Naturen, die außer einem starken Forscherdrang einen ebenso starken Darstellerdrang in sich gefühlt und letzterm seit mehr als zwanzig Jahren Folge geleistet haben. Die Früchte dieser Betätigung, wie sie der vorliegende Band darbietet, sind natürlich fast alle in des Verfassers eignem Garten gewachsen, dem von ihm erst urbar gemachten Garten byzantinisch-neugriechischer Kultur, und der erste größere Export daraus; es wird sich zeigen, ob sie den geistigen Gaumen unseres an so exotische Genüsse noch nicht gewöhnten Publikums befriedigen werden. Jedenfalls muß man darauf hinweisen, daß die schmackhaftesten Früchte nicht obenauf, sondern zu unterst liegen, und der kulturhistorische Gourmet wird guttun, sich zuerst Stücke herauszusuchen wie „Chamberlains Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" (S. 196 bis 230) oder „Der Kulturwert des Slawischen und die slawische Philologie in Deutschland" (S. 337 bis 372), dann, als biographische Perle, die „Studie über Ferdinand Gregorovius" (S. 279 bis 301). Zur Einführung in die östliche Kulturwelt besonders geeignet ist das „Geleitwort zur Byzantinischen Zeitschrift" (S. 231 bis 250). Was obenauf liegt, ist speziell dem heutigen Griechenland gewidmet, seiner Sprache und Literatur, und davon seien das erste und das achte Stück besonders empfohlen.

K. D.

Die Bücher der Bibel.

Herausgegeben von F. Rahlwes, Zeichnungen von E. M. Lilien. Braunschweig, George Westermann. In Lieferungen zu 1 ℳ 50 ₰.

Dieses Werk verfolgt den Zweck, die Bibel, als Meisterwerk der Weltliteratur im Sinne Herders und Goethes aufgefaßt, „in vornehmer Ausstattung, mit reichem zeichnerischen Schmuck, nach literarischen Gesichtspunkten geordnet und in abgeschlossene Bände geteilt, mit kurzen Einleitungen", in der nur selten veränderten Übersetzung des durch seine wissenschaftliche Bedeutung wie durch seinen geschmackvollen Stil rühmlichst bekannten verstorbenen Straßburger Professors D. E. Reuß den Gebildeten unserer Tage darzubieten und in ihren Bibliotheken wieder heimisch zu machen. Erschienen ist bis jetzt der erste von zehn Bänden (552 Quartseiten), der unter dem Titel „Überlieferung und Gesetz" die fünf Bücher Mose und das Buch Josua umfaßt. Er besteht aus zehn Lieferungen; die folgenden Bände (Geschichte Israels, Propheten I und II, Tempelchronik, Liederdichtung, Lehrdichtung, Apokryphen, Leben Jesu, Apostolische Zeit) sollen nur je fünf bis sieben enthalten. Jeder Band ist einzeln käuflich. Das Werk verdient die vollste Beachtung. Die Ausstattung ist reich an Schönheit, dabei frei von Eintönigkeit wie von Überladung, der große Druck eine wahre Erquickung für schonungsbedürftige Augen, der Bilderschmuck eigenartig, reizvoll und würdig. Die Einleitungen in das Alte Testament überhaupt, in das „Fünfbuch Mose" und das Buch Josua insbesondere, sind von einem fein- und freisinnigen, mit der wissenschaftlichen Quellenscheidung und den religionsgeschichtlichen Zusammenhängen vertrauten Braunschweiger Theologen in vorzüglichem, gemeinverständlichem Deutsch geschrieben, lichtvoll und in großen Zügen. Die Anschauungsweise des Verfassers kennzeichnen folgende Sätze: „Wie alles Lebendige wächst und sich entwickelt, so auch die Religion." Das Alte Testament ist „kein ausgeklügelt Buch, es ist ein Stück lebendigster Menschengeschichte, das wir hier vor uns haben. Wahrlich kein Buch der Erde spiegelt ein so gewaltiges Stück menschlichen Ringens wie diese Heilige Schrift. . . Der sittliche Gottesglaube hat hier seine Heimat." Kapitel- und Verszahlen finden sich nur über der Randleiste jeder Seite; der Text selbst stellt sich in ruhigem Fluß dar, nur durch kurze Überschriften über sachlichen Abschnitten unterbrochen. Da die biblischen Bücher vollständig wiedergegeben sind, so eignet sich das Werk natürlich nicht zur Lektüre in der Kinderstube; aber die im doppelten Sinne sauberen Zeichnungen kann jedes Kinderauge genießen.

P. M.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Nr. 3425. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h. Ungarn 9 K 94 h. Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9 ℳ, Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. **18. Februar 1909.**

restricted

Berliner Tageblatt

mit 6 wertvollen Wochenblättern

Jeden Montag:	Jeden Freitag:
Der Zeitgeist	Ulk, Jll. Witzblatt
Jeden Mittwoch:	Jeden Sonnabend:
Techn. Rundschau	Haus Hof Garten
Jeden Donnerstag:	Jeden Sonntag:
Der Weltspiegel	Der Weltspiegel

Bezugspreis insgesamt 2 M. monatl.

155000 Abonnenten

Praktische Bibliothek für Gärtner und Gartenfreunde.

Agrikulturchemie. Siebente Auflage, neu bearbeitet von Dr. Max Passon. Mit 41 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Bienenkunde und Bienenzucht von G. Kirsten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Kirsten. Mit 51 Abbildungen. 2 Mark.

Blumenbinderei. Anleitung zur künstlerischen Zusammenstellung von Blumen und Pflanzen und zur Einrichtung und Führung einer Blumenhandlung von Willy Lange. Mit 31 Text- und 25 Tafeln Abbildungen. 3 Mark.

Botanik, allgemeine. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. E. Dennert. Mit 260 Abbildungen. 4 Mark.

Botanik, landwirtschaftliche, von E. Müller. Zweite Auflage, vollständig umgearbeitet von R. Herrmann. Mit 4 Tafeln und 48 Textabbildungen. 2 Mark.

Hufbeschlag. Mit einem Anhang: Der Klauenbeschlag. Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von H. Uhlich. Mit 140 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Nutzgärtnerei. Grundzüge des Gemüse- und Obstbaues von H. Jäger. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 75 Abbildungen. 3 Mark.

Obstverwertung. Anleitung zur Behandlung und Aufbewahrung des frischen Obstes, zum Dörren, Einkochen und Einmachen, sowie zur Wein-, Likör-, Branntwein- und Essigbereitung aus den verschiedensten Obst- und Beerenarten. Von J. Wesselhöft. Mit 45 Abbildungen. 3 Mark.

Pflanzenmorphologie, vergleichende, von Dr. E. Dennert. Mit 506 Abbildungen. 5 Mark.

Rosenzucht. Vollständige Anleitung über Zucht, Behandlung und Verwendung der Rosen im Lande und in Töpfen von H. Jäger. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von P. Lambert. Mit 70 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Weinbau, Rebenkultur und Weinbereitung, von F. J. Dochnahl. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Anhange: Die Kellerwirtschaft von Freiherrn A. von Babo. Mit 55 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Ziergärtnerei. Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten, sowie über Blumenzucht von H. Jäger. Sechste Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 104 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Zimmergärtnerei von M. Lebl. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 247 Seiten mit 89 Abbildungen. 3 Mark.

Prospekte bezw. Verzeichnisse mit ausführlicher Inhaltsangabe der vorstehenden Bände stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Uhren-Fabrik Union Glashütte in Sachsen

Feinste **Präzisions-Taschenuhren**

auch mit Gangzeugnis der Kaiserl. Deutschen Seewarte.
Fabrik-Marke. Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte des In- und Auslandes.

Neueste Modelle!

Adler Automobile

ADLER

Vorzügliche, beste Wagen in höchster Vollkommenheit. — Geräuschlosester Lauf. — Höchste Leistungsfähigkeit. — Zuverlässig u. betriebssicher. — Komfortabelste, geschmackvollste Ausführung.

Limusinen, Landaulets, Landauer, Phaëtons, Tonneaus, Automobil-Droschken, Kranken-Transport-Automobile, Reise-Automobile, Omnibusse, Hotel- u. Jagdwagen, Transport- u. Lieferungswagen etc.

Man verlange Katalog Lp 1.

Kleinautos mit 6/12 PS Vierzylinder- u. mit 4/7 PS Zweizylinder-Motor; 2-, 4-sitzig u. Lieferungswagen. Vorzüglich. Billig im Betrieb.

Man verlange Katalog Lp 2.

Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G. Frankfurt a. M.

Gegründet 1880. ca. 3000 Arbeiter.

Fabrikation: Automobile, Fahrräder, Schreibmaschinen, Kleinautos. Abnehmbare Alpha-Felge.

Spezial-Kataloge auf Wunsch.

Viele höchste Auszeichnungen im In- u. Auslande. Grand Prix (Mailand 1906). Durch Allerhöchsten Erlass vom 17. Februar 1908 Preuss. Staatsmedaille in Gold.

Der Wintersport.

Von Max Schneider. Mit 140 Abb. In Originalleinenband 3 Mark.

Inhalt: Schneeschuhsport. Schlittschuhsport. Schnee- und Eissegeln. Eisspiele. Schlittensport.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Die Karthäuser-Mönche

aus ihrem Besitztum der **„Grande Chartreuse" vertrieben,** und in Frankreich ihrer **früheren Marken,** welche **öffentlich versteigert** wurden, **entsetzt,**

haben ihr Geheimnis mitgenommen

und stellen nun ihren Likör in **Tarragona** (Spanien) her.

Man verlange diese neue Flasche mit der Bezeichnung: **„Liqueur des Pères Chartreux"** (Tarragona.)

Liqueur — Fabriquée à Tarragone par les Pères Chartreux

(611)

Leonhardi's Tinten sind doch die besten!

Aug. Leonhardi, Dresden

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schutz-Marke Trade Mark. D.R.W.S. Nr 13407. (61)

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Handbuch der Kunstgeschichte.

Sechste Auflage, mit 314 in den Text gedruckten Abbildungen, vollständig neu bearbeitet von **Hermann Ehrenberg.**

Preis geb. in Ganzleinen mit Goldschnitt 6 M. 50 Pf.

Vorliegendes Handbuch gibt in knappester Form eine Übersicht über die Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker. Die Hauptpersönlichkeiten und Haupterscheinungen sind besonders hervorgehoben, und die Darstellung ist um so umfänglicher, je mehr sie sich der Neuzeit nähert und das künstlerische Interesse der Gegenwart wächst. Die Herstellung auf Kunstdruckpapier, auf dem die Nachbildungen von über dreihundert hervorragenden Kunstwerken zur vollen Geltung kommen, sowie ein aparter Einband verleihen dem Buch ein vornehmes Gepräge, das es als Geschenkwerk für alle Freunde der bildenden Künste hervorragend geeignet macht.

Die im Jahre 1827 von dem edlen Menschenfreunde Ernst Wilhelm Arnoldi begründete

Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit

ladet hierdurch zum Beitritt ein. Mit einem Bestande von

980 Millionen Mark

ist sie die grösste gegenseitige Lebensversicherungs-Anstalt in Europa.

Insgesamt wurden von ihr bis Anfang 1909

Versicherungen abgeschlossen über	*1763*	*Mill. Mark*
Versicherungssummen ausgezahlt	*532*	*„ „*
als Dividenden zurückerstattet	*255*	*„ „*

Alle Ueberschüsse kommen den Versicherungsnehmern unverkürzt zugute.

Die sehr günstigen Versicherungsbedingungen gewähren

Unverfallbarkeit	*Unanfechtbarkeit*	*Weltpolice*
von vornherein.	*nach 2 Jahren.*	*nach 2 Jahren.*

Auskunft erteilen die Vertreter der Bank an allen grossen und mittleren Plätzen sowie die Bank in Gotha.

(397)

Haushalt-Kakao

garantiert rein

von ganz vorzüglichem Wohlgeschmack versendet 1/2 Kilo **Mk. 1.00,** bei 2 1/2 Kilo **Mk. 8.—** kostenfrei überallhin. (619)

Kakaohaus E. Walther, Halle a. S., Stephanstr. 12.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente kann Jedermann ohne Vorkenntnisse **sofort 4stimmig spielen!** Illustrierte **Harmonium-Kataloge** und Prospekt über Spielapparat bitte **gratis** zu verlangen von (442)

Aloys Maier, Königl. Hoflief., **Fulda.**

August Förster

Flügel
Pianinos
Harmoniums

Fabrikate ersten Ranges.

Fabriken:
Löbau Sa. **Georgswalde** Böhm.
Vertreter an allen Plätzen.

Matrapas

Feinste Cigarette!
zu 3–10 Pfg.
Unübertroffene Spezialitäten:
Revue 4 Pfg. Esprit 5 Pfg.
Royal 6 Pfg. Jmperial 8 Pfg. Exclusiv 10 Pfg.
SULIMA DRESDEN.

Echte Briefmarken. Preisliste gratis sendet **August Marbes, Bremen.** (35)

Ausgezeichnet
I. 37 Preisen.
12 11 1 10 2
A. LANGE u. SÖHNE GLASHÜTTE in SACHSEN
A. Lange u. Söhne
Glashütte i/S.
Schutz-Marke GLASHÜTTE A. LANGE & SÖHNE
zu beziehen durch Uhren-Handlungen
DEUTSCHE UHRENFABRIKATION.

Große Tube M. 1.–, Kr. 1.50
Etikette gesetzlich gesch.

PEBECO ZAHNPASTA

BEIERSDORF

fördert die natürliche Reinigung von Mund und Zähnen.

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG. LONDON E. C., 7/8 Idol Lane. Vertrieb für U. S. A.: LEHN & FINK, NEW YORK.

Instrumente

Violinen, Bratschen, Celli, erstklass. Instrumente nach alten Meistermodellen, Mandolinen, Gitarren, und Zithern aller Systeme in allen Preislagen. Lieferung geg. bequeme

Monatsraten

Illustr. Katalog 231 umsonst u. portofr.
Bial & Freund, Breslau II, Wien VI/2

Handbuch der Kostümkunde.
Von Wolfgang Quincke.
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen. Lexikonoktav. In vornehmem, mehrfarbigem Leinenband M. 7.50.

Katechismus der Tanzkunst.
Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende, nebst einem Anhang über Choreographie.
Von Bernhard Klemm.
Siebente Auflage, mit 83 Abbildungen, 3 Mark.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

EXCELSIOR

Fahrräder

Jahresproduction: über 60,000 Räder.

Unerreicht in Qualität und Ausführung.
Katalog auf Wunsch.

EXCELSIOR

Excelsior-Fahrrad-Werke Gebr. Conrad & Patz A.-G.
Brandenburg a. H.

Sehr beliebt

bei Jung und Alt ist „Sozojodol“-Schnupfen-Pulver. Es beseitigt rasch und gründlich selbst den stärksten Schnupfen.

Preis: 50 Pfg. die ganze und 35 Pfg. die halbe Dose in allen größeren Apotheken. Man achte darauf, daß die Firma H. Trommsdorff, chem. Fabrik, Aachen, auf jeder Dose steht. Zusammensetzung: „Sozojodol“-Zincum 7 T., Menthol und Milchzucker.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Die Wohnung der Neuzeit

von Prof. Dr. Erich Haenel und Baurat Prof. Heinr. Tscharmann.

Quart. Mit 228 Abbildungen und Grundrissen ausgeführter Arbeiten der hervorragendsten Innenraumkünstler der Neuzeit sowie 16 farbigen Tafeln. In Künstlerleinen gebunden 7 Mark 50 Pf.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Ein **heller** Kopf verwendet nur

Dr. **Oetker's** Backpulver Backin.

Elektrische Lichtanlage Betriebsfertig

Akkumulatoren
für elektrische Kleinbeleuchtung.
Kleine Zellen 1.40 M.
200 verschiedene Grössen. Jährl. Produktion über 100000. Illustr. Listen franko.
Alfred Luscher, Dresden 22/124.
(456)

Versenden gratis neuesten Katalog

alter Violinen, Violen, Celli

mit Original-Illustrationen berühmter italienischer Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise. Tausch. Gutachten. Atelier für Reparaturen

Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

:: KUNSTANSTALT ::
FÜR HOCHÄTZUNG
J. G. SCHELTER & GIESECKE
LEIPZIG

Halbton- und Strichätzungen, Druckplatten für Drei- und Mehrfarben in höchster Vollendung. Galvanotypen in bester Ausführung nach jeder Art von Originalen

---

THEODORE CHAMPION & Co
WESTERN AUSTRALIA POSTAGE ONE PENNY
13, rue Drouot, PARIS IXe
BRIEFMARKEN
PREISLISTEN GRATIS

Unser Februar-Verzeichnis Nr. 122 ca. 7200 Nummern verkäuflicher

Münzen

aller Länder und Zeiten enthaltend ist erschienen und gegen Einsendung von M. 1.—, welche bei Ankäufen zurückvergütet wird, von uns zu beziehen. Für größere

Münzsammlungen
Münzfunde

sind wir stets gute Käufer. (517)

Zschiesche & Köder in Leipzig,
1855 gegründet 1855.

Musikinstrumente

für Orchester, Schule und Haus.

Preisliste frei!
Grosses Lager von guten alten Geigen.
(584)

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Aureol-Haarfarbe
beste
Haarfarbe
unter Garantie unschädlich
Färbt echt u. natürlich blond.
braun, schwarz etc. Mk. 3.50 Probe Mk. 1.25
J. F. Schwarzlose Söhne
Kgl. Hofl. Berlin
Markgrafen Str. 29.
Überall erhältlich.

Vereint 6 Badewannen.

Bade zu Hause D. R. P., unentbehrlich für Haus und Familie, bietet Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz-, Schwitz- und das nervenstärkende Wellen-Bad. Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., größte 48 Mk., Dampferzeuger 10 Mk. Katalog über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Moosdorf & Hochhäusler Sanitätswerke, Berlin SO 33, Moosdorfstraße 24. Filiale S., Kommandantenstr. 60. Goldene Staatsmedaille.
(400)

J. J. WEBER

Graphische Kunstanstalten

Fernsprecher № 4597 · LEIPZIG · Reudnitzer-Strasse 1–7.

Anfertigung feiner Drucksachen
Jubiläumsschriften u. Kataloge
Specialität: Buntätzungen.

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst

von **Marseille** über **Neapel** nach **Alexandrien** mittels erstklassiger Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst

von **Barcelona - Marseille - Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** und **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. über Trapezunt, Samsun u. event. Ineboli). Abfahrten alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechselnd von Marseille und Genua via Neapel mittels erstklassiger Salondampfer.

Reichspostdampfer-Dienst

(ostasiatische und australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) und weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York

von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk. über Algier. 2—3 mal monatlich mit erstkl. Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwisch. Hamburg-Altona—**Bremen—Genua** u. umgekehrt der **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen

sowie dessen sämtliche Agenturen. (263)

GENUA

Eden-Palast- und Park-Hotel.

Einzige ruhige, zentrale Lage beim Römer-Bahnhof. Von grossem Park umgeben. Modernster Komfort. Zimmer und Wohnung mit Bad und Wasser-Klosett. (355)

Bad Sooden-Werra

Solbad mit dem grössten Inhalatorium Deutschlands

Vorzüglich bewährt gegen: Katarrhe der Luftwege, Lungenemphysem, Asthma, Skrofulose, Rachitis, Rheumatismus, Gicht, Blutarmut, Herz- u. Frauenkrankheiten, Magen-, Darm- u. Leberaffektionen, Rekonvaleszenz nach allen möglichen chirurgischen und inneren Krankheiten. (Tuberkulose ausgeschlossen.) **Terrainkuren. — Trinkkuren. — Verkauf hochprozentiger gradierter Sole.** — Pneumatische Apparate, Lignosulfit-, Einzel- u. Gesellschaftsinhalationen, Einzelkabinen, alle Arten (auch Kohlensäure) Solbäder, Fangobehandlung. Gradierhaus mit überdeckter Wandelbahn. — **Ausgedehnte Gebirgswaldungen unmittelbar am Ort,** vortreffliche Spazierwege, Angelsport, Lawn-Tennis. Gute Verpflegung für jegliche Ansprüche. Badeschrift kostenlos durch die **Badeverwaltung** und die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse.** **Bahnlinie: Bebra—Göttingen.** (298)

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda, (Sachsen.) Sommer- u. Winter-Curen.

Dr. Warda :: Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke

Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal) (231)

Beinkranke verlangt Broschüre

Wie heile ich mein Bein selbst?

von **Dr. Strahl, Hamburg, Besenbinderhof 86 qr,** gratis. Operationslos. Behandlg. v. Krampfadern, Aderknoten steif. Gelenken, Wunden, Fisteln, Beingeschwüren, nass. u. trockn. Flechten, Salzfluss, Elefantiasis u. andere Beinleiden.

Spezialärztlich geleitete Institute **Berlin,** Friedrichstrasse 105a, Cöln, Domstrasse 79, München, Brüssel etc. Sprechstunden täglich

DER VERBREITESTE UND FEINSTE

AZUREA

L.T. PIVER — PARIS

GERUCH DER GEGENWART (289)

Hotel Imperial Cairo

(Boulevard Soliman Pacha 3)

Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und besten Betten Ägyptens, in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P. T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

Meran-Obermais

Pensionshotel Austria
Pensionsvilla Impériale (267)

Beides Familienhäuser I. Ranges, in bester Lage. **Ferd. Langguth,** Besitzer.

Sanitäts-Rat Dr. P. Köhler. Sanatorium Bad Elster.

Man verlange Prospekt. (438)

Wernigerode a. Harz,

Sanatorium Salzbergthal

für innere und Nervenkranke, Erholungsbedürftige u. Rekonvaleszenten. (28)

Prospekte d. **S.-R. Dr. Guttmann,** Nervenarzt.

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

Mittelmeerfahrten mit dem Doppelschrauben-Dampfer „Meteor“. Abfahrten: Venedig 8. März, Genua 23. März, Venedig 8. April, Genua 25. April. Je nach Fahrplan wird eine mehr oder minder große Anzahl der folgenden Häfen besucht: Funchal, Tanger, Gibraltar, Algier, Palermo (Monreale), Neapel (Pompeji etc.), Genua, Villafranca (Nizza, Monte Carlo), Ajaccio, Korfu, Venedig, Fiume (Abbazia), Spalato, Gravosa (Ragusa), Cattaro, Syrakus, Messina, Palma a. Mallorca, Lissabon, Southampton, Hamburg. Reisedauer je nach Route 18—20 Tage. Fahrpreise von Mk. 300 u. 450 an aufwärts.

Nordlandfahrten

Fünf Nordlandfahrten bis **Drontheim.** Ab Hamburg 17. Juni, 3. Juli, 18. Juli, 2. August, 17. August.

Nordlandfahrt nach **Island u. Spitzbergen.** Ab Hamburg 4. Juli.

Nordlandfahrt bis **Spitzbergen.** Ab Hamburg 8. Juli.

Nordlandfahrt nach **Island u. dem Nordkap.** Ab Hamburg 1. August.

2 Vergnügungsfahrten nach den **Nord. Hauptstädten** im Juli und September.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreisen.

Nr. 283. (689)

Riviera

Saison 1909

MONTE CARLO.

Blumenkorso — Weltberühmte Oper
Kunstausstellung — Lawn-Tennis-Tournier — Klassische Konzerte
Internationale Aeroplan-Wettfahrten. Preise 100000 Frs.
Automobil-Rennen. Pferde-Rennen. Wintersport in Peira Cava. Taubenschießen.
Athletische Spiele: **Ringkampf — Boxer-Meeting — Fecht-Tourniere.**

Ausführliche Auskunft und Prospekte kostenlos durch das

Auskunftsbureau für die Riviera, Berlin, Unter d. Linden 69. (439c)

Blankenburg (Harz)

Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. **Müller** u. San.-Rat Dr. **Rehm.** Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte.

Kufstein, Hotel Gisela

vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Sanatorium für Magen-, Darm- und Zuckerkranke

von Hofrat Dr. Decker

München, Seestrasse 4. Ruhige Lage beim engl. Garten; Zimmer mit Liegebalkons nach Süden. Durch die diaetet. Einrichtungen für Magen- u. Darmkranke eignet sich die Anstalt ganz bes. für Zuckerkranke. Behandlung der Zuckerkranken unter Schonung des Kräftezustandes u. des Nervensystems. — Mastkuren und Entfettungskuren. — Prospekte durch die **Verwaltung.** (478)

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz Prosp. fr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Die Wasserkur und ihre Anwendungsweise.

Von Sanitätsrat Dr. **E. Preller,**
Direktor d. Wasserheilanstalt zu Ilmenau.
Mit 38 Abbildungen und einer Tabelle.
Preis geb. 3 ℳ 50 ₰.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Philipp Kosack

1000	engl. Kol.	165.—	2500	Europa	400.—
1500		375.—	800	port. Kol.	180.—
2000		650.—	1000		400.—
2000	Europa	175.—	1200		500.—

Echte Briefmarken

Alle verschieden, prachtv. erhalten. An- und Verkauf von Sammlungen.
Gratis Katalog u. Zeitung Album-Prospekte Gratis

Berlin C 13 Burgstr. 12

LOCARNO

am Lago Maggiore (Südschweiz).

Luftkurort I. Ranges für Herbst, Winter und Frühling (September bis Juni).

Endstation der Gotthardbahn. Direkteste Verbindung zwischen Gotthard und Simplon durch Dampfschiffe — Postverbindung Locarno-Domodossola (Centovalli). Gelegenheit zu **mannigfaltigsten pittoresken Spaziergängen. Elektr. Vallemaggiabahn, Drahtseilbahn Madonna del Sasso.** Auskunft über Hotels und Pensionen, sowie Prospekte gratis durch das **Verkehrsbureau von „Pro Locarno“.** (205)

PARIS HOTEL LOUVOIS

SQUARE LOUVOIS (OPER)
Eröffnet im November 1908.
Eins der elegantesten und modernsten Hotels von Paris.
A. STOFER, Besitzer.

Sanatorium Elsterberg

für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige. (27)
Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (448)

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch **Dr. Tecklenburg.**

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck
b. Blankenburg i. Schwarzatale.

Winterkuren — Sommerkuren

Besitzer: **Dr. med. Wiedeburg.**
Ärztl. Leiter: **Dr. P. Wiedeburg, Dr. E. Goetz.**
Geschäftsl.: **H. Wiedeburg,** Kais. Forstassessor.
Neuzeitliche Wohn- und Kureinrichtungen. Auch gesunde Kurgäste zur Abhärtung, Erholung etc. stets anwesend. Ausgeschlossen: Geisteskranke, Tuberkulöse, Schwerkranke. (406)

Rönisch Pianos

K. K. Hof-Pianofabrik in Dresden.
Vertreter an allen Plätzen der Welt. (212)

Mädlers Patent-Coupé-Koffer

ganz besonders wegen ihrer **Leichtigkeit** und **niedrigen Form** bevorzugt, aus Mädlers patentierter Rohrflachsplatte D. R.-P. Nr. 85676 gefertigt.

Letzte Neuheit! Letzte Neuheit!

Dieselben nehmen auf:

1 kompl. Anzug	6 Kragen	1 mal Unterkleider
1 Überzieher	3 Paar Manschetten	1 Paar Stiefeletten
2 Oberhemden	6 Paar Strümpfe	1 Necessaire
1 Nachthemd	12 Taschentücher	Diverses.

Nr. 911 E. 70 cm lang, 38 cm breit, 15 cm hoch, leer M. 45.—
„ 912 E. 70 „ „ 38 „ „ 20 „ „ mit Einsatz, 1 Anzug oder 1 Reisedecke mehr fassend . . M. 53.—

Desgl. von festgewalzter Faserstoff-Pappe, mit gefirnisstem Segeltuch bezogen, Rindleder-Einfassung.

Nr. 908 B. Grösse u. Aufnahmefähigkeit wie Nr. 911 E leer M. 25.—
„ 908 C. „ „ „ „ „ 912 E m. Einsatz M. 30.—

Illustrierte Preisliste gratis und franko. (547)

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Verkaufslokale: **Leipzig**, Petersstr. 8. **Berlin**, Leipzigerstr. 101/102. **Hamburg**, Neuerwall 84. **Frankfurt a. M.**, Kaiserstr. 29.

FRANKFURT A. M.

TÜRK & PABST's

Lachs-Butter
Anchovy-Paste Sardellen-Butter
in Schlüsseltuben.

Ist auf Butterbrod gestrichen eine **appetitreizende Delicatesse.** In **Schlüssel-Tuben** praktisch und sparsam im Verbrauch. (502)

LUXARDO's

MARASCHINO di ZARA
weltberühmter
Liqueur
überall zu haben.

Bild von P. Scheurich
Text von Dr. L. Wulff

Müller Extra

Beim Karneval der Pfropfenknall,
Der findet frohen Wiederhall;
Es perlt der Sekt, man liebt und neckt:
Wohl dem, dem „Müller-Extra" schmeckt!

(619)

Lohse's Lilienmilch-Seife

Unvergleichlich zur Pflege der Haut.

Das Original aller Lilienmilchseifen.

Gustav Lohse, Berlin, Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen einschlägigen Geschäften des In- und Auslandes. (565)

BAHLSEN'S

Pangani-Gebäck

GESETZLICH GESCHÜTZT

H. BAHLSEN'S
CAKES-FABRIK
HANNOVER

Illustrirte Zeitung

Nr. 3425. 132. Bd. Leipzig, 18. Februar 1909.

von der Wehl

Das Deutsche Kaiserpaar mit den königlichen Gästen in der Großen Hofloge des Opernhauses während der Festvorstellung von „Sardanapal“ am 11. Februar.

Zum Besuch des englischen Königspaars in Berlin. Originalzeichnung von Otto von der Wehl.

restricted

Kaiser Wilhelm und König Eduard. Originalzeichnung von Alfred Schwarz.

Wochenschau.

Der Besuch des englischen Königspaars in Berlin. — Glänzend wie der Empfang, der König Eduard und der Königin Alexandra von England am 9. Februar bei dem Einzug in die Reichshauptstadt bereitet wurde, war auch der Verlauf der ganzen Festwoche; denn zu einer solchen gestaltete sich naturgemäß der Aufenthalt der britischen Gäste, der nicht nur in bezug auf Entfaltung äußerlichen Prunkes, sondern auch in politischer Hinsicht vortrefflich verlief. Diesseit und jenseit des Kanals ward ziemlich allgemein und freudig anerkannt, daß die Anwesenheit König Eduards in Berlin zu einer erneuten Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen beider Länder und somit zu einer weitern Garantie der Erhaltung des Weltfriedens geführt hat. Wie sehr diese Monarchenbegegnung im Vordergrund des allgemeinen Interesses stand, erhellte daraus, daß die Augen der ganzen Welt in der vergangenen Woche nach Berlin gerichtet waren und jeder Akt dieser Festtage in der Presse aller Länder ausführlich kommentiert wurde. Nach dem feierlichen Einzug am Mittag des 9. Februar fand im Schlosse zunächst Familienfrühstückstafel und am Abend eine Galatafel statt, bei der Kaiser Wilhelm einen Trinkspruch ausbrachte. Er hieß seine königlichen Gäste willkommen und betonte, daß alte Traditionen und enge Bande der Verwandtschaft beide Herrscherhäuser miteinander verknüpfen. Nach der Versicherung, daß zugleich mit ihm auch das gesamte Deutsche Reich in der Anwesenheit des Königs ein Zeichen freundschaftlicher Gesinnung erblicke, gab er seiner zuversichtlichen Überzeugung Ausdruck, daß dieser Besuch zur Verwirklichung einer fernern friedlichen Entwicklung der Beziehungen zwischen beiden Ländern beitragen werde. In seiner Erwiderung dankte der König für den ebenso glänzenden wie freundlichen Empfang, erinnerte an seine wiederholten Besuche in Kiel, Wilhelmshöhe und Cronberg, gab seiner Genugtuung Ausdruck, daß es der Königin möglich war, ihn diesmal zu begleiten, und bezeichnete als Zweck des Besuches die Erhaltung des allgemeinen Friedens, auf die sein ganzes Bestreben gerichtet sei. Am folgenden Tag begab sich

Die zu den Festsälen führende Freitreppe des Berliner Rathauses mit der vom Stadtbaurat Hoffmann entworfenen Dekoration.

Berlin, den 9. Februar 1909.
Königliche Mittagstafel.

Windsorsuppe.
Rheinlachs nach Perigord.
Lammrücken auf
englische Art. 1893. Wisselbrunn Auslese.
Languste en belle vue.
Salmi von Schnepfen. 1904. Heidsieck & Co.
Puten in Gelée, Salat.
Grüne Spargelspitzen. 1870. Château Lafite.
Ananas auf Königliche Art. 1858. Tokayer.
Käsestangen.
Nachtisch.

Die Speisekarte bei der Galatafel im Königlichen Schlosse am 9. Februar.

König Eduard mit Gefolge und dem Ehrendienst gegen 1/2 12 Uhr im Automobil nach dem Rathaus, das in würdigster Weise mit Blumen, Tannengrün und elektrischem Licht ausgeschmückt war. Vor dem Hauptportal war ein mächtiges Zelt aus Purpurstoff errichtet, und Purpurläufer bedeckten die von Hyazinthen umsäumte mächtige Freitreppe. Von den Vertretern der Stadt begleitet und gefolgt von dem Reichskanzler Fürsten v. Bülow, dem englischen Botschafter Sir Edward Goschen, dem deutschen Botschafter Grafen Wolff-Metternich zur Gracht, betrat König Eduard in der Uniform eines preußischen Generals der Kavallerie den Saal und nahm an dem vor der Büste des Kaisers aufgestellten, blumengeschmückten Tische Platz. Oberbürgermeister Kirschner sprach dem König den herzlichsten Dank dafür aus, daß er der Einladung, im Rathaus zu erscheinen, gefolgt sei, und bat ihn, aus den Händen einer deutschen Bürgerstochter einen Trunk entgegenzunehmen. Zugleich überreichte Frl. Kirschner dem König einen goldenen Becher, gefüllt mit Steinberger Kabinett. Der König trank daraus und dankte für den herzlichen Empfang sowie dafür, daß er Gelegenheit habe, das schöne Rathaus zu sehen. Es sei sein größter Wunsch, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern immer die besten sein mögen. Vor dem Abschied des Königs brachte der Stadtverordnetenvorsteher Michelet ein Hoch auf den Gast aus, in das die Versammlung dreimal einstimmte. Im Anschluß an den Rathausbesuch folgte ein längerer Aufenthalt in der englischen Botschaft. Hier empfing der König eine Abordnung der englischen Kolonie, die durch Mr. Louth eine Adresse überreichen ließ, für die der König mit freundlichen Worten dankte. Am Abend fand im Weißen Saale des Königlichen Schlosses ein Hofball statt, an dem außer dem Kaiser und der Kaiserin das englische Königspaar, die preußischen Prinzen und Prinzessinnen, die in Berlin anwesenden Fürstlichkeiten, Reichskanzler Fürst v. Bülow, zahlreiche Minister und hohe Militärs teilnahmen. Am 11. Februar besichtigte das englische Königspaar den Königlichen Marstall; alsdann stattete König Eduard dem 1. Garde-Dragonerregiment Königin Viktoria von Großbritannien und Irland, dessen Chef er ist, einen Besuch ab. Auf das während der Tafel von dem Major v. Bärensprung ausgebrachte Hurra erwiderte der Herrscher, daß er stolz sei, dieses Regiment von seiner hohen Mutter überkommen zu haben; er hoffe, daß auch seine Nachfolger Chefs des Regiments sein würden. Am Abend fand bei dem Kronprinzenpaar Familientafel statt, an der außer den englischen Gästen auch das Kaiserpaar sowie die Prinzen

Phot. Franz Kühn, Berlin. König Eduard im Kreise des Offizierkorps des 1. Garde-Dragonerregiments auf der Veranda des Kasinos am 10. Februar.

Bilder vom Besuch des englischen Königspaars in Berlin.

Die Galatafel im Königlichen Schlosse am 9. Februar: Der Austausch der Trinksprüche.

Zum Besuch des englischen Königspaars in Berlin. Originalzeichnung von W. Gause.

Zum Besuch des englischen Königspaars in Berlin: König Eduard unterhält sich

thaussaal mit dem Oberbürgermeister Kirschner. Originalzeichnung von W. Gause.

Die Illumination Unter den Linden zur Begrüßung des englischen Königspaars am 9. Februar.

Zum Besuch des englischen Königspaars in Berlin. Originalzeichnung von W. Gause.

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Nr. 3426. 132. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint jeden Donnerstag vormittag. Vierteljährlicher Bezugspreis: durch eine **Buchhandlung** 8 ℳ, frei ins Haus 8 ℳ 25 ₰; bei einer **Postanstalt** bestellt: Deutsches Reich 8 ℳ 12 ₰. Deutsche Schutzgebiete 8 ℳ, Österreich 10 K 56 h, Ungarn 9 K 94 h, Schweiz 10 Frs. 65 Cts. **Besonders verpackte Ausgabe** (in feste Papprolle verpackt) Deutsches Reich und deutsche Schutzgebiete 9 ℳ, Österreich 11 K 74 h, Ungarn 11 K 12 h, Schweiz 12 Frs. 15 Cts. In den übrigen Ländern des Weltpostvereins erfolgt die direkte Zusendung unter Kreuzband halbjährlich für 28 ℳ portofrei. Einzelpreis einer Nummer 1 ℳ. 25. Februar 1909.

1409 — 1909

Verzeichnis der im tausendsten Semester (Sommer 1909) auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

Der Anfang des Semesters ist auf den 15. April, der Schluß auf den 14. August festgesetzt.

I. Theologische Fakultät.

Ord. Proff. **Ihmels** (Dekan bis 31. Oktober 1909): Dogmatik I.; Enzyklopädie u. Methodologie d. theol. Wissensch. als Einführ. ins theol. Studium; Seminar II f. systemat. Theologie; Katechet. Üb. d. Lausitzer Predigergesellsch.

R. Hofmann: Erklär. d. Matthäusevang.; Pädagog. Seminar.

Brieger: Kirchengeschichte d. Mittelalters; Kirchengeschichtl. Seminar; Kirchengeschichtl. Proseminar.

Hauck: Gesch. d. apostol. Zeitalt.; Gesch. d. alt. Kirche; Kirchengeschichtl. Übungen.

Rietschel: Prakt. Theologie: Katechetik, Gemeindepflege; Geschichte d. Pädagogik; Homilet. Seminar. Homileticum d. Lausitzer Predigergesellsch.

Heinrici: Einleit. i. d. Neue Testament; Erklär. d. 1. Korintherbriefs; Üb. d. Neutestam. Seminars; Biblico-theologicum d. Lausitzer Predigergesellsch.

Kirn: Dogmatik II.; Seminar I f. system. Theologie; Wissenschaftl. Üb. d. Theolog. Studentenvereins.

Kittel: Erklär. d. Genesis; Erklär. v. Jesaja 40—66; Urgeschichte u. Archäologie Israels a. Grund d. neueren Ausgrab.; Hebräische Übungen f. jüng. Semester; Alttestamentl. Seminar.

Ord. Hon.-Prof. **Gregory:** Bibl. Theologie d. Neuen Test.; 500 Jahre der Theologie in Leipzig; Neutestamentlich-exegetische Gesellschaft.

Außerord. Proff. **Guthe:** Erklär. d. Psalmen; D. Alte Test. als religiöser Unterrichtsstoff; D. israelit. Prophetentum; Alttestamentliche Gesellschaft; Hebraicum d. Lausitzer Predigergesellschaft.

Schnedermann: Ausleg. d. Evang. Johannis; Ausleg. d. Briefes Pauli a. d. Römer; Exeget. Gesellsch. Neuen Test.; Katechet.-didakt. Gesellschaft.

Thieme: Theolog. Ethik; Symbolik; Dogmat. Übung.

Hunzinger: Gesch. d. protestant. Theologie i. 19. Jahrh.; Christentum u. Naturwissensch.; Apologet. Übgn.

Dalman: Beurlaubt.

Priv.-Dozz. **Jeremias:** D. Wichtigste aus d. Gesch. d. außerchristl. Religionen; D. altoriental. Erlösererwartung u. d. bibl. Weissagungen.

H. Hoffmann: Kirchengesch. d. 19. Jahrh.; Schleiermachers Leben u. Lehre; Kirchengeschichtl. Üb.

Hermelink: Dante u. d. mittelalterl. Weltanschauung; Missionsprobleme d. Gegenw.; Kirchengeschichtl. Konversatorium; Kirchengeschichtl. Üb.

H. Windisch: Literatur d. Spätjudentums; Ausleg. d. Hebräerbriefes; Neutestamentl. Üb.

P. D. **Hölscher:** Übungen d. katechet. Seminars.

II. Juristische Fakultät.

Ord. Proff. **Wach** (Dekan 31. Oktober 1909): Deutscher Strafprozeß; Deutscher Zivilprozeß; Strafrechtspraktikum.

Friedberg: Grundzüge d. deutschen Privatrechts; Handels-, Wechsel- u. Seerecht; Deutsches Reichs- u. Landesstaatsrecht.

Binding (Rector Magnificus bis 31. Oktober 1909): Gemeines deutsches Strafrecht.

Sohm: Deutsche Rechtsgeschichte; Kirchenrecht und Eherecht; B.-G.-B.: Familienrecht.

E. Hölder: Einführ. i. d. Rechtswissensch.; Röm. Rechtsgeschichte; B.-G.-B.: Erbrecht; Mündl. u. schriftl. Üb. im B.-G.-B. f. Anf.

Strohal: B.-G.-B.: Schuldverhältnisse; B.-G.-B.; Sachenrecht; Mündl. u. schriftl. Üb. im B.-G.-B. f. Vorger.; Königl. Sächs. Privatrecht.

Mitteis: System d. röm. Privatrechts; B.-G.-B.: Allg. Teil; Pandektenexegese m. schriftl. Arbeiten.

Mayer: Deutsches Reichs- u. Landesstaatsrecht; Völkerrecht.

Jaeger: Besond. Verfahrensarten d. Z.-P.-O.; Konkursrecht; Zivilprozeßpraktikum.

Ord. Hon.-Prof. **Stein:** D. Zwangsvollstreckung i. d. bewegl. u. unbewegl. Vermögen; Übersicht ü. d. Rechtsentwickl. i. Preußen; Ausgew. Quellen z. Zivilprozeßrecht.

Außerord. Proff. **Häpe:** Deutsches u. sächs. Verwaltungsrecht: Verwalt. d. Innern, I. Teil; Kursor. Lektüre d. Institutionen Justinians.

Siegling: Grundlehren d. Pandekten als romanist. Einführ. i. d. heut. Recht; B.-G.-B.: Erbrecht.

Beer: Internationales Privatrecht.

Priv.-Doz. **Reichel:** B.-G.-B.: Allg. Teil.

III. Medizinische Fakultät.

Ord. Proff. **Böhm** (Dekan bis 31. Oktober 1909): Pharmakologie m. d. Arzneiverordnungslehre; Prakt. Üb. i. d. mikroskop. Untersuch. offizineller Drogen u. Pflanzenpulver (Pharmakognostisches Praktikum); Experimentelle Arbeiten i. Pharmakolog. Institut f. Fortgeschr.

F. Hofmann: Hygiene m. Demonstr.; Bakteriolog. Kursus; Schutzpockenimpfung u. Impftechnik; Arbeiten i. Hygien. Institut f. Geübtere.

Flechsig: Psychiatr. Klinik; Forensische Psychiatrie m. klin. Demonstr.

A. Hoffmann: Medizin. Poliklinik (Ambulanz); Distrikts-Poliklinik; Spez. Therapie, Teil II.

Zweifel: Geburtshilfl.-gynäkolog. Klinik u. Poliklinik; Geburtshilfl. Operationslehre m. Üb. a. Phantom.

Curschmann: Medizin. Klinik.

Sattler: Klin. Unterricht i. d. Augenheilkunde.

Trendelenburg: Chirurg. Klinik; Chirurg. Operationskurs.

Hering: Physiologie d. Kreislaufs, d. Atmung, Ernährung u. Absonderung (mit Dr. **von Brücke**); Arbeiten f. Geübt. i. Physiolog. Institute.

Marchand: Allg. Pathologie u. patholog. Anatomie; Prakt. Kurs d. patholog. Histologie; Patholog. anatom. Demonstr.- u. Sektionskurs (m. Dr. **Versé**); Arb. i. Patholog. Inst. f. Geübt. (m. Dr. **Löhlein**).

Rabl: Entwicklungsgesch. m. Demonstr.; Topographische Anatomie m. Demonstr.; Arbeiten f. Geübt. i. Anatom. Inst.

Ord. Hon.-Proff. **Soltmann:** Klinik u. Poliklinik f. Kinderkrankh.; Die funktionellen Nervenkrankh. d. Kinder.

Rille: Klin. Vorles. ü. Hautkrankh. u. Syphilis, einschl. Blennorrhöe u. Komplikationen; Prakt. Üb. i. d. Diagnose d. Haut- u. Sexualkrankh.

Außerord. Proff. **Hennig:** Geburtshilfe m. Übungen; Frauenkrankheiten m. Demonstr.

Tillmanns: Chirurg. Poliklinik i. Kinderkrankenhause; Chirurgie d. Kindesalters.

Schroeter: Augenspiegelkursus (sechswöchig); Funktionsprüfung d. Augen.

Kölliker: Poliklinik d. orthopäd. Chirurgie; Verbandkurs m. Operations- u. Instrumentenlehre; Über Kriegschirurgie u. Feldsanitätsdienst.

Spalteholz: Einführung i. d. Studium d. Medizin; Mikroskop. Kurs d. tier. Gewebelehre (mit Prof. **Held**); Systemat. Anatomie d. Menschen (Knochen u. Gelenke); Situsdemonstr; Anatom. Besprech.

O. Fischer: Einführ. i. d. mathemat. Behandl. d. Naturwissenschaften (Analyt. Geometrie, Differential- u. Integralrechn.) m. Üb. f. Stud. d. Medizin u. d. Naturwissensch., insbes. d. Chemie; Allg. Gelenklehre, i. Anschl. a. d. Vorlesung ü. syst. Anatomie d. Menschen (Knochen u. Gelenke) von Prof. **Spalteholz**.

Schoen: Augenspiegelkursus (Dauer 6 Wochen); Augenärztl. Untersuchungsmethoden; Die Refraktionsanomalien u. Funktionskrankh. d. Auges.

A. Barth: Untersuchungsmethoden u. Praktikum d. Ohren-, Nasen- u. Halskrankh.; Arb. i. Laborator.

Siegfried: Physiolog. Chemie (i. Anschl. a. d. Vorlesung: Physiologie d. Kreislaufs etc. von Prof. **Hering**); Physiolog. Praktikum (m. Dr. **von Brücke**); Physiolog.-chem. Praktikum; Chem. Praktikum f. Mediziner.

Kockel: Gerichtl. Medizin; Gerichtsärztl. Praktikum; Arbeiten i. Inst. f. gerichtl. Medizin.

O. Schwarz: Propädeutik d. Augenheilkunde; Die Augenuntersuch. i. Dienst d. medizin. Diagnostik; Augenspiegelkursus.

Kaestner: Doppelbildungen im Tierreiche.

Kollmann: Poliklinik für Hautkrankh., Syphilis und Krankheiten d. Harnwege; Kurs d. Krankh. d. Harnwege.

Windscheid: Poliklinik f. Nervenkrankh.; Hygiene d. Nervensystems, f. Stud. aller Fakult.

Perthes: Chirurg. Poliklinik; Anatomie am Lebenden.

G. Köster: Poliklinik f. Nervenkrankh.; Elektrodiagnostik u. Therapie, m. prakt. Üb.; Neuropatholog. Besprechungen.

Sudhoff: Einleit. i. d. Stud. d. Medizin; Gesch. d. Medizin, II. Teil (Mittelalter u. neuere Zeit); Arbeiten i. Medizin.-histor. Seminar.

Arth. Birch-Hirschfeld: Anomalien d. Refraktion u. Akkommodation m. Brillenbestimmungen; Kolleg ü. d. Beziehgn. d. Augenerkrank. zu Allgemeinleiden.

Bielschowsky: Augenspiegelüb. f. Anf. u. Geübtere.

Dependorf: Zahnärztl. Poliklinik m. Üb. i. Extrahieren u. kleiner Mundchirurgie; Operativer Kursus der konserv. Zahnheilkunde einschl. d. Zahnfüllungsmethoden. Für Anf.: Arb. a. Phantom (m. Hilfslehrer Zahnarzt **Schuster**); Ausgew. Kapitel a. d. Pathologie u. Therapie d. Zähne u. d. Kiefer, m. Demonstr. a. Patienten (nur f. Fortgeschr.); In s. Auftrage durch Hilfsl. Zahnarzt **Schuster**: a) Vorles. ü. konserv. Zahnheilk.; b) Vorles. ü. Anatomie u. Histologie d. menschl. Zähne m. Einschl. d. Entwicklungsgeschichte.

Lange: Schulhygiene u. Schulkrankheiten; Spezielle Pathologie u. Therapie d. Kinderkrankh., I. Teil (Infektionskrankh.)

Riecke: Allg. Dermatologie; Über prakt. wicht. Fragen a. d. Gebiete d. Geschlechtskrankh.

Rolly: Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Geübt.; Allg. u. spez. Diätetik.

Held: Allgem. Histologie; Feinerer Bau d. Zentralnervensystems u. d. Sinnesorgane; Anatomie f. Stud. d. Zahnheilk. I.; Mikroskop. Kurs d. tier. Gewebelehre (m. Prof. **Spalteholz**).

Pfaff: Kursus d. zahnärztl. Prothese m. bes. Berücks. d. Regulierungs- u. d. Metalltechnik, einschl. d. Gußverfahren f. Kronen und Brücken; F. Fortgeschr.: Klinik f. Zahn- u. Kieferersatz m. besond. Berücks. d. Behandl. v. Zahn- u. Kieferabnormitäten (m. den Assistenten Hilfslehrer **K. Pfaff** u. Dr. **Heinrich**); Über zahnärztl. Technik u. ihre Bedeutung in digestiver, ästhet. u. sozialer Beziehung; In s. Auftrage: a) durch Hilfsl. Zahnarzt **K. Pfaff**: Über d. Prothetik bei angebor. u. erworb. Spaltbildg. d. hart. u. weich. Gaumens u. nach chirurg. Operationen; b) durch Assist. Zahnarzt Dr. **Heinrich**: Chemie u. Physik d. zahnärztl. Technik.

Priv.-Dozz. **Haake:** Liest nicht.

Küster: Augenärztl. Praktikum.

Frhr. von Lesser: Chirurg. Poliklinik; Chirurg. Verbandkursus m. bes. Berücks. d. Knochenbrüche u. d. Verrenk.; Chirurg. Hilfen b. plötzl. Lebensgefahr.

P. Wagner: Nierenchirurgie.

Heymann: Üb. i. d. Untersuch. v. Hals, Nase u. Ohr (f. Anf.).

Schütz: Psychiatrie m. Demonstr.

Friedheim: Spezielle Therapie d. Geschlechtskrankh.

Seiffert: D. Lehre v. Leben, II. Teil (f. Hörer aller Fakult.); Physiologie u. Hygiene d. Milch (f. Ärzte, Tierärzte u. Landwirte).

Burian: Beurlaubt.

Döllken: Kriminalpsychologie.

von Criegern: Poliklinik f. innere Kranke.

Heineke: Chirurg. Propädeutik u. kleine Chirurgie; Krankh. d. Mund- u. Rachenhöhle (f. Stud. d. Zahnheilk.).

Steinert: Klin. Propädeutik; Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Anf.; Physikal. Therapie, m. Üb. i. d. Technik d. Hydrotherapie u. Massage.

Stutsch: Kurs geburtshilfl. Operationen; Allgem. Gynäkologie (insbes. gynäkolog. Diagnostik); Gynäkolog. Poliklinik.

Quensel: Störungen d. Sprache u. geist. Entwicklungshemmungen, m. Demonstr. (f. Stud. aller Fakult.).

Petersen: Beurlaubt.

Klien: D. funktionellen Erkrank. d. Nervensystems.

Löhlein: Einführ. i. d. Immunitätslehre; Über Tuberkulose; Arbeiten i. Patholog. Inst. f. Geübt. (mit Prof. **Marchand**).

Stadler: Kursus d. klin.-chem. u. mikroskop. Untersuchungsmethoden a. Krankenbett; Über Blutkrankheiten.

Hohlfeld: Spezielle Therapie d. Kinderkrankh.; Kurs d. klin. Mikroskopie.

Schmidt: Über d. Bekämpf. d. Tropenkrankh.; Über auserwählte Kapitel a. d. Gebiete d. Hygiene.

Wolfrum: Operationskursus i. d. Augenheilkunde; Propädeut. Kurs i. d. Augenheilkunde.

Versé: Patholog. Anatomie d. Sexualorgane; Übungen i. d. mikroskop. Diagnostik d. Geschwülste; Patholog.-anatom. Demonstrations- u. Sektionskurs (mit Prof. **Marchand**).

von Brücke: Grundzüge d. Physiologie d. Menschen (f. Stud. d. Zahnheilk. u. Naturwissensch.); Physiol. Besprech.; Physiolog. Praktikum (mit Prof. **Siegfried**); Physiologie d. Kreislaufs, d. Atmung, Ernährung u. Absonderung (mit Prof. **Hering**).

Seefelder: Ausgew. Kapitel a. d. Pathologie d. Auges.

Läwen: Chirurg. Verbandkurs m. Besprech. d. Frakt. u. Luxationen; Spezielle Chirurgie.

Lichtenstein: Geburtshilfl. Propädeutik; Physiologie u. Pathologie d. Schwangerschaft u. Geburt, m. Demonstr.; Kurs geburtshilfl. Operationen a. Phantom f. Anf.; Gynäkolog. Propädeutik u. Akiurgie.

von Rieẞl-Mayendorf: Diagnostik u. Therapie d. Nervenkrankh.; Einführ. i. d. Stud. d. Gehirnbaues.

Gregor: Einführ. i. d. experimentelle Psychopathologie.

IV. Philosophische Fakultät.

Ord. Proff. **Seeliger** (Dekan bis 31. Oktober 1909): Abendländ. Geschichte i. Zeitalt. d. Frührenaiss. u. d. Vorreformation (1250—1500); Urkundenlehre (Diplomatik), einschl. Siegel- u. Wappenkunde; Histor. Institut B.

Neumann: Theorie d. Potentials u. d. Kugelfunktionen; Mathemat. Seminar.

Zirkel: Krystallographie; Experimentelle Geologie; Mineralog. u. geolog. Arbeiten u. Untersuch. i. Inst. (mit Prof. **Reinisch**).

M. Heinze: Einleit. i. d. Philosophie u. Logik; Philosoph. Seminar.

Wundt: Psychologie; Psycholog. Laboratorium (mit Prof. **Wirth** und Dr. **Klemm**).

Leskien: Histor. Grammatik d. serbo-kroat. Sprache; Üb. i. Lesen u. Erklären altslav. Texte; Üb. i. Lesen litauischer Texte. slog. Seminar.

Lipsius: Ausgew. Partien aus Thukydides; Philo-

E. Windisch: Sanskrit-Grammatik; Rgveda; Böhtlingk's Chrestomathie; Buddha's Leben u. Lehre; Irisch.

Wülker: Histor. Syntax d. engl. Sprache; Engl. Seminar: 1. Ältere Abt.; 2. Neuere Abt. (unter Assist. Lektor Dr. **Davies**).

Bruns: Wahrscheinlichkeitsrechn. u. Kollektivmaßlehre; Prakt. Analysis II; Prakt. Üb. i. d. Sternwarte (mit Prof. **Peter**).

Brugmann: Einl. i. d. homer. Gedichte nebst Erklär. v. Ilias Buch B; Elemente d. Sprachwissensch. m. bes. Rücks. a. klass. Philologen, Germanisten u. Romanisten; Indogerman. Institut.

Pfeffer: Allgem. Botanik; Mikroskop. Üb. f. Anf.; Botan. Laboratorium f. Vorgeschrittenere.

Kirchner: Landwirtsch. Betriebslehre; Gewinnung u. Verwert. d. Milch; Landwirtschaftl. Praktikum m. Seminar u. landw.-bakteriolog. Praktikum (dieses mit Dr. **Löhnis**): A. Großes Praktikum, B. Kleines Praktikum; Demonstr. auf d. Versuchsfelde d. Landwirtschaftl. Instituts in Oberholz.

W. Birch-Hirschfeld: Geschichte d. französ. Literatur i. 18. u. 19. Jahrh.; Cervantes' Leben u. Werke u. Erklär. des Don Quijote; Roman. Seminar: I. Abt.; II. Abt. u. Assist. Lektor **Monod**.

Lamprecht: Deutsche Kulturgeschichte d. jüngsten Vergangenh. u. Gegenw.; Deutsch-europäische Geschichte d. Mittelalters i. Überblick; Grundtatsachen d. Kulturentwickl. Japans; Inst. f. Kultur- u. Universalgeschichte.

Sievers: Einleit. i. d. Stud. d. Nibelungenliedes; Phonetik; Deutsches Seminar (ältere Abteilung); Deutsches Proseminar (mittelhochd. Abteilung).

Bücher: Allg. Volkswirtschaftslehre (Theoretische Nationalökonomie); Vereinigte staatswissenschaftl. Seminare, I. Abt. f. Nationalökonomie: Kursus f. Vorgeschr.

Schmarsow: Geschichte d. Plastik im Quattrocento (v. Donatello bis Michelangelo); Rubens; Kunsthistor. Seminar.

Volkelt: Geschichte d. Pädagogik, I. Teil; Die Philosophie Kants; Philosoph.-pädagog. Seminar.

Credner: Paläontologie; Geolog. Bau d. Königreichs Sachsen (Erzgebirg. Provinz); Geolog.-paläontolog. Kolloquium u. Praktikum.

Studniczka: D. griech. Kunst d. Blütezeit u. d. hellenist. Periode; D. bildende Kunst d. Altertums an Gräbern; Archäolog. Seminar.

Beckmann: Organ. Chemie m. bes. Berücks. ihrer Anwendung; Chem. Praktikum; Arbeiten auf d. Gebiete d. Nahrungsmittel-Chemie; Pharmazeut.-chem.-toxikolog. Praktikum; Chem. Praktikum f. Mediziner; Chem. Vollpraktikum f. Vorger. (mit Drr. **Heller, Deussen, Scheiber** u. **Sieverts**); Chem.-techn. Praktikum (mit Dr. **Heller**).

Stieda: Spezielle Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik (Prakt. Nationalökonomie); Finanzwissenschaft; Volkswirtschaftliches Seminar a) Üb. f. Vorgeschr., b) Üb. f. Anf.

Chun: Allg. Zoologie nebst Demonstr.; Prakt. Üb. im Zoolog. Laboratorium: a) Zootom. Kurs für Anf., b) Mikroskop. Kurs f. Fortgeschr.

A. Köster (Prokanzellar bis 31. Oktober 1909): Geschichte d. deutschen Literatur i. Zeitalter d. Reformation u. Renaiss.; Aus d. Vergangenh. d. deutschen Studenten (Sitten u. Lieder); Deutsches Seminar (neuere Abt.); Deutsches Proseminar (neuere Abteilung).

O. Hölder: Höhere Algebra, insbes. Galois'sche Theorie d. Gleichungen; Allg. Theorie d. Funktionen einer komplexen Veränderlichen; Mathemat. Seminar.

Wiener: Experimentalphysik I. (Mechanik, Wärme, Akustik); Selbständ. physikal. Arb. f. Vorgeschr.; Physikal. Praktikum (mit Dr. **Scholl**); Physikal. Praktikum f. Medizin. u. Pharmaz. (m. Dr. **Scholl**); Physikal. Kolloquium (mit Prof. **Des Coudres**).

A. Fischer: Arab. Grammatik, I; Kursor. Lektüre der 1001 Nacht; Äthiop. Texte; Arab. Gesellschaft.

Zimmern: Babylonisch-Assyrisch, II; Syrische Lektüre (Fortsetz.); Einführ. ins Sumerische; Phönizische u. altaramäische Inschrift.; Assyriolog. Gesellschaft.

Des Coudres: Einleit. in die theoret. Physik; Üb. dazu; Theorie d. Interferenz, Beugung u. Polarisation d. Lichtes; Selbständ. physikal. Arb. für Vorgeschr.; Physikal. Kolloquium (m. Prof. **Wiener**).

Hantzsch: Anorgan. Chemie; Ergänzung z. anorgan. Chemie; Chem. Praktikum f. Analytiker; Chem. Vollpraktikum f. Vorger. (mit Proff. **Stobbe, Rassow** u. **Ley**); Pharmazeut.-chem.-toxikolog. Praktikum; Chem. Praktikum f. Mediz.

Brandenburg: Allg. Geschichte i. Zeitalter d. nationalen Einheitskämpfe (1815—1871); Politik auf histor. Grundlage; Histor. Institut C.

Steindorff: D. altägypt. Religion; Koptisch (f. Anf.); Ägyptisch, II; Ägyptolog. Seminar.

Rohn: Analyt. Geometrie d. Ebene; Projektive Geometrie; Mathemat. Seminar.

Partsch: Geographie d. Welthandels; Geographie d. Deutschen Reiches; Geogr. Seminar (mit Assist. Dr. **Behrmann**).

Wilcken: Griech. Geschichte, II; Histor. Institut A.

Bethe: Catull, Tibull, Properz; Philolog. Seminar; Philolog. Proseminar, Abt. B (f. Vorgeschr.).

R. Heinze: Geschichte d. röm. Literatur in republikan. Zeit; Philolog. Proseminar, Abt. A (f. Anf.).

Le Blanc: Überblick üb. d. theoret. u. techn. Elektrochemie, m. Demonstr.; Anwendungen d. physikal. Chemie auf techn. Probleme; Physikal.-chem. Praktikum (mit Prof. **Schaum** u. Drr. **Drucker** u. **Freundlich**); Chem. Praktikum (mit Dr. **Böttger**); Physikal.-chem. Einführungskurs (mit Dr. **Freundlich**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Prof. **Schaum** u. Drr. **Böttger, Drucker** u. **Freundlich**).

Schmid: Wirtschafts- u. Moralstatistik; Agrarrecht, Agrarverwaltung u. Agrarpolitik; Verein. staatswissenschaftl. Seminare: II. Abt. f. Statistik u. Verwaltungslehre.

Ord. Hon.-Prof. **von Oettingen:** Über zeichnerische Darstellung magnet. u. elektrischer Felder

Außerord. Proff. **Gardthausen:** Röm. Geschichte; Einleit. i. d. röm. Epigraphik.

Schreiber: Über d. Stil i. d. bildenden Künsten; Über Troja, Mykenae u. Kreta (z. Einführ. i. d. Vorgeschichte d. griech. Kunst u. Kultur); Archäolog. Übungen f. Philologen.

von Bahder: Deutsche Grammatik (Gotisch, Alt-, Mittel- u. Neuhochdeutsch); Mittelhochdeutsche Übungen (Lyrik).

Fraisse: Beurlaubt.

Howard: Erfolge d. angewandten exakten Rechnung i. Landwirtschaftsbetrieb.

Settegast: Erklär. ausgew. Abschn. a. altfranz. Epen.

Lindner: Altpers. Grammatik u. Erklärung d. Keilinschriften; Über Heimat u. Zeitalter des Avesta nebst Übersicht ü. d. parsische Literatur; Lektüre ausgew. Stücke des Avesta.

Scholvin: Das russische Verbum; Russische Lektüre.

Zarncke: Horaz Leben u. Werke m. Erklär. ausgew. Gedichte.

Felix: Vulkanologie; Geolog. u. paläontolog. Übung.

Brockhaus: Beurlaubt.

Mogk: Deutsche Volkskunde; Deutsches Proseminar (nord. Abt.); Volkskundliche Übungen a. Grund deutscher Kirchenvisitationsakten.

Simroth: D. niederen Tiere d. Heimat, m. Exkurs.

Strecker: D. Kultur d. Wiesen u. Weiden, m. Üb. i. Erkennen u. Bestimmen d. Gräser; Prakt. Geometrie, m. Üb. i. Feldmessen u. Nivellieren; Bonitierung u. Kartierung d. Bodens; Landwirtsch. Maschinenkunde m. Demonstr.; Techn. Exkursionen.

Witkowski: Gesch. d. deutschen Literatur i. Zeitalter d. Romantik; Goethes Faust, m. e. Einleit. üb. d. Geschichte d. Faustsage.

Holz: Gesch. d. deutsch. Literatur, II. Teil (900—1150); Mittelhochdeutsche Grammatik (f. Anf.); Kudrun (Einleit. u. Erklär.); Mittelhochd. Übgn.; Deutsches Proseminar (althochd. Abt.); Üb. i. deutschen Stil (f. Fortgeschr., bes. f. Ausländer).

Hirt: Griechisch f. Realgymnasialabiturienten u. a.; Über griech. u. latein. Etymologie u. Wortforschg.; Einführ. i. d. Althochd. (f. Anf.); Einführ. i. d. Indogermanische u. Lautlehre d. indogermanisch. Sprachen, insbes. d. Griech., Latein. u. German.; Lektüre d. got. Bibel; Üb. über deutsche Etymologie.

Weigand: Die schwierigsten Kapitel d. neufranzös. Syntax m. bes. Rücks. a. d. Schulpraxis; Prakt. Grammatik d. Rumän. f. Anf.; Bulgar. Grammatik f. Anf.; Institut f. rumän. Sprache; Institut f. bulgar. Sprache.

Conrady: Chines. Grammatik II (m. Lektüre); Chines. Lektüre II; Tibet. Lektüre; Üb. z. chines. Geschichte.

P. Barth: Die Philosophie Spinozas u. seiner Zeit; Philosophisches Seminar; Pädagog. Gesellschaft.

Eber: Die Seuchen d. landwirtschaftl. Haustiere, ihre Vorbeuge u. Bekämpfung; Geburtshilfe einschl. Krankheiten d. Zuchttiere; Erste Hilfe b. plötzl. Erkrank. d. Haustiere; Veterinärwissenschaftl. Prakt.

Fortsetzung auf nächster Seite.

Verzeichnis der Vorlesungen auf der Universität Leipzig (Fortsetzung).

Peter: Bahnverbesserung u. spezielle Störungen; Prakt. Übungen i. d. Sternwarte (m. Prof. **Bruns**).
Stobbe: Organ. Experimentalchemie: Die aromat. Verbindungen; Chem. Vollpraktikum f. Vorger. (mit Proff. **Hantzsch, Rassow** u. **Ley**).
Stumme: Arab. Kosmographen; Persisch; Türkisch; Erklär. d. oriental. Fremdwörter des Deutschen; Neuarab. Übungen; Afrikasprachl. Übungen.
Soerensen: Geschichte des griech. Orients v. Alexander d. Gr. bis z. Zeitalter d. Augustus; Geschichte d. Orients i. Zeitalter d. Kreuzzüge.
zur Straßen: Tierpsychologie.
Riemann: Die Musik d. 18. Jahrh.; Formale Analysen Beethovenscher Streichquartette; Histor. Kammermusikübungen; Musikwissenschaftl. Seminar (Paläographische Übungen u. Anleit. zu selbst. Arbeiten).
J. Wagner: Theorie u. Praxis d. präparativen Chemie, mit Demonstr.; Technik d. Experimentalchemie u. Demonstr. v. Schulversuchen; Chem. Praktikum f. Lehrer (Schulversuche, Analyse u. Präpar.); Didakt. Bespr. z. Chem. Praktik. f. Lehrer.
Weule: Anleit. zu ethnolog. Beobacht. Eine Einführ. i. d. Hauptprobleme d. Volks- u. d. Völkerkunde, mit Demonstr.; Ethnolog. Kolloquium: Behandl. ausgew. Kapitel a. d. Gesamtgebiet d. Völkerkunde. Einer beschränkten Anzahl v. Herren ist prakt. u. wissensch. Arbeiten i. Museum f. Völkerkunde (Königsplatz) gern gestattet.
Jungmann: Didaktik d. höh. Schulen; Prakt.-pädagog. Seminar (mit Proff. **Lehmann** und **Hartmann**).
Salomon: Geschichte Englands u. d. brit. Weltreiches; Geschichte d. oriental. Frage; Historisches Institut B u. C.
Falke: Spezielle Pflanzenbaulehre (Getreide, Hülsenfrüchte, Futterpflanzen); Spezielle Tierzuchtlehre (Pferdezucht u. Schafzucht); Pflanzenzüchtung u. Saatgutbehandlung; Landwirtschaftl. Taxationslehre, verbunden m. Üb. i. Wertschätzen landwirtschaftl. Objekte; Üb. f. Pflanzenzüchter; Üb. i. Seminar f. angewandte Tierzuchtlehre; Landwirtschaftl. Exkursionen.
Hausdorff: Zahlentheorie; Einführung i. d. Determinantentheorie.
Rassow: Chem. Technologie, Brenn- u. Leuchtstoffe sowie ausgew. anorganische Betriebe, mit Exkursionen; Metallurgie; Chem. Vollpraktikum f. Vorger. (m. Proff. **Hantzsch, Stobbe** u. **Ley**); Chem.-technolog. Praktikum.
Correns: Systemat. Botanik m. Berücks. d. offizinellen Pflanzen; Üb. im Pflanzenbestimmen; Botan. Exkursionen.
Prüfer: Das Leben R. Wagners u. d. Bayreuther Bühnenfestspiele 1909: Lohengrin u. Parsifal; Der Ring des Nibelungen v. R. Wagner; Musikwissenschaftl. Übungen.
P. Schwarz: Erklär. d. Gesetzes-Bestimmungen des Korans; Beladsori's Geschichte d. muslimischen Eroberungen; Neupersisch (Grammatik u. leichte Texte); Üb. z. hebräischen Formenlehre.
Liebmann: Gewöhnl. Differentialgleich.; Üb. dazu.
Martini: Die griech. Poesie i. Zeitalter d. Hellenismus; Philologisches Proseminar, Abt. C.
Eulenburg: Geld-, Kredit-, Bank- u. Börsenwesen; Kolonialwirtschaft u. Kolonialpolitik; Übungen i. den Verein. staatswissenschaftl. Sem., prakt. Abt.
Kötzschke: Geschichte der Universität Leipzig; Seminar f. Landesgeschichte u. Siedelungskunde.
Weißbach: Babylonisch-Assyrisch I.; Interpret. d. Achämeniden-Inschriften; Üb. a. d. Gebiete d. oriental. Altertumskunde.
Woltereck: Einführ. i. d. Leben d. Meeres u. d. Süßwassers (unt. bes. Berücks. des Planktons), mit Demonstr. u. Exkursionen; Vorfragen d. Deszendenztheorie (Variation u. Vererbung).
Richter: Geschichte d. neuesten Philosophie (seit Hegel).
Wirth: Psycholog. Methodenlehre; Psycholog. Laboratorium b. (mit Prof. **Wundt**).
Friedrich: Spezielle Wirtschaftsgeogr. v. Amerika; Übungen f. d. Stud. d. Handelshochschule: 1) f. Anf.: D. Wichtigste aus d. phys. Geogr. als Grundlage d. Wirtschaft, 2) f. Fortgeschr.: Wiederholungskursus d. Länderkunde.
Reinisch: Petrographie; Einführ. i. d. Gesteinsmikroskopie; Mineralog. u. geolog. Arb. u. Untersuch. (mit Prof. **Zirkel**).
Deutschbein: Geschichte d. engl. Sprache v. 1100 bis 1500 (Mittelenglisch).
Marx: Elektr. Wellen u. drahtlose Telegraphie (Experimentalvorlesung).
Ley: Konstitutionsbestimmungen organ. Verbind. a. Grund physikal.-chem. Methoden; Über Salze u. Komplexsalze; Chem. Vollprakt. f. Vorger. (mit Proff. **Hantzsch, Stobbe** u. **Rassow**).
Miehe: Bakteriolog. Praktikum.
Scholz: Einführ. i. d. Stud. d. mittelalterl. Quellen; Historisch. Institut B.
Schaum: Photochemie II (Absorption, Lumineszenz 2c.); Physikal.-chem. Praktikum (mit Prof. **Le Blanc** u. Drr. **Drucker** u. **Freundlich**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Prof. **Le Blanc** u. Drr. **Böttger, Drucker** u. **Freundlich**).
Priv.-Dozz. **Menß:** Wird später ankündigen.
Brahn: Kinderpsychologie u. experimentelle Pädagogik; Hauptergebn. d. modern. Naturwissensch.
Henze: Beurlaubt.
Nathansohn: Stoffwechselphysiologie d. Pflanzen.
Doren: D. Hansa u. d. Entwickl. d. deutschen Seemacht; D. Zeitalter d. Medici; Sozialgeschichtl. Üb.
Plenge: D. Wirtschaftskrisen; Geschichte d. Sozialismus; Üb. in den Vereinigten staatswissenschaftlichen Seminaren, theoret. u. finanzwiss. Abt.
Krueger: Psychologie u. Ethik d. wirtschaftl. Lebens; Üb. z. Psychologie d. Wirtschaftslebens, insbes. der Arbeit.
Dahms: Photographie in natürl. Farben.
Böttger: Qualitative Analyse m. Demonstr.; Chem. Praktikum (mit Prof. **Le Blanc**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Proff. **Le Blanc** u. **Schaum** u. Drr. **Drucker** u. **Freundlich**).
Schall: Über ultraviolettes Licht (ausgew. Kapitel.)
Lipps: Geschichte d. neueren Philosophie (bis Hegel).
Biermann: Geschichte der Nationalökonomie nach dogmat. Methode; Im Volkswirtschaftl. Seminar: Kursor. Lektüre nationalökonom. Schriftsteller; Im Inst. f. Kultur- u. Universalgeschichte: Üb. zur Sozialgeschichte d. 19. Jahrh., vornehml. zur Gesch. d. deutschen Arbeiterbewegung.
Schulz: Einleit. i. d. Stud. d. alten Geschichte; Antike Technik u. Kultur, Querschnitte griech.-römischen Lebens; Römer u. Germanen v. Tacitus b. z. Völkerwand.; Übungen: Einführ. i. d. altgeschichtl. Quellenkritik u. Methodik nebst Anleit. zu selbständigen Arbeiten.
Dittrich: Prinzipien d. Wortbildungslehre.
Scholl: Technische Krafterzeugung, mit Demonstr. und Messungen an den Maschinen d. Instituts; Physikal. Praktikum (mit Prof. **Wiener**); Physikal. Praktik. f. Mediz. u. Pharmaz. (m. Prof. **Wiener**).
Heller: Chemie d. organ. Farbstoffe; Chem. Vollprakt. f. Vorger. (m. Prof. **Beckmann** u. Drr. **Deussen, Scheiber** u. **Sieverts**); Chem.-techn. Praktikum (mit Prof. **Beckmann**).
Schneider: D. Denken d. vorhellen. Kulturvölker d. Altertums (Ägypter, Babylonier, Juden).
Deussen: Ausgew. Kapitel d. pharmazeut. Chemie; Chem. Vollprakt. f. Vorger. (m. Prof. **Beckmann** u. Drr. **Heller, Scheiber** u. **Sieverts**).
Löhnis: Ausgew. Kapitel a. d. landwirtschaftl. Bakteriologie; D. Entwickl. d. Landwirtsch. i. 19. Jahrh.; Landwirtschaftl.-bakteriolog. Praktikum (m. Prof. **Kirchner**): A. Groß. Praktikum; B. Klein. Praktikum.
Drucker: Atomgewichtslehre, ihre experimentelle und theoret. Entwickl. von J. B. Richter bis Richards; Physikal.-chem. Praktikum (mit Proff. **Le Blanc** u. **Schaum** u. Dr. **Freundlich**); Physikal.-chem. Kolloquium (m. Proff. **Le Blanc** u. **Schaum** u. Drr. **Böttger** u. **Freundlich**).
Fredenhagen: Einführ. i. d. Elektrotechnik (f. Hörer aller Fakult.), mit Exkursionen.
Herre: Quellenkunde d. neueren Geschichte; Übungen z. Gesch. d. Staatsanschauungen d. 17. u. 18. Jahrh.
Freundlich: Kapillarchemie (Suspensions- u. Emulsionskolloide); Physikal.-chem. Praktikum (m. Proff. **Le Blanc** u. **Schaum** u. Dr. **Drucker**); Physikal.-chem. Einführungskurs (mit Prof. **Le Blanc**); Physikal.-chem. Kolloquium (mit Proff. **Le Blanc** u. **Schaum** u. Drr. **Böttger** u. **Drucker**).
Strieder: Preuß. Geschichte v. großen Kurfürsten b. z. Friedr. d. Gr. m. bes. Berücks. d. Wirtschaftsgeschichte; Wirtschaftsgeschichtl. Übungen.
Schering: Geschichte d. Instrumentalmusik, II. Teil (Grundriß d. Gesch. d. Klavier- u. Violinmusik); Repetitorium der Musikgeschichte.
Scheiber: Moderne Theorien d. organ. Chemie; Chem. Vollpraktikum f. Vorger. (mit Prof. **Beckmann** u. Drr. **Heller, Deussen** u. **Sieverts**).
Graf Vitzthum von Eckstädt: Geschichte d. Graphik; Üb. üb. d. deutschen Kupferstich d. 15. Jahrh.
Sieverts: Ausgew. Kapitel a. d. anorgan. Chemie; Chem. Vollprakt. f. Vorger. (m. Prof. **Beckmann**, u. Drr. **Heller, Deussen** u. **Scheiber**).
Ostwald: Über künstl. Parthenogenese u. d. Physiologie der Befruchtung.
Merker: Geschichte d. Romans in Deutschland; Heinr. v. Kleist.
Jaffé: Einführ. i. d. Theorie d. Wärmestrahlung.
Dieterich: Einführ. i. d. Stud. d. mittel- u. neugriech. Philologie; D. neugriech. Volkstum u. s. Kulturbezieh.; Üb. z. spätgriech. Sprachgeschichte i. Anschl. a. d. Lektüre des Neuen Test. u. griech. Papyri (auch f. Theologen).
Steche: Spez. Zoologie: Insekten; Entomol. Exkurs.

Seydel, Lehrer d. Vortragskunst u. Liturgie: Prakt. Kursus in rednerischer Stimmbildung u. Vortragskunst; Hierzu ein Parallelkursus; Üb. in deutscher Rede (Vorträge, freies Sprechen u. Disputation); (Sämtl. Üb. f. Stud. aller Fakult.); Liturg. Üb. f. Theologen.
Davies, Lector publicus: „Modern English Writers" continued; „Wordsworth and Coleridge"; Engl. Praktikum; Engl. Seminar: 2. Neuere Abt.
Monod, Lector publicus: Le Roman naturaliste après Balzac; Roman. Seminar, II. Abteilung: Prakt. Übungen i. modernen Französisch; Exercices pratiques de français (Prononciation. Lecture. Conversation) (f. Stud. aller Fakult.); Übungen z. französ. Kulturgeschichte: Die großen Historiker d. 19. Jahrh. auf d. Grundlage d. gleichzeit. Kulturentwickl.
Grabbe, Lehrer f. Obst- u. Gartenbau: Obst- u. Formobstbau i. Garten u. Feld; Gemüsebau i. Garten u. Feld; Allg. Gartenbau.
Blachstein, Lektor f. Stenographie: 1) Einführ. i. d. Gabelsbergersche System (f. Anf.); Ausgew. Kapitel a. d. stenogr. Pädagogik u. Methodenlehre unter Berücks. d. Erfordernisse f. d. staatl. Stenographielehrerprüfung (m. Üb.); Satzkürzungslehre u. schnellschriftl. Üb. f. Fortgeschr. (m. cand. math. **Mahler**).
Prof. **John:** Für Mitglieder des „Pädagog. Seminars f. Landwirtschaftslehrer": D. histor. u. pädagog. Grundlagen der landwirtschaftl. Lehranstalten; Unterrichtslehre f. Landwirtschaftslehrer; Außerdem: Prakt. Unterrichtsüb. i. d. Übungsschule d. Seminars (Fachschule f. Land- u. Gartenbau).

Kuhr, Universitäts- u. Oberturnlehrer: Allgemeiner Akadem. Turnabend: Turnen an Geräten, volkstüml. Übungen, Gemeinturnen, Turnspiele.
Prof. **Weigand,** Turnen an Geräten in mehreren nach Fertigkeit geteilten Riegen.
Groh: Leiter des Staatl. Turnlehrerkursus für Studierende.
Roux, Universitätsfechtmeister: Fechtunterricht in allen Waffengattungen.
Sack, Universitätsstallmeister: Reitunterricht.

Prof. **M. Seliger,** Direktor der Königl. Akademie f. graph. Künste u. Buchgewerbe, gestattet den Stud. der Univ. Teilnahme an sämtl. prakt. u. theoret. Übungen in der Akademie.

Illustrierte Handbücher

populär-medizinischen Inhalts.

Das Auge und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Nebst einer Anweisung über Brillen. Dritte Auflage, bearbeitet von Dr. med. Paul Schröter. Mit 24 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Die Blutarmut u. Bleichsucht. Von Dr. med. Herm. Peters. Zweite Auflage. Mit 2 Tafeln kolorierter Abbild. 1 Mark 50 Pf.

Das Buch der jungen Frau. Von Dr. med. H. Burckhardt. Fünfte, verbess. Aufl. In Originalleinenband 2 Mark 50 Pf., in Geschenkeinband 3 Mark.

Die Frauenkrankheiten, ihre Entstehung und Verhütung. Vierte Aufl. Mit 40 Abbild. Von Dr. med. Wilhelm Huber. 4 Mark.

Die Geisteskrankheiten. Geschildert für gebildete Laien von Dr. med. Theobald Güntz. 2 Mark 50 Pf.

Naturgemäße Gesundheitslehre auf physiologischer Grundlage. In 17 Vorträgen. Von Dr. med. Fr. Scholz. Mit 7 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Gicht und Rheumatismus. Von Dr. Arnold Pagenstecher. Vierte, umgearb. Aufl. Mit 9 Abbildungen. 2 Mark.

Hand und Fuß. Ihre Pflege, ihre Krankheiten und deren Verhütung nebst Heilung von Dr. med. J. Albu. Mit 30 Abbild. 2 Mark 50 Pf.

Haut, Haare, Nägel, ihre Pflege, ihre Krankheiten und deren Heilung nebst einem Anhang über Kosmetik von Dr. med. H. Schultz. Vierte Aufl., neu bearbeitet von Dr. med. E. Vollmer. Mit 42 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Die Heilgymnastik. Von Dr. med. H. A. Ramdohr. Mit 115 Abbildgn. 3 Mark 50 Pf.

Herz-, Blut- u. Lymphgefäße. Von Dr. med. Paul Niemeyer. Zweite, völlig umgearbeitete Aufl. Mit 49 Abbild. 3 Mark.

Die Infektionskrankheiten. Von Dr. med. H. Dippe. 3 Mark.

Der Kehlkopf im gesunden und erkrankten Zustande. Von Dr. med. C. L. Merkel. Zweite Aufl., bearb. v. San.-Rat Dr. med. O. Heinze. Mit 33 Abbild. 3 Mk. 50 Pf.

Das Kind und seine Pflege. Von Dr. med. L. Fürst. Fünfte, umgearbeitete und bereicherte Auflage. Mit 129 Abbildgn. In Originalleinenband 4 Mark 50 Pf., in Geschenkeinband 5 Mark.

Die Krankenpflege im Hause. Von Dr. med. Paul Wagner. Mit 71 Abbild. 4 Mark.

Die Lunge, ihre Pflege und Behandlung im gesunden und erkrankten Zustande. Von Dr. Paul Niemeyer. Neunte, umgearbeitete Auflage. Von Sanitätsrat Dr. Gerster. Mit 41 Abbildgn. 3 Mark.

Die Erkrankungen des Magens und Darms. Für den Laien gemeinverständl. dargestellt von Dr. med. E. v. Sohlern. 3 Mark 50 Pf.

Die Massage. Von Sanitätsrat Dr. med. Preller. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage von Dr. Ralf Wichmann. Mit 89 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Nervosität. Von Dr. med. Paul Möbius. Dritte, verm. u. verb. Aufl. 2 Mark 50 Pf.

Das Ohr. Von Dr. med. Richard Hagen. Zweite, vermehrte und verbesserte Aufl. Mit 45 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Die Physiologie des Menschen, als Grundlage einer naturgemäßen Gesundheitslehre. Von Dr. med. Friedrich Scholz. Mit 58 Abbildungen. 3 Mark.

Sprache u. Sprachfehler des Kindes. Gesundheitslehre der Sprache für Eltern, Erzieher u. Ärzte. Von Dr. med. Hermann Gutzmann. Mit 22 Abbild. 3 Mark 50 Pf.

Gymnastik der Stimme, gestützt auf physiologische Gesetze. Eine Anweisung zum Selbstunterricht in der Übung und dem richtigen Gebrauche der Sprach- und Gesangsorgane von Oskar Guttmann. Siebente, verm. u. verbesserte Aufl. Mit 26 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Die Unterleibsbrüche. Von Dr. med. Fr. Ravoth. Zweite Auflage. 2 Mark 50 Pf.

Die Wasserkur und ihre Anwendungsweise. Von Dr. med. E. Preller. Mit 38 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Verzeichnisse mit Inhaltsangabe jedes Bandes stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Praktische Bibliothek für Gärtner und Gartenfreunde.

Agrikulturchemie. Siebente Auflage, neu bearbeitet von Dr. Max Passon. Mit 41 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Bienenkunde und Bienenzucht von G. Kirsten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Kirsten. Mit 51 Abbildungen. 2 Mark.

Blumenbinderei. Anleitung zur künstlerischen Zusammenstellung von Blumen und Pflanzen und zur Einrichtung und Führung einer Blumenhandlung von Willy Lange. Mit 31 Text- und 25 Tafeln Abbildungen. 3 Mark.

Botanik, allgemeine. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. E. Dennert. Mit 260 Abbildungen. 4 Mark.

Botanik, landwirtschaftliche, von C. Müller. Zweite Auflage, vollständig umgearbeitet von R. Herrmann. Mit 4 Tafeln und 48 Textabbildungen. 2 Mark.

Hufbeschlag. Mit einem Anhang: Der Klauenbeschlag. Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von H. Uhlich. Mit 140 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Nutzgärtnerei. Grundzüge des Gemüse- und Obstbaues von H. Jäger. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 75 Abbildungen. 3 Mark.

Obstverwertung. Anleitung zur Behandlung und Aufbewahrung des frischen Obstes, zum Dörren, Einkochen und Einmachen, sowie zur Wein-, Likör-, Branntwein- und Essigbereitung aus den verschiedensten Obst- und Beerenarten. Von J. Wesselhöft. Mit 45 Abbildungen. 3 Mark.

Pflanzenmorphologie, vergleichende, von Dr. E. Dennert. Mit 506 Abbildungen. 5 Mark.

Rosenzucht. Vollständige Anleitung über Zucht, Behandlung und Verwendung der Rosen im Lande und in Töpfen von H. Jäger. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von P. Lambert. Mit 70 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Weinbau, Rebenkultur und Weinbereitung, von F. J. Dochnahl. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Anhange: Die Kellerwirtschaft von Freiherrn A. von Babo. Mit 55 Abbildungen. 2 Mark 50 Pf.

Ziergärtnerei. Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten, sowie über Blumenzucht von H. Jäger. Sechste Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 104 Abbildungen. 3 Mark 50 Pf.

Zimmergärtnerei von M. Lebl. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 247 Seiten mit 89 Abbildungen. 3 Mark.

Prospekte bezw. Verzeichnisse mit ausführlicher Inhaltsangabe der vorstehenden Bände stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Man muss eine

SOLODANT-PHONOLA

mit

Künstler-Notenrollen

besitzen, um die Leistungsfähigkeit und Klangschönheit des Pianos oder des Flügels voll ausschöpfen zu können.

Die

Solodant-Phonola

ist das erste und einzige Instrument, mit dem man nicht nur Klavier spielen, sondern das Klavier beherrschen kann. Daher ihre grossen Erfolge, welche unseren Wettbewerb zur Nachahmung früher bekämpfter Einrichtungen zwingt.

Prachtbroschüren und Vorspiel bereitwilligst.

Die Luxus-Phonola Empire in einem deutschen Fürstenschloss.

LUDWIG HUPFELD A.-G., BERLIN W. LEIPZIGERSTR. 123a ECKE WILHELMSTR.

HAMBURG, Dammtorstr. 6 ◦ DRESDEN, Pragerstr. 9 ◦ FRANKFURT a. M., Zeil 48/50 ◦ WIEN VI, Mariahilferstr. 5/7 ◦ HAAG, Kneuterdijk 20 ◦ AMSTERDAM, Kalverstr. 26.

FABRIK IN LEIPZIG.

Philipp Kosack

600 Europa	7.—	50 potug. Kolon.	2.50
1000 "	20.—	100 potug. Kolon.	4.—
50 Türken	2.—	200 potug. Kolon.	12.50
100 "	8.50	300 potug. Kolon.	20.—
150 "	20.—	150 engl. Kolon.	3.25
50 Griechen	2.50	200 engl. Kolon.	4.50
100 "	12.—	300 engl. Kolon.	11.—
50 Bulgarien	5.—	400 engl. Kolon.	20.—
50 Persien	3.50	100 franz. Kol.	3.25

Echte Briefmarken

75 Persien	8.—	100 franz. Kolon.	6.50
100 "	12.—	150 franz. Kolon.	10.—
175 "	17.50	200 Orient und Balk.	5.—
30 Ägypten	5.—	300 Orient und Balk.	10.—
85 Rumän.	10.—	450 Orient und Balk.	20.—
100 Nord-Amerika	3.—	500 Orient und Balk.	30.—

alle verschieden, prachtv. erhalten.
An- und Verkauf von Sammlungen.
Gratis Katalog u. Zeitung Album-Prospekte Gratis

Berlin C 13 Burgstr. 12

Tell-Chocolade Cacao

lieblich u. nahrhaft!

Hartwig & Vogel

(202)

Webers Universal-Lexikon der Kochkunst

Ein Kochbuch in alphabetischer Anordnung, ein Lehr- und Nachschlagebuch über alle in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst des In- und Auslandes vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswert und Verfälschung, nebst einem Ergänzungsband, enthaltend die moderne Geselligkeit, Tafeldekoration u. Kücheneinrichtung.

Achte Auflage. 1700 Seiten mit über 10000 Rezepten, 800 Küchenzetteln, 472 Abbildungen, 26 meist farbigen Tafeln und einem ausführlichen Küchenkalender.

3 Bände in Originaleinband . . . . 30 Mark
Regal hierzu aus Eichenholz 8 Mark, aus Nussbaum 10 Mark
Der dritte (Ergänzungs-)Band steht auch im Einbande der 6. und 7. Auflage des Universal-Lexikons der Kochkunst den Besitzern dieser Auflagen zum Preise von 5 Mark zur Verfügung.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Lucas May, Zwickau i. S. 8.

Hoflieferant S. M. d. Königs von Sachsen

Baumkuchen v. M. 6.— an; **Zwickauer Steinkohlen,** mehrmals gefüllt, v. M. 4.— an; **Fürst-Pückler-Torte** von M. 4.— an; **Fürstenkränze** von M. 2.50 an; Creme de fours in Marasquino, Chocolade und Erdbeer à 25 Pfg. Versand nur gegen Nachnahme, von M. 5,— an franko.

Einführung in die Theorie u. Praxis des Kindergartens

von

Eleonore Heerwart

Vorsitzende des Allgemeinen Kindergärtnerinnen-Vereins, Ehrenmitglied des Deutschen Fröbelverbandes usw.

Mit 37 Abbildungen.

In Originalleinenband 2 Mk. 50 Pf.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

---

echte billige Briefmarken

Alle verschieden!

100 Asien, Afrika, Australien M. 2.—
500 versch. nur M. 3.50 · 1000 versch. nur: M. 11.—
100 Australien „ 4.— · 50 Altdeutsche „ 3.—
200 Engl. Kolon. „ 4.50 · 100 Franz. Kolon. „ 4.50

Max Herbst, Markenh., **Hamburg Z.**
Grosse illustr. Preisliste gratis u. franko.

Gedächtniskunst. Von Herm. Kothe. 9. Aufl. v. G. Pietsch. Preis 1 Mk. 50 Pfg.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Stoffe und Unterkleider in Rumpf's Gesundheits-Krepp

CRÊPE DE SANTÉ RUMPF

Gesetzlich geschützte Marke.

Rumpf'sche Kreppweberei A.-G.
Basel und Steinen in Baden. (483)

Strümpfe u. Trikotagen

Bestes deutsches Fabrikat.
Abgabe direkt an Private.
Günstige **Bezugsquelle** bei **Aussteuer.**
Spezialität: **Feine Strümpfe** und **Socken in Wolle, Baumw., Flor u. Seide.**
Ersatzfüsse. (623)
— Trikot-Leibwäsche. —

Gotthardt Schröder, Zeulenroda.

● Bitte Preisliste zu verlangen. ●

Unentbehrlich für jede Familie!

Underberg-Boonekamp

Devise Semper idem,

Fabrikation alleiniges Geheimniss der Firma:

H. UNDERBERG-ALBRECHT

Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.

am Rathhause in **RHEINBERG** am Niederrhein.

Gegr. 1846.

Anerkannt bester Bitterlikör!

24 Preis-Medaillen!

Man verlange ausdrücklich: **Underberg-Boonekamp.**

Flügel Pianinos Harmonium

45 Medaillen
15 Hoflief. Dipl.

Schiedmayer Pianofortefabrik
vorm. J. & P. Schiedmayer **Stuttgart** Neckarstr. № 12

Grand Prix
Paris 1900
St. Louis 1904

Man verlange die illustrirt. Kataloge

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Gesellschaftsgebäude in Leipzig, Thomasring 21.

Versicherungsbestand über 850 Millionen Mark
Vermögen über 300 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1908: Mark 64700000

Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensystem
Unanfechtbarkeit :: Unverfallbarkeit :: Weltpolice

(449)

Grammophone Phonographen Polyphone

Nur allererste Original-Erzeugnisse. Bequemste Zahlungsbedingungen. Illustr. Preisliste № M 24 kostenfrei.

G. Rüdenberg jun. Hannover u. Wien.

Krankenfahrstühle

für Zimmer und Straße, Selbstfahrer, Ruhestühle, Closetstühle, Lesetische, verstellb. Keilkissen.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau.
Katalog gratis.

(485)

Sœnnecken's Beste GoldFüll-Federn

Königl. Preussische Staatspreise „Für hervorragende gewerbliche Leistungen"

Nr 595: M 6.— Nr 642: M 7.50 **Gewähr für jedes Stück** Nr 777: M 9.— Nr 544: M 12.—

Ueberall vorrätig, sonst Lieferung portofrei ab Fabrik

Fabr.-Marke

F. Soennecken • Bonn
Berlin, Taubenstr. 16-18
Leipzig, Alt. Rathaus

(629)

EXCELSIOR

Fahrräder

Unerreicht in Qualität und Ausführung.
Katalog auf Wunsch.

Jahresproduction · über 60,000 Räder.

Excelsior - Fahrrad - Werke
Gebr. Conrad & Patz A.-G.
Brandenburg a. H.

(637)

F. Wolff & Sohn's ODONTA Zahn-Präparate

ODONTA Zahn-Wasser
ODONTA Zahn-Crême in Tuben
ODONTA Zahn-Pasta in Glasdosen

Zu haben in **Apotheken, Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.** (298)

BENGER'S NAHRUNG

Für Kinder, Kranke und Rekonvaleszenten, alte und magenschwache Personen.

Benger's Nahrung, mit Milch zubereitet, ist ein vollkommenes Nährmittel, gehaltreich, bekömmlich und wohlschmeckend.

Benger's Nahrung enthält alle zur Förderung einer kräftigen Natur nötigen Elemente und ist frei von groben und unverdaulichen Teilchen, welche oft Irritierung in zarten Magen verursachen.

Benger's Nahrung wird aufgenommen und absorbiert, wo andere Nahrung versagt, da die Zubereitung genau nach Massgabe der Verdauungsfähigkeit geregelt werden kann.

— Von ärztlichen Autoritäten verordnet. —

Benger's Nahrung wird in Dosen verkauft und ist in den Apotheken und besseren Drogengeschäften zu haben.

Agenten: Berlin W.: Chas. E. Berndes & Co., Leipzigerstrasse 112
Berlin C.: Handelsgesellschaft Deutscher Apotheker, Neue Friedrichstrasse 45
Cöln a. Rh.: Handelsgesellschaft Noris Zahn & Co.
Dresden: G. Baumann, Pragerstr. 40
Wien: L. Gutruf & Co. I., Milchgasse, Petersplatz. (120 b)

— **Vertreter überall gesucht.** —

Fabrikanten: Benger's Food Ltd.
Otter Works, Manchester (England).

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt u. -Handlung
Arthur Seyfarth
Köstritz i. Thür.
Weltbek. Etablissement. Gegr. 1864.

Lieferant vieler europ. Höfe. **Präm. mit höchsten Auszeichnungen.**

Versand sämtlicher moderner
Rasse-Hunde
edelst. Abstamm. vom kleinst. **Salon-Schosshündchen** b. z. gr. **Renommier-, Wach- u. Schutzhund,** sowie alle Arten
Jagd-Hunde. Gar. erstkl. Qualität.
Export nach allen Weltteilen unter Garantie gesund. Ank. zu jed. Jahresz. Preisliste franko. **Illustr. Pracht-Album mit Preisverzeich. nebst Beschreib. der Rassen M. 2.** Das interess. Werk: **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten" M. 6.** (559)

Byzantin. Trauring.	Mittelalter u. Renaissance	17tes Jahrh.	18tes Jahrh.	19tes Jahrh.

Prämiiert 1908 **Neuheit** künstlerisch ziseliert. **Trauringe** ges. gesch.

„Du bist min, ich bin din"
Des solt du gewis sin;
Du bist beslozzen in
minem Herzen.
usw.

ICH BIN DIN

Aus dem Minnesang des Wernher von Tegernsee 1173.

Ausgeführt in der **Ringfabrik Preuner.**

Vorrätig in bess. Goldwarengeschäften.

VERSICHERN SIE IHRE SCHÖNHEIT!

Durch die Schönheitskapsel „Adora" System **Dr. Harlan** *D. R. G. M. 359 086*
Für Gesicht, Hals, Arm und Körper.

Keine Dame, welche diesen wunderbaren kleinen Apparat besitzt, hat den Verfall ihrer Schönheit zu befürchten. **Die verblüffende Einfachheit** dieses wissenschaftl. Systems u. die erstaunl. Schnelligkeit, mit welcher ein herrlicher Teint erzielt wird, übertreffen Ihre höchsten Erwartungen. Eine einzige sanfte Anwend. der Schönheitskapsel erzielt überrasch. Resultate. Mitesser verschwinden meist in 60 Sek. Unreinigkeit d. Blutes u. der Haut werd. **durch starken atmosphär. Druck herausgesaugt.** Hohle Wangen, schlaffe Arme u. Hals erhalt. Fülle, Form u. Festigkeit überrasch. schnell. Die Adora-Kapsel wirkt direkt auf die Blutzirkulation, führt dem Zellengewebe neues, reines Blut zu, baut es auf u. macht das Fleisch frisch u. fest. Sie gibt der Haut einen blühend rosigen, klaren Teint, macht weich u. geschmeidig; Pickeln, Falten, Runzeln, graue Haut verschwinden. Wirkung unfehlbar. Auch für Herren. Im Gebrauch in höchsten Kreisen. **M. 2.50.** Porto 20 Pf. extra (keine Briefmarken). Nachnahme M. 3.—.

Hoffmann's Laboratorium, Abt. D. 11. **Hamburg 36.**

Opernsängerin A. L., Berlin, *schreibt: Mit Ihrer Schönheitskapsel „Adora" bin ich ganz ausserordentlich zufrieden und aufs höchste überrascht von dem Erfolge, den ich schon gleich nach den ersten Tagen aufzuweisen hatte.* — **Baronin von F.-D., Wiesbaden:** *Ich finde Ihr Mittel vorzüglich.* — **Frl. M. St.-Z.:** *Ihre Adora-Kapsel ist von wunderbarer sicherer Wirkung.*

(639)

Natürliches
Wiesbadener Kochbrunnen: Quellsalz

Sofortige Linderung **Lungenleiden** Husten Heiserkeit

Auswurf. Tausende verdanken diesem Naturschatze von Weltruf jährl. ihre Genesung. Unübertroff. bei Magen-, Darm- und Verdauungsstörng. Unentbehrl. b. Keuchhust., Nasen- u. Rachenkatarrhen. In Apoth. à 2.50 M., direkt 3 Fl. 7.50 M. franko. Anweisung u. begeist. ärztl. Heilberichte umsonst
Brunnen-Contor, Wiesbaden S. Gewinnung unt. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden.

(411)

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

(142)

Preusse & Co. Leipzig
Buchbinderei-, Kartonagen-Maschinen

(622)

Leipziger Messe 1. bis 8. März.

Garten-Schirme wetterfest
VERANDA-DIELEN- & GARTEN-MÖBEL.
Illustrierte Preisliste gratis
Franz Birnstiel, Coburg I.
Grösste Ausstellung von neuen Modellen.

Aug. Spangenberg, Berlin 2., Alte Jakobstr. 78.
Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen. i. 20 v. Lag. Tragstühle.

Blankenburg (Harz)

Kuranstalt für Nervenleidende und Erholungsbedürftige von San.-Rat Dr. **Müller** u. San.-Rat Dr. **Rehm.**
Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte.

Kufstein, Hotel Gisela

vis à vis dem Bahnhofe, bestes Restaurant am Platze. Dampfheizung. Rodel u. Schlitten zur Auswahl. Besitzer **Suppenmoser.**

Potsdam.

Sommerresidenz Sr. Maj. des Kaisers. Herrlichste Umgebung, besonders reizvoll durch die waldumrandeten großen Havelseen. Allbekannt durch seine historischen Bauten und Sehenswürdigkeiten. Berlin im Vorortverkehr in 30 Minuten erreichbar! Anmutige, gesunde Lage. Vorzügl. Schulen. **Kgl. Handels-, Gewerbe- u. Haushalt.-Schule f. Mädchen.** Schöne Villenviertel. Mäßige Steuern und Mieten. Aller Komfort der Neuzeit.

Auskunft erteilt der **Verkehrs-Verein** und der **Magistrat.**

Dr. Ernst Sandow's künstliches **Emser Salz**

bei **Erkältung altbewährt. — Man achte auf meine Firma. — Nachahmungen** meiner Salze sind oft minderwertig und dabei nicht billiger.

(228)

Nerven-Sanatorium Silvana
Genf 54 (Schweiz)

Nur für Neurastheniker. Eigene Heilmethoden. Hervorragende Einrichtungen. Vorzügliche Erfolge, selbst in verzweifelten Fällen. Das ganze Jahr geöffnet. Günstiges Klima. Illustrierter Prospekt gratis und franko durch den leitenden Arzt **Dr. med. Kaplan.**

Abbazia

(Oesterreichische Riviera)

12 Stunden Schnellzugsfahrt von Wien (Südbahn). — Von der Station Abbazia-Mattuglie nach dem Kurorte elektrische Bahn (auch für Gepäcktransport).

Saison das ganze Jahr	**Klimatischer Winterkurort**	Frequenz 35 000 Personen

Empfohlen für alle Leiden des **Herzens** und der **grossen Gefässe,** bei deren Heilung Abbazia die glänzendsten Erfolge aufzuweisen hat; ferner bei allen Erkrankungen der **Respirationsorgane** und des **Nervensystems**, für **Rekonvaleszenten** nach schweren Krankheiten.

Von unschätzbarem Werte ist ein Winteraufenthalt in »Abbazia« für schwächliche, erholungsbedürftige Kinder.

Alle modernen Kurmittel: Sanatorien und hydropatische Anstalten, warme Seebäder, elektrische Bäder, **kohlensaure Seebäder** (in ihrer Zusammensetzung nahe den **Nauheimer Bädern**) etc. Milch-, Kefir-, Terrainkuren. Hochquellenwasser.

Einen grossen Vorteil Abbazias bilden die verschiedenen **Anlagen** und **Spazierwege**, vor allem der herrliche **Angiolinapark** und der 8 km lange, unvergleichlich schöne **Strandweg. Der rege Dampferverkehr** ermöglicht eine Reihe der interessantesten Ausflüge zur See nach den **Inseln**, der Küste **Dalmatiens**, nach **Venedig** etc. — Beste Übergangsstation für Reisende nach und von Ägypten. Höchst lohnende Besteigung des **Monte Maggiore**, 1400 m. Wintersport.

Badesaison: Mai bis Oktober.

Promenaden- und Abendkonzerte des Kurorchesters unter Leitung **Prof. Hellmesbergers.** Theater, Varieté, Tennis, Ruder- und Segelsport etc.

Illustrierte Prospekte gratis durch die Kurkommission.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium
für Herzleiden, Adernverkalkung, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten, Frauenleiden, Nervöse usw. — Ausführl. Prospekt frei. (626)

San.-Rat Dr. med. P. Köhler. Sanatorium Bad Elster. Illustrierte Prospekte auf Wunsch
Für Innere — Nervenleiden Bewegungsstörungen Frauenleiden. (437)
Hervorragend durch Lage, Komfort u. Heilmittel (auch die Kurmittel des Bades). 3 Ärzte. Diätkuren (Mast- u. Entfettungskuren). Für Kinder bes. Abteil. (Innere u. orthopäd.)

Diabetes-Bauer Koetzschenbroda, (Sachsen.) Sommer- u. Winter-Curen.

Sanatorium Elsterberg (27)
für Entziehungskuren, Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleidende u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. Sanitätsrat **Dr. Römer.**

Sanatorium in Schreiberhau, Riesengebirge 710 Meter üb. d. M. — Wintersport. Prospekte bereitwilligst
Leitende Ärzte: Dr. Wilhelm und Dr. Strasser (langj. Mitarbeiter Dr. Lahmanns) u. 2 Assistenten **Schreiberhau** (643)

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (448)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch **Dr. Tecklenburg.**

Waldsanatorium Bad Grüna i. Sa. im Erzgebirge, 400 m ü. M., 12 km v. Chemnitz. Für Erholungsbedürftige; Nerven-, Magen-, Darm-, Herz-, Stoffwechsel- und Frauenleiden. Kur und Pension 7—10 Mark pro Tag. Prospekt frei! Dr. Dahms, dirig. Arzt.

Hotel ROYAL Lana bei Meran
Komfortabelstes Familienhaus. Pens. samt Zimm. von Kr. 6.— an. Trambahnverbind. m. Meran. Keine Kurtaxe, windstill geleg. Besitzer u. Leiter Tob. Kreyer. — **Lungenkranke keine Aufnahme.** —

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck b. Blankenburg i. Schwarzatale.
Winterkuren — Sommerkuren
Besitzer: **Dr. med. Wiedeburg.** Ärztl. Leiter: Dr. P. Wiedeburg, Dr. E. Goetz. Geschäftsl.: H. Wiedeburg, Kais. Forstassessor. Neuzeitliche Wohn- und Kureinrichtungen. Auch gesunde Kurgäste zur Abhärtung, Erholung etc. stets anwesend. Ausgeschlossen: Geisteskranke, Tuberkulöse, Schwerkranke. (406)

Riviera Saison 1909

Monaco — Monte Carlo
Nizza — Mentone — Cannes — San Remo

Bester Winteraufenthalt der Welt. Wundervolles mildes Klima. Glänzendste Kurgesellschaft.

März-Programm der
weltberühmten Oper in Monte Carlo
unter dem Protektorat des Fürsten von Monaco.
Direktion: Raoul Gunsbourg.

2., 4. März:	Gioconda	13., 18. März:	La Vie de Bohème
6. ,,	Carmen	16., 23. ,,	La Tosca
7. ,,	Der Barbier von Sevilla	20., 27., 30. ,,	Iris
9., 11., 14. ,,	Romeo und Julia	25., 28. ,,	La Roussalka

Mitwirkende Künstler: (439 d)
Felia Litvinne, Lucienne Bréval, Yvonne Dubel, Delmas (Grand Opéra, Paris), Marguerite Carré, Chenal, Bouvet (Opéra Comique, Paris), Van Dyck (Hof-Oper, Wien), Frieda Hempel (Kgl. Oper, Berlin), Bessie Abott, Rousselière (Metropolitan, New York), Ackté (Stockholm), Carelli (Scala, Mailand), Anselmi (Buenos Aires), Smirnoff, Altchewsky (Kaiserl. Oper, Moskau), De Tura (Rom), Swolfs (Brüssel), Tita Ruffo (Madrid) und Chaliapine (Oper St. Petersburg).

Prospekte über den Spielplan der Oper, sowie Vorbestellungen auf Billets für alle Opernaufführungen der Saison durch das
Auskunftsbureau für die Riviera, Berlin, Unter den Linden 69.

Hotel Imperial Cairo
(Boulevard Soliman Pacha 3)
Familien-Haus ersten Ranges i. bestechender Lage, unweit der grossen Nilbrücke u. des Museums, ganz neu, vornehm eingerichtet, mit anerkannt bester Küche und besten Betten Ägyptens, in bezug auf Komfort und Reinlichkeit von keinem anderen Hotel Cairos übertroffen. Deutsche Bedienung, beste Wiener Küche (Sacher-Schule). Preise: 50—60 P. T. (10—12 Mk.) für ein elegantes Zimmer mit Steinerschen Messingbetten, echten Perserteppichen, 3 reichlichen Mahlzeiten (5—6 Gänge), aufmerks. Bedienung, elektr. Beleuchtung, Bad, Telephon usw.

Meran-Obermais
Pensionshotel Austria
Pensionsvilla Impériale (567)
Beides Familienhäuser I. Ranges, in bester Lage. **Ferd. Langguth,** Besitzer.

Sanat. „VILLA MARGARETA“ in NESSE bei Bremerhaven
für **ALKOHOLKRANKE**
Morphinisten, Nervöse und Erholungsbedürftige, staatl. konz. Prosp. d. d. Direktion

MONTE-CARLO GRAND HOTEL
Haus allerersten Ranges nahe Casino. (365)
Herrlicher Meeresblick. 300 Betten. 50 Appartements mit Bad. Vorteilhafte Arrangements. Weltbekanntes Restaurant. Wintergarten. Orchester. Eisenbahnbureau. Garage. **Direktion PATTARD.**

PARIS
Hotel :: Louvois
Square Louvois (nahe der Oper)
Eröffnet im November 1908.
Eins der modernsten und komfortabelsten Hotels von Paris.
A. Stofer, Besitzer.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3426. 132. Bd. Leipzig, 25. Februar 1909.

Die Monarchenbegegnung in Villa Viçosa: König Alfons XIII. von Spanien und König Emmanuel von Portugal.

Zum hundertjährigen Bestehen des preußischen Kriegsministeriums.

Eng verbunden mit der großen Neuordnung des gesamten preußischen Heeres nach den Unglückstagen von Jena und Auerstedt ist auch die Entstehung des heutigen preußischen Kriegsministeriums, und wie Scharnhorst, der große vaterländische Held, damals die Seele der gesamten Neuschöpfung war, so begegnen wir seinem Namen auch als erstem an der Spitze des jungen Kriegsministeriums, das am 1. März 1809 seine Tätigkeit begann und daher in diesen Tagen auf hundert Jahre segensreicher Tätigkeit zurückblicken darf.

Am 25. Dezember 1808 war die Kabinettsorder zur Errichtung des neuen Kriegsministeriums ergangen, das zunächst noch die Bezeichnung „Kriegsdepartement“ erhielt. Es zerfiel in zwei Hauptabteilungen, das „Allgemeine Kriegsdepartement“ und das „Militär-Ökonomiedepartement“, von denen ersteres das wichtigere war, da es alles umfaßte, was Verfassung und Kommando der Armee betraf, während letzteres Geld-, Verpflegungs-, Bekleidungs- und Invalidensachen bearbeitete. Der Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements wurde Scharnhorst und damit der eigentliche erste preußische Kriegsminister, wenn er auch diesen Namen nicht erhielt, um Napoleons Mißtrauen nicht unnötig wachzurufen. Er bekam zugleich Sitz und Stimme im Staatsrat und hatte wie alle anderen Minister an dessen Sitzungen teilzunehmen.

Damit war die bisherige höchste Verwaltungsbehörde des Heeres, das von Friedrich Wilhelm II. 1787 geschaffene Oberkriegskollegium, endgültig verschwunden, dessen Tätigkeit in den letzten Jahren seines Bestehens immer mechanischer geworden war. Das neue Kriegsdepartement hatte zwar dieselbe Bezeichnung wieder aufgenommen, die einst Friedrich der Große 1746 dieser Behörde verliehen hatte, als er sie von der allgemeinen Staatsverwaltung, dem von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1723 errichteten Generaldirektorium, loslöste; aber ihrem Geiste nach war die neue Behörde doch wesentlich verschieden von ihrer ältern Namensschwester. Wohl hatte schon unter Friedrich dem Großen der Chef des Kriegsdepartements zeitweilig sogar den Titel „Kriegsminister“ geführt, wie der bekannte „Diktator“ General v. Wedel, der nun selbst einem Scharnhorst noch versagt blieb; aber er war damals doch nur der ausführende Gehilfe der Ideen des großen Königs gewesen, und nicht der schöpferische Geist, der nun die ganze Behörde durchdrang.

Noch einen Mann der neuen Zeit nahm Scharnhorst an seine Seite, der bereits bei der Heeresreorganisation tätig mitgewirkt hatte, den damaligen Major v. Boyen, der einst berufen sein sollte, Preußens Wehrverfassung auf unvergänglicher Grundlage aufzubauen. Er erhielt im neuen Ministerium die wichtige Behandlung der Personalien und trat damit an Stelle des einst unter Friedrich Wilhelm II. allmächtigen Vortragenden Generaladjutanten.

Segensreich wirkten beide Männer hier miteinander; aber unter welchen Schwierigkeiten es geschah, vermögen wir heute kaum mehr zu ermessen. Lastete doch der Druck der französischen Gewalt immer noch auf Preußen, und war dieser doch so stark, daß Scharnhorst sich schon im Jahre 1810 entschloß, um Enthebung von seiner Stellung zu bitten, um bei Napoleons Mißtrauen seinem König nicht unnötige Schwierigkeiten zu bereiten. Dieser mußte es

Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

General Gerhard J. D. v. Scharnhorst, der erste preußische Kriegsminister.

Bruchstück des zwischen Scharnhorst und dem Obersten v. Hake am 30. Juni 1810 getroffenen geheimen Abkommens mit der Genehmigung König Friedrich Wilhelms.

Phot. Nicola Perscheid, Berlin.

General v. Einem, gen. v. Rothmaler, der jetzige preußische Kriegsminister.]

Heinrich v. Reder,
angesehener lyrischer Dichter, † am 17. Februar.

Großfürst Wladimir Alexandrowitsch,
† am 17. Februar.

Bogislaw v. Heyden-Linden,
berühmter Herrenreiter, † am 10. Februar.

Woiwode Bogdan Zimonjić,
† am 22. Januar.

genehmigen. Scharnhorst aber blieb wenigstens Chef des Generalstabes — vereinigte er doch auch diese Stellung mit der des Kriegsministers — und wurde nun noch Chef des Ingenieurkorps und der Festungen. Durch eine gewiß in der ganzen preußischen Geschichte einzig dastehende Maßregel wurde es aber doch ermöglicht, ihm die eigentliche Leitung des Kriegsministeriums zu belassen, indem durch eine geheime Kabinettsorder der Nachfolger Scharnhorsts, Oberst v. Hake, angewiesen wurde, sich über alles Wichtige vorher mit Scharnhorst ins Einvernehmen zu setzen. Beide schlossen dementsprechend am 30. Juni 1810 ein geheimes Abkommen, das der König mit dem eigenhändigen Zusatz genehmigte: „Da obige Bestimmungen ganz meiner Absicht entsprechen, so genehmige ich sie hiermit. Friedrich Wilhelm."

Als Preußen im Jahre 1812 unter dem Drucke der Verhältnisse auf Napoleons Seite treten mußte, zog Scharnhorst sich nach Schlesien zurück unter dem Vorwand, die dortigen Festungen zu besichtigen, und Boyen nahm seinen Abschied. Scharnhorsts Abkommen mit Hake wurde vom König eigenhändig mit den Worten aufgehoben: „Bleibt unter den gegenwärtigen Umständen suspendiert. Fr. W." Doch schon am 28. Januar 1813 konnte das alte Verhältnis Scharnhorsts wiederhergestellt werden, so daß er bei der Mobilmachung Preußens gegen Napoleon entscheidend mitzuwirken vermochte. Sein früher Tod infolge der bei Großgörschen erhaltenen Wunde setzte seinem für Preußen unvergeßlichen Wirken ein zu frühes Ende.

Nach dem Frieden von 1814 trat nun Boyen als der berufene Nachfolger Scharnhorsts an die Spitze des Kriegsministeriums und wurde am 3. Juni dieses Jahres Preußens erster „Staats- und Kriegsminister" auch dem Namen nach. Er konnte nun die schon früher von ihm und Scharnhorst vertretenen Ideen der allgemeinen Wehrpflicht endgültig durchführen, und dies geschah bereits durch das für die ganze Zukunft des preußischen Heeres grundlegende Wehrgesetz vom 3. September 1814 und die Landwehrordnung vom 21. November 1815. Ihnen verdankt das preußische Heer in erster Linie die große Überlegenheit über seine Gegner in den späteren deutschen Einigungskriegen.

Im Jahre 1819 erbat Boyen seinen Abschied. Aber noch einmal sollte es ihm vergönnt sein, an der Spitze des Kriegsministeriums zu stehen, als Friedrich Wilhelm IV. die Regierung übernommen hatte und den von ihm hochverehrten „teueren deutschen Mann und Krieger" wieder berief, und dieser „mit der Tätigkeit und Kraft eines jung gebliebenen Herzens und Willens" nunmehr wesentlich für die innere Ausbildung des Heeres eintrat. Sein hohes Alter von sechsundsiebzig Jahren bewog ihn 1847, seinen Abschied zu erbitten, und schon am 15. Februar des nächsten Jahres starb der um Preußens Armee hochverdiente Mann.

In den folgenden Jahren befanden sich im Amt des Kriegsministers eine größere Anzahl Generale, die wie Reyher, Pfuel, Bonin, Waldersee einen guten Klang hinterlassen haben, aber zu kurze Zeit tätig waren, um entscheidend wirken zu können, bis der Prinz Wilhelm, unser nachmaliger großer Kaiser, als Regent im Jahre 1859 den Generalleutnant v. Roon an die Spitze berief. Unter ihm sollte nun die zweite große preußische Heeresreorganisation erfolgen, die, wie bekannt, gegen den heftigsten und erbittertsten Widerstand der Volksvertretung nur durch die Energie Roons und Bismarcks durchgesetzt werden konnte und erst nach den unvergleichlichen Siegen des Jahres 1866 die Anerkennung der Volksvertretung fand. Das große Jahr 1870 führte dann zum erstenmal die deutschen Waffen in voller Einigkeit an den Feind. Aber erst nachdem unter Roons Beihilfe nach dem Kriege auch die süddeutschen Kontingente die preußische Wehrverfassung erhalten hatten, konnte Roon an seinen Abschied denken, den ihm der Kaiser mit Worten höchster Anerkennung für sein großartiges Wirken am 9. November 1873 bewilligte.

Daß Roon zudem der erste preußische Marineminister wurde, sei hier noch besonders erwähnt. Unermüdlich war er auch hierbei für die Entwicklung der jungen preußischen Seemacht tätig, die ihm ihren ersten größern Flottenplan verdankt, wie er für den ersten preußischen Kriegshafen an der Nordsee, Wilhelmshaven, erfolgreich eintrat.

Unablässig ist das deutsche Heer seit dem großen Kriege in seiner Entwicklung fortgeschritten, und die Aufgaben des Kriegsministeriums sind dementsprechend immer mehr gewachsen. Bedeutende Männer haben auch seitdem an der Spitze gestanden und im Geiste ihrer großen Vorgänger gewirkt: General v. Kameke, die beiden Generale Bronsart v. Schellendorf, der auch als Kriegsschriftsteller bedeutende General v. Verdy du Vernois, v. Kaltenborn-Stachau, v. Goßler bis zum heutigen Kriegsminister v. Einem, der auch mit nie versagender Energie und Frische das Heer in den oft heißen parlamentarischen Kämpfen zu vertreten weiß.

Manche Wandlungen in seiner innern Einrichtung hat das preußische Kriegsministerium in diesen hundert Jahren erfahren. Dem Anwachsen des Heeres entsprechend mußte es sich vergrößern. Aber in demselben Geiste, in dem es einst in den Jahren der Wiedergeburt Preußens erstand, sucht es heute seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden, Form und Geist des Heeres den großen Anforderungen gemäß zu bilden, die seiner harren können. v. B.

Totenschau.

Siegmar Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, widmete sich der Militärlaufbahn, zeichnete sich im Kriege 1870/71 in hervorragender Weise aus, wurde Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, beschloß seine Karriere als Kommandeur der 13. Kavalleriebrigade, am 29. Dezember 1818 zu Bonn geboren, † in Berlin am 21. Februar.

Heinrich Gärtner, Landschaftsmaler, Schüler von F. W. Schirmer, schuf mit Vorliebe heroische Landschaften, Schöpfer verschiedener Wandmalereien im Treppenhause der Dresdner Hofoper, der Dekorationen in dem Landwirtschaftlichen Museum zu Berlin, lebte mehr als fünf Jahrzehnte daselbst, die letzten Jahre in Leipzig und Dresden, am 22. Februar 1828 zu Neustrelitz geboren, † in Dresden am 20. Februar.

Bogislaw v. Heyden-Linden, Generalmajor z. D., bekannter Sportsmann, trat 1871 als Fähnrich bei den Zietenhusaren in Rathenow ein, wurde 1883 Oberleutnant und Adjutant beim Militär-Reitinstitut, kam 1887 zu den Königsulanen in Hannover, wurde 1888 Rittmeister, 1900 als Major Kommandeur dieses Regiments, in demselben Jahre Flügeladjutant des Kaisers und Oberstleutnant, 1902 Oberst, trat 1904 an die Spitze der 2. Garde-Kavalleriebrigade, wurde 1907 Generalmajor, 1908 auf eignen Wunsch zur Disposition gestellt, einer der erfolgreichsten Herrenreiter der letzten Jahrzehnte, nahm an 912 Rennen teil, von denen er 302 gewann, am 12. Juni 1853 zu Neu-Sommersdorf geboren, † in Marienlohre (Westfalen) am 10. Februar. (Porträt s. obenstehend.)

Georg N. Marschall, erfolgreicher Pädagog, machte den Präparanden- und Seminarkursus durch, wurde Volksschullehrer, bestand die Realschullehrerprüfung, wurde 1864 Stadtschulrat in München, Mitbegründer des Bayrischen Lehrervereins, erwarb sich um die geistige und soziale Hebung des Lehrerwesens große Verdienste, entfaltete eine umfangreiche fachschriftstellerische Tätigkeit, am 14. Januar 1826 geboren, † in München am 15. Februar.

Heinrich Ritter v. Reder, Generalmajor a. D., bekannter lyrischer Dichter und geschätzter Landschaftsmaler, widmete

v. Hammerskjöld,
schwedischer Landeshauptmann, Präsident des Casablanca-Schiedsgerichts.

Julius Thomsen,
bedeutender Chemiker, † am 13. Februar.

Kommerzienrat Adolf v. Groß,
legte sein Amt als Vorsteher des Verwaltungsrates der Baireuther Bühnenfestspiele nieder.

Friedrich Spielhagen,
feierte am 24. Februar seinen achtzigsten Geburtstag.

sich nach Absolvierung des Gymnasiums zunächst dem Forstfach, trat 1848 als Unterkanonier in das 1. Artillerieregiment Prinz Luitpold ein, avancierte in diesem Jahre zum Unterleutnant, 1855 zum Oberleutnant, 1861 zum Hauptmann, machte den Krieg 1870 als Führer einer Feldbatterie im 1. Armeekorps mit, zeichnete sich bei Sedan und im Loire-Feldzug besonders aus, wurde zum Ritter des Militär-Max-Josephs-Ordens ernannt, in der Schlacht bei Beaugency-Cravant verwundet, 1871 zum Major, 1877 zum Oberstleutnant befördert, nahm 1881 den Abschied, erhielt 1906 den Charakter als Generalmajor, war literarisch mit Erfolg tätig, Verfasser von „Soldatenlieder", „Mein Wanderbuch", „Lyrisches Skizzenbuch" und der Novellensammlung „Rotes und Blaues Blut", am 19. März 1824 zu Mellrichstadt geboren, † in München am 17. Februar. (Porträt s. vorige Seite.)

Otto Seelmann, Landschaftsmaler, Schüler von Franz Krüger, besuchte die Berliner Akademie, studierte in Paris, ließ sich dann dauernd in Dessau nieder, schuf mehrere vortreffliche Landschaften, war gleichzeitig als Restaurator und Zeichenlehrer tätig, wurde zum Herzoglichen Hofmaler ernannt, trat 1898, durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet, in den Ruhestand, geboren 1828 zu Dessau, † daselbst am 15. Februar.

Arno Senfft, Bezirksamtmann der Westkarolinen und Marianen, widmete sich frühzeitig dem Kolonialdienst, wurde 1895 Sekretär des Landeshauptmanns der Marshall-, Brown- und Providence-Inseln, war bis 1899 als Sekretär in Jaluit, dann als Bezirksamtmann in Jap tätig, erhielt 1906 den Titel als Regierungsrat, erwarb sich als ethnographischer Forscher Verdienste, am 28. März 1864 zu Gotha geboren, † auf der Heimreise nach Deutschland am 16. Februar.

Dr. Johann Otto Stammann, Bürgermeister von Hamburg, wurde 1886 in den Senat, 1906 zum erstenmal zum Bürgermeister, 1907 zum präsidierenden Bürgermeister gewählt, stand in dem letzten Jahre an der Spitze der Leitung des Auswandererwesens, des Medizinalamtes und der Kommission für die Justizverwaltung, am 11. Dezember 1835 zu Hamburg geboren, † daselbst am 7. Februar.

Gustav Staude, Geheimer Regierungsrat, stand von 1882 bis 1906 als Oberbürgermeister erfolgreich an der Spitze der Kommunalverwaltung von Halle a. S., trat am 1. April 1906 von dem Oberbürgermeisterposten zurück, am 26. Juni 1843 zu Wendorf (Rügen) geboren, † in Halle a. S. am 16. Februar.

Julius Thomsen, bedeutender Chemiker, gründete 1853 die Kryolithindustrie, wurde 1865 Direktor der Kryolithminen, Dozent an der militärischen Hochschule in Kopenhagen, 1866 Professor an der Universität, 1883 Direktor der Polytechnischen Lehranstalt daselbst, widmete sich vornehmlich der physikalischen Chemie, Verfasser zahlreicher wichtiger Arbeiten auf dem Gebiet der Thermochemie, seit 1907 Ehrenmitglied der Deutschen Chemischen Gesellschaft, am 16. Februar 1826 zu Kopenhagen geboren, † daselbst am 13. Februar. (Porträt s. vorige Seite.)

Wladimir Alexandrowitsch, Großfürst von Rußland, der älteste Oheim des Zaren Nikolaus II., ein überzeugter Vertreter des absolut autokratischen Regiments, langjähriger Kommandeur des St.-Petersburger Militärbezirks und des Gardekorps, legte 1905 seine Ämter nieder, zog sich von der Öffentlichkeit gänzlich zurück, am 10. April 1847 a. St. zu St. Petersburg geboren, † daselbst am 17. Februar. (Porträt s. vorige Seite.)

Hilmi-Pascha, der neue Großwesir.

Der Sturz des Großwesirs.

Man schreibt uns unterm 14. Februar aus Konstantinopel: Wir haben unruhige Tage hinter uns. Wenn man so auffällig viel Militär in den Straßen sieht, berittene Jäger und Gendarmen durch die Gassen galoppieren, so ist das auch dem Manne auf der Straße ein Zeichen, daß besondere Dinge vorgehen.

Im Parlament herrschte Unsicherheit und Unklarheit, die Geschäfte gingen nicht vorwärts. Noch nicht ein einziges Budget ist besprochen und bewilligt. Da für das Heer, für die Verwaltung die nötigen Summen beschafft werden mußten, so blieb nichts anderes übrig als ganz wie in der alten Zeit vom Sultan einen Erlaß (Irade) zu erlangen mit dem Befehl an die Staatskasse, jene Summen zur Verfügung zu stellen. So sah die neue Kammer, weil sie in ihrer Arbeit so säumig gewesen war, sich um ihr Bewilligungsrecht gebracht.

In diesem Falle hatte das Parlament es sich selbst zuzuschreiben, daß seine Rechte nicht beachtet wurden. Es scheint, als hätte dieses Zurückgreifen auf die alten Zustände dem Großwesir über die Maßen gefallen. Kiamil-Pascha ist ein achtzigjähriger Mann, der an sechzig Jahre im türkischen Staatsdienste war — kein Wunder, daß er nicht mehr an die neue Zeit sich gewöhnen kann. So erfuhr denn die Kammer vor ein paar Tagen zu ihrem Erstaunen, daß der Kriegsminister Risa-Pascha und der Marineminister Arif-Pascha abgesetzt worden seien. Der Kammer war eine Beschwerde über diese Minister nicht zugegangen. Sie hatte beiden erst unlängst ihr Vertrauen ausgesprochen. Daher wurde die Absetzung mit Entrüstung aufgenommen. Arif-Pascha wollte keinen andern Posten; Ali Risa, dem Kriegsminister, trug der Großwesir das Amt eines Kommissars für Ägypten an, zugleich seine Ernennung zum Senator. Er sagte ihm ziemlich deutlich: „Nimm diesen Posten und das damit verbundene hohe Gehalt für wenig Arbeit, aber verschwinde." Ali Risa wies das Ansinnen empört zurück.

Da verbreitete sich mit einem Male in der Stadt wie ein Lauffeuer das Gerücht, Kiamil-Pascha habe in letzter Stunde eine Verschwörung entdeckt: die abgesetzten Minister hätten den Plan gehabt, nach dem Selamlik am Freitag, nach der Rückkehr des Sultans aus der Moschee und nach dem üblichen Empfange der Diplomaten, bewaffnet vor den Sultan zu treten und ihn unter Hinweis auf die nach dem Jildis-Schlosse gerichteten Geschütze der Panzerschiffe und das vor dem Palaste stehende Jägerregiment zur Abdankung zu zwingen. Der greise Großwesir, umsichtig wie immer, sei aber rechtzeitig dem verbrecherischen Plane auf die Spur gekommen, habe die Minister schleunigst abgesetzt und so den Sultan gerettet.

Das Spitzeltum der alten Zeit hatte noch einmal gearbeitet. Die von den Spionen umhergetragene Schauergeschichte war eine Erfindung. Ganz offen bezichtigt das Blatt „Schura i Ümmet" (Volksstimme) den Sohn des Großwesirs der Verbreitung dieser Lüge.

Schon im Verlauf desselben Freitags entstand unter den Abgeordneten eine große Erregung, und obwohl die Kammer des türkischen Festtags wegen nicht tagte, wurde der Großwesir dringend aufgefordert, am Sonnabend vor der Kammer zu erscheinen und sich zu rechtfertigen. Gestern, Sonnabend, an einem Dreizehnten, brach das Verhängnis über ihn herein. Wie der Draht inzwischen schon aller Welt gemeldet hat, ist mit hundertachtundneunzig Stimmen gegen nur acht Stimmen dem Großwesir das Vertrauen der Kammer aberkannt worden. Kiamil-Pascha ist gestürzt, hoffentlich auch für alle Zukunft der Absolutismus, den er durch Hintertüren wiedereinführen wollte.

Der Verlauf der Parlamentssitzung des 13. Februar (am 21. Moharrem 1327) war, wie begreiflich, sehr stürmisch. Empörung beherrschte die Abgeordneten wegen der Mißachtung der Verfassung. Nacheinander trafen beim Kammerpräsidenten Briefe der anderen Minister ein, die ihren Abschied mitteilten, den sie bereits eingereicht hatten, allen voran der Minister des Innern Hussein Hilmi. Der Justizminister hatte dem Großwesir geschrieben: „Die durch Eure Hoheit vollzogene Absetzung der Minister ist eine in einem konstitutionellen Staate unerhörte Handlung. Es versteht sich, daß ich nicht Mitglied eines Ministeriums sein kann, dessen Leiter sich über die Bestimmungen der Verfassung hinwegsetzt."

Die Kammer, vom Präsidenten Achmed Risa zunächst befragt, ob ein Ministerium noch anerkannt werden müsse, dessen meisten früheren Mitglieder ihren Abschied gegeben haben, verneint die Frage und verlangt, der Großwesir solle erscheinen. Dieser wird durch den Schriftführer benachrichtigt und schickt ein Schreiben, worin er die schwierige auswärtige Lage betont, derentwegen er die Beantwortung über den Ministerwechsel im Hinblick auf die hohe Politik auf nächsten Mittwoch verschiebt.

Dieser Brief hatte die Empörung schon weiter entflammt. Der Schriftführer Seid-Bei verlas nun die Einsprüche der beiden willkürlich abgesetzten Minister unter dem Beifall der Kammer. Der Abgeordnete Jussuf Kemal, ein Rechtsanwalt und tatkräftiger Leiter des jungtürkischen Komitees der Hauptstadt, beschuldigte in scharfer Rede den Großwesir der Lüge. Tiefen Eindruck machte es, als der Redner jede seiner Anklagen mit dem Ausruf schloß: „Und auch hierin hat er gelogen!"

Bald langte ein zweiter Brief des Großwesirs an, worin er für die Ausarbeitung seiner Rechtfertigung Zeit verlangte, und eben deshalb könne er vor Mittwoch nicht erscheinen.

Nachdem daraufhin mehrere Redner in schärfster Weise Kiamil-Pascha verurteilt hatten, traf ein drittes Schreiben ein, in dem der Großwesir mitteilte, er sei bereit, sein Amt in die Hände des Sultans zurückzugeben.

Die nun folgende Abstimmung brachte dann das bereits erwähnte vernichtende Mißtrauensvotum. Davon machte der Kammerpräsident dem Sultan noch zu später Stunde, um neun Uhr nachts, Mitteilung.

Das war der „große Tag" des neuen türkischen Parlaments am 13. Februar 1909, an dem abermals der Kampf um die Verfassung von der Verfassungspartei gewonnen wurde.

Dr. R. A. Koernig.

Eine Gedenktafel für die Marokkokonferenz.

Die Tafel, ein Werk der Bildhauergoldschmiede Wratzke u. Steiger in Halle a. S., gelangt in dem Sitzungssaal der Konferenz in Algeciras zur Aufstellung.

Theater und Musik.

— „Rechts herum“, Schwank in drei Akten von Hans Gans, wurde trotz zahlreicher Reminiszenzen an bekannte Repertoirestücke bei der Uraufführung am 18. Februar im Schiller-Theater zu Berlin mit großem Beifall aufgenommen.

— „Ihre Kaiserliche Hoheit“, Lustspiel in vier Akten von Alfred Karll und Herbert Sellke, ein geschickt gearbeitetes Bühnenstück, in dessen Mittelpunkte Pauline Bonaparte, die Lieblingsschwester Napoleons I., steht, erregte bei der Uraufführung am 13. Februar im Stadttheater zu Danzig große Heiterkeit.

— „Die Wetterfahne“, Lustspiel in vier Akten von Alfred Halm, eine recht anfechtbare Übersetzung von George Berrs „L'Irrésolu“, wurde bei der Uraufführung, die am 15. Februar im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. stattfand, energisch abgelehnt.

— „Die vertauschten Schäfer“, Rokokolustspiel von L. L. Schicking, wurde bei der Uraufführung im Stadttheater zu Gießen sehr freundlich aufgenommen, ein Erfolg, der weniger der harmlosen Handlung als vielmehr den glatten Versen des in Göttingen als Privatdozent lebenden Verfassers zu danken war.

— „Letzter Fasching“, Operette in drei Akten von Louis Windhopp, Musik aus nachgelassenen Motiven Joseph Hellmesbergers zusammengestellt von Ludwig Prechtel, hatte bei der Uraufführung im Stadttheater zu Graz am 11. Februar einen Achtungserfolg zu verzeichnen.

— „Hotel Amor“, Operette in drei Akten von Benno Jacobson, Musik von Charles Philip, wurde bei der Uraufführung, die am 13. Februar im Hamburger Operettentheater stattfand, mit großem Beifall, der sowohl dem lustigen Text wie der gewandt geschriebenen Musik zu danken war, aufgenommen.

— „Adlerliebe“, Musikdrama in einem Akt von Raoul Guensbourg, hatte bei der Uraufführung zu Monte Carlo am 16. Februar einen nur äußerlichen Erfolg.

— „Das Königreich“, Drama in vier Akten von Karl Schönherr, ein in verschwommenen Farben und unklaren Allegorien gehaltenes Märchenspiel, hatte bei seiner Erstaufführung im Deutschen Volkstheater zu Wien am 13. Februar einen nur teilweisen Erfolg.

— „Der Prinz von Iberien“, musikalischer Schwank von J. C. v. Walzl, mit Musik von Karl Wismann, erlebte am 12. Februar in dem Intimen Theater zu Wien eine erfolgreiche Uraufführung.

Karneval am Semmering.

Der Semmering ist der beste Freund der Wiener. Wenn es in der Stadt heiß und unerträglich ist, fahren sie zu ihm, und kaum zwei Stunden, nachdem sie den Stephansplatz verlassen, können sie sich in der reinen Alpenluft auf einer Höhe von fast 1000 m von den Qualen des Stadtaufenthalts erholen. Vor einem Vierteljahrhundert freilich wanderten nur die Touristen hinauf mit Bergschuhen und Bergstöcken. Heute trägt der Berg aber auf seinem herrlichen, den Ausblick auf ein großartiges Alpenpanorama gewährenden Plateau zahlreiche Hotels und prächtige Villen. Er ist längst zur fashionabeln und weit bekannten Sommerfrische geworden, die unter anderen Europas große Diplomaten wie Bülow, Aehrenthal, Tittoni mit Vorliebe besuchen. Seit Jahren kommen aber die Wiener auch im Winter auf den Semmering, und zu Weihnachten und Neujahr ist oben alles von treuen Stammgästen voll. Mit der Entwicklung des Wintersports hat der Besuch des Semmerings nun neuerlich einen großen Aufschwung genommen. Man rodelt und skit jetzt da oben, wo man sonst nur radelte und autelte. In diesem Jahre haben die Getreuen des Berges eine neue Zugkraft für ihn erdacht. Sie veranstalteten vom 29. Januar bis zum 1. Februar eine Reihe überaus lustiger Karnevalsfeste: Maskenredoute, Kabarettvorstellungen, Preiskegelschieben usw., und die feschesten Wiener und die schönsten Wienerinnen gaben sich zu diesen Festen ein Rendezvous. Unser Künstler hat das lustige Treiben gerade auf seinem Höhepunkt mit dem Stift festzuhalten gesucht.

Gesamtansicht.

Linksseitiges Relief: Agustina von Aragon feuert auf die Franzosen.

Rechtsseitiges Relief: Gräfin von Bureta zieht mit ihren Mägden und Nachbarinnen eine Kanone.

Das Denkmal der Belagerung der Stadt Saragossa. Von Augustin Querol.

Das Hochwasser im Elbegebiet.

1. Durchbruch des Elbdeiches bei Berge. 2. Eisblöcke zwischen Müggendorf und Wahrenberg. 3. Pioniere bei den Rettungsarbeiten.

Wochenschau.

Das Hochwasser im Elbegebiet. — Von einer furchtbaren Hochwasserkatastrophe wurde in der vorigen Woche die Märkische Wiesche, die seit mehr als hundertdreißig Jahren vollkommen von Überschwemmungen verschont blieb, heimgesucht und verwüstet. Ungeheure Eismassen, die sich infolge des plötzlich eingetretenen Tauwetters in dem obern Lauf der Elbe in Bewegung gesetzt hatten, häuften sich in der Altmark zu gewaltigen Blöcken an. Diese durchbrachen bei Berge den Hauptdeich und den dahinter liegenden Schlafdeich, so daß sich unübersehbare Fluten mit alles vernichtender Gewalt in die Wieschenniederungen ergießen konnten und dort Verwüstungen anrichteten, deren Umfang noch nicht abzuschätzen ist. Etwa achtzig Ortschaften mit einer Fläche von ungefähr 100 000 Morgen Landes wurden unter Wasser gesetzt. Militärische Hilfe, Magdeburgische Pioniere und Stendaler Husaren, war rasch zur Stelle, konnte sich jedoch zunächst nur auf die Rettung von Menschen und Eigentum beschränken. Am 17. Februar besuchte der Deutsche Kronprinz das Überschwemmungsgebiet westlich der Elbe und besichtigte zunächst die Strecke zwischen Werben und Berge, wo die Elbe den Hauptdeich durchbrochen hatte, so daß die reiche Ebene des Osterburger Kreises in ein schäumendes Meer verwandelt war. Trotz umfassender Sprengarbeiten konnte dem Eis nur langsam Abfluß verschafft werden. Am 18. fand in dem stark bedrohten Seehausen unter Leitung des Regierungspräsidenten v. Borries eine Besprechung statt, an der Vertreter der Regierung, Sachverständige für Wasserbau und Vorstände der überschwemmten Gemeinden teilnahmen. Es wurde beschlossen, am nächsten Tag den Hauptdeich bei Geest-Gottberg (unterhalb Wittenberge) in etwa 500 m Breite zu durchstechen, um die Elbe wieder in ihr altes Bett zurückzuführen. Eine über den Aland führende Brücke wurde am 19. von den Pionieren in die Luft gesprengt und der Alanddamm durchstochen, um dem Wasser und den Eisschollen Abzug zu gewähren. Der Eisenbahnverkehr in dem bedrohten Gebiet war stark behindert, stellenweise vollkommen unterbrochen. Sofort nach Bekanntwerden der Überschwemmungskatastrophe regte sich die allgemeine Wohltätigkeit. Kaiser Wilhelm spendete 10 000 ℳ aus dem Dispositionsfonds, denen der Kronprinz 8400 ℳ, aus privaten Kreisen gesammelt, beifügte. Die Kaiserin ließ dem Vaterländischen Frauenverein der Provinz Sachsen 1000 ℳ überweisen, und auch das Zentralkomitee des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz eröffnete sofort seine Sammlungen zum Besten der Überschwemmten.

Stapellauf der Doppelschrauben-Eisenbahndampffähre „Deutschland". Auf der Werft des Vulkan in Stettin fand am 17. Februar der Stapellauf der ersten von den beiden für die Linie Saßnitz-Trelleborg bestimmten Doppelschrauben-Eisenbahndampffähren statt, wobei der Staatsminister v. Breitenbach die Ansprache und dessen Gemahlin die Vollziehung des Taufaktes übernommen hatten. Der Minister führte aus, daß die Feier einem Schiffe gelte, dessen Aufgabe und Zweck bedeutungsvoll werde für die wirtschaftlichen Beziehungen zweier stammverwandten, in Freundschaft verbundenen Völker. Was das neue Fahrzeug von anderen unterscheidet, es vor ihnen auszeichnet, das sei die besondere Eigenschaft, daß es dem Meere das Trennende zu nehmen scheint, daß es die Grenzen der Länder einander näher rückt, vergleichbar einer Eisenbahnbrücke, die Deutschland und Schweden verbindet. Eisenbahnen und Schiffahrt leisteten hier verbündet dem Verkehr Dienste, die sich umsetzen in eine Annäherung der Nationen. — Die „Deutschland" hat eine Länge von 113,$_{8}$ m, eine Breite von 16,$_{76}$ m, eine Geschwindigkeit von 16,$_{5}$ Knoten und Wasserverdrängung von 4200 t. Sie ist aus Siemens-Martin-Stahl gebaut und am Bug besonders gegen Eisdruck verstärkt, so daß das Schiff auch im Winter seinen Dienst versehen kann.

König Alfons von Spanien als Schiedsrichter zwischen Deutschland und England. — König Alfons von Spanien, der in der vergangenen Woche in Villa Viçosa bei König Emmanuel von Portugal zum Besuch weilte, eine Zusammenkunft, an die in der Presse allerhand Vermutungen bezüglich einer bevorstehenden Verlobung des portugiesischen Herrschers mit der Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg und Gotha geknüpft, aber alsbald dementiert wurden, ist am 15. Februar von dem deutschen und dem englischen Botschafter in Madrid gebeten worden, das Schiedsrichteramt in der Walfischbaifrage zu übernehmen. Die Festsetzung der Südgrenze des britischen Walfischbaigebietes war in dem deutsch-englischen Abkommen vom 1. Juli 1890 offengelassen und der Entscheidung durch einen Schiedsspruch für spätere Zeit vorbehalten worden. Die Entscheidung über die an sich nicht sehr belangreiche Streitfrage zwischen den beiden Mächten ist nunmehr in die Hände des spanischen Königs gelegt worden.

Die Doppelschrauben-Eisenbahndampffähre „Deutschland".

Der Nildamm bei Esneh.

1. Sir John Aird, Chef der Firma Aird and Cie., die das Esneh-Stauwerk erbaute. 2. Ansicht von Esneh. 3. Die Schlußsteinlegung durch den Khedive am 9. Februar. 4. Die 80 m lange Schleuse. 5. Gesamtansicht des 900 m langen Dammes.

Phot. Hermann Boll, Berlin.

Heimkehr der Herren von Siersberg von der Belehnung

Nach einem für das Rathaus in Dillingen an der Prims ge

Es ist hier nicht von dem hochberühmten Dillingen in Schwaben die Rede, dem ehemaligen Sitz der streitbaren Jesuitenuniversität und der prachtvollen Residenz der Augsburger Bischöfe, sondern von dem betriebsamen Dorfe Dillingen an der Prims, die in die Saar fällt. Aber in dem Maße, wie der Ruhm der Jesuitenstadt verblaßt, gewinnt das Dillingen im Saarbecken an Bedeutung dank einer großmächtigen Industrie. Die Dillinger Hütte, ein gigantisches Eisenhüttenwerk, hat einen Weltruf gewonnen. Noblesse oblige. Die Industrie fördert auch die Kunst, und so hat sich besagte Hütte zu einer Mäzenatentat aufgeschwungen, indem sie für das neue Rathaus in Dillingen ein monumentales Wandgemälde stiftete.

Die prächtige Malerei ist ein Werk des bekannten Berliner Landschafts- und Architekturmalers Prof. Otto Günther Naumburg. Es lag nahe, für die gestellte Aufgabe ein Motiv aus der Vergangenheit heraufzubeschwören, und ebenso nahe, daß der Künstler sich in das Mittelalter versenkte, wo es am romantischsten und malerischsten ist. Auf dem Bergzug ob Dillingen prangte einmal eine der stolzesten Burgen an der Saar, ein Lehen des Erzbistums Trier, das jahrhundertelang von den Herren von Siersberg

zfeier in der Liebfrauenkirche zu Trier am 17. Januar 1333.

stifteten Wandgemälde von Prof. Otto Günther-Naumburg.

behauptet wurde. In der Predella des Bildes reiht Günther-Naumburg die Wappen des edeln Geschlechts aneinander und auf den Inschriftsbändern die mehr oder weniger ruhmvoll verschollenen Namen der streitbaren Burgherren. Das Bild selber stellt eine Begebenheit aus dem Januar 1333 dar, nämlich die Heimkehr der Siersberger Sippe samt einem Fähnlein gewappneter Knechte von der Belehnungsfeier in der Liebfrauenkirche zu Trier. Da hält das Oberhaupt der Familie gebieterisch auf einem gewaltigen Streitroß, die Huldigung der getreuen Dillinger entgegenzunehmen. Ein Fanfarenbläser ruft die Anwohner der Prims zu dem seltenen Schauspiel herbei, und sie kommen in Scharen und drängen sich ehrfurchtsvoll und frostbebend in der Runde. In der Darstellung des bitterkalten Januartages spielt der Künstler den malerischen Trumpf des Bildes aus. Die Weiden und Tannen sind von einem zarten Schneehauch umgaukelt, fernhin auf den Höhen strahlt das herrliche Weiß, und dunkel heben sich dagegen die Wälder an der Prims ab und dräuend die wehrhafte Burg auf der Bergkuppe. Die farbenprunkende Erscheinung der mittelalterlichen Menschen vollendet den koloristischen Akkord und die echt monumentale Haltung des vortrefflichen Bildes.

M. R.

Eine Skikjöring-Konkurrenz.

Reizmittel beim Sport.

Der Wille zum Sieg ist die Triebfeder jeglicher sportlichen Tätigkeit. In langer, oft mühseliger Arbeit werden die körperlichen Kräfte zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelt. Scharfsinn und Erfahrung wetteifern miteinander, um die höchste Stufe der Entwicklungsmöglichkeit zu erreichen und zu überbieten. Hart ist der Kampf der Systeme und Theorien, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß das Gebiet des Sports eine Wissenschaft für sich bildet.

Da, wo es gilt, im scharfen Kampf der Kräfte den Siegespreis zu erhaschen, da, wo Tausende und aber Tausende von Sportfreunden das erwartungsvolle, leidenschaftlich erregte Auditorium bilden, da bleibt natürlich kein Mittel unbeachtet und unbenutzt, das Vorteil und Steigerung bringen könnte.

So wie der Kulturmensch im Daseinskampfe es nicht genug sein läßt, sich nach Maßgabe seiner vorhandenen Kraft für die Erreichung seines Ziels einzusetzen, sondern sich durch Stimulantien allerart zur Hergabe seiner letzten Nervenkraft aufpeitscht, so hat man auch im sportlichen Leben vielfach den Versuch gemacht, durch Reizmittel das zu erzwingen, was bei dem sorgfältigsten Training und der für richtig erachteten Ernährungsweise zu erreichen nicht möglich war. Das beliebteste aller Reizmittel war bei allen Gelegenheiten der Alkohol. Es galt lange Zeit als eine heißumstrittene Frage, ob es günstig sei, vor den letzten und höchsten Anstrengungen durch ein Quantum Alkohol die Kräfte zur äußersten Anstrengung zu beleben. Und zweifellos übt ein Glas Sekt oder ein Schluck Kognak auf kurze Zeit eine belebende Wirkung aus. Doch ebenso sicher ist auch die unmittelbar eintretende Reaktion, die Muskel und Nerven lähmende Wirkung, so daß es heute kaum noch eine Stimme gibt, die die Anwendung dieser Gewaltkur befürwortet. Vom Gebrauch des Nikotins gilt ungefähr dasselbe. Noch schneller in ihrer schädigenden Wirkung sind gifthaltige Chemikalien. Vor kurzem veröffentlichte der amerikanische Gelehrte Dr. McCabe, der sich in seiner Jugend lange Zeit in allen Wettkämpfen, unter anderm auch als Rennruderer, versucht hatte, seine persönlichen Erfahrungen beim Gebrauch von Reizmitteln. Er hatte früher bei allen schweren Kämpfen dem Genuß von Stimulantien gehuldigt und muß nun heute, am Ende seiner sportlichen Laufbahn, zugeben, daß die jedesmalige Wirkung sehr gering gewesen ist, daß sich aber die entkräftigenden Folgen nur zu bald bemerkbar machten.

Nicht nur beim Menschen, sondern auch beim Pferde wurde der Versuch der künstlichen Steigerung der Kräfte gemacht, soweit das Sportgebiet in Frage kommt. Namentlich in Amerika soll viel in dieser Richtung, man kann wohl ruhig sagen, gesündigt worden sein. „Doping“ nennt man es in der Sportsprache, und trotz aller Verbote werden den Tieren scharfe Reizmittel in flüssigem Zustande oder in Gestalt von Pillen usw. eingegeben. Aber auch von England und dem Kontinent weiß die Fama zu melden, daß ein „Corriger la fortune“ auf Kosten des edeln Vollbluts versucht worden ist.

Waren alle diese Mittel auf eine plötzliche, künstliche Steigerung der Energie berechnet, so sollen die Versuche, die jetzt ein englischer Arzt, Dr. Leonard Erskine Hill, Lehrer am Londoner Hospital, anstellt, eine langanhaltende und reaktionslose Wirkung besitzen. Dr. Hill macht sich anheischig, Sportsleute durch Inhalation von Sauerstoff zu einer Leistung zu befähigen, die zu vollbringen sie unter normalen Umständen nicht imstande wären. Besonders interessant war das Experiment, das bei einem Boxkampf versucht wurde. Hier stand ein Neuling einem geübten Boxer gegenüber, und es ergab sich von selbst, daß der Neuling nach dem zweiten Gange, vollständig erschöpft, unterlegen war. Da nahm ihn Dr. Hill unter seine Sauerstoffmaske, der junge Sportsmann kam bald wieder zu Kräften, und als er den Ring abermals betrat, vermochte er seinem erfahrenen Gegner nicht nur ausdauernd standzuhalten, sondern ihn noch hart zu bedrängen.

Auch die Fußball- und Hockeyspieler, die vor ihrer Übung Sauerstoff einatmen mußten, zeichneten sich dann durch besondere Ausdauer und Verve aus. Weiterhin machte Dr. Hill den Versuch in Stamford Bridge, Wettläufer unter einem Dache durchlaufen zu lassen, unter dem große Mengen Sauerstoff festgehalten wurden. Auch hier zeigte sich wieder, daß die Läufer sich sehr erfrischen konnten und dadurch Zeiten erzielten, die für sie unerwartet gut waren und an die Weltrekordzeiten heranreichten. Dr. Hill schreibt selbst darüber: „Alle Athleten, die Sauerstoff einatmeten, haben eine wunderbar gesteigerte Kraft an den Tag gelegt. Ich habe Versuche damit angestellt bei Schnelläufern, Fußballern, Schwimmern und auch bei Rennpferden, bei allen mit dem gleichen Erfolg. Es wurden ganz besondere Apparate konstruiert für Bergleute, in Fällen von Explosionen

An der Skeletonbahn.

Bilder aus einem fashionabeln Schweizer Wintersportplatz. Originalzeichnungen von Otto von der Wehl.

Über der großen Kurve einer Bobbahn.

und zu Rettungszwecken bei Katastrophen unter dem Wasser. Sauerstoff ist notwendig für das Herz und die Lungen und das Blut, aber der Körper kann nur wenig davon in sich aufnehmen. Alle Athleten strengen ihre Herzen an, dadurch, daß sie den Sauerstoff schneller aufbrauchen, als sie ihn einatmen können. Aber wenn sie Sauerstoff vor, während und nach einer Konkurrenz einatmen, dann werden sie dadurch gestärkt und keine Schwächeanfälle erleiden.“ So weit die Ansicht Dr. Hills. Eine zweite Frage aber wird die sein, ob sich infolge der maximalen Arbeitsleistung bei unnatürlichen Verhältnissen nicht doch eine Schädigung der Organe ergeben wird. Praktisch haben sie zunächst für den Sport keine Bedeutung, weil nach den meisten Sportbestimmungen Stimulantien und unnatürliche Hilfsmittel dieser Art verboten sind und da, wo sich diese Bestimmung nicht vorfindet, das Verbot als ein ungeschriebenes Gesetz gilt. Im Gegenteil werden alle Versuche, die Leistungsfähigkeit auf diese Weise zu steigern, als Betrug geahndet.

Für die Wissenschaft ergeben sich aber noch manche Perspektiven und sicherlich Überraschungen. Haben die Ansichten über die schädigenden Folgen maximaler Arbeitsleistung in der letzten Zeit auf Grund eingehender Untersuchungen bei Sportsleuten eine bemerkbare Veränderung erfahren, so ist es auch wahrscheinlich, daß auf dem Gebiete der künstlichen Kraftsteigerung die praktische Erfahrung sich mit der apodiktischen Weisheit grauer Theorie, wie so oft, in Widerspruch setzen wird.

Die gefährliche Stelle.

Bilder aus einem fashionabeln Schweizer Wintersportplatz. Originalzeichnungen von Otto von der Wehl.

Das Königlich Sächsische Institut für Kultur- und Universalgeschichte der Universität Leipzig.

Von Dr. **Arthur Köhler.**

Wenn man mit einem Bericht über ein geisteswissenschaftliches Institut an die Öffentlichkeit tritt, so liegt darin ein Beweis dafür, daß das betreffende Institut einmal etwas in seiner Art Neues bietet und zum andern sich mit seinen Zielen und Aufgaben an ein breiteres, wissenschaftlich gebildetes Publikum wendet. Beide Voraussetzungen treffen für das neugegründete Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig zu. Bereits die lokalen Verhältnisse sind besonderer Art und geben dem neuen Institut ein Kolorit, das in der Weise wohl selten einem wissenschaftlichen Institut eigen ist. Seine Räumlichkeiten werden nun dadurch interessant, daß sie sich in einem Hause befinden, das „seine Geschichte" hat. Welcher Leipziger kennt nicht den „Goldenen Bären", das altehrwürdige Haus in der Universitätsstraße, das 1736 von Bernhard Christoph Breitkopf erbaut, 1799 im Dachgeschoß umgebaut wurde und bis 1867 Sitz der Breitkopfschen, später Breitkopf-u.-Härtelschen Buchhandlung war. Ist dadurch das Haus zunächst aufs engste mit der Geschichte Leipzigs verknüpft, zu dessen geistiger und literarischer Entwicklung die noch heute blühende Verlagsbuchhandlung Breitkopf u. Härtel so vieles beigetragen hat, so weisen die Beziehungen des Hauses zu Gottsched, der bis 1767 das erste Stockwerk bewohnte, mit dem in dieser Zeit bereits weit bekannten Namen des Bewohners über Sachsen und selbst über Deutschlands Grenzen hinaus. Aber noch höherer Ruhm sollte dem Hause werden! War es auch zunächst lediglich die Person Gottscheds, die Goethe veranlaßte, dem „Goldenen Bären" im Jahre 1766 einen Besuch abzustatten, so sollte doch dieser Besuch für die Geschichte des Hauses einen Markstein bedeuten. So lebendig war der Eindruck, den unser großer Dichter von dem Hause und dem Besuch bei dessen Bewohnern erhielt, daß er die Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" niedergelegt und so dem Hause für alle Zeiten einen unvergänglichen Denkstein gesetzt hat.

Der harmonische Eindruck, der sich wohl jedem Besucher des Instituts beim Betrachten des Innern und Äußern aufdrängt, wird ohne Zweifel dadurch hervorgerufen, daß in dem neuen Institut das Altertümliche mit dem Modernen eine schöne Verbindung eingegangen ist. Was die Räume nur andeutungsweise von dem „Historischen" des

Das Haus zum „Goldenen Bären".

Der Saal für die deutsche Geschichte.

Die Arbeitskojen der einzelnen Bibliotheksabteilungen.

Der Große Übungssaal.

Das Treppenhaus mit den Medaillons von Gottsched und Breitkopf.

Das Königlich Sächsische Institut für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig.

Hauses festgehalten haben, das ist im Treppenhaus durch Erinnerungszeichen zum unmittelbaren Ausdruck gekommen: zwei herrliche Bronzereliefs von Prof. Artur Volkmann in Rom zeigen die Köpfe Gottscheds und des zweiten Breitkopf, und zwischen beiden hängt eine große Bronzetafel, eine Stiftung der Stadt Leipzig, die von der Geschichte des Hauses berichtet. Den Bronzen auf grünem Wandton aber gegenüber, rechts und links von den Fenstern des Treppenhauses, tragen zwei weiße Tafeln in einem Druck mit Breitkopfschen Schriften die beiden, Goethes „Dichtung und Wahrheit“ entnommenen Berichte über dessen Besuch bei Gottsched im „Goldenen Bären“ und die Beziehungen Goethes zur Familie Breitkopf.

So weist bereits das äußere Gewand auf den Inhalt hin: historischen Studien dient das in dem Hause untergebrachte Institut. Was zunächst die Bibliothek angeht, die auch hier wie wohl bei allen geisteswissenschaftlichen Instituten das Hauptlehrmittel bildet, so hat diese in dem neuen Institut von vornherein einen Umfang, der schon im Augenblick der Eröffnung weit über das in anderen historischen Seminarien Gewöhnliche hinausgeht. Durch Geldstiftungen aus Freundes- und Interessentenkreisen des Institutsgründers, durch Schenkungen seitens der Leipziger Firmen Breitkopf u. Härtel, S. Hirzel und Theodor Weicher sowie seitens des Gothaer Verlags von F. A. Perthes, durch Hingabe der eignen Bibliothek des Gründers, durch staatliche Beihilfe und schließlich in den letzten Tagen durch eine beträchtliche Geldunterstützung aus dem Kaiserlichen Dispositionsfonds wurde noch vor der Eröffnung des Instituts eine Bibliothek zusammengebracht und katalogisiert, die heute einen Wert von etwa 130000 ℳ darstellt. In dieser Bibliothek, die neben den stark ausgebauten Teilen der deutschen Geschichte Quellen und Darstellungen zur Geschichte aller Länder der Erde in größerm oder geringerm Umfange aufweist, finden sich nun auch manche Seltenheiten sowie einzelne größere Werke, die sicherlich nur in wenigen anderen Universitätsinstituten vertreten sind.

Und welchem Zweck dienen nun alle diese Werke, neben denen wertvolle japanische, englische, deutsche Kunstsammlungen, Bilderhandschriften, Atlanten und alte Kodizes, große Sammlungen von Kinderzeichnungen, Familienbriefe früherer Jahrhunderte, literatische Manuskripte u. a. m. als Material für die verschiedensten Zweige kultur- und universalgeschichtlicher Forschung nur erwähnt werden sollen? Dies alles dient einer groß angelegten, weitblickenden und umfassenden Weltgeschichtsforschung, wie sie aus den historischen Anschauungen des Gründers und Leiters des Instituts, des Leipziger Universitätsprofessors Karl Lamprecht, herauswächst. Prof. Lamprecht hat in seiner nunmehr beinahe abgeschlossenen „Deutschen Geschichte“ zum erstenmal den Gesamtverlauf eines Kulturvolkes nach allen Seiten geistiger wie materieller Kultur hin dargestellt. An der Hand der Entwicklung der Kunst, Musik, Literatur, Weltanschauung und Wissenschaft wie auch des staatlichen, wirtschaftlichen und Rechtslebens hatte er die psychische Entwicklung des deutschen Volkes aufzuzeigen versucht und damit den Boden für eine vergleichende Universalgeschichte in der zum Vergleich zunächst nötigen Feststellung singulärer Erscheinungen gewonnen. Jetzt kommt es nun darauf an, verwandte Forschungen auf dem Gebiete anderer großer Völker einzuleiten und über sie hinaus auf dem Wege der vergleichenden Betrachtung der Entwicklung der einzelnen Völker zu neuen weltgeschichtlichen Einsichten zu gelangen. In diesem Programm liegen die Ziele und Aufgaben der durch das neugegründete Institut ermöglichten Forschungen beschlossen, womit in keiner Weise gesagt ist, daß diese Arbeiten sich sklavisch an die Ideen des Meisters anlehnen oder gar ihren Ansichten nach von ihm irgendwie abhängig sein werden. Unbefangen und vorurteilsfrei soll und kann jeder junge Forscher seinen Weg gehen!

Und welche große Perspektive ist da gegeben! Alle Seiten menschlicher Kultur sollen ohne einseitige Bevorzugung eines ihrer Zweige Berücksichtigung finden. Alle Völker werden mit gleicher Sorgfalt und gleichem Interesse unter die Lupe historisch-kritischer Betrachtung genommen.

So sind die Voraussetzungen für ernste Arbeit durch das neue Institut, das in seiner Durchbildung in Deutschland und wohl selbst in der Welt einzig dasteht, in reichem Maße gegeben. Möchten die Resultate dem Gründer und Leiter sowie deutscher Wissenschaft Ehre machen! Sachsen aber und mit ihm Deutschland darf sich freuen, ein solches wissenschaftliches Institut zu besitzen, dessen Interessen in einem Zeitalter der Weltpolitik durchaus gerechtfertigt den Forscherblick hinausführen über den Erdball hin bis zu den äußersten und räumlich wie zeitlich entferntesten Gebieten.

Friedrich Chopin.

Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Friedrich Chopin.

Zum hundertjährigen Geburtstage.

Von **Karl Reinecke**, Leipzig.

Das Jahr 1809 war für die Tonkunst ein bedeutsames: am 31. Mai schloß Joseph Haydn die Augen zur ewigen Ruhe, am 3. Februar wurden Felix Mendelssohn Bartholdy, am 1. März Friedrich Chopin *) geboren. Des letztern Vater, Nikolaus Chopin, war Franzose, gebürtig aus Nancy, seine Mutter, Justine Krysanowska, wie schon der Name verrät, eine Polin. Seine Jugendjahre verlebte er in seiner Vaterstadt Warschau, und bereits in seiner frühen Kindheit zeigte es sich, welch einen tiefen Eindruck die Musik auf ihn machte: er brach in Tränen aus, sobald er Musik hörte. Aber es waren augenscheinlich keine bitteren Tränen des Schmerzes, sondern Tränen der Rührung, die ihm die schönen Klänge der Musik auspreßten. Da er sich bald selbst am Klavier zu schaffen machte, ähnlich wie der kleine Mozart, und da man nun seine unverkennbare, seltene Begabung erkannte, so zögerte man nicht lange, ihm einen Lehrer zu geben. Man wählte den besten, der in Warschau zu finden war, Albert Zywny, der nicht allein sein erster Lehrer war, sondern auch sein einziger geblieben ist. Der kleine Klavierspieler entwickelte sich rasch und trat mit neun Jahren (gerade wie Mendelssohn) zum ersten Male an die Öffentlichkeit, und zwar mit einem Konzert von Gyrowetz. Da er ebenfalls Kompositionsversuche machte, so mußte nun auch ein Lehrer für die Theorie gesucht werden, und dieser ward gefunden in dem als Theaterkapellmeister in Warschau tätigen Joseph Elsner. Nun begann Chopin eifrig zu komponieren, und als er im Jahre 1828, mithin als Neunzehnjähriger, über Wien und München nach Paris reiste, war er nicht nur ein vollendeter Klaviervirtuos, sondern er brachte auch eine beträchtliche Anzahl von Werken, darunter seine beiden Klavierkonzerte, mit in die französische Hauptstadt. Von da an blieb Paris sein ständiger Aufenthaltsort; er machte großes Aufsehen als Pianist, und bald war er ein sehr begehrter Lehrer in den höchsten Kreisen der Pariser Aristokratie. Aber trotz alles Ruhmes und Glanzes, der ihn jetzt umfing, konnte er sich doch nicht glücklich preisen; denn sehr frühzeitig stellten sich Symptome eines bedenklichen Brustleidens ein, das ihn quälte und ängstigte. Im Jahre 1838 mußte er sich zu einer Kur auf Majorka entschließen. Seine Freundin George Sand (Madame Dudevant), die er als Dichterin hoch verehrte, begleitete ihn dahin und pflegte ihn daselbst; doch die Krankheit wich nicht von ihm, wohl aber verließ ihn die so schwärmerisch geliebte Frau. Im Frühjahr 1849 war scheinbar eine Besserung in seinem Befinden eingetreten, und infolgedessen unternahm Chopin noch eine Reise nach London, gab dort Konzerte und besuchte auch Schottland; aber als ganz kranker Mann kam er zurück nach Paris und starb schon am 17. Oktober, tief betrauert von zahlreichen getreuen Schülern, Freunden und aufrichtigen Verehrerinnen. Seinem Wunsche zufolge ward bei seiner Totenfeier das „Requiem“ von Mozart, seinem vergötterten Liebling, aufgeführt.

Chopin ist als Komponist eine ganz wunderbare Erscheinung, und er steht als solcher wohl beinahe einzig da. Obgleich er fast ausschließlich für sein geliebtes Klavier schrieb, niemals ein umfangreiches Werk schuf, sondern sich zumeist nur in eng begrenzten Formen bewegte, so hat er dennoch erreicht, daß er als Komponist von Tausenden schwärmerisch verehrt, von keinem gleichgültig beiseitegelegt oder gar mißachtet, von den Größten seiner Zeit aber, sei es Berlioz oder Rossini, Mendelssohn und Schumann oder Liszt, geliebt und bewundert wurde. Sagte doch Liszt zum Schreiber dieser Zeilen: „Vier Jahre von meinem Leben würde ich darum geben, wenn ich diese Etüde komponiert hätte!“ Es war die in E-Dur, op. 10 Nr. 3. Er hat erreicht, daß er überall, wo Klavier gespielt wird, ein bevorzugter Liebling bei Künstlern sowohl wie bei Dilettanten ist, der in den prächtigen Konzertsaal wie in die Studierstube, in den Fürstenpalast wie in das Stübchen des Dorforganisten eingedrungen ist. Wie erklärt sich diese auffallende Erscheinung? Abgesehen von seiner ursprünglichen hohen Begabung mag er es dem Umstande verdanken, daß er von seiner Mutter die Liebe zu den Liedern seiner Heimat, die in seinen Werken so häufig durchklingen, von seinem Vater, dem Franzosen, aber den Sinn für anmutige Eleganz ererbte, während seine Meister ihn lehrten, die Werke der deutschen Klassiker zu würdigen und zu lieben. Demgemäß tat auch einer seiner Bewunderer den Ausspruch: „Polen verlieh ihm den Schmerz, Frankreich Anmut und Eleganz, Deutschland die Tiefe.“ Seltsamerweise ist Chopin dem Schicksal verfallen, von gar vielen (namentlich von Dilettanten) mit fast unbegrenzter Willkür in betreff des Tempos vorgetragen zu werden, während Mikuli, einer seiner Lieblingsschüler, ausdrücklich betont, daß Chopin von seinen Schülern strenges Innehalten des Tempos verlangte, und daß das Metronom niemals von seinem Flügel verschwand. Er dekretierte: „Die linke Hand soll sein wie ein Kapellmeister, nicht auf einen Augenblick darf sie unsicher und wankend sein.“ Daneben verstand er es, die rechte Hand in unabhängiger Weise, gewissermaßen im tempo rubato, darüber hinweggleiten zu lassen. Ganz ähnlich muß Mozart gespielt haben; dieser schreibt einmal an seinen Vater folgendes: „Das tempo rubato in einem Adagio, daß die linke Hand nichts davon weiß, können sie gar nicht begreifen, bei ihnen gibt die linke Hand nach.“ Als Pianist stand Chopin ebenso einzig da wie als Komponist. Obgleich seine Virtuosität hochbedeutend war, wie sich aus seinen Werken erkennen läßt, so war er doch kein Bravourspieler im heutigen Sinne; schon seine zarte Konstitution verbot ihm eine große Kraftentfaltung. Aber sein Gesang auf dem Pianoforte, sein tief empfundener Vortrag, die Anmut und vornehme Eleganz in seinem Spiele müssen bezaubernd gewesen sein. Felix Mendelssohn erzählte mit Behagen, wie Chopin ihn, als er städtischer Musikdirektor in Düsseldorf war, daselbst besuchte — es mochte im Jahre 1835 gewesen sein — also zu einer Zeit, da Chopin in Deutschland noch wenig bekannt war. Mendelssohn, der von seiner Art, das Klavier zu behandeln, geradezu bezaubert ward, führte ihn nun, gelegentlich einer Gesellschaft bei Schadow, dem Direktor der Kunstakademie, ein und stellte seinen Kollegen schlicht als den Pianisten Chopin aus Paris vor. Man nahm aber wenig Notiz von ihm und bat Mendelssohn zu spielen; dieser setzte sich sofort an den Flügel und gab sein Bestes, ihm folgte Ferdinand Hiller und tat desgleichen. Nun bat Mendelssohn den Hausherrn, daß er Chopin auffordere, sich an den Flügel zu setzen. Schadow aber erwiderte: „Ich möchte den armen jungen Mann wirklich nicht gern in die Verlegenheit bringen, nach Ihnen spielen zu müssen.“ Jedoch Mendelssohn beharrte darauf und versicherte, daß er sich schon ganz leidlich aus der Affäre ziehen werde. „Der arme junge Mann spielte,“ erzählte Mendelssohn, „und spielte uns beide in Grund und Boden; ich aber konnte mich vor Freude nicht lassen, als ich sah, wie die Hörer, fast wie erschrocken ob solch niemals gehörten Spieles, sich anstarrten und dann wie rasend applaudierten.“

Mag diese bescheidene Skizze von Chopins Eigenart als Virtuos und Komponist mit der Erzählung jenes Erlebnisses, das beide große Künstler gleich sehr ehrt, heiter ausklingen.

*) Nach den Feststellungen polnischer Forscher soll über den Angaben, betreffend Chopins Geburtstag, ein schwer erklärbares Mißverständnis walten; nach ihnen wäre er erst am 22. Februar 1810 geboren (vgl. „Frédéric Chopin“ von Hugo Leichtentritt). Bei Chopin selbst und in der Chopinschen Familie galt der 1. März 1809 als Geburtstag. D. Red.

Vom Karneval am Semmering. Originalzeichnung von F. Kienmayer. (S. 315.)

Historische Zimmer englischer Adelsschlösser.

Wenn ich nicht der Deutsche Kaiser wäre, möchte ich wohl ein ‚Landgentleman in England sein“, soll Kaiser Wilhelm II. bei seinem letzten Besuch in England gesagt haben. Ob es wahr ist, möchte ich nicht verbürgen. Aber der kaiserliche Gast schien seinen Aufenthalt auf High Cliff Castle immerhin in hohem Grade zu genießen, so daß etwas derart sehr wohl über seine Lippen gekommen sein mag. Aber warum sollte das Landleben der begüterten Klassen gerade in England so viel mehr Anziehungskraft besitzen als sonstwo? Nun, es ist in England schon deshalb um so höher entwickelt, weil hier die vornehme Welt, die sich gewöhnlich nur während der Saison — im Mai und Juni — in der Hauptstadt aufhält, von jeher mehr wirklich auf dem Lande gelebt hat und zugleich der große Wohlstand, den gerade der englische Adel und die „landed gentry“ seit Jahrhunderten innegehabt, sie instand gesetzt hat, sich dieses Leben auch ganz nach Wunsch zu gestalten. Dazu kommt, daß die englische Landschaft an sich fast überall schön ist, nicht von einer berückenden Großartigkeit, aber von einer idyllischen Lieblichkeit, in die ein stattlicher Herrensitz mit ausgedehnten, wohlgepflegten Parkanlagen hier und da so recht hineinpaßt. Ein den Engländern in besonderm Grade eigner Zug, der auch hierbei wieder recht zur Geltung kommt, ist die Liebe für das Alte und Althergebrachte. So gibt es auch wenige Schlösser, die nicht ihre historischen Zimmer aufweisen, von denen wir heute dem geschätzten Leser eine kleine Auslese vorführen, und zwar neben den althistorischen auch einige, die erst in neuerer Zeit eine Bedeutung erlangt haben und moderne Einrichtungen und Bequemlichkeiten aufweisen.

Dem Alter nach verdient hier wohl das Schlafzimmer in Berkeley Castle bei Bristol zuerst hervorgehoben zu werden, ein im Besitz Lord Fitzhardings befindlicher, aus dem zwölften Jahrhundert stammender Bau. In dem Zimmer wurde Eduard II. ermordet. Von Gattin und Sohn (dem nachherigen Eduard III.) verraten, war der schwache Monarch der Obhut seiner Gegner anvertraut, unter deren Händen er nach wenigen Monaten „dahinsiechte“. Das noch heute auf dem das Bett umschließenden Gitter ruhende Schwert wird nicht ohne Grund als die Ursache seines „Siechtums“ bezeichnet. Gleichwohl gaben sich die Mörder alle Mühe darzutun, daß der König eines natürlichen Todes gestorben sei.

Spätern Datums sind schon die nächsten beiden Zimmer, wenn sie auch bereits von der Königin Elisabeth (1558 bis 1603) bewohnt wurden, ein Salon in Bisham Abbey bei Matlowe an der Themse und einer in Eridge Castle, dem Landsitz des Marquis v. Abergavenny bei Tumbridge Wells. Aus dem letztern ist auch ein Schlafzimmer vorgeführt, das schon einmal von dem heutigen König benutzt und nach ihm benannt worden ist.

Einer der bekanntesten, in architektonischer wie historischer Hinsicht interessantesten Herrensitze Englands ist Hatfield House, das Besitztum des Marquis v. Salisbury. Der Name des Schlosses ist aufs engste mit der Zeit und dem Namen der Königin Elisabeth verknüpft, durch die Erinnerungen an die „good Queen Bess“ verklärt. Es ist jedoch eine, wenn auch weitverbreitete Täuschung, daß der gegenwärtige Bau, ehrwürdig alt wie er aussieht, der jungfräulichen Königin zum Aufenthalt gedient habe, eine Illusion, die in dem Besucher durch die über alle Räume des Palastes verstreuten Porträte und Reliquien der englischen Herrscherin immer wieder wachgerufen wird. Nicht das jetzige Schloß, sondern ein älterer, nur noch zum ganz geringen Teil erhaltener Palast ist es, in dem Heinrich VIII. und seine Nachkommen oft und gern ihren Wohnsitz nahmen.

Die Geschichte dieses alten Hauses reicht in das früheste Mittelalter zurück. Unter dem Namen Hetfelle findet man es in alten angelsächsischen Urkunden angeführt, und Edgar der Friedfertige (959 bis 975) verlieh es den Äbten des St.-Etheldreeklosters zu Ely. Als Eigentum der Benediktinermönche zählt es das für den Grundbesitz in England hochwichtige „Domesday-Book“ Wilhelms des Eroberers auf. Die üppigen Wiesenpläne, die grünen Hügelhänge, durch dichte Wälder stattlicher Eichen vor dem kalten Hauch der Nord- und Ostwinde geschützt, lenkten gar früh die Aufmerksamkeit nicht nur der fleißigen Mönche, sondern auch ihrer seit 1108 zu Bischöfen erhobenen Vorgesetzten auf Hatfields reichen Boden und idyllische Lage. Bald erhob sich ein der Stellung und Bequemlichkeit der Bischöfe entsprechendes Haus. Allein erst 1480, nachdem in den verheerenden Kriegen der Weißen und Roten Rose auch diese Gegend viel gelitten, baute Bischof Morton den Palast, der bald ein Lieblingsaufenthalt der königlichen Familie werden sollte. Heinrich VIII. fand wie an vielem andern, was ihm nicht gehörte, so auch an Hatfield besonderes Gefallen und nahm ohne viel Federlesens den Mönchen Gebäude und Liegenschaften ab. Es ist wahr, er vertauschte es nur, denn er versprach dem

Salon des Königs Eduard und der Königin Alexandra in Schloß Normanhurst.

Sommersalon in Hatfield House.

Historische Zimmer englischer Adelsschlösser.

Kloster dafür einige wertlose Ländereien, vergaß dann aber diesen Teil des Handels auszuführen. Bei der bald darauf folgenden Generalkonfiskation allen kirchlichen Eigentums wäre es ja auch ohnehin auf dasselbe hinausgekommen.

Auf diese summarische Weise kam Hatfield in den Besitz der Krone. Heinrich VIII. lebte hier häufig und recht lustig. Sein Sohn Eduard VI. verweilte jahrelang in Hatfield und überließ es bei seiner Thronbesteigung seiner Lieblingsschwester Elisabeth zum Wohnsitz. Für sie, deren Wiege in diesen Mauern gestanden hatte, sollte es eine Art Gefängnis werden, wo sie unter der Regierung ihrer Halbschwester, der „blutigen Maria“, aufregende Tage verbrachte zwischen der Furcht vor dem Schafott und der Hoffnung auf den Thron.

Die letztere erfüllte sich schneller, als sie erwartet hatte. Am 17. November 1558 starb Maria, und keine vierundzwanzig Stunden später beugte der Bote, der die Kunde überbracht, sein Knie auf dem feuchten Rasen des Parks von Hatfield vor der neuen Herrscherin, die er, wie sie unter einem mächtigen Eichbaum in die Lektüre eines alten Klassikers vertieft saß, mit seiner willkommenen Nachricht überraschte.

Noch heute steht dieser Baum, und ein eisernes Gitter schützt ihn gegen die pietätlosen Reliquiensammler, die sich unter den Scharen der Besucher dieses den Londonern für einen Ausflug so bequem gelegenen Herrensitzes befinden. Um den nun aber doch fast abgestorbenen Stamm hat sich eine zweite hübsche Geschichte gewoben, viel spätern Datums, aber darum vielleicht nicht minder legendenhaft. Als die Königin Viktoria mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, 1846 Hatfield mit ihrem Besuche beehrte, nahm sie eine Eichel dieses historischen Baumes mit, um sie in ihrem eignen Parke zu Windsor einzupflanzen. Seitdem, so geht die Sage, trägt die Eiche keine Früchte mehr, als hätte sie nun ihre letzte Pflicht erfüllt. Langsam verliert sie ihre letzten Lebenskräfte, und nur in besonders günstigen Sommern reichen sie noch aus, ein paar grüne Blätter zu treiben.

Gar ernste und trübe Stunden muß die „Virgin Queen“ hier ausgestanden haben. Daneben ging es doch aber auch oft genug recht lustig und hoch in diesen Hallen her, insbesondere zur Fastnachtszeit und zu Weihnachten, wo Altengland so herzensfreudig tollte und lachte. Allerdings geschah dies auch in Hatfield House nur so lange, als der „frommen Maria“ diese „Narrenspossen“ nicht zu Ohren kamen. Immerhin hätte man meinen sollen, die Stätte wäre der Königin teuer gewesen; aber es scheint, sie hat Hatfield trotz der geringen Entfernung von London nie wieder besucht, nachdem sie am Tage nach ihrer Thronbesteigung den ersten Ministerrat in der großen Bankett-halle des Hauses abgehalten hatte, derselben Halle, die heute als — Pferdestall benutzt wird. Zum Erstaunen aller ernannte sie bei dieser Gelegenheit Sir William Cecil, den spätern Lord Burleigh, zu ihrem Staatssekretär, dessen jüngerer Sohn Robert nebst dem Titel eines Earl of Salisbury 1607 ebendieses Hatfield von König Jakob I. im Austausch für seinen Stammsitz zu Theobald zum Eigentum erhielt. Das alte Schloß genügte kaum noch den Anforderungen, die eine neue, reichere und anspruchsvollere Generation an den Komfort des Lebens stellte. Ein neuer Bau wurde unternommen, und dieser ist das noch heute stehende Hatfield House.

Das Cromwell-Zimmer in Hatfield House.

Salon der Königin Alexandra in Goodwood.

Viele königliche Personen haben im Laufe der Jahrhunderte in Hatfield geweilt, und mehrere haben auch ihre Namen auf ein Schlafzimmer vererbt. So gibt es ein King James's Zimmer, das nach Elisabeths Nachfolger Jakob I. (1603 bis 1625) benannt ist, dem Sohne der Maria Stuart, durch dessen Thronbesteigung die Königreiche England und Schottland vereinigt wurden. In diesem Zimmer ist auch ein auf unserer Illustration nicht sichtbares Bildnis des Deutschen Kaisers in der Uniform eines Admirals aufgehängt, der zweimal als Gast in Hatfield war und das Bild im Jahre 1889 dem Besitzer des Schlosses und derzeitigen Premierminister von England zum Geschenk machte.

Ein mit besonders kostbaren Gobelins ausgestattetes Zimmer des Schlosses ist auch nach Cromwell benannt, dem Lord-Protektor (1653 bis 1658), durch dessen kraftvolle und weise Regierung England im Innern reich und nach außen hin stark wurde. Doch hat er selbst wohl Hatfield nie betreten, dessen Besitzer im Rufe standen, Anhänger der Stuarts zu sein. Verdankten doch die Salisburys dem Vater des enthaupteten Karl I. ebendieses Hatfield und ihren Adelstitel! Karl verbrachte dagegen wirklich einige Wochen in Hatfield, aber als — Gefangener vor seinem Prozeß, jedenfalls Grund genug, den Namen hier nicht zu verewigen.

Doch weilte die Königin Anna (1702 bis 1714) des öftern als Gast in Hatfield, nach der gleichfalls ein besonderes Zimmer mit dem von ihr bevorzugten kleinen Bett benannt wurde; wie auch die Königin Viktoria, eine besondere Freundin des Vaters des jetzigen Marquis, ihren getreuen Minister hier mehrfach durch einen Besuch auszeichnete. Nach ihr ist wiederum ein Schlafzimmer benannt. Unser letztes Bild von Hatfield führt den Sommersalon vor, in dem sämtliche Herrscher Englands von Jakob I. an, freilich nur vorübergehend, sich aufgehalten haben. In diesem Zimmer ist jetzt auch die alte Orgel aufgestellt, die aus der alten Hauskapelle stammt und bei einer 1835 ausgebrochenen Feuersbrunst, der die Mutter des derzeitigen Marquis zum Opfer fiel, wie durch ein Wunder der Zerstörung entging.

Wie die Königin Viktoria in ihren jüngeren Jahren in Begleitung des Prinzgemahls die Großen des Landes gern mit Besuchen beehrte, so geschieht dies in noch ausgedehnterm Maße von dem gegenwärtigen Herrscherpaare. Von den Hunderten von Zimmern, in denen sie gewohnt, und die dann nach ihnen benannt, sind hier nur noch einige wiedergegeben, das Königin-Viktoria-Drawing-Room — mit dem Bildnis des Herzogs von Montrose von van Dyck und eines „flämischen Herrn“ von Rembrandt — und das Königin-Alexandra-Drawing-Room, beide auf dem Schlosse des Herzogs von Richmond und Gordon in dem durch seine Wettrennen bekannten Goodwood; und das königliche Drawing-Room zu Normanhurst, dem Landsitz Lord Brassys, das von König Eduard und Königin Alexandra bewohnt worden ist.

Wilh. F. Brand.

Salon der Königin Viktoria in Goodwood.

Historische Zimmer englischer Adelsschlösser.

Schlafzimmer König Eduards VII. in Schloß Eridge.

Kunstgewerbe-Museen.

Von Hofrat **Doenges**, Dresden.

Es gab in der Museumskunde, soweit Sammlungen kunstgewerblicher Arbeiten in Frage kommen, eine Zeit, in der die Aufstellung der Gegenstände ausschließlich nach technologischen Gesichtspunkten erfolgte. Man sonderte scharf voneinander die Schmiede- und die Tischlerarbeiten, stellte Keramiken nicht zu Ledereinbänden, Emaillen nicht zu Zinnkrügen. Das war die Zeit der Gründung der Kunstgewerbe-Museen (in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts); man dachte damals nur oder doch wenigstens vorwiegend an einen Zweck dieser Museen: kunstgewerbliche Vorbilder zu schaffen. Kunsthandwerk und Kunstindustrie sollten aus diesen Vorbildern lernen, verloren gegangene Techniken wieder zu verwenden, und im übrigen das Formgefühl an ihnen stärken. Ein höchst verdienstlicher Lehrgedanke. Aber er barg die Gefahr in sich, zum reinen Nachbildner alter Techniken zu werden, die ganz anderen Bedürfnisse einer andern Zeit über den alten Vorbildern zu vergessen. Die Entwicklung von Kunstgewerbe und Kunstindustrie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hat gezeigt, wie in der Tat die alten Vorbilder schließlich nur dazu dienten, einfach nachgeahmt zu werden.

Das Kunstgewerbe von heute hat andere Ziele. Es strebt nach Zweckmäßigkeit und nach Selbständigkeit. Daher braucht es Museumsgegenstände nicht mehr, um sie nachzubilden, sondern nur, um den Geist zu erkennen, aus dem heraus sie geschaffen wurden. Es läßt sich Anregung von den alten Formen geben, aber es versucht, neue zu schaffen. Diese Veränderung in der Grundanschauung des Kunstgewerblers über die Benutzung alter Vorbilder hat eine völlige Veränderung hinsichtlich der Verwendung von Museumsgegenständen zur Folge. So ist es gekommen, daß man nunmehr in Museumsleitungen auch an eine Veränderung in der Aufstellung der Gegenstände denkt. Man will von dem technologischen Aufstellungsprinzip abkommen und die Sammlungen nach kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten ordnen, ihren Inhalt in sog. Stilräumen zur Schau stellen.

Einer der lebhaftesten Verteidiger des letztern Aufstellungsprinzips ist der vortragende Rat in der Generaldirektion der Königlich Sächsischen Sammlungen zu Dresden, Geheimer Regierungsrat Dr. Woldemar v. Seidlitz, während andere Museumsbeamte, so der Generaldirektor der Königlich Preußischen Museen, Geheimer Oberregierungsrat Dr. Wilhelm Bode, sich gegen die Verbindung von Kunst und Kunsthandwerk in Museen aussprechen (vgl. den Aufsatz „Der Kampf gegen die Kunstmuseen“ in der »Woche«, Heft 36, Jahrgang 1908). Seidlitz hat im vorigen Jahre bei E. A. Seemann in Leipzig eine Schrift erscheinen lassen, die sich mit einer Neuordnung der sächsischen Sammlungen beschäftigt und hierbei zu Vorschlägen kommt, die den Grundsätzen entsprechen, nach denen das zeitgenössische Kunstgewerbe Museumsschätze praktischen Zwecken dienstbar gemacht sehen würde. Allerdings denkt v. Seidlitz nicht nur an eine Neuordnung der großen kunstgewerblichen Sammlungen, in Dresden z. B. an eine Verschmelzung der Schätze des Grünen Gewölbes mit denen des Historischen Museums, der Porzellansammlung und wie alle die übrigen Abteilungen der Dresdner Sammlungen heißen, sondern auch an eine solche der Sammlungen der großen Kunst, also in Dresden an eine Verbindung der Besitzstände der Gemäldegalerie und teilweise auch der Skulpturensammlung mit den Beständen der weiter oben schon genannten Schatzkammern. Seidlitz sagt ganz im allgemeinen zur Neugestaltung der Sammlungen: „Schon seit längerer Zeit beschäftigt die Frage nach einer Neugestaltung der (Dresdner) Sammlungen die Öffentlichkeit. Man empfindet, daß sie den neuen Zielen, welche im Verlauf der Zeit aufgetaucht sind, dienstbar gemacht werden müssen. Denn den Werken, welche in den Museen vereinigt sind, wohnt gleich den Erzeugnissen der Baukunst und Bildhauerei, welche jedermann (nämlich auf der Straße) zugänglich sind, eine bildende Kraft inne, die weit über ihre geschichtliche Bedeutung hinausweist. Nicht bloß die kostbarsten Vermächtnisse der Vergangenheit an die Gegenwart stellen sie dar, sondern sie legen zugleich Zeugnis ab von den Höhepunkten, bis zu welchen vorzudringen es der Menschheit beschieden war; der Sporn zum weiteren Fortschreiten, ja, womöglich zum Übertreffen, der in ihnen liegt, muß daher für die nachfolgenden Geschlechter fruchtbringend erhalten werden. Es ist nicht damit getan, die Sammlungen einfach in dem Stande weiter zu erhalten, in dem man sie überkommen hat. Jedes einzelne Werk, und sei es ein Meisterwerk wie die Sixtinische Madonna, bedarf seines bestimmten Ortes und seiner besonderen Umgebung, um zu voller Wirkung zu gelangen. Und die Gesamtheit dieser Werke wiederum bildet eine Einheit, worin jeder einzelne Gegenstand den andern hebt und ergänzt, aber auch bei zweckwidriger Anordnung stören oder gar schädigen kann. Die Sammlungen sind eben Organismen, die auf dem Gleichgewicht der Kräfte beruhen; sie besitzen die Fähigkeit der Wandlung und müssen sich dadurch lebendig erhalten, daß sie sich den wechselnden Aufgaben der Zeit anpassen. Teils geschieht dies durch Abstoßung des unverwendbar gewordenen Alten, teils durch Aufnahme ergänzender neuer Bestandteile; es kann sich dabei aber auch bloß um eine Neuordnung des vorhandenen Inhalts handeln.“

Heute sind die meisten der großen kunstgewerblichen Sammlungen noch nach technologischen Gesichtspunkten angeordnet; einige haben ein gemischtes System, d. h. sie stellen neben Stilzimmern auch Säle zur Schau, in denen die Ausstellungsgegenstände nach Techniken gruppiert sind. Und so wünschenswert eine Neuordnung der führenden Sammlungen im Sinne der Seidlitzschen Vorschläge wäre — es ist im Augenblick nicht abzusehen, wann solch ein Wunsch zur Tat werden könnte. Denn einer solchen Neuordnung stellen sich große Schwierigkeiten entgegen. Zunächst schon in bezug auf das erforderliche Material selbst. Auch Sammlungen vom Reichtum der Dresdner sind

Salon in Bisham Abbey, in dem Königin Elisabeth gewohnt hat.

Schlafzimmer König Jakobs I. in Hatfield House.

Historische Zimmer englischer Adelsschlösser.

nicht lückenlose Nachweise für den Gang künstlerischer Kultur; bei der Vereinigung dieser Sammlungen zu einer Einheit und ihrer Anordnung nach kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten würde für eine Zeit zwar ein überreiches Material zu Gebote stehen, für eine andere aber nur ein kärgliches. Fast ebenso schwierig aber ist die Raumlösung für ein kunstgewerbliches Museum, das seine Bestände in Stilzimmern zur Schau stellen will. Denn es genügt ja nicht, daß man der Gotik, der Renaissance, dem Barock, dem Rokoko usw. je einen Raum anweist; es handelt sich bei jedem dieser Stile um ganze Fluchten von Zimmern, schon weil wir den Früh-, Hoch- und Spätstand dieser Stile zu unterscheiden haben, aber auch, weil die Fülle der Erscheinungen Verteilung über viele Räume notwendig macht, um Überladung des einzelnen und damit Unübersichtlichkeit zu vermeiden. Und endlich verleitet die Einrichtung von sog. Stilzimmern auch leicht zu dem Eindruck, man stehe in Räumen, die wirklich aus früheren Zeiten stammen. Das kann aber beinahe niemals der Fall sein, soweit es sich um die Raumeinrichtung handelt. Die Balkendecke eines gotischen Zimmers wird ebenso nachgebildet werden müssen wie der Fliesen- oder Kachelfußboden, und selbst der Ofen wird, da gotische Originalarbeiten nicht allzuhäufig zu finden sind, von Töpfern unserer Zeit den alten Vorbildern nachgeschaffen werden müssen. Es würde also dem musealen Charakter einer Sammlung manches von seinem jetzigen hohen Reiz genommen werden müssen; es würde in nicht wenigen Fällen zum Mittel einer Täuschung gegriffen werden müssen, was ja an sich der Zweck öffentlicher Kunstsammlungen eben nicht sein soll. Rechtfertigt man die Täuschung für Decke und Fußboden eines Stilzimmers, so kann man sie schließlich auch für Gegenstände seiner Ausstattung rechtfertigen.

Aber auch nach anderer Richtung hin lassen sich Gründe gegen die Seidlitzschen Vorschläge anführen. Die sächsische Staatsregierung hat vor kurzem für die Mitglieder beider sächsischen Ständekammern eine Denkschrift erscheinen lassen, die sich ebenfalls mit der Frage der Neuordnung der sächsischen Sammlungen befaßt. Gegen eine Verbindung der Sammlungen der großen Kunst mit denen des Kunsthandwerks führt sie unter anderm den Umstand an, daß die Richtlinien für die Sammeltätigkeit der beiderseitigen Gebiete völlig verschieden sind. „Während“, so heißt es in der Denkschrift der Regierung wörtlich, „das Kunstgewerbe-Museum Vorbilder und Anregungen zu selbständigem Schaffen für Kunsthandwerk und Industrie zu bieten und den Geschmack und das Verständnis des Publikums für kunstgewerbliche Erzeugnisse zu bilden bestimmt ist, soll in den der Generaldirektion unterstellten Museen das Kunstgewerbe in der Hauptsache nach seinem Entwicklungsgange und nach seinem Zusammenhange mit der Geschichte des sächsischen Fürstenhauses in tunlichster Vollständigkeit vorgeführt werden. Auch taucht sofort die Frage auf, ob nicht die Porzellansammlung und der Mathematische Salon ebensogut wie die übrigen »Historischen Kabinette«, denen Sonderexistenz zugestanden wird, beanspruchen können, als Sammlungen besondern Gepräges in ihrer bisherigen Gestalt erhalten zu bleiben.“

So viele Gründe für Museen sprechen, die als Einheitssammlungen angeordnet sind, so viele sprechen, das ist nicht zu verkennen, gegen sie. Im letztern Falle freilich nur aus äußeren Rücksichten. An sich verdient ein Vorschlag, wie ihn Seidlitz macht, die wärmste Zustimmung jedes Kunstfreundes und vor allem derer, die Nutzen aus den Arbeiten vergangener Kulturen ziehen wollen. Denn das ist eine Wahrheit, die nicht bestritten werden kann: die nicht nach kunstgeschichtlichen Grundsätzen angeordnete Sammlung erschwert den Überblick über die Ergebnisse eines bestimmten künstlerischen Stils bedeutend, läßt den Laien nur die ganz groben Umrisse von Stileigentümlichkeiten erkennen und verhüllt selbst dem Fachmann manchen ihrer feinen, fast unmerklichen Züge.

Den hohen Nutzen, den Museen wie das Hohenzollern-Museum in Berlin, das in seinen Räumen den Stand künstlerischer Kultur unter den preußischen Herrschern zeigt, haben, konnte man im vorigen Sommer auch in Dresden wahrnehmen. Man hatte dort im Rahmen der an anderer Stelle dieser Zeitschrift schon besprochenen Kunstausstellung eine kleine Sonderausstellung veranstaltet, die in Stilbildern die sächsische Kurfürstenzeit darzustellen versuchte. So sah man denn mehrere Räume im Renaissancecharakter, einen Barocksaal, ein Rokoko- und ein Zopfzimmer.

Der schwerwiegendste Grund, der heute der Neuordnung großer kunstgewerblicher Sammlungen im Sinne der Vorschläge des Herrn v. Seidlitz entgegensteht, ist die Kostenfrage. Kein deutscher Bundesstaat, der Verwalter von Kunstbesitz ist, darf angesichts der großen finanziellen Erfordernisse, die andere Kulturaufgaben von ihm heischen, den Mut haben, Millionen bereitstellen zu wollen für die Umwandlung staatlicher Sammlungen nach Grundsätzen, wie sie von der modernen Museumswissenschaft geltend gemacht werden. Und Millionen würde eine solche Umwandlung kosten. Ihr muß, soll sie ermöglicht werden, soll sie so vollzogen werden, daß sie die ideale Verwirklichung eines im besten Sinne des Wortes gemeinnützigen Programms bedeutet, eines Mediceers Güte lächeln. Die Berliner Akademie der Wissenschaften erhielt jüngst von einem Gönner eine Stiftung von dreißig Millionen zur Förderung ihrer Arbeiten und Aufgaben zugewiesen, und in Amerika ist der Fall nicht selten, daß Universitäten oder andere wissenschaftliche Organisationen und künstlerische Korporationen von hochherzigen Freunden der Wissenschaften und Künste in ähnlich großartiger Weise mit Mitteln für ihre Zwecke bedacht werden. Welch eine Perspektive für die Zukunft des deutschen Museumswesens würde sich eröffnen, wenn Freunde der Künste in so munifizenter Weise seine Zwecke und Ziele fördern würden!

Salon in Schloß Eridge, in dem die Königin Elisabeth gewohnt hat.

Schlafzimmer der Königin Anna in Hatfield House.

Schlafzimmer der Königin Viktoria in Hatfield House.

Schlafzimmer in Schloß Berkeley, in dem König Eduard II. ermordet wurde.

Historische Zimmer englischer Adelsschlösser.

FELIX BORCHARDT.

Maler des Lichts, Sonnenmaler, haben wir jetzt die Menge, in Deutschland nicht viel weniger als in Frankreich, wo sich die ersten Kühnen hinausgewagt über die Grenzen, die alle Akademien der Kunst gesteckt hatten. Die einzige größere Sammlung deutscher Werke, welche man in Paris seit dem Krieg gesehen hat, die freilich etwas zu sehr offiziell ausgewählte Kollektion der Weltausstellung von 1900 mit ihren Glanzstücken Lenbachs, Stucks und Menzels neben einem Leibl und einem Liebermann, vermochte den Franzosen nicht zu sagen, daß auch bei uns der Anstoß zur Kunstrevolution bereits erfolgt war. Wir erschienen reaktionär an der Seite der von Roger Max hochintelligent zusammengestellten französischen Abteilung der Manet, Monet, Degas, Sisley, Cézanne, Renoir und Pissarro. Frankreich begann selbst erst zu entdecken, anzuerkennen, wiedergutzumachen. Seitdem sind noch bedeutendere Fortschritte erzielt worden; heute gelten schon die Manet, Monet, Cézanne und Renoir als die Väter — ihren Söhnen erneuter Kunst gingen sie nicht weit genug, den Seurat, Vuillard, Denis, Roussel, Bonnard oder gar den Signac, Luce, Cross, die alle einen Wettkampf kämpfen, es den anderen an Naturwahrheit, Farbenphilosophie und Formenrealismus zuvorzutun. Manche sind dabei auf Abwege geraten, in grenzenlose Übertreibungen verfallen; die Hauptsache aber ist, daß die Kunst etwas wie die Befreiung verspürt, die nach der Auslösung großer Gedanken 1793 durch die Welt ihren frischen Hauch gehen ließ. Die Kunst hat ihre Menschenrechte erobert. Die Bastille der Akademie ist geschleift. Wann sich die Jakobiner des Pinsels und Meißels der neuen Freiheiten ganz würdig zeigen werden, ist eine lange Zeitfrage. Aber eine herrliche Saat ist in den Sprossen zu sehen, geht der Reife sicher entgegen.

Deutschland hat sich nach dem ersten, von Frankreich erhaltenen Anstoß mit seinen Jüngsten auf eigne Wege begeben; glücklicherweise. Es ist eine Charaktereigenschaft unseres Volkes, das Gute zu nehmen, von wo es kommt, auch die kühnsten Gedanken zu erfassen; dann aber in der Ausgestaltung und der Arbeit nach eignem Empfinden fortzufahren. Man wird in Frankreich mit Erstaunen eines Tages erfahren, daß Deutschland eine nationale moderne Kunst hat, die nur noch in beschränktem Maße auf ihre Ursprungsverwandtschaft schließen läßt. So viel wie nichts ist davon zur Stunde bekannt — bis die Bemühungen, eine große deutsche Ausstellung in Paris zu veranstalten, geglückt sein werden. Eine jener Persönlichkeiten, die sich bemühten, die künstlerische Annäherung zwischen beiden Ländern zu ermöglichen, deutschen Künstlern einen ihrer würdigen und auch materielle Vorteile verheißenden Platz in der Kunstzentrale der Welt, die Paris immer noch ist, zu schaffen, ist Felix Borchardt, selbst einer jener modernen deutschen Maler, die Frankreich den Anstoß zu ihrem Werden verdanken, ohne in ihrer Fortentwicklung weiter sklavisch von den gallischen Vorbildern abzuhängen, und nahezu der einzige, der in den fortschrittlichen Kreisen der Seinestadt wirklichen Ruf genießt, ständig zu den Ausstellungen herangezogen wird und ein Pariser Publikum hat.

Felix Borchardt.

Felix Borchardt, der auch von einer deutschen Gemeinde sehr geschätzt wird, aber in der Heimat doch nicht überall in demselben Maße wie in Paris und jedenfalls nicht immer ganz richtig bekannt ist, verdient ebensosehr um seiner künstlerischen Persönlichkeit willen als wegen der Lehre, die sein Werdegang und sein Wirken erkennen lassen, daß man sich eingehender mit ihm beschäftigt. Im Herbstsalon 1908 hat man ihm einen hervorragenden Platz angewiesen. Jene Kunstkritik, die zählt, widmet ihm in Paris ständig ihre ehrliche Beurteilung, preist sein unermüdliches Streben und Suchen nach Ausdrucksmitteln für seinen lichtfreudigen Kunstsinn, verzeichnet jeden Schritt vorwärts auf dem schwierigen Wege, die Sonnenrätsel in der freien Natur zu lösen, und hält, wenn ihr das nötige Verständnis für ein neues temperamentvolles Experiment fehlt, nicht mit ihrem begründeten Tadel zurück, so daß auch dieser beinahe wie Lob klingt. Louis Vauxcelles, der ästhetische Bannerträger der modernen Kunst in Frankreich, dem diese unendlich viel verdankt, und der geharnischte Fehden für sie mit seiner scharfen und lautern Feder geführt hat, war mit Roger Max einer der ersten, die auf den nach Paris gekommenen Deutschen Borchardt hinwiesen. Sie sahen in seinen Gemälden nicht französischen Abklatsch, sondern erklärten, daß jedes Bild den Stempel der fremden Nationalität trug, freuten sich des härtern Akzents, der ihr weiches romanisches Gefühl reizte, und hielten durchaus nicht mit ihrer Meinung zurück, wenn sie etwas als Irrtümer zu erkennen glaubten, ermutigten aber mit ihrer großen Kompetenz, die eine Ermutigung ist, den Fremden unablässig. Borchardt fand in Paris, was wir wünschen möchten, daß die anderen nach Frankreich kommenden deutschen Künstler finden würden, den wertvollen Prüfstein, an dem sich ihr Talent reiben und wetzen soll. Man hat oft die Befürchtung ausgesprochen, daß Künstler im Ausland ihre deutsche Persönlichkeit verlieren könnten. Wer sie verliert, der hat sie nie besessen; um ihn ist es für die Kunst nicht schade. Viele der größten Künstler waren einmal wandernde Handwerksburschen. Der treibende Saft aus der Heimatscholle vertrocknete darum nicht; erweiterten Blickes kehrten sie zurück zu Tälern, Bergen und Menschen, mit denen sie auch in der Ferne innige, unverbrüchliche Bande verknüpften. Nach den Pariser Wintermonaten zieht es Borchardt immer wieder in die herbere Landschaft des bayrischen Gebirges. Dort findet er im klimatischen Ausdruck der Natur die glückliche Mitte zwischen seinen französischen Sympathien und dem kaum abgeschwächten Andenken an die rauhe Mark, wo seine Wiege stand.

In einer weniger glücklichen Epoche der deutschen Kunst geboren, wo ein Knaus und ein Karl Becker neben einem Menzel figurieren konnten, ließ sich Felix

Porträt der Madame Rousselière.

Borchardt 1883 zum erstenmal in einer Ausstellung mit einem Genrebild der Empirezeit sehen, das eine schreckliche Erinnerung für den Künstler von heute sein mag. Unbefriedigt, weiter der Spielball von Tageseinflüssen zu sein, die die malende Jugend dahin und dorthin lenkten, ohne ihren, nach Neuem drängenden Wünschen eine bestimmte Richtung weisen zu können, ging Borchardt zum Porträt über. Er praktiziert es auch heute noch, freilich auf einer ganz andern Basis als die damaligen Zeitgenossen, die nur von den alten Meistern inspiriert wurden.

Sein Lehrer auf der Akademie war Prof. Max Michael, ein Kolorist von Ruf, selbst ein Schüler von Couture, so daß schon etwas von neuerer französischer Auffassung in der Farbengebung auf ihn überging. Während längerer Reisen suchte der junge Künstler seine Erfahrungen zu erweitern; die Zeit der Kämpfe und des unbefriedigten Tastens sah ihn in Holland, Spanien und Italien, wo er volle fünf Jahre verweilte und sich nicht von den Klassikern loszureißen vermochte.

Zu einer künstlerischen Persönlichkeit wurde er nicht vor 1895, und auch da fand er endlich den richtigen Weg nur auf eigentümliche Weise. Mit anderen Malerkollegen war er von Dresden, wo er sich niedergelassen, als „Hängekommission" nach Berlin zur großen Kunstausstellung gekommen. Dort standen der Abordnung aus Sachsen zwei Säle zur Verfügung, die man ihnen mit einem Anflug kleiner Schikane neben der Abteilung Schwedens und Norwegens reserviert hatte. Die Skandinavier mit ihrer Farbenfreudigkeit und Naturkraft schlugen die Dresdner in einer Weise, daß sie gleich nach dem „Hängen" eine Art Katzenjammer verspürten. Sie ahnten, daß jedermann mit einem Gefühl der Erleichterung in den Nebensaal blicken würde, wo die lichtvollen Bilder Zorns, Liljefors' u. a. die Wände zierten. Das waren Leute, die schon von Paris gelernt, aber

Sonntag.

Ein Sommertag.

Im Park.

ihre nordische Eigenart nicht verloren hatten. Auf Borchardt besonders war der Eindruck groß; er sah ein, daß mit der schlechten Malerei, die sich an die alten Meister anklammerte, nur immer dieselben Formeln wiederholt wurden, während die Skandinavier sich dort zu Neuem und Persönlichem emporgeschwungen hatten. Als ein Jahr später die Impressionisten Monet, Sisley und Pissarro sowie Manet in Dresden gezeigt wurden, öffneten sich ihm vollends die Augen über die neuen Mittel der Kunst zur Lösung der Lichtprobleme, und er sah sich gezwungen, mit einem Ruck über Bord zu werfen, was er lange erstrebt hatte. Die französischen Revolutionäre zeigten eine Malweise, die der Individualität weitesten Spielraum ließ.

Nach seiner Dresdner Zeit, der Übergangsperiode (immer noch sehr viel Schwarz im Verhältnis zu heute), kam für Felix Borchardt der schwierige Schritt zur Freilichtmalerei. Es gibt Leute, die mitunter behaupten wollen, diese Modernsten trieben Bluff mit ihren großangelegten „impressionistischen" Bildern. Wären sie näher eingeweiht, würden sie überrascht sein, wie teuer dieser „Bluff" Künstlern vom Schlage Borchardts zu stehen kommt. Sie ahnen nicht in ihrer Unschuld, die ihr religiöser Glaube an die alleinseligmachenden alten Meister sympathisch erscheinen läßt, welch fabelhafte Arbeitssumme ein solcher Freilichtmaler anhäufen kann, um seine Sonneneffekte herauszubringen, naturwahr, heiß und blendend wie die Sonne selbst. Borchardts „Spezialität" war das lichtreflektierende Weiß, das er erzielte, indem er unendlich viele Spuren von Blau, Grün, Gelb oder Rot hineinspielte in die weiße Farbe eines leichten Musselins, einer gekalkten Mauer u. dgl. Auf einem großen Doppelbildnis zweier jungen Frauen, die im Garten promenieren (Herbstsalon 1905), malte er den sanftern Reflex der am späten Nachmittag tiefer stehenden Sonne auf den weichen weißen und violetten Tüllroben poetisch wie das Ausklingen eines schönen Sommertages. Im Gegensatz hierzu versuchte er vollen und grellen Sonnenschein auf dem Damenporträt, dessen lebensgroße Figur unter dem Schatten einer Blutbuche steht, und wo nur einige Lichtflecken über das Gesicht huschen, während der untere Teil des weißen Kleides ganz der brennenden Mittagsonne ausgesetzt ist. Hier brachte er eine wahre Weißglut zustande, so flimmert, blitzt und zuckt die helle Seide unter den aufprallenden Strahlen, und es bedarf schon einer mildernden Farbenskala in der übrigen Anlage des Bildes, um die denkbar größte Wirkung des Freilichts dem Auge nicht unangenehm werden zu lassen. Gewisse grüne und violette Töne kehren als Leitmotiv wieder, wohldurchdacht, und stellen in allen Teilen der Figur eine Art malerisches Gleichgewicht her.

Mittagswolken. (Oberbayern.)

Jeder Künstler, auch der schlimmste Gegner solch hochmoderner „Farbentupferei", würde zugestehen, daß nicht ohne Riesenmühe und Geduld diese Zerlegung der Lichtwirkung möglich ist. Ein Haschen nach Effekt könnte man aber eine derartige Malweise nicht nennen. Auch nicht ein Haschen nach Gefallen. Die Modelle, die Borchardt auswählt, können vor allem nicht immer als schön gelten. Im vorjährigen Herbstsalon hatte sein Modell des „Im Garten" außer Gutmütigkeit nichts Anziehendes, fiel aber auf, weil diese etwas brutal rundliche Gestalt im Sonnenlichte des Parks wie verklärt schien. Die „Nährende Mutter", im Normandie-Milieu, war besonders als Studie interessant, so streng sie bis in die Einzelheiten vollendet war. In großen Freilichtbildern wird Borchardt mehr mit sich allein bleiben, für seine eigne Befriedigung und ernste Kunstkenner arbeiten. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß er, wenn er wollte, auch das Zeug hätte, ein moderner Maler für ein leichteres, revolutionären Dingen zugängliches Publikum (Snobs nebenbei) zu werden. Seine bayrischen Landschaften, seine Seebilder von der normannischen Küste werden stets Käufer finden, sowohl in Deutschland wie in Paris, wo, wie erzählt wird, von seiner Ausstellung bei Devambez der Hauptteil in bekannte große Kunstsammlungen überging. Aber diese kleinen Landschaftsstudien sind es wohl nicht, die ihn je zu ausgedehnterer Produktion verlocken werden. Und doch haben sie ihren Wert, zeugen von dem malerischen Blick Borchardts, von der sichern Technik, die er erworben, nachdem er aus der anfänglichen Strich- und Tupfmanier herausgekommen zu einer breitern Flächenbehandlung, nicht einer breiten, totgestrichenen Fläche, sondern einer pulsierenden, die Reflexeindrücke wie Edelsteine erlaubt. Da ahmt er niemand nach, ist nicht mehr Sucher, gibt unverweilt von der Palette, was die Netzhaut ihm diktiert: rote Ziegeldächer, drall im Grün der oberbayrischen Wälder, tausend Nuancen, die im Herbstlaub spielen, alles flink hingesetzt und flink vom Beschauer des Bildes erfaßt; ein leicht vermittelter, ebensosehr Natur- wie Kunstgenuß.

Herrenporträt.
(Im Besitze des Luxembourg-Museums.)

Die grüne Einsamkeit.

Doch die Arbeit, die Borchardt seine größten äußeren Erfolge eintrug und oft mehr von ihm reden machte, als er gewiß gewollt hatte, war das Porträt. Drei standen ganz im Vordergrund der Pariser Salons (er stellte auch in dem fortschrittlichern Frühjahrssalon der Société Nationale des Beaux-Arts aus). Zunächst ein lebensgroßes Herrenporträt, das vom Luxembourg-Museum angekauft wurde, eine prächtige Sportsmann-Gestalt, die ganz oben auf der Bergeshöhe steht und die Wolken zur Staffage hat, als wäre der Berg nur da, um sie zur Geltung zu bringen, festgeknetet, massig und temperamentvoll. Dann das ähnlich angelegte, aber unfreiere Kaiser-Wilhelm-Bild, das in Paris wie in Berlin viel besprochen wurde und trotz anerkannter Qualitäten doch wohl auch nach des Künstlers Urteil nicht durchaus gelungen war. Schließlich ein Pariser Frauenporträt, nicht extravagant in der Aufmachung, ein ebenso ähnliches wie in der Farbengebung ganz entzückendes Bildnis der Madame Rousselière, der Gattin des Sängers der Großen Oper.

Wir sahen die Vielseitigkeit Borchardts. Wir achten an ihm seinen Arbeitsmut, seine Ausdauer, sich an neue Probleme heranzuwagen, seine sichtbare Evolution, die noch nicht am Ende angelangt sein dürfte, vor allem seine Ehrlichkeit, die aus den unendlichen Mühen spricht, in denen er eine andere Befriedigung sucht als in bloßer Betätigung eines nicht bestrittenen Talents. Sein Weg ist interessant und dürfte auch in Zukunft die Theoretiker der zeitgenössischen Kunstgeschichte oft beschäftigen. Er wird gewiß von vielen anderen nach ihm betreten werden. Das Eingeständnis, daß wir heute noch eine Menge von den Neureren in Frankreich zu lernen haben, vergibt uns nicht mehr als die so selbstverständliche Pilgerwanderung nach den Stätten klassischer Kunst Italiens. Man lerne, wo immer man es kann. Persönlichkeiten gehen im Auslande nicht zugrunde, sie werden.

Carl Lahm.

Die Mahlzeit. (Normandie.)

Das andere Ufer. (Glücksburger Förde.)

Die höhere Pflicht. Novelle von Paul Hermann Hartwig.

Ueber den Garten goß die Oktobermorgensonne strahlendes Licht. Das Herbstlaub, schwer vom Tau, funkelte in einer Farbenskala ohnegleichen, Goldgelb, Rostrot, Purpur, Amarant und Amethyst. Die Georginen, granatrot und samtbraun, hoben sich in üppiger Blütenfülle leuchtend von der grauen Stadtmauer ab. Auf den schmalen Rabatten, die die Obstbäume miteinander verbanden, wuchsen weiße und violette Astern und wuchernde Reseda. Die letzten Blüten der hochstämmigen Rosen hingen müde und schwer herab; namentlich das bläuliche Rosa der La France kündete Herbst und Niedergang.

Der Garten erhielt einen besonders intimen Reiz durch den alten Wachtturm in der Stadtmauer, dessen trotzige Kraft durch Busch und Ranken anmutig gemildert war. Mauer und Wachtturm vermittelten den Eindruck eines friedvollen Klostergärtleins. Nach der entgegengesetzten Seite stieg der Boden zu einer grünlichbraunen Berglehne auf, die mit Pflaumen- und Apfelbäumen besetzt war.

Auf der Kuppe des Hügels stand, von einem Pilzdach überschattet, eine Bank, auf dieser saß, der herben Morgenluft nicht achtend, Frau Renate Eberhardt. Sie betrachtete sinnend das im Morgenglanze schimmernde Bild, das sich in der langen Reihe von Jahren, in denen es ihr vertraut war, kaum verändert hatte. Im Hintergrunde zogen die weichen Linien der bewaldeten Berge, und im Talkessel lag die verschlafene, verträumte Stadt, immer noch von dem Ruhme der Fehden des Mittelalters zehrend, wo einmal auf dem Markte ein Raubritter, Kurt von Lauenburg, nach Ratsbeschluß mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden sei.

Aus dem Gewirr der kleinen Häuser ragten außer der Hauptkirche zu St. Jakobi, der neuen Kirche und dem altertümlichen Ratsgebäude noch zwei regelrechte Patrizierwohnungen im Zopfstil empor, die ein paar in den weltfernen Ort verschlagene französische Emigrantenfamilien erbaut hatten, und die jetzt Schulzwecken dienten.

Frau Renate erfreute sich an den feinen Farben, die die Sonne aus dem Dunst des schmalen Flußbettes hervorzauberte. Sie liebte die stillen, bescheidenen Reize ihrer Heimat und hatte während ihrer Ehe mit dem Königlichen Baurat Eberhardt, die sie in den Lärm einer lauten, arbeitsamen Fabrikstadt führte, eigentlich immer Sehnsucht empfunden.

Nach dem Tode des Gatten kehrte sie in das ererbte Familienhaus an der Stadtmauer zurück. Das war nun auch schon zwanzig Jahre her; jetzt zählte sie dreiundsechzig. Ihre zwei Töchter hatten sehr jung geheiratet und waren beide durch den Beruf ihrer Männer, eines Großkaufmanns und eines Brückenbauingenieurs, nach Amerika gekommen. Die kurze Trennung, von der anfangs die Rede war, wurde zu einer dauernden, da sich drüben für die jungen Familien äußerst glückliche Lebensbedingungen ergaben. Ganz verwand die Mutter den Schmerz dieser Trennung niemals; aber durch Briefe, die regelmäßig gewechselt wurden, und die ausführliche Berichte enthielten, blieb die Verbindung bestehen.

Im letzten Frühsommer waren die beiden ältesten Enkelinnen, Ellen und Margot, bei ihr gewesen. Es waren sehr liebe und freundliche Tage; aber die im Kleinstadtfrieden gealterte Frau und die wagemutigen, lebenssicheren und klugen Mädchen fanden in den paar Wochen nicht die Berührungspunkte, wie sie die Großmutter gewünscht hätte. Sie wurde die Empfindung nicht los, daß sich die Enkelinnen „alle Mühe" gaben, und das machte sie unfrei. Auch war sie nicht sicher, ob nicht Ellen etwa über ihre beiden Whistfreundinnen, Fräulein Annemarie von Levetzow und Frau Amtsrat Rulemande Türpel, ihre kleinen Glossen machte.

Bei der Abreise der Mädchen war es der alten Frau, als ob eine Welt vor ihr Abschied genommen habe, an der sie keinen Anteil mehr hatte. Den leisen Schmerz, den sie infolge dieser Überzeugung empfand, verschärfte der Gedanke, daß auch ihr einziger Sohn Wolfgang jener fremden und neuen Welt nahe stand. Um seinetwillen hatte sie der Aufforderung der Töchter, zu ihnen zu ziehen, widerstanden. Er war ein Spätling der Ehe, ein Kind, das der größten Sorgfalt bedurfte. Der ganze, reich flutende Quell einer starken Mutterliebe ergoß sich um diesen Sohn.

Die Jahre seiner Kindheit fielen in die Zeit, da sich die Töchter schon von der Heimat und der Mutter lösten und der nervöse, überarbeitete Gatte völlig in Berufsgeschäften und neuen Projekten aufging.

Was noch an Jugend in ihr war, blühte auf, als sie es mit ihrem Sohne teilen konnte; er war so ganz das Kind ihres Herzens. In ihrer Ehe war sie neben dem mit starker Phantasie begabten, etwas lärmenden Manne nicht eigentlich zum Rechte ihrer Persönlichkeit gekommen. Hier konnte sie nun mit dem köstlichen anvertrauten Gute schalten und walten, wie es sie am besten dünkte, besonders, nachdem sie als Witwe in den Heimatsort zurückgekehrt war. Die körperliche wie die geistige Entwicklung ihres Sohnes in voller Harmonie zu gestalten, war die Aufgabe, der sie sich ganz und gar weihte. Sie gab, wie ein Brunnen, der nie versiegt.

Die Freundinnen warnten sie manchmal vor einem Zuviel, namentlich die verständige, durchaus nüchterne Rulemande Türpel, die selber acht Kinder in der Furcht des Herrn erzogen hatte. Aber Frau Renate konnte nicht anders; Wolfgang war ihr Stolz und ihre Hoffnung. Er sollte werden und wachsen und ihr ein wenig von dem Leben da draußen bringen, dessen Pulse sie niemals verspürt hatte. Seine Ferien waren die Festzeit ihres Lebens. Die Mutter freute sich über jede Phase seiner Entwicklung, seiner raschen Auffassung, seines Lerneifers, der den Lohn in ausgezeichneten Zeugnissen und einer glänzenden Abgangsprüfung erhielt.

Frau Renate sah in Wolfgang wie in einen goldenen Kelch; vielleicht liebte sie ihn so sehr, daß sie nicht fühlte, wie kühl und beobachtend er der Heimat und ihr selbst gegenüberstand. Er war ehrgeizig und von Plänen erfüllt, für die sie nur wenig Verständnis hatte. Sie merkte wohl, daß er ihr und ihrer Interessensphäre entwuchs; aber sie hatte den festen Willen, seinen Entwicklungsgang niemals durch ihre Empfindungen und persönlichen Wünsche zu stören. Sie dachte nur daran, wie sie ihm den Weg erleichtern könne. Was er für seine Studienzwecke und die Reisen brauchte, gewährte sie ihm über Vermögen. Er hatte es ja nie anders gekannt und nahm mit der Selbstverständlichkeit eines Menschen, der von Anbeginn durch Liebe verwöhnt wurde, und dessen Vorhandensein genügte, um beglückend zu wirken.

Seit länger als zwei Jahren war Wolfgang nicht in der Heimat gewesen. Die Mutter empfand anfangs die Trennung als etwas Natürliches, wenn auch Schmerzliches. Er war mit einer großen Arbeit über flämische Kunst beschäftigt, was bedeutende Vorstudien erforderte. Von seinem Leben erfuhr sie wenig; er war nie ein Freund ausgiebiger Briefe gewesen. Ab und zu schickte er einen Kartengruß oder gelegentlich einen Essay aus seiner Feder, der in irgendeiner Kunstzeitschrift erschienen war. Seit einem Jahre aber war sie fast ohne Nachricht. Zu dem Schmerz über diese offenkundige Vernachlässigung gesellte sich bald die Sorge. Was mochte vorgefallen sein, daß er seiner Mutter so vergessen konnte! Auf ihre von Liebe und Angst diktierten Briefe erhielt sie nur ein paar kurze Zeilen: „Ich bin gesund, Mutter. Quäle Dich und mich nicht. Bald wird alles geklärt sein."

Einen Trost wenigstens gewährte es ihr, daß er gesund war, und ihre mütterlichen Gedanken schlossen sich um den Sohn zu all den innigen Wünschen, die für ihn in ihrem Herzen aufgespeichert lagen.

Von anderen erfuhr sie über sein Leben. Die Söhne ihrer Freundin Rulemande Türpel, die in München studierten, hatten Nachricht gegeben. Wolfgang arbeite, es ginge ihm gut, und er werde viel in Gesellschaft einer auffallend schönen Dame gesehen. Auch Ellen schrieb. Sie und ihre Schwester hätten den Onkel besucht; er sei aber stark engagiert gewesen und habe nur wenig Zeit für seine Nichten übrig gehabt. Wie es scheine, langweile er sich gewiß nicht.

Die Nachricht der Enkelin beruhigte die Großmutter im ersten Augenblick. Die Arbeit war es also, die ihn ganz in Anspruch nahm. Dann aber erregte die eine Zeile: „Wie es scheine, langweile er sich gewiß nicht", ihr Bedenken. Hinter diesen Worten mußte etwas liegen, das erraten sein wollte. Und dann trat der Klatsch an sie heran. Sie wies ihn stolz von sich, aber im Innern schwiegen die Bedenken nicht.

Wer mochte die Frau sein, die solchen Einfluß auf ihren Sohn gewonnen hatte, daß er alles andere vergaß? Sie hatte wohl zuweilen darüber nachgedacht, wie die sein würde, an die sie ihn einmal verlieren müsse. Sie wollte sich früh mit dem Gedanken vertraut machen; denn es war ja ihre Absicht und ihr Stolz, niemals hemmend in sein Leben einzugreifen. Aber wenn es auf diese Weise geschähe — das wäre schrecklich. Vielleicht war jene Bekanntschaft

nur ein Übergang, eine Episode. Was für Geschöpfe mochten es sein, die sich ohne eigne Würde, ohne Achtung vor der Gesellschaft wegwarfen! Sie sollte so etwas wie eine Künstlerin sein, die ihre Familie verlassen habe. Eine offene Frage an ihren Sohn wagte sie lange nicht. Endlich entschloß sie sich doch zu einem Brief. Als sie das Schreiben noch einmal überflog, fand sich kein einziger Vorwurf darin, nur Worte der Liebe und Sorge, und die konnte sein leicht verletztes Gefühl doch nicht anders empfinden, als sie gemeint waren.

Über die helle Landschaft glitten Wolkenschatten. Frau Renate fröstelte nun doch ein wenig; deshalb zog sie das Tuch fester um die Schultern und erhob sich. Die aufsteigenden Seufzer zurückdrängend, nahm sie sich vor, mutig und vertrauend zu bleiben.

In der letzten Nacht hatte der Wind recht heftig geweht und von dem Gravensteiner Apfelbaum ein paar der schönsten Früchte abgeschlagen, die sie zur vollen Ausreife hatte hängen lassen. Sie schickte Wolfgang in jedem Jahr ein Kistchen, es war seine Lieblingsfrucht. Die abgefallenen Äpfel sammelte sie sorgfältig. Sie hatten nicht allzusehr gelitten. Die goldenen, rotgeflammten Früchte glänzten; es war wirklich eine Freude, sie zu betrachten. Ihre Absicht, einen Herbststrauß zu schneiden, wozu die Pracht der Farben verlockte, wurde durch eifrige Rufe ihrer alten Bedienerin, der wackern Frau Holland, unterbrochen.

„Was ist denn, Holland? Warum schreien Sie denn so?"

Frau Holland war noch ganz außer Atem über das ungewöhnliche Ereignis, das sie zu melden hatte.

„Itze is einer von der Post gekommen mit 'nem Briefe, wo muß unterschriebe wäre, itze is er am End von Herrn Wolfgang."

Ja, das konnte sein. Es ging ihr wie ein Schreck durch die Glieder. Ach Unsinn, was brauchte sie zu erschrecken!

Der Postbote winkte mit dem Brief. „Er ischt eingeschriebe, Frau Baurat, und musch quittiert wäre."

Sie unterzeichnete den Zettel und nahm das Schreiben. Der Bote dankte für das empfangene Trinkgeld und ging.

Die Holland stand noch wartend im Zimmer. Sie hätte gern gleich gewußt, was der Brief enthielt, ob der Herr Wolfgang nun endlich kommen würde. Es war seiner Mutter wohl zu gönnen, die Frau Baurat grämte sich innerlich, wenn sie es sich auch nicht merken ließ.

Frau Renate betrachtete kopfschüttelnd das Kuvert. Sie erkannte die Hand nicht.

„Der Brief ist nicht von Herrn Wolfgang. Gehen Sie nur in Ihre Küche, Holland."

„Niche vom Herrn Wolfgang? Da hätt ich aber doch gedacht. Ach, Frau Baurat" . . .

Sie kannte die Schwäche der treuen Alten für längere Unterhaltungen.

„Holland, denken Sie an die Preiselbeeren! Die Birnen müssen geschält werden. Wir wollen doch einkochen."

„Ach Gotte ja, Frau Baurat. Iche bin so aufgeregt und denk an nischte." Das Einkochen war eine besondere Herbstfreude der guten Holland.

Frau Renate wog den Brief prüfend in der Hand; er war ziemlich schwer. Wer mochte ihr so umfängliche Mitteilungen zu machen haben? Sie kannte die Handschrift in der Tat nicht. Ein leises Gefühl des Unbehagens beschlich sie, wie die Vorahnung von etwas Fremdem, Bedrückendem. Für Briefe brauchte sie notwendig ihre Brille. Diese war gewöhnlich verlegt, und es dauerte meist eine Weile, bis man sie fand. Beim Suchen fiel Frau Renate ein, daß die Blumen noch nicht begossen waren; das mußte gleich geschehen. Sie prüfte die Temperatur des Wassers und begann die Pflanzen zu erquicken, die unter ihrer Pflege so prächtig gediehen. Fast schien es, als zögerte sie, den Brief zu öffnen und zu lesen. Endlich saß sie in ihrem Korblehnstuhl. „Ach was!" Sie gab sich einen ordentlichen Ruck. „Eleonore Bodemer", lautete die Unterschrift. Die alte Frau erschrak und ließ das Blatt sinken. Sie . . . ein Brief von ihr . . . Wie konnte sie es wagen! Sie faßte sich rasch.

„Gnädige Frau!

Werfen Sie diese Zeilen nicht von sich und auch die Blätter nicht, die ich meinem Schreiben beifüge. Ich bin es, Eleonore Bodemer, das Weib, das Ihr Sohn liebt, das er nicht mehr liebt und vielleicht nur zu lieben geglaubt hat. Sie müssen mich anhören. Sie sind seine Mutter und die einzige, vor der ich mich rechtfertigen muß. Und eins will ich Ihnen gleich von vornherein sagen: Ich bereue nichts, was geschehen ist, und soweit es mich betrifft. Mein Leben hat durch ihn seine Weihe erhalten, und wenn er sich von mir wendet, mein Herz hat den Stolz nicht, den es am Ende haben sollte. Ich liebe ihn dennoch; nie, nie kann ich sein vergessen.

Aber daß meine Liebe Ihnen, seiner Mutter, Leid zufügen mußte, hat mich in tiefster Seele bekümmert. Ich habe einen Ihrer Briefe, wohl den letzten, den Sie an Wolfgang richteten, gelesen; er lag zwischen einigen Büchern, die er mir zurücksandte. Ich war so tief erschüttert, daß ich es in Worten gar nicht ausdrücken kann. Aber in diesem Augenblick stand es auch in mir fest, diese Frau darf dich nicht ganz verachten.

Glauben Sie mir: Es soll dies kein Anknüpfungspunkt sein, kein Haken, den ich nach dem Herzen Ihres Sohnes auswerfe; es ist nur das Bedürfnis, vor Ihnen nicht gering und verächtlich dazustehen. Und darum bitte ich Sie, lesen Sie die kurzen Aufzeichnungen, die diese Blätter enthalten. Es sind keine Selbstbespieglungen, ganz gewiß nicht; mein Stolz verbietet es, mich und meine Handlungen vor mir selbst zu entschuldigen. Ich habe gefehlt; mein Leben und mein Selbstbestimmungsrecht gehörten nicht mehr mir allein. Ich tat es mit vollem Bewußtsein . . . die Triebfeder sollen Sie, seine Mutter, erkennen.

Und noch eins erflehe ich von Ihnen aus der Tiefe meines Schmerzes heraus, den ich tragen muß, und von dem mir niemand helfen kann: Glauben Sie nicht, daß ich anklagen will. Wolfgang trifft nicht ein Schatten von Verschulden; ich allein bin es oder das Schicksal, das aus unseren Charakteren herauswuchs. Wenn Sie mir die Blätter zurückgeben wollen, so senden Sie sie, bitte, nach Bruck postlagernd. Ich gehe von München, um in dem Frieden des kleinen Gebirgsdorfes etwas von dem eignen wiederzufinden. Nochmals verzeihen Sie mir, daß Sie um meinetwillen Schmerz erleiden mußten.

Eleonore Bodemer."

Frau Renate hatte den Brief, dessen flüchtige, steile Schrift ihren Augen einige Mühe machte, langsam zu Ende gelesen.

Einen Augenblick schloß sie die Lider; sie war ganz überwältigt. Wo blieben Bitterkeit, Empörung, das Empfinden eines dumpfen Hasses gegen die, die Wermut in ihren stillen Frieden geträufelt hatte? Konnte dieser Brief nicht eine schlau und fein berechnete Falle sein? Aber sie wies den Gedanken weit zurück; ihre geradlinige Natur würde schon beim Lesen etwas Unrechtes, die Pose herausgefühlt haben. Nein, der Brief war echt und entstammte einem innern, unabweisbaren Bedürfnis. Was würden die Blätter, die vor ihr auf dem Schoße lagen, noch verraten! Sie scheute sich fast, einen Blick in die Geheimnisse dieser leidenschaftlichen Frauenseele zu tun, und die leise Angst, die wohl schon lange unter der Schwelle des Bewußtseins geschlummert hatte, erhob sich. Wovor? Die alte Frau wußte es nicht. Sie sandte noch einen Blick durch die blühenden Blumenstöcke auf dem Fenstersims in den kleinen Vorgarten, der dicht von wuchernder Waldrebe eingesponnen war, dann nahm sie ein Blatt nach dem andern und las.

„Seit fünf Stunden versuche ich vergeblich Schlaf zu finden. Es ist ganz unmöglich mit diesem Gefühl im Herzen, als wolle es mir die Brust sprengen. Ich weiß nur eins, daß die Vergangenheit versinkt und ein neuer Morgen anbricht, leuchtend und wundersam. Und dazu die Musik von »Tristan« im Blut, nicht die traurige Weise, nein, die gewiß nicht. »O sink hernieder, Nacht der Liebe« . . . Immer sehe ich mich selbst dort oben. Wann wird es sein? Wird es überhaupt jemals sein? Und ihn als Tristan? Nein, er ist kein Tristan, kein überseliger Liebesheld. Er ist so fein und klug, und mein König Marke ist zwar jung, aber er hat eine Molkerei und einen Butterexport in Ingolstadt.

Ich hätte das Ja doch nicht geben sollen. Da ich es aber getan, warum ließen sie mich fort? Warnte sie nichts in meinem Blick? Er erkannte meine Art sofort. »Sie können etwas wie einen Carmen-Blick haben, Eleonore.« Blick mag sein, aber doch nicht ihr inneres Wesen. Nein, eine Carmen bin ich nicht, wenigstens jetzt nicht. Aber singen werde ich sie . . .

Meine Kunst und du, nein, du, du, du und meine Kunst. Wenn er eine Ahnung von meinen Gefühlen hätte, dem Taumel! Ach, ich möchte ihm zurufen: Rede nicht so gescheit und unheimlich klug. Lenzstürme wehen schon, pack' mich, nimm mich . . .

Es ist gut, daß er so fein und klug ist. Woran bin ich blind mit geschlossenen Augen vorübergegangen! Selbst an den Geheimnissen der Kunst, die ich einmal ausüben will. Ich habe überhaupt keine Kunst; ich habe nur Instinkt. Aber »das ist das Wunderbare an Ihnen, Eleonore«. Wenn er doch nicht immer Sie sagen wollte. Ich sage im Innern stets du schon seit dem ersten Male, wo wir uns sahen, und bin doch eines andern Braut. Nein, nein, ich bin es nicht; sie haben mir die Einwilligung durch Listen und Überrumpelung abgerungen.

Eduard wird sicher einmal Stadtrat, und ich singe dann Liedchen von Taubert und Neßler auf seinen Gesellschaften. »Eduard und Kunigunde, Kunigund' und Eduard«. Ob die zu Hause mich wirklich für so verrückt halten — für so »vernünftig!« O Sabine, mein Schwesterlein, du kriegst ihn ja doch, und ich werde in der Dachkammer, im Straßengraben zugrunde gehen oder auf einem Throne sitzen, den ich mir selbst baue aus eigner Kraft. Isolde-Eleonore Bodemer a. G. —

Seit drei Wochen habe ich keinen Ton gesungen. Ich weiß nicht, wie ich gelebt habe; er war fort ohne Gruß, ohne Nachricht. Wenn ich je leiden mochte — ich habe gebüßt — er liebt mich nicht, er achtet mich nicht einmal. Ach was, Achtung! Aber fühlen sollte er, ahnen, wie es in mir aussieht. Wie ich gelitten habe, bis ich mir endlich ein Herz faßte, bei seiner Wirtin anzufragen! Er ist nach Augsburg gefahren, nach Augsburg. Was hat er dort zu tun, während ich eine Sehnsucht zum Vergehen empfinde?

Ich habe mit dem Treibhaus und den Träumen wiederum den Anfang gemacht. Heiliger Wagner — sanft an deiner Brust verglühen und dann sinken in die Gruft! Ich möchte nicht sanft verglühen — in Flammen, in Flammen — — — Nun hat er erraten, wie es um mich steht. Ich glaube, nein, ich weiß, auch in ihm brennt das Feuer. Warum sucht er es zu unterdrücken? Ich sah alt und häßlich aus. »Leonore, Sie leiden!« Ich nickte nur, und dann sprach er viel liebe, gute Worte. Ich habe die Wärme seines Empfindens gespürt; es wurde mir ganz leicht. Ich bin ein zu dummer Kerl.

In Augsburg sollten ein paar alte flämische Gemälde entdeckt sein. Sie waren aber nicht echt. Dann ist er auf der Fährte nach Keramiken und alten Handschriften gewesen, nach alten Handschriften, und ich habe Schönheit, junges Blut wie Gretchen — ich bin aber kein Gretchen.

Von keinem ließe ich so an mir herumerziehen wie von ihm. Das Fluchen hat er mir wirklich abgewöhnt. Die zu Hause hielt ich immer für spießig, wenn sie es verlangten. Himmelherrgottsakrament, Donnerwetter noch einmal — gut, daß Geschriebenes nicht brüllt.

Die Briefe von daheim zwingen mich, und sie ahnen nichts von meinen Plänen, und von meinen Empfindungen noch weniger. Wenn die eine Ahnung hätten . . . Ob Eduard Leuthold wohl so leiden kann wie ich? Unmöglich! Er hat seine Molkerei, seine Butter, die Tanten und Onkel und die lieben Trösterhände Sabinens. Hätten sie mich doch bedingungslos meinen Weg gehen lassen! Aber nichts Freies lassen sie gelten; immer einengen, immer hübsch Ketten anlegen. Aber ich dulde keine Ketten, außer einer, und gegen die kann ich mich nicht wehren.

Ist er so kalt, oder stellt er sich so? Bin ich ihm wirklich nicht mehr als eine alte Delfter Vase oder ein Galerieschinken? »Sie sind ein köstliches Geschöpf, Eleonore!« Was hab' ich davon? Nimm, was dir gehört! Ich möchte vor ihm knien und seine Hände küssen. Auf seine Hände ist er stolz; es sind Hände, wie sie van Dyck so gern malte. Soviel verstehe ich nun auch schon von Kunst. Ich mag solche Hände eigentlich nicht; aber zu ihm passen sie. Er ist überhaupt vollkommen, nur daß sein Mund nicht spricht.

Doch, doch . . . ich habe mir die Seele bald aus dem Leibe gesungen und ihm! Besser werd' ich es in meinem Leben nicht können. Vor dem Fenster standen die Leute und schrien bravo. Ich bin ihm doch mehr als seine alten Vasen, viel mehr! Ich bin dein, und du bist mein.

Mit der letzten Post kam ein Brief von Sabines Hand; ich wollte ihn erst gar nicht öffnen. Ja, liebe Sabine, ich kann euch allen nicht helfen. So müßt ihr mich verstoßen, und ich will es tragen. Vorwürfe machen mich nur verstockt.

Seligkeit ohne Ende — ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich —

Sind es Wochen? Mir ist es wie ein Tag. Wolfgang ist fort zum ersten Male, wiederum die Lockung einer flämischen Antiquität. Hoffentlich ist sie echt, es würde ihn so glücklich machen. Mein Leben ist Traum. Ich denke nur eins: so sterben. Meine alte Wirtin ist recht sonderbar. »Hüten Sie sich vor den Fledermäusen, Fräulein!« Fledermäuse? Ich sehe keine, meiner Seele Himmel trägt die Farbe der Morgenröte. Das Betragen meiner Kolleginnen hat sich geändert. Die beiden Exzellenztöchter und Trudchen, die Bäckerschöne, grüßen mich nicht mehr. Dafür zeigt Manon de Felcourt ein Mitteilungsbedürfnis, das vorher nicht vorhanden war. Es könnte niederziehend wirken. Aber kennt einer den andern? Wer sind wir überhaupt? Mich dünkt, als hätte ich immer gewußt, wie es nun gekommen ist. Unsere Gesangsmeisterin hat mich lächelnd angesehen, als ich den Fidelio durchsang. »Es wird, Lori. Nur nicht zu viel hergeben. Haushalten, Lori, gelt!«

Diese Manon ist ein seltsames Geschöpf; für mich ist ihre Art anziehend und abstoßend. Über ihre Beziehungen zum Baron Folckstetter spricht sie ganz offen: »Er kann mich nicht heiraten. Er müßte sich von seiner alten Frau Prinzessin scheiden lassen, und der Skandal — den will auch ich nicht, dafür ist meine Karriere gesichert. Folckstetter hatte pekuniär mächtigen Einfluß bei zwei Hoftheatern. Ich nehme nur ein kleines Feld für mich: Carmen, Nedda, Lola, Rosine, vielleicht die Norina und ganz gewiß die Adele in der ‚Fledermaus'. Mit dem Repertoire tue ich keiner Kollegin besonders weh und mache mir doch meine Position. Jede Rolle soll aufs kleinste ausgearbeitet werden. Was die Leute klatschen, ist mir ganz egal. Lieber Himmel, meine Kreise habe ich doch, und alle vierzehn Tage gehe ich zu der Prinzessin zum Tee. Folckstetter will es selbst.«

Ich konnte mich in diese Anschauung nicht gleich finden und antwortete nichts. Plötzlich fiel sie mir um den Hals. »Wenn ich wäre wie Sie, Lori, wenn ich das könnte und fühlte! Sie haben die große Zukunft in sich selbst, aber verbluten Sie sich nicht.« Sie wollte noch mehr sagen, schwieg aber, als sie meine Ablehnung fühlte. Es war die zweite Warnung. Ach, die sollen mich in Frieden lassen!

Manon hat Wolfgang an einem Empfangstag bei der Prinzessin kennen gelernt und auch Urteile über ihn gehört. Ich sollte nun fragen. Als ich schwieg, sagte sie es freiwillig: »Ästhet, stark intellektuell, aber einseitig.« Ich kenne ihn besser . . . Von ihm kurze Nachricht — in einer alten Dorfkirche sind beim Renovieren hinter dem Altar Wandbilder entdeckt, da mußte er natürlich hin. Für mich nur ein Gruß. Ich möchte die ganze alte Kunst zu hassen anfangen. Das Lebendige lebt, ich lebe.

Der Vater hat mir die Abrechnung über mein großmütterliches Erbe geschickt; ich wäre ja selbständig und könne es allein verwalten. Ich segne das Andenken der Großmutter. Was vermöchte ich jetzt ohne das Geld!

Die Salzburger Tage liegen hinter mir. Ich habe gesungen und den ersten Erfolg gehabt. Ein Wiener Agent war da; ich soll in Wien vorsingen. Ich möchte nur wissen, woher so viele Menschen über meine simple Vorgeschichte orientiert sind. Ich glaube fast, Eduard gefällt sich in der Pose eines unglücklichen verlassenen Bräutigams. Mag er. Sabine schrieb, ich solle jetzt lieber nicht nach Hause kommen. Was ihr einfällt! Ich habe durchaus nicht die Absicht.

Wenn Wolfgang mich fragte, ob ich sein Weib sein wollte, woher weiß ich so genau, daß es nicht sein könnte? Ich möchte ihm dienen, mich ihm opfern, für ihn sterben, am liebsten aber für ihn leben. Das Gefühl zu leben ist doch herrlich. »Es ist, als ob du einen Mantel voller Gluten besäßest, Eleonore.« Er liebt meinen Namen, darum liebe ich ihn auch; früher war er mir zu pathetisch.

Die goldenen Tage in den Bergen, der Frühling blüht in einer Pracht ohnegleichen. Als die Sonne hinter den Bergen sank, erlosch die Landschaft, die eben noch in Rosenglut getaucht war. Es überlief mich kalt. Vorahnungen sind etwas Dummes. Wir sind es eigentlich selbst, die unser Leben beschweren.

Als ich noch keine Kette trug, habe ich oft der Eifersüchtigen gespottet. Ich habe das Feuer nicht gekannt.

Das schöne Mädchen war seine Nichte, Ellen Overbeck. Es ist das erste Mal, daß ich von dem Kreise etwas höre, dem er entstammt. Ich fragte ihn einmal nach seiner Mutter. Er hielt die Frage, glaube ich, für taktlos und bedrängend. Eigentlich habe ich keinerlei Rechte. Es ist herrlich zu denken, daß unsere Liebe das einzige Recht ist — unsere Liebe.

Als der Vertrag von Wien unterschrieben zurückkam, nahm es zuerst Gestalt an, wovor ich leise bangte. Es war mehr als Freude, was ihn bewegte; es war wie ein Aufatmen. Ich fühlte es erschauernd.

Er wehrt sich gegen die Szenen, die ich ihm bereite. Sie irritieren ihn, sie nehmen ihm die Stimmung zu der Daseinsauffassung, die er für die allein richtige hält. Warum sieht er nicht ein wenig mit meinen Augen?

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Der große Birnbaum.

Viele Kinder sind im Haus.
Mutter sieht oft ängstlich aus,
Fragt mit ihrem lieben, bleichen
Mund gar häufig: Wird das reichen?
Jede Schüssel auf dem Tisch,
Jedes Brot und jeden Fisch,
Jedes gute „Schmeckesüß",
Jeden Marktkorb voll Gemüs',
Jeden noch so großen, dicken
Kuchen prüft sie mit den Blicken,
Denn sie weiß schon, wie es geht,
Wie's um Kinderhunger steht. —
Wie ihr größtes Liebeszeichen
Ist dies Rechnen: Wird es reichen?
Und es scheinen's alle Sachen
Ihr im Hause nachzumachen.
Jeder Braten scheint zu fragen:
Reich' ich auch für fünfzehn Magen?
Weihnachtsstollen fragen auch,
Jeden braven Himbeerstrauch,
Jedes Beet mit süßen Beeren
Scheint die Sorge zu verzehren:
Wird es reichen, was ich habe,
Zur Ernährung und zur Labe
Für die große Schar im Neste
Und gar oft noch ein paar Gäste?

Sorgen! Liebe, liebe Sorgen! — —
Nur der Birnbaum ist geborgen!
Über-, überreich beladen
Steht er, wie voll Gottes Gnaden.
Uralt ist er, stark gestützt,
Hat sich weidlich abgenützt,
Doch es mehrt sich wunderbar
Seine Kraft von Jahr zu Jahr! —
Wieviel Hunger kann ich stillen!
Einen Keller kann ich füllen!
Nein, kein Blick braucht mich zu streichen
Mit der Frage: Wird es reichen?
Keiner hat in solcher Fülle
Unter schlichter, grüner Hülle
So viel Labe süß und weiß! —
Jubelt er, doch nur sehr leis,
Daß nur keine Birne falle! —
Ich bin froh! Meins reicht für alle!

Frida Schanz.

Ein komischer Kerl.

Von **Arnold Abresch.**

Von dem schimmernden Linnen der Festtafel, auf der mattrosafarbene Blüten anscheinend achtlos verstreut lagen, stieg wie Frühlingsahnen ein leiser, köstlicher Duft empor.

Jetzt, da sie ihm gegenübersaß, erinnerte sich Margot wieder der Worte, die ihr Gemahl, mit einem Anflug von Geringschätzung in der Stimme, zu ihr geäußert hatte, als sie in den Zug stieg, um zu diesem kleinen Fest bei ihrer Freundin Annie zu fahren: „Du wirst dort auch meinen alten Korpsbruder Bernd Northeim treffen; 's ist 'n komischer Kerl. Na, du wirst ja sehen."

Durch die tief herabreichenden üppigen Blumengewinde, die im Verein mit einem riesigen Baumkuchen den Ausblick beeinträchtigten und eine Unterhaltung mit der Gegenseite unmöglich machten, musterte sie kritisch ihr Gegenüber. Doch konnte sie beim besten Willen nichts Komisches an ihm entdecken. Allerdings schien ihr bis jetzt auch die begeisterte Schilderung Annies nicht gerechtfertigt. Erstaunliches hatte die ja von ihm zu melden gewußt; er habe fühlte, daß er sie beim Sprechen ansah, reizte es sie, seine Sicherheit durch ihren Blick auf die Probe zu stellen. Aber als sich ihre Blicke kreuzten, schlug sie die Augen nieder.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, sagte Bernd zu Margot, ihr die Hand reichend: „Sie haben sich bei Tisch nicht unterhalten, gnädige Frau; desto besser hat sich Ihr Nachbar unterhalten, selbst als Sie nur noch einsilbige Antworten für ihn hatten. Er erinnerte mich trotz seines Alters an einen fröhlichen Knaben, der auf die Schmetterlingsjagd geht. Denn er ließ kein Auge von dem prachtvollen Brillantschmetterling, den Sie tragen, sofort bereit, ihn zu haschen, falls er etwa davonfliegen sollte. Wie gern wär ich Ihnen zu Hilfe geeilt, aber Sie wissen ja, daß ich durch fast unüberwindliche Schranken von Ihnen getrennt war. Selbst, Sie nur deutlich zu sehen, hatte ich nur die Wahl, den Baumkuchen aufzuessen, der so störend zwischen uns stand, oder — was ich bei anderen manchmal als geschmacklos verdamme — eine kleine Rede zu halten. Ich tat das letztere, weil es mir leichter vorkam."

„Gegen Ihre Absichten auf den Baumkuchen hätte ich aber auch Protest einlegen müssen," erwiderte sie, auf seinen

„Und was entspricht Ihrer Wesensart?"

„Beethoven, Wagner, das heißt, was ich den eigentlichen Wagner nenne, einiges von Liszt, zum Beispiel die »Faust«-Symphonie, und von Chopin; doch bin ich nicht unduldsam."

„Und von Wagner, was da?"

„Tristan, ja, Tristan! Dann die »Götterdämmerung« und überhaupt der Ring. Aber »Tristan und Isolde« halte ich — leider stimme ich darin mit denen überein, die sich Wagnerianer nennen — für seine bedeutendste und Wagnerischeste Schöpfung."

„Für mich ist Tristan das Höchste in der Musik überhaupt. Würden Sie uns nicht vielleicht etwas vorspielen, aus Tristan oder aus" . . .

„Gnädige Frau! Der Hörer aber findet dabei nicht seine Rechnung. Denn während ich spiele, erlebe zwar ich in der Erinnerung die Aufführung wieder, die ich in mustergültiger Weise einmal — sagen wir in Baireuth — vor Augen und Ohren gehabt habe. Ich sehe nicht nur das ganze szenische Bild in ursprünglicher Deutlichkeit, ich höre auch das vollständige Orchester mit all seinen Instrumenten und Sängern, alle Töne und leisesten Untertöne;

Die Kirche von Lauterbach. Nach einem Aquarell von Walther Schmidt.

Diese altersgraue Holzkirche des Erzgebirgsdorfes, ein wertvolles Zeugnis altertümlicher Bauweise, namentlich auch durch ihren hölzernen Wehrgang, wurde bei dem notwendigen Neubau einer größern Kirche vor der drohenden Vernichtung dadurch gerettet, daß sie von ihrem bisherigen Standort nach dem Gottesacker versetzt wurde.

durch ungewöhnliche Intelligenz und Ausdauer in wenigen Jahren fürstlich zu nennenden Reichtum erworben, kenne die ganze und die halbe Welt, sei ein glänzender Schriftsteller und hinreißender Plauderer und betöre alle Weiber.

„... betöre alle Weiber! Der da" — Margot lächelte ein wenig ironisch. Der Mann mit dem unschönen, zwar klugen, aber durchaus nicht etwa bedeutenden Gesicht, der jetzt mit einer gewissen ernsten Wichtigkeit auf seine Nachbarin zur Rechten einredete, eine in hochgeschlossener, bordeauxroter Toilette steckende blonde, kleine Frau, von der die Sage ging, daß ihre Konversation sich ewig um ihr halbjähriges Bübchen drehe? Übrigens, interessiert hätte es Margot doch, was er seiner Nachbarin zu sagen hatte, denn die hing wie gebannt an seinen Lippen; leider konnte sie kein Wort verstehen.

Aber, so fragte sie sich plötzlich selbst, wie kam es nur, daß sie überhaupt Zeit hatte zu solchen Betrachtungen?

Nun, ihr Nachbar, ein Superintendent, hatte — wie sie sich allerdings nur in Gedanken respektlos ausdrückte — bereits so viel Öl verzapft, daß ihr Bedarf längst mehr als gedeckt war, und auf ihrer andern Seite „das Erbübel der Familie", Tante Marianne, war auch nicht gerade zum Totlachen.

Da klopfte es ans Glas; ihr Gegenüber erhob sich und sprach sicher und mit absoluter Gelassenheit und zwang sie mit seiner dunkeln, wohlklingenden Stimme in den Bann seiner Gedanken. Nur einen Augenblick, da sie Ton eingehend, „weil ich nämlich ein gut Teil davon mit nach Hause bekommen soll; vier Tüten voll werden bei mir zu Hause erwartet, das heißt, eine ist für meinen großen Niki."

„Niki! Ja, mein lieber alter Freund; ich habe ihn seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Ich freue mich herzlich, daß es ihm so gut geht; ich weiß nämlich sofort, wie es dem Manne geht, wenn ich die Frau sehe. Er hat übrigens rasend Karriere gemacht. Auch darüber freue ich mich, obgleich er mich dadurch gezwungen hat, mein Glaubensbekenntnis zu revidieren."

„Ihr Glaubensbekenntnis?"

„Ja, ich habe nämlich früher fest daran geglaubt, daß Geheimrätinnen alt und häßlich seien."

Irgend jemand griff jetzt in die Tasten des Flügels.

„Hu!" machte Margot, ein Schaudern heuchelnd, „wir bekommen Salonmusik zu hören; zum Nachtisch! Übrigens, Sie spielen auch?"

„Ja, aber nur für mich."

„Egoismus!"

„Nein, zarte Rücksicht! Für Egoismus würde ich es halten, wenn ich meinen Zuhörern meine Stimmungen und meine Weltanschauung, die von der anderer Leute stark abweichen, aufnötigte."

„So spielen Sie Eignes?"

„Nein, aber ich mache mir von den anderen nur das zu eigen, was meiner Wesensart entspricht."

während meine Zuhörer natürlich nur einen Dilettanten mangelhaft Klavier spielen hören. Sie begreifen jetzt wohl, weshalb ich sagte, ich spielte nur für mich."

„Ich habe voriges Jahr Tristan in München im Prinzregenten-Theater gehört, ein unvergeßlicher Genuß! Das ist ja kein Theater mehr, nein, das ist weihevollste Andacht! Wollen Sie nicht glauben, daß Ihr Spiel in der Seele eines Gleichgestimmten dieselben Vorstellungen auslösen kann wie bei Ihnen?"

„Gewiß! Aber was werden die anderen sagen?"

„Die anderen? — So spielen Sie eben für mich!"

„Ja! — Nur nicht sofort!"

„Wann Sie wollen."

* * *

In dem gegen das Musikzimmer durch einen türkischen Teppich abgeschlossenen hohen Raume, den man durch zartgrünes Gezweig in eine Laube verwandelt hatte, war der Kaffee gereicht worden.

Margot saß tief in einen Sessel gelehnt. Die Freude, einen kleinen Sieg über Bernd errungen zu haben, hatte ihre Wangen gerötet. Erwartung glänzte aus ihren Augen.

Ein Ton quoll jetzt hinter dem türkischen Teppich hervor, ein einziger großer, voller Ton, der zitternd wieder erstarb, aber gleichzeitig all das Summen der Konversation auslöschte. Selbst Tante Marianne hielt ihre Rede

an und legte den kleinen goldenen Löffel so behutsam auf ihre Tasse nieder, daß nur ein leises Klirren noch durch den Raum ging. Bernds Nachbarin bei Tisch, die kleine bordeauxrote Dame, warf einen fast gehässigen Blick auf Tante Marianne, dann bohrten sich ihre Augen in den türkischen Teppich, und sie sah aus, als wollte sie vor Hingebung zerschmelzen.

Wie sie sich hat, dachte Margot; sie bildet sich ein, er spiele für sie, während er doch nur —

Ihr Gedankengang wurde durch das Spiel unterbrochen.

Sie war in Kareol im öden Burghof, sie sah Tristan, den todwunden Recken, von Kurwenal behütet, im Schatten der alten Linde wie leblos liegen, sie hörte das Meer uralte, dumpfe Grabgesänge murmeln, dazwischen die schwermütigen, wie verirrten Klänge des Hirtenreigens.

Welch ein überwältigendes Bild düsterster, hoffnungslosester Trauer! Wer das so spielen konnte, mußte der nicht mit Elend und Tod und einem grausen Verhängnis bis aufs Messer gekämpft haben? War der Spieler nicht vielleicht selbst der vom tödlichen Streich Getroffene, dessen Los war: sich sehnen und sterben, nein! im Sterben sich zu sehnen — vor Sehnsucht nicht zu sterben?

„Vor Sehnsucht nicht zu sterben", wiederholten leise ihre Lippen. „Armer Mann!"

Ihr Inneres war bis in die Tiefe aufgewühlt. Ein heißer Strom des Mitleids quoll ihr zum Herzen. Was mußte er leiden, dieser glänzende, beneidete Mann! Und niemand verstand ihn. Aber sie wollte ihn trösten, aufrichten, heilen — wie ein wonniger Rausch kam es über sie: sie wollte, sie mußte seine Isolde sein!

Der Flügel erklang von neuem.

An der erhabenen Einfachheit des Stils erkannte Margot nach wenigen Takten eine Beethovensche Sonate. Einmal früher hatte sie so ohne jede Pose und so eindringlich Beethoven spielen hören: von Frédéric Lamond.

Es war ihr, als höre sie die Stimme des Schicksals aus diesen bald lieblichen, bald feierlich wuchtigen Akkorden. Ein Menschenleben, ihr eignes, stellte sich ihrem innern Blicke dar.

Auf dem Höhenpfade eines gewaltigen Gebirgskammes wanderten sie, Bernd und sie, hoch über dem irdischen Getriebe im freien, goldenen Sonnenlicht. Über Matten führte der Pfad, aus deren Grün weiße Blumen wie Sterne hervorleuchteten; an schroffen Felswänden kroch er entlang, vorüber an schauerigen Schluchten, in denen Gießbäche rauschten. Solange es über die sanften Matten ging, sahen sie sich an und lächelten, befangen in einem tiefen Glück, das keinen Namen hat. Und wenn die Abgründe drohten, fühlte sie mit wonnigem Erbeben die starke Stütze seines Armes, sah sie die sieghafte Ruhe seines Auges.

Oh! und alle Schönheit der Welt lag ausgebreitet zu ihren Füßen, flammte in glühenden Farben am Himmel.

Höher hinauf ging es. Da sah sie hoch droben, dort, wo sich der Pfad in ungewisse Fernen verlor, schwarzes Gewölk sich auftürmen. Je näher sie ihm kam, desto mehr erschien es ihrer Angst ein furchtbar dräuendes Ungewitter. Die Luft ward dunstig, fahlgelb hing die Sonne und schwer am Himmel. Mühsam schleppte Margot sich weiter, unwegsamer ward der Pfad, Geröll versperrte den Weg. Kichernde Stimmen wie boshafter Alpe zischelten ihr ins Ohr: „'s ist 'n komischer Kerl, 's ist 'n komischer Kerl." Sie fühlte ihre Zunge wie verdorrt am Gaumen kleben; sie konnte nicht mehr — da sah er sie an mit einem Blick. Und vor diesem Blick schwanden alle Sorgen, alle Schrecken, alle Mühsale. Dieser Blick schien sie zu fragen: Du Kleingläubige, wohin sind dein Mut und dein Vertrauen? Greift dich, Zarte, die Höhenluft an? Willst du zurück ins Tal, in die rauchigen Hütten? War denn das ein Leben, das du da unten führtest? Und willst du sterben wie die in den Niederungen? Was ist für sie das Sterben? Ist es nicht ein Zurücksinken in die schweigende Nacht der Ewigkeit, aus der sie einen Augenblick lang den Kopf erhoben hatten, um in die Sonne zu blinzeln? Willst auch du die Sonne ängstlich nur anblinzeln, oder willst du, Augen und Herz weit öffnend, ihre erhabene Schönheit wie ein Durstiger in dich trinken und dich daran berauschen, bevor die Nacht kommt, die ewige Nacht?

Ja, sie wollte Vertrauen haben, sie wollte das Leben in Schönheit leben und in Kraft und wollte Bernd folgen in die fernsten Fernen, zu den höchsten Höhen! Da wurde eine tiefe Stille in ihr und um sie — eine feierliche Stille — —

„Du solltest eine Tasse Kaffee nehmen," sagte Tante Marianne, sich teilnahmsvoll zu Margot beugend, während gleichzeitig ein stürmischer Applaus losbrach, „du siehst ja ganz blaß aus — oder noch besser: einen Kognak — ach was, ziere dich man nicht! Das wärmt und bringt auf gute Gedanken."

Als der Hausherr nun selbst ein Gläschen Kognak brachte, blickte Margot auf. Wie durch einen Schleier sah sie Bernd bei der Bordeauxroten stehen, die mit ihrer süßesten Stimme bat: „Ach! jetzt müssen Sie uns aber etwas recht Lustiges spielen." Und sie hörte Bernd antworten: „Gewiß, gnädige Frau, etwas Polnisches, einen Tanz, wenn es Ihnen recht ist."

Der verhallende Mollschlußakkord der Masurka klang im Herzen Margots weiter. Als Bernd, mit Beifall überschüttet, eintrat, sah er Margots Gesicht sich zugewandt; er ging zu ihr und setzte sich neben sie. Sie sprach kein Wort, sie hielt nur die schönen, tiefen Augen mit wehem Ausdruck auf ihn gerichtet.

„Es tut mir leid," sagte er mit einer ihr seltsam wohltuenden Weichheit in der Stimme, „wenn Ihnen mein Spiel mißfallen hat."

„Mißfallen? O nein! — Gefallen. Was für ein armer Ausdruck für die starken und tiefen Gefühle, die ich bei Ihrem Spiel empfunden habe. Sie sind ein Künstler — nein, widersprechen Sie mir nicht! Sie verstehen es, sich so vollständig in die Seele des Komponisten zu versetzen, daß Sie sein Werk geradezu nachschaffen, und zwar mit solcher Treue, daß — für mich wenigstens — Wagner, Beethoven und Chopin selbst am Flügel gesessen haben. Und sogar die kleinen Mängel der Technik, die Ihnen dabei mit untergelaufen sein mögen — Sie müssen mir schon erlauben, auch darüber zu sprechen — haben mir, weit davon entfernt, mich zu stören, im Gegenteil die Illusion vollständig gemacht, indem sie mir einen Begriff gegeben haben von dem Ringen des Komponisten mit dem Stoff und dem Instrument.

Sie haben durch ihr Spiel eine Fülle von Bildern in mir entstehen lassen. Wenn ich Ihnen das Bild beschreiben wollte, das Ihr Vortrag der Masurka in mir hervorgezaubert hat, würden Sie verstehen, wieso" — —

„Es wäre mir natürlich sehr interessant, wenn Sie mir darüber sprechen wollten."

„Ach, so ein polnischer Tanz! Wie das prickelt und packt und mit fortreißt! — Sie müssen nämlich wissen, daß ich von meiner Großmutter her polnisches Blut in den Adern habe. — Sie hatten kaum mit der Masurka begonnen, da war ich schon von dem Feuer polnischer Tanzfreudigkeit ergriffen. Alles um mich her auf einmal wie durch Zauberei verwandelt! Burschen und Mädel in polnischer Tracht auf dem Tanzboden; ich selbst, ein Mädel, mitten unter ihnen! Wie das wogte und lockte, jubelte und schluchzte! Wie sich die verhaltene Glut der Tänzer in den Rhythmus zwang! Und ich stand da, und keiner holte mich; auch er nicht, dem mein ganzes Herz entgegenflog. Ah! jetzt wirbelte er an mir vorüber mit einer andern im Arm, mit einer andern im roten, im bordeauxroten Rock! Und als ich die beiden beobachtete, wie sie, eng aneinandergeschmiegt, sich heiße Liebesworte zuflüsterten, so daß mich Einsame, Verlassene, Gedemütigte ihr warmer Atem streifte, überfiel mich ein so herzzerreißendes Weh" — — — und leise Verwunderung in Bernds Mienen lesend, fuhr sie fort: „So sahen Sie mich, als Sie hereinkamen; ich war ein Spielball meiner durch Musik so leicht erregbaren Phantasie geworden"; sie lachte, und ihr Lachen bildete einen seltsamen Gegensatz zu der verräterischen Glut ihrer dunkeln Augen; „aber jetzt ist, wie Sie sehen, diese momentane Emotion vollständig überwunden."

Bei den letzten Worten war die Frau des Hauses hinter Margots Stuhl getreten. Zärtlich streichelte sie der Freundin Wange. „Wie du glühst, Liebste," sagte sie lächelnd; „so lassen wir dich nicht fort, es ist ja auch schon zu spät. Sieh mal, morgen geht ein wundervoll bequemer Zug um elf. Du kommst morgen auch noch früh genug; Niki wird die Kinder nicht hungern lassen. Ich freue mich ja so sehr, daß du, Verwöhnte, dich so gut unterhältst. Sicher wird auch Herr von Northeim seine Bitten mit den unsrigen vereinen. Geh', Schatz, jetzt fängt es ja erst an gemütlich zu werden."

„Zu spät, sagst du?“ stieß Margot hervor, die sich hastig erhoben hatte. „Nein, das ist ja nicht denkbar; ich muß heute nach Hause, ich habe es Niki doch fest versprechen müssen. Wieviel Uhr ist es denn? Drei Viertel zehn Uhr? Zehn Uhr fünfzehn Minuten geht mein Zug, da komme ich sicher noch mit. Ihr seid sehr lieb, aber ich kann unter keinen Umständen hier bleiben. Nein, Annie! Unter keinen Umständen. Ich muß unbedingt nach Hause — Und die Tüten, Annie, bekomme ich die trotzdem mit?“

Aber als sie der davoneilenden Freundin nachsah, streifte ihr Blick das Gesicht Bernds, und es schien ihr, als suche er jemand. Da kam wieder jenes trostlose Gefühl des Verlassenseins über sie, und sie bereute ihren raschen Entschluß. Aber sie wollte sich um keinen Preis wankelmütig zeigen, und sich aufraffend, eilte sie Annie nach, die sie im Speisezimmer beim Packen der Tüten traf.

Bald war sie zum Abschied fertig. Eins der Mädchen, so hatte Margot bestimmt, sollte sie die paar Schritte zur Bahn begleiten.

Von Annie, deren Mann und Bernd wurde sie hinausgeleitet. Sie duldete nicht, daß jemand von ihnen weiter mitgehe als bis zur Korridortür. Hier verabschiedete sie sich aufs herzlichste von dem befreundeten Paar. Bernd beugte sich tief über ihre Hand.

Annie und ihr Mann eilten zu den Gästen zurück. Bernd nahm aus seinem silbernen Etui eine Zigarette und näherte sich, um sie anzuzünden, gemächlich der Spiegelkonsole, wo er Streichhölzer vermutete.

Da sah er dort ein Paket liegen. Als er es in die Hand nahm, fühlte er, daß es eine Tüte war. Dann stand er einen Augenblick wie in Erwartung, und ein leises Lächeln huschte über seine Züge — das Lächeln eines Wissenden.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Er hörte eilige Schritte die Treppe heraufkommen und hörte jetzt hinter sich hastige Atemzüge und das Rascheln von Frauenkleidern. Er drehte sich um und sah in Margots leidenschaftlich erregtes, schönes Antlitz.

Ganz langsam kam sie näher, ohne ein Wort zu sprechen.

Einen Augenblick sahen sie einander an wie zwei Kämpfer, die sich mit den Augen messen.

Dann sagte er leise, fast tonlos, und langsam, unerträglich langsam: „Ich wußte, daß Sie wiederkommen würden, gnädige Frau,“ — ihr Herz klopfte zum Zerspringen — „denn Sie haben etwas vergessen; hier das Paket, die Tüte für Niki“ — er reichte ihr das Paket — „grüßen Sie ihn also, bitte, sehr, sehr herzlich von mir! Gute Nacht, meine gnädige Frau!“

Sie erwiderte nichts; sie wandte sich um und ging wie im Traum die Treppe hinunter.

Der Schobbe.

Ein lustiges Kölner Geschichtchen von T. Resa.

Der hochwürdige Herr Severin Odental, Pfarrer von St. Marien, schritt mit nachdenklich gesenktem Haupt die holprige Töpfergasse hinunter, die, als nächster Weg, seiner Behausung zuführte. Er kam von einem Kondolenzbesuch bei der Witwe des Flickschusters Köbes, den man vor kurzem hinausgetragen hatte zu dem stillen Ort, „von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt“. Die Witwe hatte ihn sichtlich erwartet; denn das weiße, schön gefaltete und, wie es schien, steifgestärkte Sacktüchlein lag neben Buch und Rosenkranz schon bereit. Mit Leid hatte er zusehen müssen, wie sie sich ihre arme alte Nase im Verlauf seines Trostbesuches ganz rot und wund damit gerieben. So kümmerlich hatte das alte Weiblein vor ihm gesessen in ihrem fuchsigen, schwarzen Rock und mit viel Geschnauf und Geschnüffel seinen wohlgemeinten Worten gelauscht. Und doch war es ihm immer gewesen, als habe sie ihm etwas sagen wollen, etwas Besonderes, das ihr Herz beschwerte und herunter sollte — und sich doch nicht hervorgetraute. Hin und her hatte sie einen Blick nach dem niedern Schustertritt geworfen, wo noch die Lederabfälle umherlagen und über dem leeren Dreibein die Glaskugel hing, und die Tränen waren dann reichlicher geflossen. Aber ihr Herz war ihm, ihrem Seelsorger und Beichtiger, verschlossen geblieben. Nun, sie würde schon kommen! Er hatte Geduld mit seinen Schäflein; schließlich kamen sie doch alle zu ihm und packten ihr Sorgenbündlein vor den Augen ihres milden Hirten aus.

Was konnte das alte Weiblein, außer ihrer Witwentrauer, groß drücken? Nahrungssorgen konnten es kaum sein; denn das Häuschen, das wie ein Schwalbennest an der Stadtmauer klebte, gehörte ihr und warf einen bescheidenen Mietzins ab. Gleich nach dem Tode des Meister Köbes hatte sich ein anderer Flickschuster, der sich „in die Kundschaft setzen wollte“, dort eingemietet, und Mutter Köbes hatte sich nur die eine große Stube behalten. Und was braucht so ein altes Frauenzimmer? Ein Schälchen dünnen Kaffee und ein Stück Brot. Und das hatte sie doch. Nein, Nahrungssorgen konnten es nicht sein.

Nahrungssorgen waren es auch nicht, was Mutter Köbes' Herz bedrückte. Arg einteilen würde sie ja freilich die paar Pfennige müssen, und knapp würde es hergehen, wenn es noch zum warmen Stübchen langen sollte. Aber die guten Herrschaften, für die ihr seliger Köbes jahrelang die Schuhe so schön besohlt und geflickt hatte, wollten ihr ja dann und wann einmal etwas zustecken, das hatten sie ihr versprochen, als sie ihnen unter vielen Tränen die letzten Schuhe abgeliefert. Und sie hatte auch schon milde Gaben erhalten — freilich manche, mit der die Witwe Köbes beim besten Willen nichts anzufangen wußte. Da war z. B. ein Vogelbauer in Laubsägearbeit, als stolzes Maurenschloß gedacht, von dem der Zahn der Zeit schon einige Zieraten abgeknabbert hatte. Ferner ein „Patent-Toaströster“, dessen Nebenpatent es zu sein schien, seinem glücklichen Besitzer zugleich die Finger zu rösten. Ihn konnte Mutter Köbes, selbst bei einer so vornehmen Geschmacksrichtung, wie sie dieses Instrument voraussetzte, schon deshalb kaum verwenden, als sie nur noch einen imposanten Zahn ihr eigen nannte und anstatt „Toast“ zu rösten die gänzlich unpatentierte Methode anwandte, ihr Brot oder ihren Weck in den Kaffee einzubrocken. Erbsen, Bohnen und Linsen waren ihr in so reichem Maße zugegangen, als hegten die edlen Spender die solidarische Ansicht, daß diese nahrhaften Hülsenfrüchte die rationellste Nahrung für trauernde Greisinnen seien. Eine gute Dame hatte ihr sogar einen herrlichen Schinkenknochen mit „noch jet*) dran“ ins Körbchen gelegt, und solche Leckerbissen waren selbst zu des seligen Köbes Lebzeiten nur selten auf den Tisch gekommen. Bloß Doosch**) kriegte man davon — arg Doosch! Und von dem vielen kalten Wasser, das man dann trinken mußte, wurde es einem ganz schudderig im Magen.

„Ich ärm Dier***)“, seufzte Mutter Köbes. „Ich ärm, alt Dier!“ Hochwürden der „Herr Pastohr“ hatte ja recht! Sterben müssen wir alle — und ihr Köbes, der hatte es jetzt gut. Kriegte „nen gooden Stuhl im Himmel“ und litt nich Hunger noch Durst. — Nein, Doosch hatte der nicht mehr. Und mit einem brunnentiefen Seufzer dachte das alte Weiblein über die Härte ihres Witwenstandes nach.

„Fleißig beten!“ hatte der „Herr Pastohr“ gesagt. Und Mutter Köbes hatte es nicht daran fehlen lassen. Ach, was ihr am härtesten schien, das hatte sie dem „Herrn Pastohr“ nicht klagen können! Das konnte sie nicht einmal dem heiligen Schutzpatron der ehrsamen Schustergilde klagen, dem es doch am ersten zukam, sich um sie zu kümmern. Männer wissen viel, wie so einem armen, verlassenen Weiblein zumute ist! Und ein Mann war der heilige Schutzpatron der Schuster am Ende doch auch. Nein, nicht zu ihm — zur Mutter Gottes wollte sie gehen, gleich heute noch. Ihr wollte sie ihr Leid klagen. Sie verstand sich ja auf alle Seelenschmerzen. Sie würde ihr helfen.

Als es dämmerte, und das geschah schon früh in diesen letzten, dunklen Dezembertagen, machte sich Mutter Köbes auf den Weg. Gern hätte sie die Mutter Gottes durch ein kleines Geschenk erfreut und ihrem Anliegen günstiger gestimmt. Aber das Begräbnis hatte den letzten Groschen verschlungen, und der Mietzins ging erst zu

*) Etwas.
**) Durst.
***) Armes Tier.

Neujahr ein. Einen Augenblick dachte sie an das stolze Maurenschloß in Laubsägearbeit. Aber nein, damit konnte die liebe Gottesmutter wohl auch nichts anfangen. Also mußte sie es schon bei dem Versprechen einer Wachskerze bewenden lassen.

Kalt fuhr der Wind ihr entgegen, riß an dem schwarzen Tuch und wirbelte sie wie ein welkes Blatt vor sich her. Tief hing der düstere, schneedrohende Himmel. Unwirsche Menschen stießen sich auf der Straße, Kutscher knallten mit der Peitsche, unnütze Straßenjungen balgten sich, und die Luft war laut von all dem Lärm. Desto stiller, schöner und feierlicher war es in der halbdunkeln Kirche. Hier brannten die Altarkerzen und bildeten kleine, weiße Lichtinseln um sich, und der Duft des Weihrauchs füllte die hohe, verdämmernde Wölbung. Nur wenige Menschen standen oder knieten vor den einzelnen Altären. Mutter Köbes wartete lange und geduldig, bis sie sich einmal allein sah. Da erst kniete sie vor dem kunstvoll geschmiedeten Eisengitter nieder, das den Altar der allerseligsten Jungfrau umgab, und hob Blick und Hände zu ihr empor. Seltsam mild blickte diese über die weißen Kerzen und die süßduftenden Blumen, die fromme Herzen ihr gespendet, auf das alte Weiblein nieder. Und auch das gebenedeite Kind in ihrem Arme schien auf die Kniende herabzulächeln.

Mutter Köbes besann sich mühsam auf ihr bißchen Hochdeutsch; denn es schickte sich doch gewiß nicht, mit der heiligen Mutter Gottes „kölsch“ zu reden wie mit jedem Köttel*). „Du leiv Muttergottes,“ bat sie inbrünstig, „horch ens, was ich dir klage will. Du kanns mir ja helfen, du bist uns Fraue ja joot. Du weißt ja, daß der Köbes gestorwe is — Gott sei seiner ärm Seel jnädig — un deß ich ärm Dier verlasse bin. Hunger brauch ich ja grad nich zu leide — enä! Hunger nich! Aber Doosch — leiv Muttergöttesche — arg Doosch! Der Hals is mir als janz dröög**), ich kann nich mehr singe zu dein Ehr und Preis. Mir ware ja ärm, aber sei Schöbbje Wing hat der Köbes doch als immer zum Abend gehollt — das war uns' Herzstärkung und Millezihn***) — der hielt Leib und Seel zusamme und wärmte den alten Magen. Ach, leiv Muttergöttesche, un du weißt doch jewiß, wenn mer das als jewöhnt is, wie arg hart es is, auf die alten Däg nu bloß dat schuddrig kalte Wasser für zo drinke zu haben. Ming alt Kehl is als zusammegeschnorrt wie ne Gansjurgel. Mach als, daß joode Leut mir ärm alt Dier jet zukomme lasse, daß ich als abends wieder mei Schöbbje für zo drinke hann. Du kanns es!“

Schon halb getröstet, machte sich Mutter Köbes auf den Heimweg. So eine Aussprache, die tut doch wohl! Und die liebe Mutter Gottes, die würde sich der Sache

*) Gassenjunge, Junge.
**) Trocken.
***) Medizin.

schon annehmen — die wußte, wie arg der Doosch einen quälen konnt. Hatte sie nicht im heißen Morgenland gewohnt? Freilich, so von heute auf morgen konnte sie noch kein Resultat erwarten. Dazu hatte die Mutter Maria zu viel zu tun. Zu viele Bitten stiegen täglich zu ihr empor, und darum mußte sie, Mutter Köbes, sich schon gedulden, bis sich die Himmelskönigin um ihre Angelegenheit bekümmern konnte. Nur nicht auslassen mit Bitten und fleißig erinnern! Und so schlorrte Mutter Köbes allabendlich zur Kirche, wartete den geeigneten Moment des Alleinseins ab und betete ihre Litanei herunter. Da sie selbst nicht mehr so ganz gut hörte, betete sie ziemlich laut.

Der Küster von St. Marien, ein kleines, dürres Männchen mit einem großen Kahlkopf, fing an, auf die Alte, die er gut kannte, aufmerksam zu werden. Er konnte die „Madamms“ überhaupt schlecht leiden — sie fanden nie ein Ende mit ihren Anliegen und waren alle „Klevpflaster“. Diese aber hatte er schon mehrmals sanft daran mahnen müssen, daß auch die lieben Heiligen ihre Ruhe haben wollten und er die Kirche nun schlösse. Diesem Klevpflaster mußte er anders beikommen. Und in seinem stets zu Schelmerei und Schabernack geneigten Schädel reifte der Plan, der Alten einmal einen heilsamen kleinen Schrecken einzujagen, damit die „Klöhnerei“ endlich aufhöre. Am vorletzten Abend des Jahres, nahm er sich vor, wurde es getan. Da ging 's nachher beim Beichten noch mit unter die Sünden des alten Jahres — und Sünde — nein, Sünde war es auch gar nicht, schätzte er, wenn er der Madamm Köbes ihre Unverschämtheit ein bißchen unter die Nase rieb.

Zu der Zeit, da Mutter Köbes zu kommen pflegte, huschte er hinter den Marienaltar, verbarg sich gut und sah denn auch bald das alte Weiblein in ihrem fuchsigen, alten Tuch, in der Hand ein ebenso altes, fuchsiges Parapluie, heranschlorren. Kaum hatten sich die letzten Beter entfernt — und das war reichlich spät — kniete sie am gewohnten Plätzlein nieder, schnüffelte und hustete zuerst wieder recht ausgiebig, damit die liebe Mutter Gottes schon von selbst einsehen müsse, wie „dröög“ ihr Hals war, und begann dann die gewöhnliche Litanei herzubeten. Es war immer dieselbe: vom toten Klöbes und vom traurigen Witwenstand und vom argen Doosch. Als sie nun zum Schluß recht herzbeweglich bat, die Mutter Maria möge doch ein Einsehen haben und ihr den gewohnten Schobben Wing bewilligen, da kam plötzlich mit feiner Kinderstimme vom lieben Christkindlein die tadelnde Antwort: „E halv — mein ich — wär auch genoog *).“

Mutter Köbes kroch ein eiskalter Schauer über den Rücken. Ganz zusammen fiel sie vor dem Altargitter, und — was ihr all ihr Lebtag nicht passiert war — die Zunge versagte ihr den Dienst. Dem Küster wurde angst und

*) Ein halber (Schoppen), mein' ich, wär' auch genug!

bange. Hatte die Alte vor Schrecken etwa der Schlag gerührt? Jetzt rief er selbst im Geiste die Mutter Gottes und alle vierzehn Nothelfer an, ihn nicht so hart zu strafen. Gerade wollte er aus seinem Versteck hervorkommen, da regte sich Mutter Köbes. Ihre spitze, weiße Nase hob sich, und vorwurfsvoll rief sie, tiefgekränkt das gebenedeite Kindlein anblickend: „Kind, bis du still — ich red mit dinge Moder*)!“

* * *

In der „Gesprenkelten Henne“, des Küsters Stamm- und Leiblokal, gab es am Silvesterabend, als er das Krätzche**) zum besten gab, tobende Heiterkeit. Hier war er sicher, sein Schelmenstück nach Gebühr gewürdigt zu sehen; es waren ja alles „kölsche Jungs“, die einen guten Spaß verstanden. Es war die Wirtschaft, in der einst Meister Köbes seinen Schoppen allabendlich geholt, als er noch auf dieser Erde wandelte, und der Hennenwirt warf sich gewaltig in die Brust, daß sein „Eigengewächs“ — die Stammgäste nannten es sooren Hunk***) — so zu Ehren kam. Als sich der Lärm etwas gelegt hatte, schlug ein deftiger Schweinemetzger mit der Faust auf den weißgescheuerten Tisch und rief: „Hört eens: lasse mer zusammelege un der alt Tant zu Neujahr ihren Herzenswunsch erfülle. Jeder soll sich verpflichte, ein Abend in der Woch den Schobbe zu zahle — un auf ein paar wärm Wäschges†) Samstags kommt 's mir aach net an.“

Begeisterter Beifall lohnte den Redner. Jeder drängte sich herzu, seinen Beitrag zu zeichnen, und beinahe wäre Mutter Köbes' Schoppen überzeichnet worden. Auch nicht einer der „kölschen Jungs“ sagte: „E halv wär auch genoog!“ Dann verfaßte man ein Schreiben, das, um eine Flasche „extra Guten“ gewickelt, Mutter Köbes am andern Morgen vom „Zappjung“ überreicht und worin ihr mitgeteilt wurde, daß eine Anzahl Freunde ihres seligen Köbes, die unbekannt bleiben wollten, ihr den täglichen Abendschoppen bis an ihr selig Ende stifteten.

Noch lange hat die Überglückliche der Mutter Gottes Lob- und Preislieder gesungen. Und bis zum letzten Tage ihres Lebens ist sie fest überzeugt geblieben, daß damals die Mutter Gottes dem Christkindlein „über“ gewesen ist.

Küster Manes freilich ging nach der nächsten Beichte eine Weile mit gesenkten Ohren umher und lächelte etwas säuerlich, wenn man seiner Schelmentat in der „Gesprenkelten Henne“ gedachte. Der hochwürdige Herr Severin Odental hatte ihn tüchtig gezaust dafür. Und doch! War sie denn nicht zum guten ausgeschlagen? und hätte Mutter Köbes ohne sie nicht heute noch ihren Doosch und ihren dröögen Hals?

*) Deiner Mutter.
**) Kölnische Anekdote, Witz usw.
***) Saurer Hund.
†) Warme Würstchen.

Aus Jndustrie und Technik.

Die Entstehung eines modernen Schnelldampfers.

Der Schnelldampferverkehr wie überhaupt die Schiffahrt sind in den letzten Jahrzehnten von hervorragender Bedeutung für unser deutsches Wirtschaftsleben geworden, und diese Erkenntnis ist heute auch bis in die weitesten Kreise des Binnenlandes gedrungen. In demselben Maße wie die Schiffahrt hat sich auch der deutsche Schiffbau zu einem bedeutsamen Faktor in unserm Erwerbsleben entwickelt; denn Hunderte von Millionen werbenden Kapitals sind in unseren Reedereien und Werften angelegt. Mit berechtigtem Stolze sehen wir auf die glänzenden Leistungen unserer heimischen Werften, die in bezug auf den Schnelldampferbau eine führende Stellung einnehmen. Der beste Beweis hierfür ist die Tatsache, daß unsere Schnelldampfer wegen der gediegenen Bauart, der Güte des Materials und auch der Zuverlässigkeit von Offizieren und Besatzung bevorzugt werden.

Beabsichtigt eine Reederei einen Schnelldampfer zu bauen, so ist zunächst, wie für den Bau eines Hauses, ein Entwurf anzufertigen. Um die Sicherheit einer so großen Anzahl von Menschen, die der Dampfer befördern soll, zu gewährleisten, werden von dem Konstrukteur umfassende Sicherheitsrechnungen angestellt und die neusten Erfahrungen auf dem Gebiete der Schiffahrt und des Schiffbaues in weitestgehender Weise berücksichtigt. Diese theoretischen Berechnungen sind in ihrer Ausführung sehr umständlich, da die Form des Schiffes hierfür keine regulären geometrischen Gebilde ergibt. Außer der Berechnung des Deplacements, d. h. des Gewichts der verdrängten Wassermasse, und ihres Schwerpunkts sowie der sehr langwierigen Bestimmung des Gewichtsschwerpunktes sind hauptsächlich noch folgende Rechnungen auszuführen: 1. die Trimmrechnung, die gewährleistet, daß das fertige Schiff vorn und hinten gleich tief eintaucht; 2. die Stabilitätsrechnung, die darüber Aufschluß gibt, ob das Schiff bei den auf See vorkommenden größten seitlichen Neigungen wieder in die aufrechte Lage zurückkehrt, also nicht kentert; und 3. die Leckrechnung, die zeigen soll, daß das Schiff noch schwimmfähig ist und seine Reise fortsetzen kann, wenn bei einem entstandenen Leck zwei benachbarte Abteilungen voll Wasser gelaufen sind. Hier mag gleich erwähnt werden, daß ein Schnelldampfer zur Erhöhung der Sicherheit durch wasserdichte Schotte (Wände) in eine so große Anzahl von Abteilungen geteilt ist, daß man wohl sagen kann: ein moderner Schnelldampfer ist unsinkbar.

Die Bestimmung der Abmessungen für die einzelnen Bauteile des Schiffskörpers

1. Die Werkstätte der Kesselschmiede.

2. Das Einbauen der Querschotten.

3. Das Einziehen der Decksbalken.

erfolgt zum Teil durch Festigkeitsrechnungen, zum Teil nach den Vorschriften der Klassifikationsgesellschaften, einer Art privater Baupolizei, die auch den Bau des Schiffes auf der Werft überwacht und das Schiff einer bestimmten Klasse zuteilt, der entsprechend dann die Höhe der Versicherungsprämie bemessen wird. Die bekanntesten Gesellschaften dieser Art sind: der Germanische Lloyd in Deutschland, der Englische Lloyd in England und das Bureau veritas in Frankreich.

Sind nun alle Rechnungen und Zeichnungen für das Projekt erledigt, so geht dieses an die für den Bau eines Schnelldampfers in Frage kommenden Werften zur Abgabe eines Preises. In den technischen Bureaus werden an Hand der Zeichnungen je nach Art des Materials und der Bearbeitungsmethode genaue Gewichtsrechnungen angestellt, deren Ergebnisse dem kaufmännischen Bureau als Grundlage für die endgültige Festlegung des Preises dienen.

Sobald einer Werft der Auftrag zum Bau des Schnelldampfers erteilt ist, handelt es sich für sie in erster Linie darum, die für den Bau zunächst nötigen Walzmaterialien, wie Platten und Winkel, zu beschaffen. Hunderte von Zeichnungen in den verschiedensten Maßstäben ($^1/_{100}$; $^1/_{50}$; $^1/_{25}$; $^1/_{10}$ usw.) sind anzufertigen, nach denen die genaue Bestellung des Eisenmaterials und die Bauausführung erfolgen. Mit Eintreffen des ersten Materials von den Walzwerken müssen auch alle Vorarbeiten für den Beginn des Baues erledigt sein.

Hierzu gehört vor allen Dingen die „Abschnürung“ der „Linien“ auf dem „Schnürboden“, d. h. es wird auf dem hellgestrichenen Boden einer weiten Halle die in dem Konstruktionsbureau entworfene Form des Schiffes in natürlicher Größe eingerissen.

Bezüglich der Bestimmung der Schiffsform mag noch erwähnt werden, daß diese erst endgültig festgelegt wird, nachdem an kleinen Modellen aus Paraffin im Maßstab $^1/_{100}$ die für den Widerstand im Wasser sich ergebende günstigste Form ausprobiert ist. Diese Bestimmung des Widerstandes erfolgt in besonderen Schleppversuchsstationen in der Weise, daß die Modelle in einem langen Bassin mittels eines elektrisch betriebenen Wagens in absolut ruhigem Wasser geschleppt werden und der dabei auftretende Widerstand von einem zwischen Wagen und Modell eingeschalteten Dynamometer abgelesen wird.

Nach der Abschnürung werden nun Schablonen aus dünnem Holz für die Bearbeitung der Platten und Winkel angefertigt und die Spanten der Schiffsform entsprechend gebogen. Spanten nennt man die in Abständen von etwa 600 mm errichteten vertikalen Winkel oder Profileisen, an denen die äußere Beplattung des Schiffsrumpfes befestigt wird. Zu den Vorarbeiten gehört ferner noch die Aufbereitung der Helling, d. i. einer etwa im Verhältnis 1 : 16 zur Wasseroberfläche geneigten schiefen Ebene, die durch Einrammen von Pfählen und darauf gelagerte Betonschicht dazu geeignet gemacht ist, das Schiff während seiner Bauzeit an Land bis zum Stapellauf zu tragen. Wie fest dieser Untergrund beschaffen sein muß, geht ohne weiteres daraus hervor, daß das Ablaufsgewicht eines modernen Schnelldampfers bis zu 13 000 000 kg beträgt. Auf dieser

4. Das Einsetzen des Ruders.

5. Die Beplattung des Oberdecks.

6. „George Washington“, der größte Dampfer unter deutscher Flagge, kurz vor dem Stapellauf auf der Helling des Stettiner Vulkan.

Helling werden in 1,5 bis 2 m Entfernung sog. Stapelklötze errichtet, deren obere Flächen in einer Ebene liegen müssen, da sie zur Aufnahme der wagerechten Kielplatten dienen.

Inzwischen sind von den Walzwerken die Platten und Winkel eingetroffen, die sofort nach den obenerwähnten Schablonen angezeichnet und in die Schiffbauwerkstatt geschafft werden. Hier werden sie beschnitten, behobelt, für die Vernietung gelocht und dann zur Baustelle befördert. Naturgemäß beginnt der Bau des Schiffes mit den zu unterst liegenden Bauteilen, und es wird zuerst der Doppelboden fertiggestellt, der als Schutz bei Grundberührung wie auch als Behälter für Süßwasser, Öl usw. dient. Er ist etwa 1,9 m hoch und erstreckt sich der Breite nach über das ganze Schiff und der Länge nach über etwa 7/8 der Schiffslänge. Zu beiden Seiten des Doppelbodens werden alsdann die schon erwähnten Spanten errichtet, die zusammen mit den Decksbalken (Abbild. 3) das Gerippe des Schiffsrumpfes darstellen.

Wenn die wasserdichten Quer- und Längsschotte (Abbild. 2) eingebaut sind und die Beplattung des Decks (Abbild. 5) sowie der Außenhaut abgeschlossen ist, müssen auch die Vorbereitungen für den Stapellauf beendet sein. Diese bestehen darin, daß auf die Helling die sog. Schlittenbahn, aus breiten, harten Holzbalken bestehend, gelegt wird, auf der das Schiff mit dem Schlitten ablaufen soll. Die Gleitflächen werden zur Verringerung des Reibungswiderstandes dick mit einem Gemisch von Schmierseife und Talg bestrichen. Bevor jedoch das Schiff fertig zum Stapellauf ist, sind noch einige schwierige Arbeiten auszuführen, die der Erwähnung bedürfen. Hierzu gehört das Einbringen der Wellenleitungen, an deren Enden die Schrauben sitzen; ferner das Einsetzen des Ruders (Abbild. 4) und das Anbringen der wasserdichten Verschlüsse für die Austrittsventile der verschiedenen Pumpen. Nach Erledigung dieser Arbeiten ist das Schiff zum Ablauf fertig. Die obenerwähnten, mit fortschreitendem Bau zu beiden Seiten ergänzten Stapelklötze, auf denen der Schiffskörper bis jetzt geruht hat, werden durch Aufkeilen des Schiffes entfernt. Dies geschieht, indem man zwischen Schlitten und Schiff eine große Anzahl harter Holzkeile gleichzeitig eintreibt, bis das Schiff so weit gehoben ist, daß man alle Unterklotzungen mühelos forträumen kann. Der Schiffskörper (Abbild. 6) liegt jetzt frei auf dem Schlitten und wird nur durch zwei einfache Stoppvorrichtungen auf der schiefen Ebene gehalten. Durch ein paar kräftige Beilhiebe auf die Tausicherung werden die Stopper ausgelöst, und der Riesenkoloß gleitet majestätisch in sein neues Element.

Nach dem Stapellauf beginnt an Bord eine emsige Tätigkeit. Ein Heer von Arbeitern der verschiedensten Zweige des Handwerks und der Technik ist mit der innern Ausgestaltung und Einrichtung des Schiffes beschäftigt. Riesige Proviantträume müssen geschaffen werden; Küche, Schlächterei, Bäckerei, Druckerei, Badekammern, Toilettenräume, Räume für Post und Funkentelegraphie, Apotheke und Lazarett usw. müssen von sachkundiger Hand eingerichtet werden. Namhafte Künstler und erste Firmen des Kunstgewerbes vollenden den Bau, indem sie die Wohn- und Prunkräume aufs luxuriöseste ausstatten.

Der Bau der Hauptmaschinen sowie der zahlreichen Hilfsmaschinen und der Kessel für die Dampferzeugung, über den bisher noch nichts gesagt wurde, geschieht in ähnlicher Weise wie der Bau stationärer Maschinen usw. Erwähnt mag noch werden, daß die in der Montagehalle bereits fertig montierte Hauptmaschine in einzelnen Teilen, dagegen die Hilfsmaschinen sowie die in der Kesselschmiede (Abbild. 1) hergestellten riesigen Schiffskessel vollkommen gebrauchsfähig durch Krane bis zu 150000 kg Tragfähigkeit nach dem Stapellauf an Bord gegeben werden.

Zum Schlusse seien noch einige Daten von besonderm Interesse über unsere neusten Schnelldampfer hinzugefügt. Es beträgt der Preis eines Ozeanschnelldampfers 12 bis 15 Mill. Mk.; die Bauzeit 18 bis 24 Monate; das Gesamtgewicht 25000000 kg; die Maschinenstärke 42000 P.S.; die Geschwindigkeit in der Stunde 23,5 Seemeilen (43,5 km); der Kohlenverbrauch in der Stunde etwa 3000 kg, für eine Reise Hamburg-Neuyork 4600000 kg oder 460 Eisenbahnwaggons zu je 10000 kg; die Zahl der Passagiere 1500 und die der Besatzung 500 Personen. Der Proviantverbrauch für eine Reise Hamburg-Neuyork setzt sich etwa, wie folgt, zusammen: 3000 kg Butter, 15000 kg Fleisch, 15000 kg Mehl, 28000 kg Kartoffeln, 25000 Stück Eier, 1000 kg Fische, 6000 kg Obst, 11000 kg Gemüse, je 1000 kg Geflügel und Schinken, 6500 l Milch, 20000 l Wein, Bier usw., 33000 kg Eis und 425000 l Süßwasser.

H. D. B.

Technische Literatur.

Besprochen von F. Wilcke.

Die Hebezeuge von Hugo Bethmann in Altenburg. Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig. 20 Mk. — Will man sich einen augenfälligen Begriff von der Bedeutung, welche die Hebezeuge heute genießen, verschaffen, so braucht man nur die Werften und Kaianlagen der neueren Häfen und die Werkplätze der gleichalterigen Hüttenwerke der Eisenindustrie zu besuchen. In ersteren findet man die bis 150 t hebenden feststehenden oder auf Schienen am Ufer entlang fahrbaren Portal- und Auslegerkrane sowie die schwimmenden Scherenkrane gleicher Leistung. Auf den Lagerplätzen der Hüttenwerke spielen neben den Selbstgreifern und Lastmagneten die mit hundert und mehr Metern Spannung arbeitenden Portal-Fachwerkskrane amerikanischen Ursprunges die größte Rolle. Da nun alle diese Einrichtungen erst in Anlehnung an die bekannten Hebezeugelemente entstanden sind, so muß eine Abhandlung, in der auch die Neukonstruktionen volle Würdigung finden sollen, immer einen merkbaren Umfang annehmen. Damit aber taucht stets die Frage auf: Wird das Werk auch übersichtlich bleiben, werden Wiederholungen sich vermeiden lassen? Beide Fragen sind vom Verfasser des vorliegenden Buches in bester Weise gelöst worden. Der umfangreiche Stoff ist in einer Weise gegliedert, daß selbst der angehende Studierende sich leicht einarbeiten kann, um so mehr als eine große Anzahl vorzüglicher Abbildungen und Konstruktionszeichnungen dieses Einarbeiten erleichtert. Der Stoff an sich erscheint in vier Hauptabschnitte gegliedert: Elemente der Hebezeuge, Flaschenzüge, Winden und Krane. Es würde zu weit führen, auf den Inhalt der vier Abschnitte speziell einzugehen; es sei nur darauf hingewiesen, daß sie z. B. die Elemente der Hebezeuge, auch die neueren Greifzeuge, Selbstgreifer, Lastmagnete, Kranwagen und das Grissongetriebe, enthalten; daß ferner ebenda auch des selbsthemmenden Stirnräderflaschenzuges und der für den elektrischen Antrieb der Hebezeuge erforderlichen Motoren und Hilfsapparate gedacht ist. Daneben erfuhren auch die Tabellen der ersten Auflage eine Erweiterung, was kaum der Hervorhebung bedarf, sonst wäre das Werk eben nicht das, was es tatsächlich geworden ist, ein Kompendium des Hebezeugbaues.

Die Elektrotechnik. Von Dipl.-Ing. K. Laudien. Verlag von Dr. Max Jänecke, Hannover. Preis 3 Mk. 60 Pf. (Band 88 der „Bibliothek der gesamten Technik".) — Mit Bezug auf die außerordentlichen Fortschritte, die auf dem Gebiete der angewandten Elektrizität in den letzten Jahren gemacht worden sind, kommt das vorliegende Werkchen gerade zur rechten Zeit. Eignet es sich doch wie keines als Handbuch für Techniker und andere in ihrem Berufe mit der Elektrotechnik in Berührung kommende Personen. Sein Inhalt basiert auf den Ergebnissen der neueren Forschungen; auch hat es der Verfasser verstanden, Theorie und Praxis wohl auseinanderzuhalten, indem er beispielsweise die auf den Schulen schon zur Genüge behandelte Reibungselektrizität ganz fortließ und den so gewonnenen Raum für die eingehendere Behandlung der zum Kochen, Heizen und zur Erzeugung von Licht dienenden Einrichtungen verwandte. Daß dabei der Schwachstrom und die Dynamomaschine sowie der Elektromotor nicht zu kurz kamen, versteht sich von selbst.

Die Sprengstoffe. Von Dr. E. Kedesdy. Verlag von Dr. Max Jänecke in Hannover. (Band 105 der „Bibliothek der gesamten Technik".) — Es muß wohl als Wagnis bezeichnet werden, das Gebiet der Sprengstoffe auf dem so engen Raume, wie ihn ein Bändchen der vorliegenden Bibliothek darstellt, behandeln zu wollen. Haben doch die letzten Jahre neben dem Schwarzpulver, das demnach noch heute sich nahezu derselben Beliebtheit erfreut wie vor Jahrhunderten, und dem Dynamit neue Sprengstoffarten in Masse auftauchen sehen, und jedes Jahr vermehrt sich ihre Zahl. Trotzdem ist es dem Verfasser gelungen, in seinem Werkchen nahezu ein Kompendium der Sprengstofffabrikation zu schaffen, in dem Schwarzpulver sowohl als Nitrozellulose, Nitroglyzerin, Dynamit, rauchloses Pulver, Knallquecksilber sowie Oxyliquid ihre sachgemäße Besprechung finden. Angaben über Prüfung der Sprengstoffe sowie Einrichtung der Betriebe und des Laboratoriums ergänzen die rein technischen Abschnitte; ebenso erleichtert eine Anzahl sehr guter Abbildungen das Verständnis des Textes.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Auszeichnung deutscher Fabrikate im Auslande. Wie wir hören, wurde der Firma Franz Hugershoff, Moskau, Roschdestwensky-Boulevard, die hohe Auszeichnung: „Lieferant des Kaiserlich Russischen Ackerbauministeriums mit der Berechtigung zur Führung des goldenen Reichsadlers" verliehen. Genannte Firma, welche in Moskau ausgedehnte Lagerräume, verbunden mit mechanischer Werkstatt, Glasbläserei und Tischlerei unterhält, ist eine Filiale der im In- und Auslande rühmlichst bekannten Firma Franz Hugershoff, Leipzig, Fabrik naturwissenschaftlicher Apparate und Geräte.

Dürkopp-Lastkraftfahrzeuge subventionsfähig. Die Bielefelder Maschinenfabrik vorm. Dürkopp & Co., Bielefeld erhielt soeben von der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen aus Berlin folgenden Bescheid: „Das Königliche Kriegsministerium hat Ihnen am 20. Januar 1909 auf Grund der Probefahrten im November 1908 die Subventionsfähigkeit für das Etatsjahr 1908/09 behufs Förderung der Einbürgerung kriegsbrauchbarer Lastkraftwagen zuerkannt."

330 Adler-Schreibmaschinen wurden den Adler-Werken vorm. Heinrich Kleyer, A.-G. in Frankfurt a. M. von einer ausländischen Firma kürzlich auf einmal bestellt. Diese Bestellung ist ein beredtes Zeugnis für das Ansehen, welches diese deutsche Firma und ihre Fabrikate auch im Auslande genießen. Sie ist vor allem zurückzuführen auf die große Leistungsfähigkeit der Adler-Schreibmaschine, welche wiederum ihre Ursache in der bewährten Konstruktion, in der Güte des verwendeten Materials und der exakten Werkstattarbeit hat.

Der Hauptkatalog 1909 der Brennabor-Werke in Brandenburg a. H. In bekannter vornehmer Ausstattung liegt uns der diesjährige Hauptkatalog der Brennabor-Werke vor. Sein Inhalt ist überaus umfangreich. Wir verweisen den Leser auf das Studium des Kataloges selbst, aus dem er nicht nur mancherlei Anregung und interessante Belehrung, sondern auch die Überzeugung gewinnen wird, daß die Brennabor-Räder nach jeder Richtung hin auf der Höhe der Technik und Ausführung stehen. Über Transporträder, Automobile und Eisenbahndraisinen versenden die Brennabor-Werke auf Wunsch Spezialkataloge.

Das Offizielle Leipziger Meß-Adreßbuch (Verkäufer-Verzeichnis) der Handelskammer ist zur bevorstehenden Oster-Vormesse (Beginn Montag, den 1. März) in der 26. Auflage erschienen. Die Zahl der darin aufgeführten Aussteller der keramischen, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Kurz-, Galanterie-, Spielwaren- und verwandten Branchen beträgt einschließlich der für den Nachtrag angemeldeten Firmen 3444 und schließt über 500 neu hinzugetretene Firmen ein. Von der Gesamtzahl entfallen 3147 Firmen auf das Deutsche Reich, 213 auf Österreich-Ungarn und 84 auf das übrige Ausland (Frankreich 34, Schweiz 13, Niederlande 8, Großbritannien 7, Belgien 7, Dänemark 4, Italien 4, Rußland 3, Schweden 2, Nordamerika 2). Wie bekannt, wird das Buch vom Meß-Ausschuß der Handelskammer Leipzig vor und während der Messe an die Meß-Einkäufer unentgeltlich verbreitet.

Allgemeine Notizen.

Unsere Frauenwelt, die sich ja für Straußenfedern lebhaft interessiert, machen wir hierdurch auf die angesehene und als recht leistungsfähig bekannte Firma Herm. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 16 aufmerksam. Diese betreibt den Versand von Straußenfedern in großem Maßstabe, und unsere Abonnentinnen werden deshalb gut tun, sich bei Bedarf dieser Firma zu erinnern. Man bekommt dort schon von 3 Mark an Straußenfedern von etwa einhalb Meter Länge. Auch die größeren Federn sind im Verhältnis nicht teuer.

Für Amateur- und Fachphotographen. Von der Firma Emil Wünsche, Aktiengesellschaft für photographische Industrie in Reick bei Dresden wurde soeben eine gefällig ausgestattete Spezialbroschüre über Trockenplatten, Auskopierpapiere und Entwickelungspapiere herausgegeben. Die Broschüre stellt einen Auszug aus der Bedarfsartikel-Hauptliste dar und enthält speziell Trockenplatten und photographische Papiere eigener sowie fremder anerkannt vorzüglicher Marken, wie Wünsche-Monopolplatten und Monopolpapiere, Jahr- und Schleußener-Platten, Gevaert-, N. P. G.-, Schwerter- und andere Papiere. Interessenten erhalten die Broschüre kostenlos zugesandt.

Die Tage der Wäsche. In Zeiten, wie den jetzigen, da die anhaltenden Teurungsverhältnisse alle nur irgend möglichen Einschränkungen im Haushalte notwendig machen, geht die sparsame Hausfrau daran, selbst zu waschen. Die wichtigste Frage dabei ist, unter größter Schonung der Wäsche und in möglichst kurzer Zeit die wohl in jeder Familie nicht gern begrüßte „Große Wäsche" zu bewältigen. Hier kommt die Firma Fritz Knoch in Berlin 75 SW., Puttkamerstraße 19, mit ihrer Dampf-Waschmaschine „Meteor" als willkommene Retterin der Hausfrau zu Hilfe. Nach dem System großer Waschmaschinen gebaut, wie sie in Großwäschereien in Betrieb sind, erzielt „Meteor" bei bedeutender Ersparnis an Feuerungsmaterial ganz hervorragende Leistungen. Als besonderen Vorzug der „Meteor", die einfach und äußerst bequem zu handhaben ist, sei hervorgehoben, daß der Wäschebehälter, die Trommel, vorzugsweise aus reinem massiven Zinkblech besteht, das die Bildung von Rostflecken vollständig ausschließt. Die Firma gibt bei Bezugnahme auf die Leipziger Illustrirte Zeitung die Maschine ohne Kosten und Kaufzwang 14 Tage auf Probe ab und nimmt sie anstandslos zurück, wenn die Leistungen nicht befriedigen. Die Zahlungsbedingungen sind sehr entgegenkommende, und die Preise so gestellt, daß sich „Meteor" schon in etwa neun Monaten bezahlt macht.

Wandern und Reisen. Der Winter naht seinem Ende, und ehe wir es versehen, ist die schöne Jahreszeit gekommen, wo jedermann hinauswandert, um sich an der Natur zu erfreuen. Gerade aber beim Wandern und Reisen sind wir doppelt den Gefahren einer rasch wechselnden Witterung ausgesetzt, und es ist ein ernster Mahnruf, der an alle ergeht, die hinausziehen in die Weite, ihrer Reiseapotheke auch das „Sirolin Roche" einzuverleiben, das bei allen Erkältungen der Atmungsorgane die wichtigsten Dienste leisten kann.

Für die Redaktion verantwortlich Karl Wilke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel: beide in Leipzig. Herausgabe, Druck u. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.
Für der Redaktion unverlangt zugehende Einsendungen wird keinerlei Verantwortung übernommen. — Alleinige Annoncen-Vertreter für Großbritannien u. Irland: J. E. Browne & Co., Advertising Offices, 163 Queen Victoria Street, London E. C.